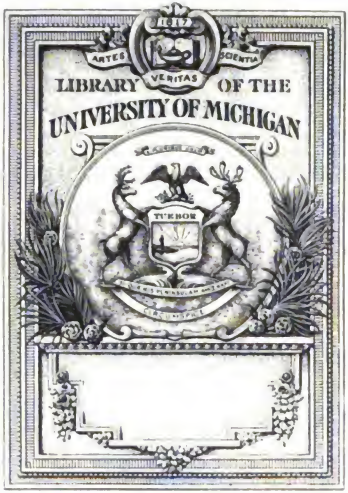
Die Zukunft



Digitized by Google

830.6
Z94

Digitized by Google

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Sechster Band.

Berlin.
Verlag von O. Häring.
1894.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Abélard d'Astrefort, Herr . . . 87
Anarchismus, kommunistischer u. individualistischer 508
— — s. a. Theorie des Anarchismus.
Anarchismus und Wissenschaft . 551
— — s. a. Theorie des Anarchismus.
Antisemismus, der, und die Juden 470
Aphorismen über Kunst . . . 610
Aquarellisten, deutsche 36
Arbeiterjugend, unsere 616
Argentinien im Jahre 1893 . . 231
Arnim s. Bismarck.
Arnims Verurtheilung 189
Aerzteschulen 602
Aufschwung, der sogenannte . . 335
Ausverkauf 485
Bauer, der russische, s. Kreditverhältnisse.
Berlin-Friedrichsruh 192
Besuch, ein, bei Fritz von Uhde 331
Bismarck, dem Fürsten. Gedicht 601
— — s. a. Leitartikel, der erste, über.
Bismarck im Schloß 193
— — s. a. Otto der Zahme und Mann, der, in Friedrichsruh.
Bismarck und Arnim 49
— — s. a. Arnims Verurtheilung.
Bismarcktag s. Paralipomena.
Bodenverstaatlichung, die . . . 268
Brief, offener, a. d. Grafen Caprivi 306
Bülow, Hans von 385
Bürgerkrieg, der chilenische . . 372
Caprivi-Beleidigung 97
Chemie s. Wissenschaft u. Praxis.
— — s. a. Ursprung der chemischen Industrie.
Christlich-Sozial 349, 396
Consummatum est. Gedicht . 570
Coulissen, die, der Burgstraße . 91
Dat is Wilhelm! 389
Dividendenparade 527
Donna, die, und ihre Kritiker . 172
Ehrengericht, das. Gedicht . . 525
Elf, die 575
Elite, die akademische 95
Ende, das, der Krollschen Oper 380
Flotte, die britische s. Vermehrung.
Folklore-Kongreß, der zweite internationale 297
Fragen, neun, an die Goldmänner 407
Frauenerziehung und Frauenthätigkeit 251
Frauenfrage und Erziehung . . 210
Frauenfrage und Gesundheit . 105
Friedrichsruh s. Berlin.
Für die Reichsweinsteuer . . . 78
Gedichte und Epigramme von Friedrich Nietzsche 614
Gegen die Reichs-Weinsteuer . 134
Gesinnung, monarchische . . . 455
Gladstone s. Glossen.
Glossen über Gladstone . . . 482
Goldwährung s. Segnungen.
— — s. a. Fragen, neun.
Großen, die, und die Kleinen . 479
Hermannsabschlachtung, die . . 571
Jenseits des Grenzpfahls . . 375
Im feurigen Ofen. Gedicht . . 577
Industrie, chemische, s. Ursprung.
Italiens Accord 433
Kanzler, der schwarze 1
Kaufhaus, das 624
Kleinen, die, s. Großen, die.
Kohlenarbeiter, englische, s. Strike.
Kometen s. Räthsel.
Kraftübertragung s. Naturökonomie.
Kreditverhältnisse des russischen Bauern 26

Digitized by Google

Krollsche Oper s. Ende.
Kukuksinsel s. Verfassung.
Kunstkurs, der neue 530
Lagarde-Stiftung, die 75
Leitartikel, der erste, über Bismarck 629
Leoncavallo, Ruggiero 138
Loch, das dreizehnte 423
Mann, der, in Friedrichsruh . . 581
Medici, die 431
Meyer, Herr Alexander, der Kulturhistoriker 237
Nationaldenkmal, das 609
Nationalpartei, die böhmische, und der Feudaladel 412
Naturökonomie und Kraftübertragung 428
Neues von der Börse 284
Notizbuch . . 96, 144, 288, 339, 579
Ofen, im feurigen s. Im feurigen Ofen.
Otto der Zahme 341
Paralipomena zum Bismarcktage 239
Parlamentskomödie 436
Pfründen, neue 141
Polnische Rekruten s. Rekruten.
Polonaise 437
Posse, eine historische 128
Rampolla, Kardinal 560
Räthsel, das, der Kometen . . 221
Reform, die, der Universitäten . 522
Reichsbank 566
Reichs-Sturmglocke, die . . . 88
Reisebrief 517
Rekruten, polnische 546
Rupees 382
Russische Bauer, der, s. Kreditverhältnisse.
Russische Vertrag, der, s. Vertrag.
Schillerpreis, der 48
Schneider, die drei 533
Schoelcher, Victor 117
Schwabenstreiche 145
Segnungen, die, der Goldwährung 156
Serbenwerthe 187
Silberkommission, unsere . . . 494
Sizilien 69
Sonette v. G. G. Belli 31, 125, 168
Steuerzahlen s. Vom Steuerzahlen.
Stimmungen im deutschen Heer 461
Stipendien? 176
Strike, der, der englischen Kohlenarbeiter 182
Theater 280
Themis am Webstuhl der Zeit . 257
— — s. a. Wort und Schrift vor dem Strafrichter.
Theorie, die, des Anarchismus . 361
442, 508, 551
Thüngen, der Fall 542
Triumph, der, des neuen Kurses 289
Uhde, Fritz von, s. Besuch.
Ungleichheit, die natürliche, der Menschen 589
Universitäten s. Reform.
Ursprung, der, der chemischen Industrie 7
Verfassung, die, der Kukuksinsel . 475
Verkehrsbesteuerung, die, im Reichstage 16
Vermehrung, die, der britischen Flotte 203
Vertrag, der russische 241
Vom Steuerzahlen 278
Weinsteuer s. Für die Reichsweinsteuer.
— — s. a. Gegen die Reichs-Weinsteuer.
Wertheim-Theater 45
Wie Witte will 42
Wissenschaft und Praxis in der Chemie 62
Witte s. Wie W. will.
Wort und Schrift vor dem Strafrichter 326
— — s. a. Themis am Webstuhl der Zeit.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 6. Januar 1894.

Der schwarze Kanzler.

Ein neckender Zufall fügt es immer wieder, daß den großen Haupt- und Staats-Aktionen der neuen Herren aus der Wilhelmstraße ein afrikanisches Schattenspiel folgt oder auch vorangeht, eine ins Tropische sich streckende Karikatur heimischer Errungenschaften. Der Glanz des Helgoland-Vertrages sollte die Bahn beleuchten, auf der künftig die internationalen Abmachungen sich zu bewegen hatten; aber nur Herr Bamberger begrüßte lächelnd den holden Schimmer, — vielleicht, weil er früher als Andere erkannte, was nach diesem Muster von europäischen Verträgen zu erwarten war. Die Sachverständigen sahen entsetzt dem grotesken Schattenspiel zu, das mit den üblichen Böllerschüssen eingeleitet wurde, und sie zogen es zum größten Theil klüglich vor, das Ende der so begonnenen Vorstellung nicht erst abzuwarten. Herr von Wissmann, an dessen Namen der Erfolg in Ostafrika gekettet schien, trat aus dem Dienst des Reiches und erlebte das Schicksal des Großen, der ihn gefunden und ihm vertraut hatte: als Bismarck nach Wien kam, mußten die Beamten der deutschen Botschaft ihm die gesellschaftliche Höflichkeit versagen und vor Wissmann durften die Wachposten in Bagamoyo und Dar-es-Salâm kein Honneur mehr machen. Und nun ist, während über das politische Verhalten der Reichsbeamten in Berlin heftig gestritten wird, in Kamerun eine Meuterei der Polizeitruppe ausgebrochen und das Gouvernementsgebäude ist neun Tage lang im Besitz der Aufständigen gewesen. Ganz so weit sind wir in Deutschland noch nicht: die Polizisten machen noch

Digitized by Google

keine Revolutionen und die vom bedrängten Grafen Eulenburg endlich verfügte Wiederauffrischung des Erlasses vom vierten Januar 1882 wird auf verängstigte Landräthe nicht ganz ohne Wirkung bleiben; aber die tropische Karikatur ist wieder da und das afrikanische Schattenspiel zeigt einen schwarzen Kanzler und eine dunkle Bureaukratie, gegen deren Beglückungversuche die Landbevölkerung sich erhebt.

Seit genau zehn Jahren weht nun die deutsche Flagge am Kamerun-Fluß. Am 30. Januar 1884 erschien die deutsche Korvette „Sophie" in Klein-Popo und wenige Monate später trat Herr Dr. Nachtigal sein Amt als kaiserlicher Kommissar für Westafrika an. Er hatte nicht wenig zu thun, um die Empfindlichkeiten Frankreichs zu schonen und die Zettelungen der Engländer abzuwehren, die in der Stille die Negerstämme zur Empörung gegen die deutsche Herrschaft antrieben; allmählich aber befestigte sich das Ansehen der neuen Schutzmacht und selbst die unentwegten Kolonialfeinde aus der damals noch nicht zur Staatsrettung berufenen Rickertei hatten schließlich gegen Kamerun, das die Kosten deckte, nicht mehr viel einzuwenden. Wer auch ganz flüchtig nur mit afrikanischer Sitte bekannt geworden ist, der wird kaum begreifen können, wie es möglich wurde, daß nach zehnjähriger Herrschaft der Deutschen nun die angeworbenen Dahomelente mit ihren Weibern eine offene Menterei und einen Angriff auf das Haus des Gouverneurs wagen konnten. Der Vorgang ist ohne Beispiel in der Geschichte der Kolonisation, und wenn er äußerlich vielleicht auch durch eine Ungeschicklichkeit oder eine Frauenzimmergeschichte herbeigeführt wurde, so ist er als Symptom doch wichtig genug, weil er mit einem grellen Blitz den steil abwärts zeigenden Weg erhellt, auf dem das Prestige des deutschen Namens auch in Afrika allmählich zu schwinden droht. Ob deshalb vierzehn Tage vergehen mußten, bevor die erste Nachricht über den Kameruner Aufstand nach Berlin gelangen konnte?

Das einst so heiße Interesse an der Kolonialpolitik ist einer frostigen Gleichgiltigkeit gewichen, seit sehr viel ernstere Sorgen die Gemüther der Deutschen erfüllen. Die Bauern und die dem gewerblichen Mittelstand Angehörigen kämpfen um ihre Existenz und sind nicht in der Laune, über Verluste und Niederlagen im dunkeln Erdtheil sich aufzuregen; die Großstadtpolitiker haben sich nie ernsthaft um die afrikanischen Angelegenheiten gekümmert, weil da Beträchtliches für sie doch nicht zu verdienen ist, und sie haben mit schallendem Jubel das

Digitized by Google

geflügelte Wort des Grafen Caprivi begrüßt: „Schlimmeres könnte uns gar nicht begegnen, als wenn uns Einer ganz Afrika schenkte!“ Daß zu ganz Afrika auch Egypten, das Kapland, Marocco, Algier und der Kongo-Staat gehören, daran dachte der Herr Graf wohl zufällig gerade nicht, sonst hätte er das große Wort doch vielleicht scheu im Busen bewahrt. Immerhin ist es auffällig, daß ein Politiker, der von der unbegrenzten Ausdehnungfähigkeit der Export-Industrie für das Deutsche Reich allein das Heil erwartet, für die kolonisatorischen Bestrebungen nur eine kühle Zweifelsucht aufzubringen vermag. Wo soll denn schließlich der reiche Exportsegen untergebracht werden? Der französische Forscher Tharel hat die wirthschaftliche Bedeutung der Kolonialpolitik ganz richtig erkannt, als er sagte: „Ueberall verschließen die früheren Absatzgebiete sich unserer Industrie; die Nachbarvölker haben gelernt, selbst für ihren Bedarf zu sorgen, und Amerika, das früher von uns kaufen mußte, verkauft uns jetzt seine Produkte zu immer lästigeren Bedingungen. Nur der ungeheuere afrikanische Markt kann unserem Handel eine sichere Zukunft verbürgen; wenn wir diesen Markt erobern und die Bedürfnisse, die wir dort schaffen, auch befriedigen, dann kann Afrika uns einst vor den Gefahren schützen, die uns jetzt bedrohen.“ Die englischen Handelsleute hatten Das schon längst eingesehen und sich rechtzeitig deshalb die besten Plätze gesichert; sie werden auch jetzt von dem gefeierten Reichsminderer Gladstone für ihre Flotte eine Verstärkung ertrotzen, die vorläufig wenigstens um die indischen Schätze ihnen das Zittern erspart. Die Franzosen haben in Kanada und in Egypten den Anschluß versäumt; jetzt aber betreiben ihre Pioniere Mizon, Monteil, Binger das kolonisatorische Geschäft ziemlich schlau, und während Deutschland in seinem ältesten und scheinbar sichersten afrikanischen Besitz von der Rebellion der geworbenen Schutztruppe bedroht ist, hat Frankreich das Hinterland von Kamerun ganz gemüthlich mit Beschlag belegt. Warum auch nicht? Bald nachdem der tapfere Freiherr von Gravenreuth gefallen war, sind ja die deutschen Expeditionen ins Hinterland eingestellt worden, weil, wie der Kanzler des Deutschen Reiches sechs Tage nach Gravenreuths Tode beim Reichstags-Schauri sagte, „wir an Dem, was wir bekommen haben, reichlich genug haben.“

Der erste deutsche Kolonialtheoretiker, Roscher, erkennt das Wesen der Kolonisation in den zwei Eigenthümlichkeiten: „erstens, daß ein

Digitized by Google

mehr oder weniger altes Volk ein mehr oder weniger junges Land in Besitz nimmt, und zweitens, daß ein Theil des Volkes sich vom Ganzen ablöst." Das zweite Merkmal wird man an den neuen Kolonisationversuchen der Deutschen noch lange nicht entdecken können; wir sind zu spät gekommen, um noch sofort lohnende Plätze für Ackerbau-Kolonien finden zu können, und es wird unermüdliche Arbeit nöthig sein, bis es gelingt, auch nur einen kleinen Theil der etwa hunderttausend Auswanderer, die alljährlich Deutschland verlassen, nach unseren afrikanischen Gebieten zu lenken. Sehr viele Leute, zu denen auch der Reichskanzler mit seinen cobdenitischen Anbetern gehörte, zweifeln überhaupt an dieser Möglichkeit; sie bedenken nicht, daß auch gegen Klima und Bodenbeschaffenheit ein Kulturkampf geführt werden kann, und sie rechnen ungefähr so wie der Minister von Bodelschwingh, der, als eine Eisenbahn von Berlin nach Magdeburg geplant wurde, erklären ließ, die preußische Regirung hätte ganz genau den Betrag festgestellt, den bisher der Post- und Frachtverkehr zwischen den beiden Städten lieferte, und sie hätte sich überzeugt, daß dieser Verkehr eine Eisenbahnlinie nicht ernähren könne. Am Ende ist es doch anders gekommen, als die Schulweisheit der Bureaukratie sich träumte, und es könnte auch in Afrika anders kommen, wenn es dem alten Volke wirklich gelingt, von dem jungen Lande den Theil wenigstens, den die Engländer und Franzosen ihm übrig gelassen haben, in Besitz zu nehmen. Dazu aber ist vor allen Dingen eine Wiederbefestigung des deutschen Ansehens nöthig; mit der bloßen Handelsfreiheit ist es auch an den afrikanischen Küsten nicht gethan und das neue Kolonialrecht wird in Gegenden, wo von einem Recht im Sinne der civilisirten Welt nicht die Rede sein kann, auch ohne wunderkräftige Wirkung bleiben.

Mit dem Personal, das jetzt in unserer Kolonial-Verwaltung thätig ist, könnte man bequem mindestens eine Strafkammer besetzen. Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes war in Baden früher öffentlicher Ankläger, der Chef der Kolonial-Abtheilung ist ein gerühmter juristischer Repetitor und in Kamerun wirthschaftet ein Landgerichtsrath mit einem juristisch vorgebildeten Kanzler und zwei Assessoren. Diese Herren würden gewiß im Stande sein, ein Gesetzbuch für Ost- und Westafrika auszuarbeiten; wenn sie aber ihr richterliches Gewissen prüfen, dann werden sie sich doch sagen müssen, daß da, wo der Europäer von Rechts wegen nichts zu suchen hat, mit ab-

Digitized by Google

strakten Rechtsbegriffen auch nichts anzufangen ist. Im Rechtswege würden die Neger jeden Prozeß gewinnen und sie könnten sich sogar bei ihren Aufständen getrost auf den Nothwehr-Paragraphen berufen. Der Deutsche sieht diese Verhältnisse noch immer viel zu sentimental an; er möchte den armen Neger „human" behandeln, ihm den vergiftenden Branntwein vorenthalten und liebevoll, wie es in der Vossischen Zeitung heißt, auf die Eigenart der Eingeborenen eingehen. Unser Liberalismus, der sonst immer nach dem englischen Vorbilde schielt, sollte da doch von den Engländern Einiges gelernt haben, die nur der rücksichtslosen Brutalität und der hochmüthigen Abschließung von dem schwärzlichen Gesindel ihre kolonialen Erfolge verdanken. Den Briten fällt es gar nicht ein, den Hindu, den Parsen, den Araber oder gar den gemeinen Nigger wie einen geliebten Menschenbruder zu behandeln oder mit dem schwarzen Strauchdieb, der sich Sultan von Sansibar nennt, auf dem Fuße diplomatischer Höflichkeit zu verkehren. Sie zeigen die ganze Ueberlegenheit der höheren Rasse und scheuen sich gar nicht, einen lästigen Sultan oder König durch ein stilles Gift aus dem Wege zu räumen. Von den deutschen Kolonisatoren, die sonst meist geneigt sind, nach schlechter deutscher Gewohnheit sich den Sitten des Landes zu acclimatisiren, hat außer Wissmann nur Peters mitunter die englische Tonart getroffen, die Jeder sofort als die allein wirksame erkennen muß, wenn er das Glück einer Berührung mit den schwarzen Brüdern genossen und etwa gehört hat, wie der Kopf und die Glieder eines erschlagenen Weißen unter Jubelgeheul von einem Negerdorf in das andere geschleppt worden sind. Mit Humanität und papierenen Verordnungen ist da nichts auszurichten und die Politik der Versöhnung wird man nach Afrika nicht importiren können, ohne damit noch viel schlimmere Enttäuschungen als in Europa zu erleben.

Es sieht aber fast so aus, als sei nicht das Verständniß nur, sondern auch das Interesse für die Kolonialpolitik aus der Wilhelmstraße verschwunden. Den Kanzler und seinen Gehilfen im auswärtigen Dienst langweilen offenbar die afrikanischen Händel. Sonst wäre es nicht möglich gewesen, daß der Freiherr von Soden, der in Kamerun leidlich eingelebt war, plötzlich in die völlig anderen Verhältnisse Ostafrikas versetzt und daß Wissmann entfernt wurde, nur weil er ein Liebling Bismarcks war und während des Araberaufstandes die Rechnungen nicht mit der von der Bureaukratie ge-

Digitized by Google

wünschten Sauberkeit geführt hatte. Die Berufung des Herrn von Soden wurde zuerst als ein nothwendiger Systemwechsel ausposaunt: es sollte die Zeit der Civilverwaltung angebrochen sein. Aber Soden ging, obwohl er mit einem Intendanten und fünfzehn Zahlmeistern bei sehr vielen Studirlampen pünktlich und peinlich die Rechnungabschlüsse erledigt hatte, und an seine Stelle trat wieder ein Soldat, aber einer, der in Afrika auch wieder fremd war: der Oberst von Schele. Inzwischen sind fast alle militärischen Unternehmungen fehlgeschlagen, die wichtige Stellung am Kilima-Ndjaro-Gebirge ist geräumt worden, die räuberischen Wahehe sind nicht bestraft und die deutsche Kolonialpolitik hat Wissmann, Emin Pascha, Gravenreuth, Bülow, Zelewski und bald wohl auch Peters für immer verloren. Graf Caprivi aber findet, daß Alles in schönster Ordnung ist; er hat dem Freiherrn von Soden den Dank des Vaterlandes votirt und ihn bald darauf ruhmlos scheiden lassen; er hat Herrn Eugen Wolf zuerst als einen Kolonialbummler verspottet, ihm den Zugang zur deutschen Ostküste versperrt und später dann von der Sachkenntniß dieses Geschmähten Informationen erbeten. Und bei jeder Biegung dieses Zickzackweges hat er die ergebenste Anerkennung seiner höheren Autorität verlangt.

Das afrikanische Schattenspiel zeigt auch hier nur die tropische Karikatur europäischer Errungenschaften. Herr von Schloezer mußte weichen und die Vertretung beim Vatikan übernahm ein Herr, der in der Komoedie der angeblichen Welfenfonds Quittungen keine beneidenswerthe Rolle gespielt hatte. Herr von Radowitz mußte Konstantinopel, wo er nahezu unersetzlich war, ohne erkennbaren Grund einem diplomatischen Neuling überlassen und in Madrid den mit den dortigen Verhältnissen vertrauten Herrn von Stumm ablösen. Graf Bray wurde in Belgrad durch einen Herrn ersetzt, der die serbische Sprache nicht kennt und auf die Unterstützung der österreichischen Botschaft angewiesen ist. Herr von Bülow mußte von Bukarest nach Rom übersiedeln und eine mächtige Clique, von der allerlei Unterhaltsames zu berichten wäre, bemüht sich eben, dem Grafen Philipp Eulenburg die Straße nach Wien rein zu fegen. In der diplomatischen Sprache nennt man Das ein Revirement, und wenn die Bürger des Deutschen Reiches staunend noch nicht erkennen, wie nützlich es ist, dann können sie aus dem Schattenspiel bessere Weisheit schöpfen, das einen schwarzen Kanzler ihnen eben wieder zeigt und eine dunkle Bureaukratie.

Digitized by Google

Der Ursprung der chemischen Industrie.

Die Chemie ist eine junge Wissenschaft, die erst seit kaum einem Jahrhundert ihre feste Begründung gefunden hat; aber schon während des ganzen Mittelalters hat man ihre theoretischen Fragen behandelt und ihre Verfahren ausgeübt. Die Völker des Alterthums hatten sie schon gekannt; ihr Ursprung verliert sich in der Nacht uranfänglicher religiöser Anschauungen und vorgeschichtlicher Civilisation. Vielleicht ist es nicht ohne Interesse, darzulegen, wie die Wissenschaften, einem Naturgesetze gehorchend, in Folge der Nothwendigkeit ihrer Anwendung ihre Pflege gefunden und so die Stürme der Völkerwanderung und den Zusammenbruch der Civilisation überdauert haben. Nur die vollständige Vernichtung von Völkerschaften, wie sie bisweilen Mongolen und Tartaren ins Werk gesetzt haben, wäre im Stande, diese Kultur von Grund aus zu zertrümmern. Gewiß, als Tamerlan auf den Ruinen von Ispahan eine Pyramide errichten ließ, die aus 70 000 Köpfen ihrer Bewohner bestand, da mußten die Ueberlieferungen ihrer Handwerker sowohl wie die Bildung ihrer Philosophen den Untergang finden; aber einer so vollständigen Niedermetzelung begegnet man selten in der Geschichte des menschlichen Geschlechtes.

Mancher Leser wird überrascht sein, von einer chemischen Industrie der Griechen und Römer sprechen zu hören; er hat sich gewöhnt, hierunter die Herstellung der Schwefelsäure und der künstlichen Soda, die Fabrikation des Leuchtgases und der glänzenden Theerfarbstoffe zu verstehen, und er kann nichts Aehnliches im Alterthum entdecken. Das kommt daher, weil das Gebiet der Chemie ein viel größeres ist und auch die Veränderungen von Körpern in sich begreift, die auf anderem Wege als durch die Einwirkung mechanischer oder physikalischer Kräfte vor sich gehen.

Seit den ältesten Zeiten hat der Mensch zur Befriedigung seiner Bedürfnisse chemische Verfahren benutzt, die er bei der Verarbeitung der Erze, Töpferei, Färberei und Malerei, Herstellung der Nahrungmittel, Heilkunde und sogar bei der Kriegskunst in Anwendung brachte. Wenn das Gold, bisweilen auch das Silber und Kupfer, in natürlichem Zustande vorkommen und nur eine mechanische Bearbeitung erfordern, können andrerseits das Blei, Zinn, Eisen und manchmal wohl auch das Silber und Kupfer nur durch sehr umständliche Hilfsmittel aus ihren Erzen gewonnen werden. Die Herstellung der Legirungen, für die Verfertigung der Waffen, Münzen und Schmuckstücke so wesentlich, ist auch eine rein chemische Kunst.

Die Kunst, Mörtel, irdenes Geschirr, vor Allem aber das Glas

Digitized by Google

herzustellen, beruht ebenfalls auf chemischen Verfahren. Der Handwerker, der Stoffe, Kleidungstücke, Vorhänge purpurn oder anders färbte — eine Industrie, die erst in Egypten und Syrien zur Anwendung gelangte, dann in der ganzen griechischen, römischen und persischen Welt, vom fernsten Osten gar nicht zu sprechen —, brauchte dazu eine außerordentlich entwickelte chemische Bearbeitung. Die Gewebe, die man bei den Mumien und in den Sarkophagen gefunden hat, zeugen für die Vollkommenheit des Verfahrens. Plinius und Vitruvius beschrieben im Einzelnen die Herstellung der Farben, so die des Zinnobers oder der rothen Schminke, der Mennige, des Rötels, des Indigos, schwarzer, grüner und blauer Farben, theils vegetabilischen, theils mineralischen Ursprunges, wie sie eben von den Malern verwendet wurden. Auch die Chemie der Nahrungmittel, so reich an Hilfsmitteln und an Betrügereien, stammt schon aus jener Zeit. Nach Belieben konnte man die feinen Gährungen ausführen, mit deren Hilfe man das Brot, den Wein, das Bier herstellt und eine große Menge Nahrungmittel verändert; man verstand auch schon, wie zu unsrer Zeit, den Wein durch Zusatz von Gips und anderen Stoffen zu verfälschen. Die Heilkunst, die überall Hilfsmittel gegen die Krankheiten suchte, hatte gelernt, eine große Anzahl mineralischer und vegetabilischer Körper umzuwandeln und herzustellen, so z. B. den Mohnsaft, die Auszüge der Tollkräuter, das Kupferoxyd, den Grünspan, die Bleiglätte, das Bleiweiß, die Schwefelverbindungen des Arsens und die arsenige Säure. Von den Aerzten und Zauberern wurden zugleich Heilmittel und Gifte, zu verschiedenen Zwecken, hergestellt.

Endlich die Herstellung der Waffen und Zündstoffe, wie Steinöl, Schwefel, Harze und Erdpech, hatten schon damals, wie zu unseren Zeiten, den Scharfsinn der Erfinder angeregt und Verwendung gefunden zur Herstellung furchtbar wirkender Mittel, besonders für die Belagerungtechnik und Seekämpfe; so waren sie die Vorboten des griechischen Feuers, ja sogar des Schießpulvers und unserer entsetzlichen Explosivstoffe.

Man sieht aus diesem flüchtigen Ueberblick, wie weit die römische Welt in der Kenntniß der chemischen Industrie in der Zeit schon vorgeschritten war, da sie unter den Streichen der Barbaren zusammenbrach. Aber die Vernichtung der antiken Welt ging nur schrittweise vor sich; wenn auch die höchste wissenschaftliche Ausbildung, die ohnedies gewöhnlichen Geistern kaum zugänglich ist, aus Mangel an Ermunterung einer fast vollständigen Vernachlässigung anheimfiel; wenn auch die griechischen Philosophen, der religiösen Verfolgung durch die byzantinischen Kaiser und der Gleichgiltigkeit und Verachtung von Seiten der persischen Herrscher ausgesetzt, keine Schüler mehr heranbildeten, wenn die großen Namen der Physik, der Mathematik und der Alchemie der Griechen kaum über die Zeit Justinians

Digitized by Google

hinausgehen, so ist es doch sicher, daß die Nothwendigkeit von Gewerben, die entweder für das menschliche Leben unentbehrlich sind oder zur Befriedigung der Prunksucht der Herrscher und Priester erforderlich waren, die meisten Zweige der chemischen Industrie erhalten mußte und in der That auch erhalten hat.

Als Stütze dieser Behauptungen kann man verschiedenartige Beweise beibringen. Die Einen gewinnt man durch Prüfung der Bauwerke, Waffen, Geschirre und Glassachen, Stoffe, Gemmen und Schmuckstücke und Kunstgegenstände aller Art, die uns erhalten sind. Diese Prüfung liefert in der That unbestreitbare Ergebnisse, vorausgesetzt, daß das Alter der Gegenstände sicher ist und sie keiner Wiederherstellung unterworfen wurden. In dieser Hinsicht kann man nie zu viel Vorsicht und sogar Mißtrauen zeigen. Wer seine Schlußfolgerungen auf die Prüfung der Skulpturen und Fenster gewisser gothischer Kirchen, die im 19. Jahrhundert wieder hergestellt sind, gründen wollte, würde sich sehr vielen Irrthümern aussetzen. Unter den Dingen, die uns in den Kirchenschätzen und Sammlungen der Museen seit der Zeit der Karolinger überkommen sind, giebt es wenige, die nicht zu wiederholten Malen durch die Konservatoren des 17., 18. und 19. Jahrhundert ausgebessert und vervollständigt sind. Es genügt, diese Gegenstände in den Händen gehabt zu haben und in die Einzelnheiten ihrer Erhaltung eingedrungen zu sein, um sich zu überzeugen, daß ihre Verzierungen, Ansätze, die Perlen und farbigen Gläser, die sie schmücken, zu jeder Zeit und auch noch in unseren Tagen Gegenstand einer ununterbrochenen Ausbesserung sind. Unter solchem Vorbehalt aber bleiben derartige Dinge die verbürgtesten Zeugnisse für die einstige Lage der Industrie. Diese Beweiskraft besitzen sie vor Allem, wenn man sie im Inneren von Gräbern oder an solchen Stellen entdeckt, die der Mensch im Laufe der Jahrhunderte noch nicht berührt und entweiht hat.

Die Erzählungen und Schilderungen zeitgenössischer Geschichtschreiber liefern weitere Aufschlüsse, die allerdings weniger genau sind, denn es ist besser, den Gegenstand selbst als seine Beschreibung unter den Händen zu haben. In technischen Abhandlungen und Werken, die sich auf die Künste und Handwerke beziehen und bis auf unsere Zeit gekommen sind, besitzen wir eine Reihe gegebener Thatsachen, die noch sicherer und genauer als die Chroniken sind, besonders wenn diese Abhandlungen ein bestimmtes Datum tragen, sei es auch nur das ihrer Kopie. Diese Quellen sind schon im Alterthum bekannt. Sie versiegen auch nicht im Mittelalter, obwohl sie bis jetzt fast vollständig den Gelehrten entgangen zu sein scheinen, die die Geschichte der Wissenschaften geschrieben haben. Mit Hilfe dieser Dokumente will ich zu zeigen versuchen, welche theils praktischen, theils theoretischen

Digitized by Google

Kenntnisse den Sturz der antiken Civilisation überdauert und wie in den Ueberlieferungen der Werkstatt sich diese Zweige der Industrie erhalten haben, fast ohne daß neue Erfindungen hinzu kamen, aber doch auf einer gewissen Höhe der Vollendung.

Die Geschichte der physikalischen Wissenschaften im Alterthum ist uns nur sehr unvollständig bekannt. Damals existirten noch keine planmäßigen, zum Studium bestimmten Werke, wie sie jetzt tagtäglich in Frankreich, Deutschland, England, den Vereinigten Staaten ꝛc. erscheinen. So besitzen wir auch mit Ausnahme der medizinischen Wissenschaften, deren Studium man sich immer mit Eifer widmete, nur ungenügende Nachrichten über die Verfahren, die bei den Künsten und Handwerken der Alten in Gebrauch waren.

Die moderne Experimentalforschung hat diese Erfahrungen in der Form von Lehrsätzen zusammen gefaßt und hat ihre enge Verwandtschaft mit den Theorien, denen sie als Grundlage und Bestätigung dienen, gezeigt. Aber diese Methode war den Alten so gut wie unbekannt, wenn auch nicht ihrem Wesen nach, so doch als allgemeines Prinzip der wissenschaftlichen Erkenntniß. Ihre Industrie stand in keinem Zusammenhang mit den Theorien, wenn man Längs-, Flächen- und Inhaltsmaße ausnimmt, die sich ja unmittelbar aus der Geometrie ableiten; den Ursprung der Vorschriften der Goldschmiedekunst hat man in den theils richtigen, theils falschen Theorien der Alchemie zu suchen. Man hat sich sogar die Frage vorgelegt, ob die gewerblichen Vorschriften sich nicht seinerzeit auf dem Wege der rein mündlichen Ueberlieferung erhalten haben. Einige Ueberbleibsel dieser Ueberlieferung wären dann in den Notizen niedergeschrieben, die zur Abfassung der Naturgeschichte des Plinius und der Werke des Vitruvius und des Isidor von Sevilla dienten, wobei sich freilich zahlreiche Irrthümer und Fabeln eingeschlichen haben; aber die Hauptmenge dieser Kenntnisse scheint verloren zu sein. Indessen eine eingehendere Prüfung der Werke, die uns aus dem Alterthum überliefert sind, ein aufmerksameres Studium der Manuskripte, die man erst unbeachtet ließ, da sie in keiner Beziehung weder zu literarischen oder historischen Studien noch zu den gewöhnlichen historischen Fragen stehen, gestattet die Behauptung aufzustellen, daß hier ein Irrthum vorliegt; jeden Tag entdecken wir neue, wichtige Dokumente, die feststellen, daß die Verfahren der Industriellen des Alterthums, eben so wie heute, in Abhandlungen und Handbüchern beschrieben wurden, die den Mitgliedern des Handwerks zur Benutzung dienten, und daß sie von Hand zu Hand sich fort vererbt haben, seit den fernsten Zeiten des alten Egyptens bis auf die des römischen Reiches und des Mittelalters.

Die Entdeckung dieser Werke bietet um so größeres Interesse, als die Benutzung der edlen Metalle bei den civilisirten Völkern bis ins graueste

Digitized by Google

Alterthum zurückreicht; die Technik der Goldschmiedekunst und der Juweliere der Alten ergab sich aber bisher für uns nur durch die Prüfung der Gegenstände selbst, die bis auf unsere Zeiten gekommen sind. Die ersten genaueren und eingehenderen Texte, die ihr Vorgehen schildern, sind in einem egyptischen Papyrus enthalten, den man zu Theben aufgefunden hat und der jetzt im Leydener Museum aufbewahrt wird.

Dieser Papyrus stammt aus dem 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung und ist in griechischer Sprache geschrieben. Ich habe ihn vor einigen Jahren übersetzt (Introduction à la chimie des anciens et du moyen âge p. 3—73) und habe ihn mit einigen Andeutungen, die sich bei Plinius, Vitruvius und anderen Schriftstellern über die selben Gegenstände finden, andererseits mit griechischen alchemistischen Werken verglichen, die aus dem 4. und 5. Jahrhundert stammen; diese Werke habe ich gleichfalls veröffentlicht und ihre thatsächliche materielle Bedeutung und ihre theoretischen und wissenschaftlichen Behauptungen dargelegt. Durch diese Studien habe ich eine vollständige Wissenschaft, die antike Alchemie, wieder ins Leben gerufen, die bis dahin verkannt und nicht verstanden wurde, da sie sich auf eine Vermengung von wirklichen Thatsachen, tiefen Ansichten über die Einheit der Materie und auf märchenhafte religiöse Einbildungen gründete.

Diese Verfahren und Vorschriften waren von größerer Wichtigkeit als die Bearbeitung der Metalle. In der That war damals die Industrie der edlen Metalle mit der der Färberei der Stoffe, der Färbung der Gläser und der Nachahmung der Edelsteine verknüpft; überall ließ man sich durch die gleichen Ideen über das Färben leiten, Alles wurde von den selben Arbeitern ausgeführt. So verdanken also die Alchemie und die märchenhafte Hoffnung, Gold zu machen den Kunstgriffen der Goldschmiede, das Gold zu färben, ihre Entstehung. Die angeblichen Vorgänge der Transmutation, die während des ganzen Mittelalters Glauben fanden, waren ihrem Ursprung nach nur Handgriffe, um Legirungen niedrigeren Gehaltes herzustellen, d. h. die edlen Metalle zu verfälschen und nachzuahmen. Schließlich bildeten Diejenigen, welche sich mit diesen Praktiken abgaben, sich wirklich ein, daß man von der Nachahmung des Goldes zu seiner wirklichen Schaffung übergehen könne, namentlich mit der Beihilfe übernatürlicher Mächte, die man durch magische Formeln anrief.

Bisher hat man nicht recht gewußt, wie die Kunstgriffe und Vorschriften von Egypten aus, wo sie gegen das Ende des römischen Reiches ihre höchste Ausbildung erreicht hatten, bis in unser Abendland gelangt sind, wo wir sie vom 13. und 14. Jahrhundert ab in höchster Entwickelung in den Schriften der Alchemisten und in den Werkstätten der Goldschmiede, Färber und der Verfertiger von farbigen Gläsern wieder vorfinden. Im

Digitized by Google

Allgemeinen hat man ihr Wiederaufblühen den Uebersetzungen arabischer Werke, die um diese Zeit angefertigt wurden, zugeschrieben. Der Einfluß ist nicht zu leugnen, den arabische Bücher auf die Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften im Abendlande zur Zeit der Kreuzzüge ausgeübt haben; aber es ist doch nicht weniger sicher, daß eine ununterbrochene Verknüpfung in den Ueberlieferungen der Künste und Handwerke seit dem römischen Reich bis zur Zeit der Karolinger und darüber hinaus bestanden hat: eine Ueberlieferung chemischer Handgriffe und wissenschaftlicher und mystischer Gedanken. In der That habe ich auch im Laufe meiner Studien über die Geschichte der Wissenschaft bei der Prüfung der lateinischen Werke des Mittelalters gewisse technische Handbücher vorgefunden, die sich genau an die metallurgischen Abhandlungen der griechisch-egyptischen Alchemisten und Goldschmiede anschließen. Ich will hier diese wechselseitigen Beziehungen feststellen, auf die bisher noch Niemand hingewiesen hatte.

Die ältesten — lateinischen — technischen Abhandlungen des Mittelalters, die sich mit Chemie beschäftigen und die wir kennen, sind „die Vorschriften für die Färberei" (Compositiones ad tinguenda) — wir besitzen ein Manuskript, das gegen Ende des 8. Jahrhunderts niedergeschrieben ist — und der „Schlüssel der Färberei" (Mappae clavicula), dessen ältestes Manuskript bis ins 10. Jahrhundert zurückreicht. Diese beiden Werke enthalten die Ueberlieferung von Vorschriften und Angaben aus der letzten Zeit des römischen Reiches. Trotzdem sind sie bis jetzt noch nicht Gegenstand irgend welcher Erörterung gewesen. Ihre Kenntniß muß wohl nicht weit verbreitet gewesen sein; wir besitzen mehrere Kopien davon und mehrere ihrer Vorschriften finden sich wörtlich wiederholt in den lateinischen alchemistischen Handschriften der Nationalbibliothek zu Paris. Diese Sammlungen von Vorschriften bilden eine ununterbrochene Reihe von den einzelnen Theilen des griechischen Papyrus zu Leyden an, der im 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung geschrieben ist und in den Gräbern zu Theben zu Beginn des 19. gefunden wurde, bis auf die lateinischen Abhandlungen, die im Mittelalter niedergeschrieben wurden, nämlich die des Mönches Heraclius, „über die Künste und Farben der Römer", und des Mönches Theophilus, des Verfassers der „Schilderung verschiedener Künste."

Die älteste dieser Abhandlungen, die Vorschriften für die Färberei, hat man in einem Manuskript aus der Bibliothek, die dem Kapitel der Stiftsherren zu Lucca gehört, gefunden; es ist in der Zeit Karls des Großen geschrieben und schließt verschiedene andere Werke ein. Es ist kein methodisches Buch, etwa wie unsere modernen Werke über die Goldschmiedekunst oder die Keramik, wo der Stoff seiner Natur gemäß geordnet ist. Es besteht aus einem Verzeichniß von Vorschriften und Unterweisungen, die ein

Digitized by Google

Praktiker mit Rücksicht auf die Ausübung seiner Kunst gesammelt und dazu bestimmt hat, ihm zugleich die Angaben für die Ausübung seines Gewerbes und Auskunft über den Ursprung seines Ausgangsmateriales zu liefern. Die Gegenstände, die dort erörtert werden, sind die folgenden: Färbung oder Imprägnirung von künstlichen Steinen, die zur Herstellung von Mosaiken dienen, ihre Vergoldung, Versilberung und Polirung; Herstellung von grün, milchweiß, roth verschiedener Schattirung, purpurn, gelb gefärbten Gläsern. Die Darstellung des Glases ist von einer kurzen Beschreibung des Ofens der Glasmacher begleitet, die sich mit immer größerer Ausführlichkeit bei den Späteren, z. B. bei Theophilus, und weiter bei den technischen und alchemistischen Schriftstellern gegen Ende des Mittelalters findet; die historische Aufeinanderfolge dieser Verfahren und Apparate ist dadurch offenkundig.

Die Färbung der Häute mit grünen, purpurnen, gelben, verschiedenartig rothen Farbstoffen, worin die Egypter sehr vorgeschritten waren und die sich auf die Byzantiner fortgeerbt hat, dann die der Hölzer, Knochen und des Hornes werden auch erwähnt. In diesem Werke findet man auch die Mineralien, Metalle und Erden aufgeführt, die in der Goldschmiedekunst und Malerei benutzt werden. Man sieht dabei eigenthümliche Ideen auftauchen: wie in Folge des günstigen Einflusses von Sonne und Wärme aus bestimmten Erden Mineralien entstehen, die dann die entsprechenden Eigenschaften besitzen; dagegen könnte eine kalte Erde nur Mineralien untergeordneter Beschaffenheit hervorbringen. Das erinnert an die Theorie des Aristoteles über die trockene Ausdünstung, die bei der Entstehung der Mineralien die entgegengesetzte Rolle zu der nassen Ausdünstung spielt, — Theorien, die im Mittelalter einen großen Einfluß ausgeübt haben.

Der Verfasser unterscheidet ein weibliches leichtes Bleimetall von einem männlichen schweren; diese Unterscheidung ist derjenigen des männlichen und weiblichen Antimons ähnlich, von der Plinius spricht, ferner dem männlichen und weiblichen Blau des Theophrastus und verschiedenen Andeutungen der selben Art. Die Vergleichung der Mineralien mit Lebewesen kehrt in der Chemie des Mittelalters immer wieder.

Eben so liest man in diesem Werk ausführliche Angaben über bestimmte Operationen, so die Gewinnung von Quecksilber, Blei, Sublimation von Schwefel, dann über die Herstellung von Bleiweiß durch Blei und Essig, von Grünspan aus Kupfer und Essig — diese findet man schon bei Theophrast und Dioscorides beschrieben —, die des Ofenbruchs, der unreinen Oxyde des Bleies und Zinkes, die der Kupfer-Asche (aes ustum), der Glätte, des Auripigmentes, des künstlichen Zinnobers, den man zur Zeit des Plinius noch nicht kannte u. s. w.

Dann führt der Verfasser einige, allerdings nur wenige Legirungen

Digitized by Google

an, so die Bronze, das Weißkupfer und das goldfarbige Kupfer. Dieses ist oft von den Alchemisten besprochen worden, die von da zur Idee der Transmutation übergegangen sind. Der Name der Bronze (brundisium) erscheint zum ersten Male; über diesen Namen haben unter den Philologen vielfache Erörterungen stattgefunden; das Vorkommen, die Form und die Einzelnheiten, die in der vorliegenden Abhandlung mit angeführt werden, zeigen, daß es ursprünglich eine Legirung war, die in Brindisi zur Verfertigung von Spiegeln hergestellt wurde, und die auch Plinius erwähnt hat. Die Herstellung des Pergamentes und des Lackes bilden den Gegenstand besonderer Erörterungen, eben so wie die Anfertigung der Pflanzenfarben, die die Maler und Streicher gebrauchen, und die Art ihrer Verwendung bei Mauerwerk, Holz, Leinen ꝛc., wo sie entweder in der Form der Wachsmalerei oder mit Fischleim aufgetragen wurden.

Die Herstellung der Goldblättchen, so wie sie der Verfasser schildert, spielte eine große Rolle in der Praxis der Goldschmiede und byzantinischen und lateinischen Künstler, um Kirchen und Palästen durch Vergoldung einen Schmuck zu verleihen. So findet sich dieser Punkt auch in allen technischen Werken der Zeit behandelt und wieder dann bei den griechischen Alchemisten. Es folgt eine Reihe von Vorschriften, die sich mit der Vergoldung befassen: Vergoldung von Glas, Holz, Leder, Stoffen, Blei, Zinn und Eisen; Herstellung von Goldfäden, Verfahren, um mit goldenen Buchstaben (chrysographie) auf Pergament, Papier, Glas oder Marmor zu schreiben; ein Punkt, der oft im Mittelalter behandelt wird, da er für die Abschreiber und Verzierer von Wichtigkeit war; schon im Papyrus von Leyden findet man ihn erwähnt und eine der vorliegenden Anleitungen steht sogar wörtlich darin.

Darauf werden die Silber- und Zinnblättchen besprochen und die Verfahren, um Gold und Silber in Pulver zu verwandeln; diese Verfahren bestanden hauptsächlich in Kunstgriffen, bei denen die Anwendung von Quecksilber und Grünspan eine Rolle spielt. Dieses Gold- oder Silberpulver, das durch Amalgamirung erhalten wurde, verwendete man bei der Vergoldung und Versilberung. In der Staatswirthschaft hat es eine große Rolle gespielt; denn man bediente sich seiner, um Gold und Silber aus einem Lande in das andere zu schaffen, trotz des so lange aufrecht erhaltenen Verbotes der Ausfuhr edler Metalle.

Der Verfasser fährt nun so fort: „Wir haben jetzt Alles, was sich auf die Tinkturen und Abkochungen bezieht, geschildert; wir haben auch die Stoffe besprochen, die dabei verwendet werden: Steine, Mineralien, Salze und Kräuter; wir haben angegeben, wo man sie findet und welchen Nutzen man aus den Harzen, Oelharzen und Erden zieht; was der Schwefel, das

Digitized by Google

schwarze Wasser, die Salzsoolen eigentlich sind; weiter das Bienenwachs, den Schmalz, alle süßen und sauren Flüssigkeiten, bei den Bäumen die Fichte, die Tanne, den Wachholder, die Cypresse .... die Eicheln und die Feigen. Von all diesen macht man Auszüge vermittelst einer Flüssigkeit aus verfaultem Urin und Weinessig, der man Regenwasser beigemischt hat."

Diese Aufzählung und Schilderung charakterisiren die Natur der Kenntnisse, die der Schriftsteller erstrebte, und bewahren die Spuren der alten Abhandlungen über Drogen und Mineralien, die denen des Dioscorides entsprechen, aber mehr für die Industrie bestimmt sind. Leider haben wir hier nur noch die Ueberschriften und kurze Hinweise ähnlich wie die, die man im Notizbuch eines Färbers finden würde und worin er Vorschriften, die er verschiedenen Schriftstellern oder den Erfahrungen der Werkstatt entnommen hat, zusammenstellt. Mehrere der Fachausdrücke, die sich hier vorfinden, fehlen in den vollständigsten Wörterbüchern. Wir finden ein barbarisches Latein, wie es in einer Periode des Niederganges geschrieben wurde, sehr hervorstechende Verschiedenheiten der Orthographie und des Dialektes oder besser des Jargons und des Kauderwälsches. Einzelne Angaben sind ursprünglich griechisch geschrieben gewesen und dann wahrscheinlich nach dem Diktat durch einen Abschreiber, der nichts von Dem, was er schrieb, verstand, lateinisch niedergeschrieben worden. Dieser Umstand weist auf den byzantinischen Ursprung der Vorschriften hin. Konstantinopel war in der That der wichtige Mittelpunkt der Künste und wissenschaftlichen Ueberlieferungen geblieben. Daher bezogen die italienischen Goldschmiede, die die vorstehenden Verfahren ausübten, ihre Vorschriften; im Allgemeinen reichen sie aber fast alle ins Alterthum zurück.

Achten wir vor Allem auf die Ausdrücke: Salzige, süße und saure Flüssigkeiten, Flüssigkeiten aus verfaultem Harn und Weinessig bestehend, weil diese Worte auf den Beginn der chemischen Umsetzungen auf nassem Wege hindeuten. Sie finden sich schon bei Plinius und anderen alten Schriftstellern in der nämlichen Bedeutung. Immer sind es natürliche Flüssigkeiten oder Erzeugnisse ihrer Vermischung vor oder nach ihrer freiwilligen Zersetzung. Aber es findet sich noch kein Hinweis auf die wirksamen Flüssigkeiten, die man durch Destillation erhält und die den Namen „göttliche oder schwefelhaltige" Wasser tragen (den selben Namen wie im Griechischen), Flüssigkeiten, die bei den griechisch-egyptischen Chemikern eine sehr große Rolle spielen und die der Ausgangspunkt unserer Säuren Alkalien und übrigen Agentien geworden sind; für gewerbliche Zwecke wurden sie kaum vor dem vierzehnten Jahrhundert benutzt.

Paris. Professor M. Berthelot.

Digitized by Google

Die Verkehrsbesteuerung im Reichstage.

Drei lange Tage ist im Reichstage theils über die Erhöhung dreier schon bestehender Verkehrsstempel, nämlich über den Effekten-Einführungsstempel, über den sogenannten Anschaffungsstempel und über den Lotteriestempel, theils über die Einführung dreier neuer Verkehrsstempel, über den Check-, den Frachtpapier- und den Quittungsstempel, in der Generaldebatte geredet worden. Diese Debatte ist an Werth hinter den gerechten Erwartungen des der Aufklärung bedürftigen Publikums weit zurückgeblieben und man darf ruhig behaupten: die entscheidenden Gesichtspunkte sind überhaupt nicht zur Geltung gekommen. Das ist um so bedauerlicher, als es sich wenigstens bei zweien der neuen Stempel, beim Quittung- und beim Frachtbriefstempel, um die Gefahr dauernder größter Unzufriedenheit, um den Effekt neuer Klebegesetze von vielleicht noch verhaßterer Art handelt.

Will man über den Gegenstand die entscheidende Einsicht gewinnen, so muß man sich vor Allem darüber klar sein, daß alle sechs in Frage stehenden Stempel nur noch als Steuern, nicht mehr, wie es früher geschah, als Gebühren beurtheilt werden dürfen. Die Steuer ist ein allgemeiner Beitrag jedes Bürgers zur Bestreitung des öffentlichen Gesammtbedarfes: einmal nach Maßgabe der allgemeinen durchschnittlichen Leistungfähigkeit, wie sie sich unmittelbar (direkt) im Einkommen und Vermögen offenbart, sodann nach Maßgabe der besonderen Steuerfähigkeit, wie sie mittelbar (indirekt) aus der Verwendung von Einkommen und Vermögen für bestimmte Konsum- und Verkehrshandlungen hervortritt. Die Gebühr dagegen stellt sich als Entgelt des Gebührenzahlers für eine bestimmte Leistung und Nutzung dar, welche dieser zu seinem besonderen Vortheil durch den Staat genießt. Die fraglichen Verkehrsstempel sind nun Steuern, und zwar zählen sie zu den indirekten Steuern, die bei aller sonstiger Verschiedenheit darin übereinstimmen, neben der direkten Besteuerung nach der im Einkommen und Vermögen sich offenbarenden allgemeinen oder durchschnittlichen Gesammtsteuerkraft weiter die besondere, konkrete, individuelle Steuerfähigkeit zu treffen, wie sie sich in der Art der Anwendung von Vermögen und Einkommen ausdrückt und selbst zur Anzeige und Versteuerung bringt. Freilich, in der „Begründung" spukt weit mehr der alte Gebührenfiskalismus, der einst alle Rechtsgeschäfte als durch den allgemeinen Rechtsschutz des Staates bedingt dem bekannten gespenstigen Heere der „Gebühren von Rechtsgeschäften" preisgab. Der Geist rationeller Steuerpolitik der Neuzeit dagegen glänzt in dieser „Begründung" sehr stark durch Abwesenheit.

Wissenschaftlich zählt man alle sechs in Frage stehenden Stempel wirklich zu den Verkehrsteuern. Verglichen mit dem anderen Hauptstamm

Digitized by Google

der indirekten Besteuerung, mit den Steuern auf den mehr oder weniger entbehrlichen Konsum — d. h. auf den eine besondere Steuerkraft ausdrückenden Ge- und Verbrauch der Güter für menschliche Endzwecke —, treffen die Verkehrsteuern den Umsatz und Transport von Gütern, d. h. einen bestimmten Theil des Kapitalumsatzes. Nun ist die indirekte Besteuerung nur für diejenigen Verwendungen von Gütern begründet, die einen Schluß auf besondere Steuerfähigkeit wirklich zulassen. Bei den Gütern als Gegenständen des Konsums, des Gebrauches und Verbrauches für persönliche Sonder- und Gemeinzwecke, läßt sich meist sofort und ohne Schwierigkeit entscheiden, ob der Konsum auf besondere Steuerfähigkeit in bestimmtem Grade und Maaße hinweist oder ob Das nicht der Fall ist; danach unterwirft man sie der indirekten Besteuerung, wie Sammet, Seide, Branntwein, Tabak u. s. w., oder man läßt sie frei, wie Brennstoffe, Inlandsgetreide u. s. w. Sobald nur ein Gut eine Gestalt bestimmt angenommen hat, die es als mehr oder weniger entbehrlichen Konsumgegenstand erkennen läßt, darf es nach rationeller Steuerpolitik zur Besteuerung gezogen werden, selbst wenn es sich erst beim Rohproduzenten oder Fabrikanten oder Groß- und Kleinhändler befindet, — immer vorausgesetzt, daß in der Regel die Steuer dem letzten Erwerber, dem Konsumenten, im Preise zugewälzt werden kann. Die indirekte Konsumbesteuerung, gleichviel ob Verbrauchs- oder Gebrauchs-Besteuerung, läßt sich daher wirklich auf steuerpolitisch rationelle Weise regeln. Aber nicht eben so leicht und sicher der andere Zweig indirekter Besteuerung, die Verzehrungbesteuerung.

Die kardinale Frage lautet nun: Sind denn die Güter als Verkehrsgegenstände, als Waaren und als Frachtgüter, eben so schlüssig in Beziehung auf besondere Steuerfähigkeit der am Verkehr sich betheiligenden Personen, wie sie es als Gegenstände des Konsums sind? Nur wenn Das wirklich zutreffen würde, könnte eine allgemeine Verkehrsbesteuerung oder doch die Verkehrsbesteuerung bestimmter Arten von Waaren und Frachten unter Freilassung aller übrigen wohl begründet erscheinen. Allein eben hier hinkt die Verkehrsbesteuerung, verglichen mit der Konsumbesteuerung, ganz gewaltig. Nicht aus dem bösen Herzen der Herren Finanzminister und ihrer Räthe, sondern daraus, daß die Güter nicht eben so als gegenwärtige Verkehrsgegenstände die Steuerfähigkeit bestimmter Personen erkennen lassen, wie sie es als künftige Konsumgegenstände thun, geht die Schwierigkeit und, es sei sogleich rund heraus gesagt, die fast durchgängige Verwerflichkeit der Verkehrsbesteuerung hervor.

Das Objekt der Verkehrsbesteuerung sind die Güter als Waaren und Frachten, oder besser gesagt, das Objekt bilden die Handlungen des Handels- und des Transportumsatzes. Waaren und Frachtgüter, Umsatz- und

Digitized by Google

Transport-Handlungen gestatten aber meistens gar keinen und niemals einen sicheren Schluß auf das Vorhandensein besonderer Steuerkraft oder gar auf ein bestimmtes Maß besonderer, zur indirekten Besteuerung berechtigender Steuerfähigkeit der am Güterumsatz betheiligten Interessenten. Im Verkehr nehmen die Güterbestände vielmehr einen steuerlich fast völlig indifferenten Charakter an. Ein Gut, das auch z. B. bei Krisen in den Verkehr *nicht* eingeht, wird leicht auf viel größere Steuerfähigkeit hinweisen als ein anderes, bei dem Dies der Fall ist; bei einem Zwangsverkaufsgut leuchtet aus dem Verkehr vielmehr Noth und Bedrängniß hervor und da ist die Verkehrsthatsache ein Steuerkennzeichen wie lucus a non lucendo. Und welche der beiden mit einander in Verkehr tretenden Personen die steuerkräftigere sei und mehr Vortheil beim besteuerten Geschäft habe, ist schlechterdings nicht zu erkennen; ich werde sogar sofort zeigen können, daß es in der Regel gerade diejenige Person nicht sein wird, der die Verkehrsteuer endgiltig zur Last fällt. Durch diesen Mangel wird die Verkehrsbesteuerung als indirekte Besteuerung in der Hauptsache zu einem Versuch mit untauglichen Mitteln, und am Allerwenigsten gestattet sie, den Großkapitalumsatz nach Maßgabe seiner besonderen Steuerfähigkeit zu treffen.

Dem Leser wird die Grundschwierigkeit der Verkehrsbesteuerung erst dann vollends einleuchtend werden, wenn er den Verkehr, d. h. Handel und Transport oder die Waaren- und die Frachtbewegung, auf den allgemeinen Begriff der unaufhörlichen Verwandlung von Anlage- und Betriebskapital, auf den *Kapitalumsatz* im weitesten Sinne des Wortes, d. h. auf jenen Begriff zurück führt, in welchem der Verkehr auch mit aller Urproduktion und aller Fabrikation zusammentrifft. Die Verkehrsbesteuerung als solche will den Handelsumsatz, den Uebergang des Kapitals in immer neue Lagen und Besitzhände, treffen. Sie kann es aber nie erreichen, daß nur jene Verkehrsumsätze, die besondere Steuerkraft erzeugen oder andeuten, und daß diese auch im Verhältniß der von ihnen gewiesenen Steuerfähigkeit getroffen werden. Die Verkehrsbesteuerung ist als solche hiernach viel zu allgemein, da nicht alle Verkehrsumsätze des Kapitals besondere Steuerkraft in sich tragen, geschweige auch äußerlich verrathen. Und doch ist sie wieder nicht allgemein genug; denn nur die Besitz- und Ortsverwandlung im Verkehr, nicht auch die technische Formverwandlung des Kapitals in Produktion, Handwerk, Fabrikation und Konfektion wird von dieser Steuer getroffen, obwohl doch die technische Umsetzung von Kapital aus einer Produktform in die andere auch Zeichen und Ursache besonderer Steuerfähigkeit, z. B. für das Fabrikgroßkapital, sein könnte. Wie die kommerzielle Technik, den Verkehr und Transport als solche, müßte man folgerichtig die ganze von der landwirthschaftlich-industriellen Technik

Digitized by Google

bewirkte Kapitalverwandlung je mit besonderen Verwandlung- oder Kapitalumsatzsteuern verfolgen. Und diese Steuern müßten im Gegensatz zu den Konsumsteuern so regulirt sein, daß sie weder durch Fortwälzung auf den Konsumenten Konsumsteuern ins Blaue hinein, noch durch Rückwälzung zu den Vormännern in der stufenreichen Produktion irrationellste Ertragssteuern werden können. Nun ist freilich eine allgemeine Besteuerung jeglicher geschäftlichen Kapital-Metamorphose nicht empfehlenswerth; denn alle Arten solchen Umsatzes ermangeln der Schlüssigkeit für die Steuerfähigkeit. Nur desto mehr ist dann aber auch die bloße Verkehrsbesteuerung des Handels- und Transport-Umsatzes, besondere Verkehrsarten ausgenommen, mit Entschiedenheit abzulehnen, da auch sie bezüglich der besonderen Steuerfähigkeit der Verkehr treibenden Personen ins Blaue tastet. Nur darf man bei dieser Abweisung die Verkehrsteuer als solche nicht mit der schon im Verkehr vorerhobenen Konsumsteuer verwechseln; eine Steuer, die von der Waare nicht erhoben wird, weil der Gegenstand Waare ist, sondern weil die Waare als künftiger Konsumgegenstand auf eine besondere — beim Händler vorschußweise zu treffende — Steuerfähigkeit des Konsumenten hinweist, ist eben keine Verkehr-, sondern eine vorerhobene Konsumsteuer und die im, nicht vom Verkehr bezogene Steuer ist keine Verkehrsteuer.

Die Verkehrsteuern werden in ihrem Werth oder Unwerth erst dadurch vollends verständlich, daß man erkennt, wie sie sich bezüglich der Ueberwälzung verhalten. Bleiben sie am Verkehr hängen oder nicht?

Das Hängenbleiben an den Geschäftspartnern ist unter einer doppelten Voraussetzung möglich, dann nämlich, wenn einerseits nach der Waare so große Nachfrage stattgefunden hatte, daß der absetzende Produzent sich die Rückwälzung der erhöhten Handelsunkosten zum Nachtheil seines Absatzpreises nicht gefallen zu lassen brauchte, andererseits aber das Publikum dem Handelskapital unerwarteter Weise in der Nachfrage entgegenzukommen sich weigert. Dieser Fall ist denkbar, aber häufig wird er für das Großkapital und den Großverkehr nicht eintreten. Viel eher wird bei steigendem Absatzdrang des Urproduzenten und des Fabrikanten die Rückwälzung auf diesen oder eine Fortwälzung zum Detailverkäufer und Konsumenten hin stattfinden. Allein auch für die gewiß seltneren Fälle, in denen der Stempel am Ein- und Verkaufshandel hängen bleibt, tritt eine vom Standpunkte einer verständigen indirekten Besteuerung höchst bedenkliche Thatsache hervor: der zum Geschäftsabschluß schwächere Händler wird es regelmäßig sein, welcher den Verkehrsstempel trägt; bei Krisen aller Art wird Dies ganz besonders zutreffen. Der Verkehrsstempel trifft also selbst im Verkehr der großen Händler untereinander den schwächeren, häufig sogar den stark verlierenden Theil. Es tritt das Gegentheil von Dem ein, was bei guter

Digitized by Google

indirekter Besteuerung stattfinden sollte. Die selbe steuerpolitische Abnormität wird im Verkehr zwischen dem Kleinhändler und Großhändler vorkommen; der Kleinhändler wird in der Regel der schwächere Theil sein und den Stempel auf sich nehmen. Auch im dritten Falle des Umsatzes der Kleinhändler unter einander wird der schwächere Theil den Stempel tragen.

Man hat nun zweitens auch die beiden Enden der großen Verkehrsketten ins Auge zu fassen. Das vordere Ende, wo der Handel vom Landesproduktenerzeuger, Fabrikanten, Anlagekapitalisten einkauft und auf diese zurückzuwälzen strebt, und das andere, wo der Handel an den Konsumenten und an den Einkäufer von Werthpapieren absetzt, und den Stempel zum Konsumenten und Effektenkäufer fortzuwälzen stets bemüht sein wird. Die Rückwälzung seitens des Handels auf den Bauern und Kleingewerbetreibenden wird der häufigere Fall sein; denn das Handelskapital ist im Durchschnitt der stärkere Theil, und bei starker Konkurrenz, gar bei Zwangsverkäufen ist der Produzent der weit schwächere Kontrahent. So tritt das Gegentheil von Dem ein, was eine gute Verkehrsbesteuerung als indirekte Besteuerung erreichen sollte. Schaut man aber auf das hintere Ende der großen Verkehrsketten, dorthin, wo der Detailhandel an den Konsum abgiebt, so wird zwar die Fortwälzung dem Kleinhändler erheblich weniger leicht sein, als es die Rückwälzung dem Großhändler ist. Dennoch wird die Fortwälzung des Stempels in großem Umfange, sogar mit Zuschlägen über die Stempelbeträge hinaus, stattfinden, und zwar um so mehr, je kleiner der Einkaufsbetrag und je abhängiger der kleine Käufer ist.

Den Großkapitalisten und den Großhändler trifft also die Verkehrsbesteuerung am Wenigsten. Vielmehr ist das Großhandelskapital in der Lage, mehr als den Stempelbetrag fort- und rückzuwälzen, den Kleinbürgerstand und alle Kleinkonsumenten auch noch seinerseits in Form übertriebener Einkaufs-Preisabschläge und Verkaufs-Preiszuschläge zu besteuern, also Steuererhebung-Profit zu machen. Der Stempel bleibt ganz überwiegend durch Ueberwälzung an den Kleinproduzenten, Kleinhändlern und Kleinkonsumenten hängen, und zwar in dem Maße mehr, als diese die schwächeren Vertragspartner sind; die Verkehrsteuern im Allgemeinen sind also ein Pasquill auf Alles, was indirekte Besteuerung leisten soll. Die Rück- und Fortwälzung, die ausgeschlossen sein müßte, wenn die Verkehrsbesteuerung wirklich die vermeintlich im Kapitalumsatz hervortretende besondere Steuerfähigkeit des Kapitals treffen soll, wird vielmehr eher die Regel und der Stempel daher in seiner Endwirkung entweder zur Konsumsteuer, die ins Blaue hinein auferlegt ist, oder zur Ertragssteuer werden, die auf den Produzenten bez. Kreditnehmer (Schuldner) ohne jedes Maß für den wirklichen Ertrag und Nutzen der in Verkehr gesetzten Gegen-

Digitized by Google

stände zurückgewälzt wird. In den viel selteneren Fällen aber, wo der Stempel an den Verkehr treibenden Personen hängen bleibt, trifft er in der Regel die wirthschaftlich schwächeren, also weniger steuerfähigen Parteien. Unter allen Umständen belastet er wesentlich die kleinen Leute, nicht das große Kapital. Der Kapitalumsatz als solcher ist eben ein ungeeignetes Objekt indirekter Besteuerung: für die Ermittelung der im Verkehrsakt steckenden besonderen Steuerfähigkeit fehlen alle Mittel, und die Ueberwälzung, die bei Konsumsteuern stattfinden soll, bei den Verkehrsteuern aber nicht stattfinden darf, ohne daß sie aufhören, Verkehrsteuern zu sein, ist kaum zu verhüten.

Sehr kurz läßt sich deshalb auch die Frage entscheiden, ob die Verkehrsteuern sonst die Probe der großen, unverrückbaren Grundsätze aller Besteuerung bestehen. Werden sie etwa der Forderung der Allgemeinheit gerecht, d. h. der Erfassung Aller, die etwa im Verkehr besondere Steuerkraft wirklich beweisen oder erlangen? Nicht im Geringsten! Die Verkehrsteuern sind zwar einerseits zu allgemein, da sie nicht blos die steuerfähigen Verkehrshandlungen, sondern folgerichtig alle Verkehrsakte treffen müssen, und doch nicht allgemein genug, da sie eigentlich auch alle übrigen nicht kaufmännischen, im engeren Sinne technischen Kapitalmetamorphosen ergreifen müßten. In Wirklichkeit läßt aber selbst die Verkehrsbesteuerung die kleineren Umsätze — unter 600 M. bei der Börsensteuer, unter 20 M. beim Quittungstempel, unter 1 Mark Porto beim Postpacket — frei. Diese Freilassung ist praktisch nothwendig, aber sie ist an sich nicht begründet; denn im Kleinverkehr kann sich eben so besonderes Erwerbsglück und Erwerbsgeschick, also besondere Steuerfähigkeit, vollziehen wie im Großverkehr.

Die Verkehrsstempel, namentlich jene in festen Sätzen, oder die Fixstempel, zu denen Quittung- und Frachtbriefsteuer gehören, widersprechen auch dem Grundsatz der Verhältnißmäßigkeit. Einmal deshalb, weil nur der verkehrsmäßige Kapitalumsatz, und dieser nur mit seinen größeren Beträgen, angefaßt wird. Sodann deshalb, weil die besondere Steuerfähigkeit der Verkehrshandlungen gar nicht erkennbar, also auch nicht verhältnißmäßig bemeßbar ist. Endlich deshalb, weil, von den Börsensteuern abgesehen, der Steuersatz ohne Rücksicht auf den Werth der selbe oder doch nur verschwindend abgestuft ist. Die großen Schlüsse eines Rothschild, die Schiffsladungen eines Woermann zahlen von Quittungen und Conessementen über Millionen Umsatz- und Frachtwerth den selben, oder nahezu den selben Verkehrsstempel wie der Schneider und Schuhmacher oder wie der Aufgeber kleinen Stückgutes. Entweder offenbart sich aber im Verkehrswerth als solchem wirklich eine besondere Steuerfähigkeit, dann muß jeder Verkehrsstempel prozentuell regulirt werden, oder Das ist nicht der Fall: dann fort wenigstens mit jedem Fixstempel.

Digitized by Google

Die Stempel widersprechen aber auch dem Grundsatz der Bestimmtheit, der Leichtigkeit, der Wohlfeilheit und der Ergiebigkeit. Die Steuerpflicht ist keine bestimmte, da Quittungen auch unterlassen werden können; das Unterlassen ist freilich den kleineren Geschäften am Schwersten, da man von ihnen am Meisten Sicherheit gegen zweimaliges Zahlen haben will; der Handwerker und Kleinkaufmann erscheinen auch da wieder als die hauptsächlichen Lastträger. Die Erhebung ist keine leichte; sie bedingt eine Steuerkleberei, die fast unerträglich ist, beharrlich unter der Strafe des 200fachen Betrages steht, Zeit und Aerger in Fülle kostet, und das unerfahrene, ungeschäftsmännische Publikum besonders belästigt und mit Strafe bedroht. Die Verkehrsteuern sind aber auch, wieder in Folge ihres Grundfehlers, also mit innerer Nothwendigkeit, von verhältnißmäßig sehr geringer Ergiebigkeit. Aus dem Umstande, daß der Verkehr in Vermögenswerthen jeder Schlüssigkeit für besondere Steuerfähigkeit der Verkehr treibenden Personen vollständig entbehrt, geht die finanzielle Grundschwäche der meisten Verkehrsteuern hervor: die Nothwendigkeit eines äußerst niedrigen Tarifsatzes, da die meisten aller getroffenen Umsätze mehr nicht ertragen. Man trifft etwa in der Quittungsteuer die Umsätze über zwanzig Mark Werth, diese aber gleich niedrig, ob ein Schneider für Bezahlung eines Rocks, und ein Schuhmacher für ein Paar Stiefel zu 21 Mark den Empfang bescheinigt, oder ob ein Börsengroßhaus für 200 000 Mark quittirt, gleichviel, ob ich ein Frachtstück mit 1 Mark Frachtpreis aufliefere, oder ob die „Ueberseeer" Hamburgs ganze Schiffsladungen expediren. Wollte man die Großumsätze für je 20 Mark Waaren und Frachtwerth so vielemal 10 Pfennige zahlen lassen, als ihre Großumsätze und Großfrachten durch 20 Mark theilbar sind, so würde man eine auch für sie unleidliche Verkehrsteuerlast bezw. Waarenwertheuerung für das Volk schaffen. Ist aber die äußerste Niedrigkeit der Tarifsätze, namentlich bei den Fixstempeln, auch unumgänglich, so liefert sie für die Steuerergiebigkeit ein geradezu klägliches Ergebniß. Der Ertrag des schlimmsten aller vorgeschlagenen Stempel, des Quittungstempels, ist in der „Begründung" auf nur sechs bis sieben Millionen Mark geschätzt. Und um welche Plackerei, um wie viel Kleberei, um wie viel nimmer aufhörende Verwünschungen gegen Staat und Reich, um wie viel Strafgefahr — das 200fache für einen vergessenen Quittungstempel von 10 Pfennig! — ist dieser schäbige und zusammengeschabte Steuerertrag erkauft! Es ist, als ob man mit einer Kanone — oder da das ganze Publikum, das, Zehnpfennig klebend, mit schießen muß, als ob man mit einer millionenläufigen Mitrailleuse auf — Spatzen schießen wollte!

Das Urtheil über die sechs Stempelanstinnen kann nunmehr kurz und bestimmt abgegeben werden. Da sind zunächst die drei alten Verkehrs-

Digitized by Google

stempel oder die sogenannten Börsensteuern, die erhöht werden sollen. Erstens ist der Einführungstempel dafür zu entrichten, daß neue Werthe, Aktien und Schuldverschreibungen, in den Verkehr gesetzt werden; dieser nur einmal zu entrichtende Einführungs- oder Emissionstempel soll erhöht werden für Aktien: ausländische von 0,5 auf 1,5 Prozent, inländische von 0,5 auf 1 Prozent; für Schuldverschreibungen: ausländische von 2 auf 6, inländische von 2 auf 4 vom Tausend. Zweitens der sogenannte Anschaffungstempel von jedem Umsatz von Aktien, Schuldverschreibungen, Waaren im Mindestbetrag von 600 Mark; dieser bestehende Stempel soll von $^1/_{10}$ auf $^2/_{10}$, bei börsenmäßigem Waarenumsatz auf $^4/_{10}$ pro mille steigen. Drittens soll der Lotteriestempel von 5 auf 8 vom Hundert der Loosausgabe erhöht werden.

Schon diese Erhöhung der Börsensteuern ließe sich nach den maßgebenden Gesichtspunkten rationeller Steuerpolitik anfechten, namentlich was den Anschaffungstempel, besonders den Waarenumsatz-Stempel, betrifft. Daß die Ausgabe eines Anlehens stets ein Zeichen besonders steuerfähiger Lage sei, daß der Einführungstempel nicht am Schuldner hängen bleibe (warum erimiren sich denn Reich und Staat vom Einführungstempel?!), daß es die großen Emissionshäuser seien, die den Stempel tragen, daß die im Börsenverkehr stärkere und nicht vielmehr die schwächere Kapitalkraft den Anschaffungstempel trage —: das Alles wären Behauptungen, die zur Rechtfertigung selbst dieser Stempelerhöhungen bewiesen sein müßten, aber ersichtlich nicht erwiesen werden können. Immerhin läßt sich doch einigermaßen für die Börsensteuern unter dem Gesichtspunkt der Rationalität indirekter Besteuerung Einiges sagen. Die Thatsache erhöhter Theilnahme am Verkehr in Forderungen zu größeren Beträgen läßt häufig auf wohlhabendere Hände oder auf Spieler schließen, für welche die Verkehrsteuer nicht als solche, sondern als Spielsteuer sich rechtfertigen läßt. Dazu widersprechen die Börsensteuern als Prozentualsteuern weniger dem Grundsatz der Verhältnißmäßigkeit und sie sind auch weniger belästigend, da die Stempel von geschäftgeübter Hand aufgeklebt werden. Die vorgeschlagenen Erhöhungsätze sind auch noch immer nicht erdrückend hoch, wenigstens nicht für die Masse der reellen Geschäfte. Freilich handelt es sich keineswegs blos um wohlhabende Leute, um Spieler, blos um freiwillige Lustumsätze, und für einzelne Geschäfte — wie die Arbitrage — ist die Erhöhung recht empfindlich; die Börsensteuern können eben, die erhöhten im erhöhtem Grade, die schlechten Eigenschaften der Verkehrsbesteuerung überhaupt nicht verleugnen und mit wissenschaftlich ganz gutem Gewissen werden sie nicht schlechtweg vertheidigt werden können. Dennoch sind sie sowie der neu einzuführende Checkstempel zur Noth zu vertheidigen und man begreift wenigstens, daß die Leute, die dem Köhlerglauben fröhnen,

Digitized by Google

das große Mobilkapital trage die Verkehrsstempel, für diese Erhöhungen sich begeistern: „Es ist Simonis und Judä, da rast der See und will sein Opfer haben!“

Als entschieden verwerflich erscheinen aber der Frachtpapier- und der Quittung-Fixstempel. Gegen beide spricht Alles, was gegen die Verkehrsbesteuerung im Allgemeinen angeführt ist. Dagegen spricht der Mangel jeder Schlüssigkeit des Steuerobjektes für besondere Steuerkraft, der Mangel an Allgemeinheit und die wilde Willkürlichkeit in der Auswahl des Objektes, die ungeheuere Unverhältnißmäßigkeit der Mehrbelastung der Kleinumsätze, wie sie allen Fixstempeln anklebt (10 Pf. für die Million wie für 21 Mark Quittungbetrag, 10 Pf. für das kleine Frachtstück und nur 30 Pf. für die Schiffsladung!), die unerträgliche Klebeplackerei des Publikums und daneben die Miserabilität des Erträgnisses, die Bedrohung zahlloser geschäftlich unerfahrener Hände mit der drakonischen Strafe des 200fachen Betrages für jeden vernachlässigten Zehnpfennigstempel, die mittelbar sehr große Kostspieligkeit der Steuer, die in der Steigerung der Handelsunkosten über den Stempelbetrag hinaus sich äußert und die Waarenpreise allgemein vertheuert, endlich und namentlich das einseitige Zurückfallen der Last auf die kleinen Geschäftsleute und auf alle kleinen Konsumenten. Schlechter kann eine Steuer gar nicht gedacht werden, als der Frachtbrief- und Quittungstempel sich darstellen.

Dagegen beweist es gar nichts, daß im Ausland beide Stempel mehrfach anzutreffen sind. Sie bestehen daselbst aus der Zeit des Gebührenfiskalismus her, und gerade, weil dieser nach Ausweis der fremden Gebührentarife noch einen ganzen Köcher eben so harter und verwerflicher Stempel im Vorrath hat, sollte man sich vielmehr doppelt und dreifach hüten, ihn mit Quittung- und Frachtbriefstempel den ersten Einzug halten zu lassen. Das deutsche Volk ist mit einer großen Kriegsschuld, aus welcher anderswo derartige Schabsteuern hervorgegangen sind, nicht überzogen und die Verschonung mit weiterem Klebefiskalismus ist daher das Geringste, was es verlangen kann. Man komme auch nicht mit der Behauptung, daß unsere ordentliche, rationell ausnützbare Steuerkraft bereits so erschöpft sei, daß man über alle Bedenken guter Steuerpolitik hinwegsehen müsse. Das ist einfach nicht richtig. Ganz abgesehen davon, daß jede Art der Deckung des Mehrbedarfs durch rationelle direkte und indirekte Steuern erträglicher und weniger gemeinschädlich ist als die Aufbringung durch Klebe- und Schabstempel von relativ sehr geringer Ertragsfähigkeit: selbst für den äußersten Nothfall würde es außerordentliche Hilfsmittel geben, die immerhin weit unbedenklicher wären als diese beiden Stempel. Herr Miquel hat jüngst die Wehrsteuer arg zerzaust. Auch ich

Digitized by Google

habe die Wehrsteuer Fachgenossen gegenüber stets abgelehnt. Allein darüber ist doch kaum ein Zweifel, daß die Wehrsteuer als Werk der Steuerkunst dem Quittungstempel noch um Pferdelängen voraus sein würde.

Die Vorlage über den Quittung- und den Frachtbriefstempel fordert übrigens nicht blos die steuerpolitische Kritik heraus. So bedauerlich es ist, daß weder in der „Begründung", noch jüngst vom Bundesrathstisch aus in der Generaldebatte des Reichstages auch nur der Versuch gemacht worden ist, wenigstens die gegen die Verkehrs-Firstempel sprechenden wichtigen Gründe zur Sprache zu bringen und zu widerlegen, so ist es doch fast noch schmerzlicher, die höhere Rücksicht auf die Imponderabilien des Volksgeistes, auf den politisch-moralischen Effekt solcher Steuern, ganz unbeachtet zu finden. Hat man denn nicht auf sehr bedenkliche Weise mit einem Klebe- oder „Wapperl"-Gesetz die allertraurigste Erfahrung bezüglich der Wahlopposition eben erst gemacht? Das Versicherunggesetz läßt sich immerhin mildern, — es war als Klebegesetz von Fachmännern gleich von Anfang nicht empfohlen worden. Aber nun kommt man noch mit Steuerklebegesetzen, die im Punkt des Klebens überhaupt unverbesserlich und die der äußersten Unpopularität für immer sicher sein würden. Der Unmuth und die Erbitterung hierüber werden das Volk mit unzähligen Verwünschungen gegen das Reich erfüllen und der „Militarismus", für den das Volk mit solchen Abgaben belegt wird, wird noch unpopulärer werden. Der Aerger über den Stempel wird sich in Unlust gegen das Reich umsetzen, um so mehr, als die vorgeschlagene Regulirung des Quittungstempels ein neues Mandarinen-Privilegium schafft, welches denn doch über Dasjenige, was ein kluger Militär- und Beamtenstaat dem bürgerlichen Bewußtsein zumuthen darf, wohl weit hinausgeht. Lohnquittungen der zur Invaliditätversicherung pflichtigen Arbeiter sollen vom Quittungstempel frei sein; Das ist sozialpolitisch ganz gerechtfertigt. Aber warum sollen auch alle Gehalte der öffentlichen Reichs-, Staats-, Kommunal- 2c. Beamten freibleiben? Dafür läßt sich, wenn man nicht allen Lohnbezug, also auch die Gehalte der Privatbeamten, freigeben will, gar kein rechtfertigender Grund finden. In dem Augenblick, wo man den Quittungstempel einführt, wird die gesammte Beamtenschaft, auch die höchst besoldete, von einem Stempel entbunden, der doch höchstens 12×10 Pfennig im Jahr ausmachen kann! Es ist schwer für das bürgerliche Selbstgefühl, hier noch für das abfällige Urtheil einen zulässigen Ausdruck zu finden. Der „Militarismus", für welchen der Quittungstempel unter Beamtenprivilegium Geld schaffen will, sollte doch daran denken, daß es ein arabisches Sprichwort giebt, welches heißt: „Die Straußenfeder bricht zuletzt den Rücken des — Kameels!"

Stuttgart. Dr. Albert Schaeffle.

Digitized by Google

Kreditverhältnisse des russischen Bauern.

In keinem Lande ist die Agrarfrage von so einschneidender Bedeutung, ist sie so sehr eine nationale, eine Existenzfrage für die breiten Massen der Bevölkerung wie im Zarenreich, denn kein europäisches Land, Irland ausgenommen, weist einen annähernd so hohen Prozentsatz Ackerbau treibender Bevölkerung auf wie gerade Rußland. Um so mehr muß es befremden, daß ein solches Land, dessen Interessen so vorwiegend agrarische sind, nicht auf der höchsten Stufe wirklich rationeller Landwirthschaft steht. Diese Thatsache läßt sich nur erklären aus der historischen Entwickelung des Faktors, der neben dem Großgrundbesitzer der Träger der Bodenwirthschaft ist: des Bauern.

Der entscheidende Ausgangspunkt für die wirthschaftliche Lage des russischen Bauern fällt in die Zeit nach der Befreiung Rußlands von der Herrschaft der Tartaren. Der Boden, der den Bojaren in Anerkennung ihrer Verdienste um die Befreiung des heimathlichen Landes verliehen wurde, war mit Bauern besetzt, die persönlich frei waren, aber nach Laveleye schon 1592 schollenpflichtig wurden. Die Abhängigkeit von den Bojaren wurde bald eine vollständige, der berüchtigte Ukas vom Jahre 1597 hob die früher den Bauern gestattete Bewegungfreiheit auf, sie durften ihren Wohnsitz nicht mehr wechseln und wurden so de facto Leibeigene. Fast drei Jahrhunderte währte diese Leibeigenschaft, bis zum Emanzipationgesetz vom 11. Februar 1861.

Emanzipation! — Das war das Wort der Verheißung für den dreihundert Jahre lang leibeigenen russischen Bauern. Nicht nur moralisch, auch ökonomisch sollte er frei sein, auf eigener Scholle sollte er als freier Mann wirthschaften, aber — mit eigenen Mitteln! Das war die Kehrseite der Medaille und sie zeigte dräuend das Bild erneuter wirthschaftlicher und persönlicher Abhängigkeit. Der Grund war folgender. Vor der Emanzipation bewirthschaftete der Leibeigene ein Stück Land als dem Herrn gehörig, lebte aber von den Erträgnissen dieses Landstückes. Nach der Emanzipation erhielt er eine kleine Parzelle für sich allein, aber sie war zu klein fast, um für den Besitzer und eine große Familie den Lebensunterhalt zu liefern. Nun aber trat die Nothwendigkeit an ihn heran, auf eigene Kosten zu wirthschaften, er mußte die Mittel zur Beschaffung der Wirthschaftgeräthe, zur Einrichtung und Instandhaltung seines Wohnhauses und der Wirthschaftgebäude, zur Anschaffung und Fütterung des unentbehrlichen Viehs u. dergl. selbst aufbringen. Diese Aufwendungen hatte früher ganz oder theilweise die Herrschaft zu tragen gehabt. Aus welchen Mitteln hätte der Befreite gar Düngemittel beschaffen sollen? Und so sehen wir denn, daß in Rußland von künstlichen Düngemitteln, wie überhaupt vom Düngen, kaum die Rede ist. Die natürliche Folge hiervon war ein Rückgang in der Qualität des Bodens; in Folge Dessen trat vielfach, wie es z. B. im Gouvernement Woronez der Fall war, der Hafer mehr und mehr an die Stelle des Weizens. So erklären sich auch die überaus schwankenden Erträge des Bodens, die auf bäuerlichem Besitz bei Roggen ganz außerordentliche Schwankungen aufweisen. Um diese Mißstände beseitigen zu können, dazu fehlte dem Bauern das nöthige Kapital. Auf einem so kleinen Stück Land konnte er nicht einmal

Digitized by Google

die Arbeitkraft seiner Familie voll auszunutzen, aber Alle wollten ernährt sein und so blieb nichts Anderes übrig, als daß ein Theil der Familienangehörigen ihren Erwerb als Tagelöhner suchte und die Zahl der Proletarier vermehrte. Aber noch eine weitere Auflage trat hinzu, die vor der Emanzipation für ihn nicht oder doch nur theilweise existirt hatte, weil damals die Gutsherrschaft einen Theil dieser Abgaben zu entrichten hatte: er mußte Steuern zahlen, und zwar im Verhältniß zu seinem Eigenthum ungewöhnlich hohe. Bei wiederholter Nichtzahlung drohte der Zwangsverkauf.

In dieser schwierigen Lage war der Bauer gezwungen, sich nach einem Geldgeber umzusehen. In seiner nächsten Umgebung findet er den „Kulak", seinen gefährlichsten Wucherer, denn er ist Mitglied der selben Dorfgemeinde wie er selbst und gewöhnlich ein einflußreiches Mitglied, das seine Macht in der rücksichtlosesten Weise anzuwenden pflegt. Sein gewöhnlicher Prozentsatz ist 50 Prozent, als Termin zur Rückzahlung setzt er diejenigen Zeiten fest, in denen der Bauer baares Geld nicht besitzen kann. Der Schuldner ist dann vor die Alternative gestellt, sich entweder einem Zwangsverkauf seines Viehes zu unterwerfen oder aber eine neue Schuldurkunde unter Erlegung der für das Nichtinnehalten des vereinbarten Zahlungtermins stipulirten Strafsumme auszustellen. Und da ein Zwangsverkauf des Viehes ihn ohne Weiteres zu Grunde richten würde, so ist er gezwungen, sich von Neuem dem Wucherer auszuliefern.

Die Statistik des Gouvernements Woronez ergiebt, daß die Darlehen in den Dörfern meistens auf Faustpfänder geliehen werden, wobei hohe Konventionalstrafen für eine eventuelle Verlängerung des Termins üblich sind. Die Wucherer trachten nächst den Zinsen vornehmlich danach, dieses Strafgeld — dniowka genannt — einzuziehen. Die Prozente steigen, pro Tag berechnet, nach Ablauf des Zahlungtermins oft zu der unglaublichen Höhe von 30, 40, ja sogar 100 Prozent.

Die Wucherer wissen die Noth der Bauern, ihre geringe Bildung und ihre Unkenntniß im Schreiben, auszunützen und sie schließen mit ihnen jene berüchtigten Verträge ab, die eine lange ökonomische Sklaverei der Bauern, gewissermaßen die „Kabbala" (Leibeigenschaft) in erneuter Form, zur Folge haben. Sozonoff liefert einige interessante Beispiele für die Form dieser Verträge, von denen eines hier angeführt sein mag: Der Bauer empfängt 10 Rubel als Darlehn und verpflichtet sich dafür, die Erntearbeit von einer Desjätine (etwa = 1 Hektar) Korn und 2 Desjätinen Heu zu leisten, den Kapitalbetrag dagegen im Herbst zurückzuerstatten. Wird alsdann das Geld nicht zurückgezahlt, so gilt der selbe Betrag mit der selben Auflage für das nächste Jahr. Neue Darlehen werden nur unter den selben Bedingungen bewilligt. So arbeiten die Bauern Jahraus, Jahrein umsonst, ohne sich dieser drückenden Verpflichtung entziehen zu können, da sie das geliehene Kapital nicht baar zurückzuzahlen vermögen.

Noch in einer anderen, für die bedrängten Bauern nicht minder harten Form finden wir diese Kabbala-Verträge in der Provinz Kiew. Der Gutsbesitzer, der z. B. einem Bauern 18 Rubel als Darlehen giebt, ist berechtigt, dafür 2 Arbeitstage in jeder Woche als Interessen zu fordern, also im Jahre 104 Tage; Frauen sollen die selbe Sklavenarbeit schon für ein Darlehen von 12 Rubeln verrichten. Jeder versäumte Tag wird mit 50 Kopeken pro Mann und 35 Kopeken pro Frau gebüßt. Erreicht dieses Strafgeld die Höhe von 9 bezw. 6 Rubeln, so ist der Bauer noch an einem weiteren Tage zur Arbeitleistung verpflichtet. Es ist klar, daß gerade diese Art von Verträgen, die eine Hypothek auf die zu-

Digitized by Google

künftige Arbeit des Bauern geben, eminent drückend sind und daß es sehr schwer ist, sich von dieser niederziehenden Kette loszumachen.

Aber auch der Steuererheber findet sich bisweilen bereit, das lukrative Geschäft des Wucherers zu übernehmen. Er wählt zur Eintreibung der Steuern absichtlich eine Zeit, wo überhaupt kein baares Geld bei den Bauern vorhanden ist. Die Bauern wissen sich dann nicht anders zu retten als dadurch, daß sie beim Steuererheber selbst eine Anleihe machen, wobei sie natürlich die Bedingungen zu acceptiren haben, die er ihnen nach seinem Belieben vorschreibt.

In dieser und ähnlicher Weise sind nicht nur einzelne Bauern, sondern ganze Gemeinden gezwungen, Darlehen aufzunehmen, und die Summe der Schulden schwillt zu erschreckender Höhe an. Ein trauriger Beleg hierfür ist die Statistik des Gouvernements Saratow, nach der die dortigen Bauern an Privatpersonen die Summe von 86,000 Rubel schulden; es entfallen somit im Durchschnitt auf den Kopf der Bevölkerung 50 Rubel.

Man sah sehr bald ein, denn die Thatsachen sprachen zu beredt, daß es Pflicht der Selbsterhaltung sein müsse, der bäuerlichen Verschuldung, die lawinenartig anschwoll, durch Schaffung geeigneter Kredit-Anstalten einen Damm entgegen zu setzen. Schon vor der Emanzipation hatte eine ganze Reihe ländlicher Kreditorgane bestanden, und zwar sowohl staatliche und von den Gemeinden gegründete als auch private. Im Jahre 1837 rief man sodann in den der kaiserlichen Familie gehörigen Domänen dörfliche Banken ins Leben, die Darlehen in Höhe von 300—500 Rubeln an einzelne Bauern vorschossen, falls die Gemeinde zustimmte und der Darlehnsnehmer außerdem einen Bürgen stellte. Im Jahre 1840 warf das Domänenministerium ein Kapital zur Unterstützung der Bauern in Nothfällen aus. Aus privater Initiative gründete man 1839 Gemeindekassen im Kreise Bialistok sowie in den baltischen Provinzen; seit längerer Zeit schon war die Bauernbank auf der Insel Exel in Thätigkeit. Auch Spar- und Hilfskassen wurden 1839 gegründet, die den Bauern Darlehen bis zu 60 Rubeln auf die Dauer von einem halben bis zu 3 Jahren, ganzen Gemeinden bis zu 12 Jahren gewährten. Am 1. Januar 1882 bestanden in 40 Gouvernements 2422 dieser Kassen mit einem Kapital von 12 630 000 Rubeln, von denen 11 772 000 Rubel ausgeliehen wurden. Leider entsprachen sie nicht den gehegten Erwartungen: sämmtliche Gouverneure klagten in ihren Berichten über die große Unordnung, die in den Kassen herrsche, zudem werde das Geld häufig zu ganz unnützen Zwecken hergegeben und ohne die nöthige Sicherheit, da der Bürge in den meisten Fällen selbst Schuldner der Kasse war. Schlimmer aber noch war der Umstand, daß die Kassen Hilfsmittel des Wuchers in der Hand vornehmlich der bäuerlichen Kulaken wurden, die Darlehen von der Kasse nahmen und das Geld dann wieder zu Wucherzinsen an die Bauern verliehen.

Ein treffliches Hilfsmittel für die Bauern wurden aber die sogenannten Hinterlegungskassen, die nach dem Muster der Schultze-Delitzschen Kassen eingerichtet waren und deren Statut vom Jahre 1871 datirt. Die erste wurde 1864 von Luczynin, der die Schultze-Delitzschschen Kassen im Auslande kennen gelernt hatte, im Dorfe seines Vaters im Kreise Witlusk eingerichtet. Die weitere Gründung übernahmen die Semstwa (ländliche Verwaltungbehörden), und zwar war es zuerst die Semstwo des Gouvernements Nowgorod, die 1870 8 solche Kassen gründete und dafür 14 000 Rubel bewilligte. Im Jahre 1884 betrug die Zahl dieser Hinterlegungskassen 752 mit einem Kapital von 6 Millionen Rubeln und einem Reservekapital von 767 000 Rubeln, die Anzahl der Mitglieder

Digitized by Google

belief sich auf 205 000. Mitglied kann Derjenige werden, welcher an einem bestimmten Orte seßhaft ist, ohne Rücksicht auf das Geschlecht; die Aufnahme erfolgt durch die Generalversammlung. Jedes Mitglied zahlt eine bestimmte Summe ein und kann dafür ein Darlehen erhalten, das dreimal so groß ist als seine Einlage; bei einer Einzahlung von 50 Rubel kann er somit ein Darlehen bis zum Betrage von 150 Rubeln erhalten; die Einlage wird in monatlichen Raten gezahlt. Alle Mitglieder haften solidarisch. Die Kreditbedingungen waren also sehr leichte.

Die Semstwa erwarben sich überhaupt ein großes Verdienst um die Förderung der wirthschaftlichen Lage der Bauern sowie um die Hebung der Hausindustrie, für deren Erzeugnisse sie ständige Museen einrichteten. Verschiedene Semstwa kauften Pferde und landwirthschaftliche Maschinen und überließen sie den Bauern gegen Ratenzahlungen. Auch für Parzellirungszwecke thaten die Semstwa sehr viel. So kaufte die Poltowskische Provinzial-Verwaltung ein Gut für 50 000 Rubel und verkaufte es dann parzellirt an die Bauern, denen sie den Kaufpreis auf längere Zeit kreditirten.

Man ersieht hieraus, daß von vielen Seiten der Versuch gemacht wurde, den Kredit zu fördern, und stellenweise mit Erfolg; man kann deshalb Stepniak nicht beipflichten, der jeden Erfolg leugnet und die Lage der Bauern als noch schlechter als vor der Emanzipation hinstellt. Freilich reichten die bestehenden Kreditanstalten in Hinsicht auf die immense Ausdehnung des Reiches nicht aus, auch befanden sich Viele unzweifelhaft nicht auf dem richtigen Wege, und statt den Bauern zu helfen, legten sie ihnen eine neue Bürde auf. Nun kam die Emanzipation und man beging den Fehler, den nun freien Bauern zu kleine Parzellen zu geben, aus deren Erträgen sie kaum existiren, geschweige denn melioriren und Steuern zahlen konnten. Schon zehn Jahre nach der Emanzipation trat immer deutlicher und drohender die Erscheinung zu Tage, daß der Bauernstand in Folge dieser Verhältnisse dem Wucher verfallen war und unaufhaltsam der Verarmung entgegenging. Auch der Schatzminister konnte in seinem Referate von 1881 nur diese vollendete Thatsache zugestehen. Die Regirung verhehlte sich Das nicht; sie sah ein, welch einen ungeheueren Fehler sie bei der Emanzipation durch Schaffung der zu kleinen Parzellen begangen hatte, und sie griff in richtiger Erkenntniß nach einem Mittel, diesen Fehler von 1861 zu beseitigen. Am 18. Mai 1882 gründete sie die Bauernbank für das eigentliche Rußland und dehnte deren Statut mit gewissen Modifikationen am 11. April 1888 auch auf das Königreich Polen aus. Man beabsichtigte, die Bauern und Bauerngemeinden durch Gewährung eines ausgedehnten Kredits in den Stand zu setzen, ihre Parzellen durch Ankauf neuen Landes von den Großgrundbesitzern zu vergrößern, sie rationell zu bewirthschaften und von Ueberlastung freizuhalten. So hoffte man, den Bauern allmählich der Verschuldung zu entziehen und einen steuerkräftigen Bürger in ihm zu erhalten. Die Höhe des Darlehens richtet sich bei gemeinsamer Wirthschaft nach der Zahl der männlichen Köpfe, bei getrennter Wirthschaft nach der Zahl der selbständig wirthschaftenden Bauern. In keinem Falle darf jedoch das Darlehen bei gemeinsamer Wirthschaft 125 Rubel pro Kopf der männlichen Individuen der Gemeinde übersteigen, im entgegengesetzten Falle nicht 500 Rubel für jeden selbständigen Bauernsohn. Die Darlehen werden in Rußland bis zu 75 pCt., in Polen bis zu 90 pCt. des Bodenwerthes beliehen. Anfänglich war der Erfolg ein ganz zufriedenstellender. Es gelang mit Hilfe der ausgeliehenen Darlehen,

Digitized by Google

8553 an der Zahl, 248 896 Gehöfte zu gründen mit einem Gesammt-Flächeninhalt von 1 742 331 Desjätinen; diese Fläche wurde angekauft mit 60 616 980 Rubeln der Bauernbank, wozu die Bauern selbst noch 14 480 912 Rubel gaben. Der Werth der angekauften Fläche betrug 75 097 893 Rubel. Aber trotz des Fehlers, den man bei der Emanzipation begangen, den man richtig erkannt und zu dessen Abstellung man die Bauernbank ins Leben gerufen hatte, verfiel man doch wieder in einen ähnlichen Fehler. Man ließ zum Erwerb des Bodens mit Hilfe der Bankdarlehen die Klasse der völlig Besitzlosen, die Proletarier, zu, für welche die angekauften Parzellen wiederum zu klein waren und die deshalb sehr bald mit der Zahlung ihrer Zinsen und Raten im Rückstand blieben. So sah sich die Bauernbank gezwungen, in den Jahren 1883 bis 1891 für eigene Rechnung 119 738 Desjätinen zurückzukaufen und selbst in Bewirthschaftung zu nehmen; die Höhe der für diese Fläche gewährten Darlehen hatte über 7 Millionen Rubel betragen, somit erwuchs der Bank ein nennenswerther Ausfall.

Aber noch andere Fehler hatte man bei der Einrichtung der Bank begangen: man knüpfte die Gewährung von Darlehen an eine endlose Reihe von Formalitäten, die gerade den Bauern nur abschrecken konnten. In Polen führte man die solidarische Haftung ein, die sehr verhaßt war, und außerdem die zweifellos unbillige Bestimmung, daß der Verkäufer verpflichtet sein solle, so lange die Steuern und Raten der Landschaft zu zahlen, bis die ganze Manipulation zur Erlangung des Darlehens beendigt sei. Dies dauerte bisweilen ein bis zwei Jahre. Inzwischen waren die Bauern nach der Einzahlung von 10 pCt. des Bodenwerthes, die außerdem die Bank, nicht der Verkäufer erhielt, in den Besitz des Bodens gesetzt worden. Man kann sich die Verwirrung und die endlose Reihe von Prozessen kaum vorstellen, die entstehen würden, wenn die Bank nun das Darlehen verweigerte, wozu sie nach ihren Satzungen berechtigt ist.

Außerdem ist der Betrag des Darlehens, der 500 Rubel nicht übersteigen darf, zu niedrig gegriffen. Wenn auch der Boden in Rußland billig ist, so kann man doch im günstigsten Falle nicht mehr als 4—6 Desjätinen für 500 Rubel erstehen, während der Bauer sich erst bei einem Besitz von — ungefähr — wenigstens 9 Desjätinen einigermaßen zu ernähren vermag.

Auch die Zinsen, welche die Bauernbank nimmt und welche 7½—8½ pCt. betragen, sind für die große Zahl der Büdner zu hoch, da der Boden höchstens 6—7 pCt., selten 8 pCt. abwirft. Es wäre demach empfehlenswerth, entweder den Zinsfuß herabzusetzen oder aber nur 50 pCt. des Bodenwerthes zu beleihen.

Aus den angeführten Thatsachen dürfte hervorgehen, daß die Bauernbank, um ihren halben Erfolg zu einem ganzen zu gestalten, in vielen Punkten einer Umwandlung bedarf. Andererseits dürfte es außer Frage stehen, daß die privaten Kreditverhältnisse sehr schlechte sind, daß aber der russische Bauer zu seiner Existenz den Kredit absolut braucht und daß er sich immer wieder dem aussaugenden und wucherischen Privatkredit in die Arme werfen muß, wenn der öffentliche nicht ausreicht.

Diese Lage des russischen Bauernstandes — auch die der Großgrundbesitzer ist keine glänzende — dürfte der Regirung gerade jetzt zu denken geben, zumal in Folge der Zollerhöhung auf russisches Getreide die Preise gesunken sind und die Wirkung auf die Tasche der Bauern nicht ausbleiben wird.

Warschau. L. von Zakrzewski.

Digitized by Google

Sonette

von Giuseppe Gioachino Belli überſetzt von

Paul Heyſe.

Der Schluß des Conclave.

Horch! Vom Caſtell*) dröhnt's, daß die Wände beben,
Und wie ſie auf Montecitorio läuten!
Das Hundsgezänk iſt aus, will Das bedeuten,
Der neue Papſt**) wird gleich den Segen geben.

Nun? Und wen kriegen wir zum Papſt? 's iſt eben
Das alte Lied, Gevatter, wie vor Zeiten:
Die Schlange muß von Zeit zu Zeit ſich häuten.
Gott mach's nur gnädig, was wir jetzt erleben!

Zu Anfang giebt die Pfänder er zurück,
Holt aus dem Kerker alle Miſſethäter
Und fragt, was dem getreuen Volk gefalle.

Im dritten Bande meiner „Italieniſchen Dichter ſeit der Mitte des 18ten Jahrhunderts" (Berlin, W. Hertz, 1889) habe ich über Leben und Dichten des merkwürdigen römiſchen Dialektpoeten ausführlich berichtet und 30 ſeiner Sonette in einer Ueberſetzung mitgetheilt, die von dem ungeheuren Umfang ſeiner Lebensarbeit, 2300 Sonetten, die mit unvergleichlicher Lebendigkeit alle charakteriſtiſchen Züge des römiſchen Volkes in ſeinen Sitten und Unſitten, ſeinem Fühlen und Denken in den höchſten wie in den niederſten Schichten darſtellen, nur eine ſchwache Andeutung geben konnten. Ich laſſe hier eine Nachleſe folgen, die an jenen früheren Verſuch und ſeine Fortſetzung in der Deutſchen Rundſchau, Sept. 1893, ſich anſchließt. Denn abgeſehen von dem äſthetiſchen Reiz dieſer ſo höchſt charakteriſtiſchen kleinen Kabinetsſtücke moderner Satire iſt ihr ſachlicher und hiſtoriſcher Inhalt werthvoll genug, um ſelbſt eine unzulängliche Wiedergabe wünſchenswerth erſcheinen zu laſſen. P. H.

*) Caſtel Sant Angelo, die Engelsburg.

**) Gregor XVI.

Digitized by Google

Dann, drei, vier Wochen später, hat er's dick,
Thut, was gethan die andern heil'gen Väter,
Und wird, verzeih' mir's Gott, so schlimm wie Alle.*)

Die weltliche Herrschaft des Papstes.

Nun ja, denkt meinethalb, wenn's Euch gefällt,
Gott hab' dem Papst ein weltlich Reich beschert.
Mich hat Don Pio drüber aufgeklärt:
Ein Dummkopf ist, wer Das für Wahrheit hält.

Wie Jesus Christus selbst sich vorgestellt
Dem Judenvolk, ward Euch Das nicht gelehrt?
„Ich kam herab, daß ihr mich preb'gen hört",
Sprach er: „mein Reich ist nicht von dieser Welt."

Als ob's nicht auch kurios gewesen wäre,
Hätt' man den Herrn gesehn Edikte schreiben
Und selbst ins Feld ziehn mit der Kriegesfahne,

Und arme Teufel schicken zur Galeere
Und von Sardell' und Thunfisch Zoll eintreiben
In Ripa grande**) und der Landdogane!

Die päpstlichen Breves.

An Weihnacht und den größten Feiertagen,
Wo er die Messe liest am Hochaltar,
Pflegt ja der heil'ge Vater Jahr für Jahr
Die schönsten Redensarten vorzutragen.

So unter Anderm, was uns soll behagen
Und ihm auch Ehre machte — wär's nur wahr! —
Erklärt er sich für unsern Knecht sogar,
Doch ist das nur 'ne Floskel, so zu sagen.

Ein schöner Knecht, der seinen Herren sagt:
Verehrte Herrn, Sie wollen nicht vergessen,
Daß so und so viel Steuern mir gebühren.

Ist's nicht ein blut'ger Hohn, Gott sei's geklagt!
Den „Knecht" zu nennen, der sich satt kann essen,
Und Herrn, die sich den Schmachtriem fester schnüren?

*) Im Original viel drastischer.

**) Ripa grande, der Hafen des Tiber, wo die Waaren verzollt werden, die vom Meer hereinkommen.

Digitized by Google

Der Kindermord.

Als ausgehn ließ Herodes den Indult, (so!)
Die Kinder alle grausam abzuschlachten,
Die ihre Mütter kaum zur Welt noch brachten,
Entstand in der Türkei ein Mordstumult.

Die Mütter, wüthend über den Insult,
Setzten aufs Töpfchen ihre Brut und dachten,
Wie sie Sanct Nicolas *) sich günstig machten
Durch Messen. Half's nicht, war's nicht seine Schuld.

Denn des Herodes Schergen, blitzgeschwind
Vorbrechen sie, um Hiebe auszutheilen,
Daß gleich die Seelchen in den Himmel hüpfen.

Zu Esel trabt indeß das Christuskind
Egypten zu, dem Tode zu enteilen
Und durch ein Loch im Netz noch zu entschlüpfen. **)

Die Wittwe.

Was thust du, Nina, sag' ich, da am Bette
Und stierst ins Antlitz Deines toten Manns?
Und sie: Ich bet' für ihn den Rosenkranz,
Daß er ein bischen Trost im Jenseits hätte.

Und ich: Glaub mir, ich warne dich, Ninette,
Weil ich dir gut bin; doch bei Gott, ich kann's
Nicht mehr mit ansehn, du verzehrst dich ganz
Und stirbst ihm nächstens nach; was gilt die Wette?

Laß doch die armen Toten, sag' ich, da wo
Sie sind, und denk, wie schon seit manchem Jahr
Dir der Gevatter süße Augen macht.

Da kehrt sie schnell sich um: Wer? Stanislavo? †)
Ich weiß, Mitirda ††), sagt sie, und so wahr
Als Gott mich hört! grad hab' ich dran gedacht!

*) St. Nicolas ist Schutzpatron der Kinder.
**) Sprichwörtlich: scampar per la maglia rotta.
†) Stanislaus.
††) Mathilde.

Digitized by Google

Die Frau des Beamten.

Seht, was 'ne Frau nicht Alles kann, die gut
Und wacker ist und hat den Mann recht lieb.
Der Mann der Menica, wie man mir schrieb,
Stahl Kassengelder, was ja Mancher thut.

Sein Vorgesetzter kam in helle Wuth
Und ließ ihn rufen. Mein verehrter Dieb,
Sprach er, verduftet! — und der Eifer trieb
Ihm ins Gesicht das dunkelrothe Blut.

Nun merkt, was treue Liebe leisten kann.
Kaum hört die Frau davon, die gar nicht dumm,
Läuft sie zum Chef, der ihm den Marsch gemacht,

Und führt so viele gute Gründe an,
Das brave Weib, und kriegt ihn so herum,
Das sie 's ins Reine bringt in Einer Nacht.

Der Eid.

Der Eid wird nur den Zeugen abgenommen,
Der Angeklagte leistet keinen Schwur.
Ich habe nie geschworen, glaub es nur,
So hundertmal ich vor Gericht gekommen.

Daß so ein armer Schelm, wird er vernommen,
Die Wahrheit sagen soll, ist Unnatur,
Und schädlich wär' der Zwang, wie die Tortur,
Die, Gott sei Dank! nachgrad' ist abgekommen.

Denn wollte mir der Richter das Gewissen
Einklemmen, daß ich mich entscheiden müßte
Zwischen dem Galgen und den Höllenflammen,

Würd' ich doch unbedenklich mich entschließen
Für Das, was ich dereinst im Jenseits büßte,
Als daß ich mich im Diesseits ließ' verdammen.

Das Studiren des Junkers.

Ob unser Junker auch studirt? Ich dächte!
Mit lauter Lernen bringt er noch sich um.
'S ist nur zum Staunen, solch ein Studium!
So hitzig treibt er's, wie's kein Andrer möchte.

Digitized by Google

Nur Bücher, Tint' und Feder, Tag' und Nächte,
Und wird vor lauter Sitzen ſchief und krumm,
Als ob er's ſo allein — Gott weiß, warum? —
Zu einem Biſſen Brot in Ehren brächte.

Den Schuldirektor ſelbſt muß es befremden.
Manchmal entzieht er ihm Deſſert und Wein,
Doch unſer Junker büffelt nur verſtockter.

Ich ſag' ihm auch, bring ich ihm friſche Hemden:
Bedenkt doch, junger Herr: mehr werth iſt ein
Lebend'ger Eſel als ein toter Doktor.

Wie man im Ghetto ſich entſchuldigt.

Ich denke ganz wie du, will ich nur ſagen,
Und bin im Judenhaß dir noch voran,
Schon weil ſie nicht katholiſch ſind, und dann
Weil ſie den Heiland an das Kreuz geſchlagen.

Doch wer im alten Teſtament beſchlagen
Und ſieht die Sache ſich genauer an,
Der, ſagte mir der alte Baruch, kann
Wohl noch ein Wörtchen zur Entſchuld'gung wagen.

Kam, ſagt er, Chriſtus nicht vom Himmel hoch
In unſre niedre Welt, obwohl er wußte,
Charfreitags fiel er in der Feinde Schlingen?

Nun, folgert Baruch weiter, wenn er doch
Gekommen war, um hier zu ſterben, mußte
Nicht irgend Jemand ihn ums Leben bringen?

Digitized by Google

Deutsche Aquarellisten.

Ein Kreis von Malern hat sich unter der Führung Skarbinas zu einer „Gesellschaft deutscher Aquarellisten“ zusammengethan. Es ist von einigem Interesse, die Individualitäten dieser Künstler zu untersuchen.

Max Fritz ist ein etwas seelenloser, aber recht virtuoser Maler. Er ist ein Bischen gewissenlos in den Landschaftbildern, welche er giebt. Das ist so zu verstehen: Wir haben Photographen, die, wenn sie Landschaftbilder etwa an einem ruhigen Tage anfertigen, eine Luft, die von einem anderen Tage herstammt, in einer stürmischen Stunde aufgenommen wurde, in das Bild hineinkopiren, nur damit die gleichmäßige Schicht, die das Bild eines ruhigen Tages in der Photographie dort, wo die Luft sein soll, erzeugt, vermieden werde. Solcher Photograph setzt sein Bild offenkundig aus zweien zusammen, die nicht zu einander gehören, und an uns ist es nun, wahrzunehmen, daß wir getäuscht sind, oder es nicht zu bemerken. Es kann einem geschickten Photographen recht wohl gelingen, uns darüber zu täuschen, es bleibt aber sein Verfahren, wenn wir einen Begriff aus der Ethik auf eine ästhetische Frage anwenden dürfen, nicht gewissenhaft. Und so nennen wir Max Fritz nicht gewissenhaft; er hat z. B. ein Aquarell vom Ammersee gemalt, für dessen Ton im Mittelgrunde man alle Anerkennung haben darf. Dieser Mittelgrund, aus graugrünem Wasser bestehend, hat etwas Feuchtes, Feines. Wahrscheinlich ist nun der Platz, an dem Max Fritz stand, in seinen Augen nicht malerisch gewesen, nicht dankbar, um seinen Bildvordergrund, wenn er den Platz so malte, wie er ihn fand, genug ausgefüllt wirken zu lassen; er hat darum besser gefunden, den Vordergrund nach einer Studie einer anderen Gegend, die er vielleicht auch an einem anderen Tage gesehen hatte, zu beleben, mit hohem Gras ihn auszufüllen oder mit anderen von anderswo geholten Dingen. Vielleicht ging er gar nicht so methodisch beim Abweichen vom Bilde, das ihm die Natur gab, vor, sondern war nur beflissen, hohes Gras, detaillirt, Halm um Halm gemalt, einfach aus dem Kopfe zu erfinden, damit für einen Laien das Bild um eben so viel, wie es in der That öder und naturfremder geworden war, ausgeführter und interessanter erschiene . . . Max Fritz hat eine geschickte Hand; man wünscht ihm aber noch recht viel Feinheit, Zartsinn, Geschmack. Man findet im Grunde bei allen seinen Aquarellen Fehler wie die genannten. Den feineren Sinn befriedigt dieser Künstler nicht; er scheint aus dem Bereiche der Dekorationmaler hervorgegangen zu sein. Er besitzt ein entschiedenes Talent, die Natur scheinbar hervorzuzaubern; aber dem näheren Eingehen hält seine Malerei nicht Stand. Sie wirkt als eine kalt-geschickte Be-

Digitized by Google

thätigung, an der man sich um so weniger freut, als Max Fritzens Themen: Flußufer, Seeufer, Dorfstraßen, Blumenauen, die idyllischste Empfindung und alle Wärme des Gemüthes verlangen.

Fritz Wahle bietet uns ein anderes Gesicht. Idyllisches Gefühl hat er auch nicht; und Wärme des Gemüthes, als Künstler, auch nicht, er will aber auch nur ein Städter sein. Als solcher betrachtet, hat er eine nur bei romantischen Künstlern denkbare Leidenschaftlichkeit der Empfindung für Schwarz und Weiß; Hellgrau und Dunkelgrau, helle Pfützen, scharfe Silhouetten, Gassenausschnitte, Fabrikarbeiter beim Manipuliren, moderne Menschen in fast karikirter Mode ziehen ihn an. Nicht ihr Thun interessirt ihn aber an den Menschen, nur mit einem „Malerisches" suchenden Auge betrachtet er sie. Er giebt sie in Folge Dessen übermalerisch. Jedoch ist er ein überzeugter Schattirungmensch, Jemand, dem die Welt in black and white erscheint, Jemand, den eigentlich gerade diese leidenschaftliche Präoccupation zu einem Künstler adelt.

Ludwig Dettmann ist vielleicht ebenfalls, wie Max Fritz, nur ein Dekorationmaler. Vielleicht wird er aber doch Etwas mehr. Man bemerkt nämlich, daß in ihm, in dem wir noch eine ungeschlachte Seele vermutheten, doch ein so starkes Temperament lebt, daß an allen Gegenständen, welche er darstellt, seien es blaue Eimer auf einer Feldwiese, oder eine Kuh, die, vom Rücken gesehen, in einem Weiher steht und um deren Hinterbeine das Wasser einen weißen Rand bildet, — sein Temperament haftet. Er hat eine Anschauung, wenn auch eine ordinäre, eine Handschrift, mag sie auch weder ausgebildet noch schön sein. Die meisten seiner Arbeiten gefallen nicht, doch sieht man, wie viel Kraft — und Das ist beinahe Talent — sich da verausgabt. Auf fast allen seinen Arbeiten sieht man so gute Andeutungen; da giebt es das Aquarell eines „engsten Ganges" in Hamburg und hier ist es dem naiven Talent Dettmanns vorzüglich gelungen, den Eindruck, wie der engste Gang unter dem trüben Oberlicht zwischen den aneinander rückenden beiden Hausreihen mit geheimnißvoll beschienener Mittelrinne sich nach hinten schiebt, vorzuführen. Wie gut ist da die Luft, sind die zweimal in unseren Gesichtskreis tretenden rothen Ziegeldächer, sind die wie im Traum wahrgenommenen weißen Fensterrahmen. Durch die wahllose, gleichgiltige Staffage bringt sich indessen doch der Künstler um alle Wirkung. Wie viel Talent würde ein Franzose aus sich entwickeln, wenn er die natürlichen Gaben Dettmanns empfangen hätte! Welch ein ungeschlachter Gesell ist dieser; fast immer sind die Figuren, die er als Staffage benutzt, so lieblos hingestrichen, schlecht gemacht; und Dettmann könnte, wenn er wollte, besser malen; warum glaubt er eigentlich seine Bilder zu machen, wenn er die Personen auf

Digitized by Google

ihnen nicht so gut macht, wie er es kann? Wenn ihm das Malen keinen Spaß bereitet, warum malt er? Es erscheint als etwas Ungezogenes, seiner Begabung sich nicht ganz würdig zu zeigen; er schadet damit keinem Anderen als sich selbst, aber man klagt doch die Verhältnisse und die Umgebung des Künstlers an, die ihn so ungezogen werden lassen. Wir haben Akademien, wir haben Lehrer, wir haben Zeitungkritik und man rüffelt den jungen Herrn nicht, bis er zur Raison kommt? Allerdings beurtheilt man ihn auch nicht eingehend; aber es wäre für Herrn Dettmann besser, wenn man ihn eingehender beurtheilte und eingehender tadelte. Der Tadel allein kann ihm aber nicht gerecht werden. Das Lob für seine landschaftlichen Arbeiten setzt da ein, wo sie der Figurenstaffage entbehren, wo die unwürdige Rolle, die in der Vokabel Staffage schon ausgedrückt ist, sich als nicht besetzt ergiebt. Sehr hübsch ist ein Kirchhofsgarten in der Mark von ihm: mit kräftig hervor gehobenen Gliedern dehnt sich der Garten mit seiner Vegetation aus; kräftig wölbt sich in ihn hinein die runde Rückenansicht der Friedhofskirche. Auch ein Bild eines Uferrandes ist sehr hübsch, in dessen Kurve ein Fischerboot geankert hat, von einfacher, kräftiger Färbung, etwas weniger an die Natur als an den Polen Brandt erinnernd, — aber sehr anzuerkennen, sehr talentvoll.

Ein Mann, der zeigt, was die Erziehung hervorbringen kann, wie weit sie zu nützen geeignet ist und wo sie versagt, ist Hans Hermann. Der ist unterrichtet; der thut nichts unüberlegt und rüpelhaft; zwar in Deutschland fand er seine Erziehungmeister nicht, — höchstens vielleicht Einen: Karl Heffner, der früher in München lebte und dann nach Florenz übergesiedelt ist. Hermann hat Heffners Geschmack wie dessen industriellen, das Feine fabrikmäßig betreibenden Sinn. Zum Verwechseln ähnlich kann man übrigens diese Künstler doch nicht nennen; Heffner ist Derjenige, der nach den Malern von Fontainebleau — sehr viel schlechter als sie — die Nutzanwendung ihrer Kunst für elegante, vielmehr beinahe elegante Salonverhältnisse zog; Hans Hermann ist hingegen Derjenige, der nach dem Bekanntwerden der neuen Richtung — schlechter als sie — ihre Nutzanwendung für Salonverhältnisse zieht. Gärten und Landschaften sieht man bei Heffner, Wasser, Schneestücke und Städteansichten bei Hermann. Farbe, Manier, bei Heffner, Farbe, Manier bei Hermann. Jeder derartige Maler ist animirt. Jeder Maler solcher Art ist abhängig und übertreibt; doch ein jeder Maler dieser Art hat ein gewisses Quantum Geschmack und hat sich erzogen. Hans Hermann sagt uns mehr zu als Heffner; aber nur, weil wir jetzt in der Periode der neuen Richtung stehen. Wir wissen nicht, ob, wenn die neue Richtung hinter unserm Rücken liegt, wie jetzt die Schule von Fontainebleau historisch geworden ist, ob dann Hans Hermann uns

Digitized by Google

nicht eben so nicht existirend sein wird wie jetzt Heffner. Solchen Malern ist nur eine kurze Dauer beschieden; während die Karre läuft, rollen sie mit; steht die Karre, ward das Werthvolle ihres Inhalts geborgen, anerkannt, selbst als elegant befunden, so ist für solche uns bequeme Maler, die zum Verständniß überleiten, kein Platz mehr; sie werden dann als Surrogatmaler erkannt. So nimmt die Geschichte ihren Erfolg bei ihren Zeitgenossen zurück.

Ist Skarbina wirklich kein Surrogatmaler? Eine gewisse Verwandtschaft ist zwischen ihm und Hans Hermann. Das Gefühl für städtische Eleganz ist beiden gemeinsam; für städtische Beleuchtungseffekte — Beide erwecken Bilder, die großstädtischen Novellenstoffen als Hintergründe dienen können — haben Beide einen etwas literarischen Sinn. Die Potsdamer Brücke in Berlin bei Schnee und Dämmerung von Hans Hermann ist mit der Potsdamer Brücke bei Schnee und in dem röthlichen Glanze der abschiednehmenden Sonne, von Skarbina, zu vergleichen: beide Maler schreiben im Grunde mehr hin, als daß sie darstellen. Ich las einmal eine Novelle von Jensen, aus der ich das Gefühl für einen Winternachmittag in einem eleganten Zimmer, bei einer schönen Frau, den Fußboden mit dicken Teppichen belegt, zurückbehalten habe. Es bringt in dieser Novelle der Diener, als die Dunkelheit eintritt, die Lampen ins Zimmer. Bis dahin hatte die Schöne am Fenster gesessen und durch die großen Scheiben das Treiben auf der Straße gesehen, die Equipagen, die auf den Gummirädern lautlos durch den Schnee fuhren, mit auf dem Bock im Pelze vermummten Kutschern und Bedienten, hübsche, schlanke Fußgängerinnen hatte sie gesehen, Offiziere mit hinaufgeschlagenem Kragen, sich umdrehende Burschen mit Packeten hatte sie wahrgenommen, die Sonne hatte auf den oberen Rand der gegenüberliegenden eleganten Etagenhäuser zum letzten Male geleuchtet, ein schönes Abendroth über dem vereisten Kanal geglänzt, nun kam die Nacht, der Diener schlug die Vorhänge zu, die Lampen verbreiteten ihr mildes Licht im Raum, fröstelnd begab sich die schöne Frau vom Fenster an den Tisch, und als ihr blasses Gesicht im farbigen Bereiche des Lampenschirms sichtbar wurde, sah man, wie sie ohne Interesse die ersten Seiten des Romans überflog, den sie in die Hand genommen hatte; da klingelte es. Einen solchen Blick aus dem Fenster, *ehe* die Lampen herein gebracht werden, malen in literarischer Weise Skarbina wie Hermann.

Skarbinasche Bilder sind nicht konsistent genug, nicht plastisch tritt es hervor, was er schildert. Es ist vielleicht wohl bei einem Schriftsteller natürlicher, zu beschreiben anstatt zu schreiben; ein Maler muß aber nicht beschreiben anstatt zu malen. Mit solchem Reflektiren der Dinge vereinigt indessen Skarbina eine Kraft à la Dettmann. Er ist interessant in seiner Bethätigung, zeichnet, malt temperamentvoll. So hält er sich in der Mitte zwischen

Digitized by Google

Dettmann und Hermann, leistungfähiger als Hermann, weniger kräftig als Dettmann, packt er besser als Hermann, greift er kräftiger zu, und bleibt Dettmann gegenüber durch sein meistens mit Erfolg nachdenkendes Wesen im Vortheil. Darum steht er höher als die Beiden.

Zwar auf dem Bilde, das einen sehr schmutzigen Menschen, einen Menschen à la Laurahütte von Menzel, an der Thür eines cabinet particulier zeigt, einem der neuesten Aquarelle, die wir von ihm gesehen haben, ist das „Moderne" mit dem Häßlichen nur zu einem äußerlich pikanten Gegensatze gebracht worden. In einem „Matrosenschänke" betitelten Aquarell Skarbinas finden wir den Maler genauer gekennzeichnet. Wir sehen ein grün angestrichenes Gemach, an dessen grüner Wand sich das Licht der Sonne in hellgelben und hellrosafarbenen Tönen bricht; ein ganz interessantes Problem. Ueber die bleifarbenen Gläser und Flaschen des zinnenen Buffets, vor dem der Wirth steht, wirft die Sonne ihren Glanz. Vor dem Schänktisch steht ein Matrose, der an Häßlichkeit das Höchste leistet, was im Bereiche der neuesten Kunst — ihr Material ist nicht klein — bis jetzt vorgelegen hat. Halb Raubthier, halb Affe, ein ungewöhnlich häßliches, dummblickendes Individuum ist sinnloser, uncharakteristischer Weise als Modell gewählt. So gering bis jetzt die Ausbeute des Aquarells aber scheint, kommt die gute Seite doch zum Vorschein; im weiter zurückliegenden Raum, wirklich malerisch zurückgelegen, hält sich ein zweiter Matrose auf, der zu trinken im Begriff steht. Nachlässig, flüchtig gemalt, ist er in jedem noch so flüchtigen Strich der Hand eines Menzel würdig. Ein Kater links im Vordergrund der Schänkstube schließt sich, wenn er auch von Skarbina etwas zu geistreich in seiner Komposition gefaßt ist, immerhin glücklich dem Matrosen im zweiten Raume an. Besser ist noch ein drittes Bild, das wir von Skarbina jüngst kennen gelernt haben; es zeigt ihn in der Domäne, die wir als eins seiner Lieblingsgebiete empfinden, in der Schilderung der eleganten Welt, für die er, bei aller Liebhaberei, eine gewisse Sprödheit in der Wiedergabe mitbringt, die wir aber mehr schätzen, als die seichte Leichtigkeit so vieler Maler, die in Gesellschaftsthemen glänzen. Skarbina hat in das Wasser des Königin Augusta-Ufers oder Kronprinzenufers in Berlin geblickt; an den Uferrändern hat sich das Eis aufgestaut, in der Mitte sieht man Wasser, über Allem schimmert das röthliche Licht der Nachmittagssonne. Hinten hohe Etagenhäuser, unter ihnen bläulichschwarzes Gewimmel der Menge, vorn Equipagen, der von Menzel und Uhde bekannte junge Bursche, der ins Bild hineingeht, der den Fuß aufhebt wie in einer Momentphotographie, ganz vorn eine Ladenerscheinung. Eine junge Dame mit rothem, blaßrothem Schleier, einem Kragen von einem billigen, losen Stoffe, doch

Digitized by Google

von dem wir das weiche Gefühl ahnen, das er der Hand giebt, die ihn berühren würde. Eben so kennt man das Gefühl, das der sammetartige Stoff ihres Paletots geben würde, eben so hat man ihre rothbraunen Glacéhandschuhe oft gesehen. Alles Das ist in dem Bilde mehr geschrieben als gemalt. Der Kopf ist flach, ein Kopf, der nur gezeichnet, nur vorgeführt ist. Vorzüglich aber ist auf dem Bilde nicht nur die Stimmung im Allgemeinen charakterisirt, nicht nur richtig gefühlt, wie diese elegante Ladenjungfer es ist, die das Recht hat, als Mittelpunkt der flüchtigen Passanten auf das moderne Straßenbild zu kommen, sondern vorzüglich ist auch der Generalstabsoffizier gegeben, den wir in einem Ausschnitt zwischen andern Personen im Gedränge mit dem knappen Kopfe unter dem Karmoisin der Mütze hervortauchen sehen und dessen zerstreuter und flüchtiger Blick wohl, wie auf der Straße es geschieht, die Figur der Konfektioneuse streift. Dieses Nichtzuviel und auch Nichtzuwenig bei diesem hohen Offizier von einer Antheilnahme am Genuß im Leben ist ganz vorzüglich mitgetheilt; mehr ein Lobestitel für den Novellisten als für den Maler, — gewiß, aber es ist immerhin verdienstvoll, so gut zu beobachten nicht nur, sondern auch, gleichviel durch welche Muse, das Beobachtete so mitzutheilen, daß es Dem, der die Mittheilung empfangen soll, suggerirt wird. Skarbina ist eine ganz moderne Fassung eines Malers, eine ganz moderne Eigenart, es verschwindet doch endgiltig neben ihm, trotz seiner etwas mehr ausgeglichenen Kunst, Hans Hermann, trotz seiner stärkeren Passion Dettmann, — und wenn allerdings die Großmeister der neuen Richtung Skarbina übertreffen, so schätzen wir an ihm von Malerei unabhängig einen geistreichen Großstädtersinn. Ein apartes Vergnügen an seiner Technik kann man auch noch finden, obald man „Technik an sich" als etwas Daseiendes und Werthvolles respektirt. In dieser Beziehung steht Skarbina freilich weit hinter Menzel, aber doch nicht so weit, daß man nicht seine Sachen noch mit Vergnügen auf das „Wie" hin betrachtete.

Von dem Mitbegründer der Gesellschaft deutscher Aquarellisten, Hans von Bartels, heute noch zu sprechen, gebricht es mir an Platz. Außerdem scheint mir das Vergnügen, über ihn zu sprechen, nicht groß. Er ist so antikünstlerisch, trotzdem er nichts weniger als ein Mann ohne Talent ist, daß es einer lebhaften Anstrengung bedarf, sich auf seinen antikünstlerischen Standpunkt zu stellen, um ihm „gerecht" zu werden. Zum Glück fängt unsere Zeit an, so viel Objektivität nicht mehr zu fordern. So ziehe ich denn vor, solche Objektivität nicht in Szene zu setzen und einfach zu beklagen, daß die Natur es mir versagt hat, diesen Künstler werthzuschätzen.

Hamburg. Herman Helferich.

Digitized by Google

Wie Witte will.

Wrementhik ist ein Begriff, den nur die Russen mit ihren Orlows und Potemkins erfinden konnten. Zeitling: diesen Namen legt die Gesellschaft von Petersburg und Moskau nunmehr auch Herrn Witte bei, d. h. also: der Finanzminister gilt nicht etwa nur als eine Macht von des Zaren Gnaden, sondern als ein aus der Zeit, aus den allgemeinen Verhältnissen heraus Gewachsener. Deshalb schließen auch dort die Diskussionen über den deutschen Handelsvertrag mit Deutschland, die heftigen Für der Bodenbesitzer, die sogar den Kaiser umgeben, und die mahnenden Wider der Industriellen, die auf ihren hohen Zoll pochen, fast stets mit dem resignirenden Gedanken: „Indessen, — wie Witte will."

In der That läßt sich die Bedeutung dieser Persönlichkeit gar nicht weitreichend genug denken. Sein Wachsthum hat, seitdem er hier an dieser Stelle zuletzt erwähnt wurde, noch immer zugenommen, so daß man jetzt ruhig sagen kann: auf wirthschaftlichem Gebiet hat es im Zarenreiche noch keine Erscheinung von seinem Range gegeben. Deshalb bedeutete es auch keine Verödung, als während des Weihnachtfestes zwei russische Unterhändler von Berlin abgereist waren, um so weniger, als Timirjasew, der Matador, geblieben war. Er unterhielt fortwährend zwei Kuriere nach Petersburg, und zwar keineswegs Boten gewöhnlicher Art, sondern Beamte des Finanzministeriums. Diese begeben sich dann vom Bahnhof direkt zu Herrn Witte, und legen die neuen Berichte ihm persönlich in die Hand. Hält Herr Timirjasew die Meldungen für weniger wichtig, so gehen sie an den Direktor des Departements für Handel und Manufaktur, Herrn Kowalewsky, der sein früher kaum hervortretendes Departement so herausgearbeitet hat, daß er zu einem der leitenden Männer im Finanzwesen geworden ist. Nur der Reichsrath ist denn auch gegen die Ernennung Kowalewskys zum Handelsminister. Witte selbst wünscht, in dieser Streitfrage neutral zu bleiben, und sucht nach der Form für ein selbständiges Ressort mit Kowalewsky etwa als Ministerabjunkt an der Spitze. Der Mann galt, wie hier schon erzählt wurde, früher als Nihilist und war sogar internirt. Da in derartigen Dingen nicht immer ein Urtheil ergeht, so braucht der Zar von der früheren Sturm- und Drangperiode seiner Beamten noch gar nicht einmal unterrichtet zu sein. Man hat eben an der Newa nicht viele tüchtige Volkswirthschaftler und so wurde Kowalewsky als der Verfasser hervorragender Werke schon von Bunge ins Ministerium gezogen. Er war es auch, der jüngst gegen die geplante Einschränkung der Diskontirung von Wechseln fremder Gesellschaften entscheidend auftrat und dabei den Ausspruch gethan haben soll: wenn nur die Industrie in Rußland blühe, von wem sie dort betrieben werde, sei gleichgiltig.

Sehr unzufrieden ist Herr Witte mit dem Direktor der Reichsbank, Gukowski. Dieser hat zwar sehr starke Verbindungen, wird aber jetzt durch Maximow ersetzt, der früher Direktor des Eisenbahndepartements im Finanzministerium war, also den selben Posten wie vorher Witte hatte. Maximow hat mit seinem Chef ganz allein und ohne jede Beihilfe die jüngste Verstaatlichung der großen russischen Eisenbahn berechnet und verhandelt. Kein anderer Beamter wußte davon. Ueber diese Verstaatlichung cirkuliren zwei Versionen. Nach der einen hätte der Zar, als ihm neulich Akten über jene Bahn vorgelegt waren, eigenhändig am Rande bemerkt, warum man denn die Bahn nicht ablöse. Nach der anderen Version habe

Digitized by Google

Alexander III. schon als Zarewitsch im Reichsrathe für eine derartige Maßregel gestimmt und Herrn Witte seien zufällig die Akten der betreffenden Sitzung zu Gesicht gekommen. Bekanntlich ist der Zar ein Mann des Details, der in Geldbingen nichts weniger als unverständig ist. Gegen Gukowski machten manche seiner Gegner auch dessen frühere sozialistischen Neigungen geltend, die damals ebenfalls zu seiner Internirung geführt hatten.

Auch mit dem Verkehrsminister Kriwoschein steht die Finanzexcellenz nicht mehr gut. Als kürzlich im Reichsrathe eine Verkehrsangelegenheit zur Sprache kam, die man, weil Herr Kriwoschein abwesend war, nicht verhandeln wollte, soll (!) Herr Witte gesagt haben: „Thun Sies nur, will er nicht, so setzt man ihn ab." Es genügt, daß, ganz gleich ob sie wirklich gefallen sind, überhaupt derartige Worte in guten Kreisen Petersburgs für citirbar, für glaubbar gehalten werden. Im Uebrigen hatte der Zar Herrn Witte bei Antritt des Finanzministerspostens ausdrücklich die weitere Aufsicht des Verkehrs-Ministeriums (seine frühere Thätigkeit) anempfohlen. Untergraben ist der Posten Kriwoscheins nur durch dessen eigene Untüchtigkeit, er selbst kommt kaum noch zum Vortrag beim Kaiser, sondern die Gehilfen werden nach Gatschina befohlen.

Da sich nun der Hof durch das Verbürgerlichen der verschiedenen Ministerien gekränkt fühlt und vor Allem durch Herrn Witte als Vormacht, so hatten jene betreßten und besternten Herren einen hübschen Plan ausgeheckt. Sie gaben nämlich dem Zaren, der seine Verwandten gern praktisch beschäftigt sieht, in einem Säftchen den Gedanken ein, den Prinzen von Oldenburg zum Chef des Verkehrswesens zu ernennen. Nach einem Vortrage überraschte Alexander Herrn Witte mit der nicht ganz unwichtigen Frage: „Was würden Sie denken, wenn ich den Prinzen von Oldenburg zum Verkehrsminister ernennen wollte?" Der also Gefragte weist es zurück, über ein Mitglied der kaiserlichen Familie ein Urtheil abzugeben. Und erst auf längeres Drängen seines Gebieters meint Witte, er könne sich keinen tüchtigeren Vertreter als jenen Prinzen denken, aber er selbst, dem doch allerhöchst eine Art Oberaufsicht über dieses Departement anvertraut sei, käme dann jedenfalls in eine der seltsamsten Lagen. Hierauf soll der Zar geantwortet haben: „Richtig, Dies habe ich außer Acht gelassen, es kann nicht sein." Das wäre eine feine Mine geworden, wenn man eine kaiserliche Hoheit, mit der doch, in Rußland wenigstens, kein noch so energischer Staatsmann debattiren kann, als Minister durchgesetzt hätte. Witte selbst will an die Stelle Kriwoscheins angeblich seinen Adjunkten Iwaschtschenkow setzen.

Aber welche Gipfel der Finanzminister noch weiter erklommen hat, geht daraus hervor, daß ihn Unterrichtete auch schon als Minister des Innern für möglich halten. Der jetzige Minister Durnowo soll abgehen wollen, weil über seinen Kopf hinweg der Zar Gesetzentwürfe genehmigt hat. Der Minister des Innern gilt allgemein als Inhaber des wichtigsten, weil verantwortungvollsten Postens, denn ihm ist die persönliche Sicherheit des Kaisers anvertraut. Natürlich würde sich Herr Witte mit allen Kräften gegen eine Vertauschung seiner bisherigen Thätigkeit wehren, allein das Gerücht bezeichnet ihn vielfach als den Nachfolger Durnowos und in Rußland können die Finanzen auch zu Grunde gehen, — wenn der Zar nur ruhig schläft.

Was Witte leistet, hat man ja u. A. jüngst bei der kleinen Konversion der 6prozentigen Goldanleihe gesehen. Alle Welt war auf die Entscheidung gespannt, als der Finanzminister seinem nichts ahnenden Bureau die Ordre

Digitized by Google

auf Anfertigung neuer Coupousbogen gab. Nunmehr glaubte Alles an eine Verschiebung der Konversion, während Herr Witte ruhig ans Telephon ging und dem Chef der Reichsdruckerei befahl, einstweilen noch mit dem Drucke zu warten, aber über diesen Befehl zu schweigen; Notabene: in hohen amtlichen Kreisen werden zumeist nur Dinge ausgeplaudert, die mindestens zwei wissen; alsdann kann der Eine die Schuld auf den Andern schieben.

Wenn hier auch noch die Krisis im Justizministerium erwähnt wird, so geschieht Das, weil sie doch in die Selbständigkeit mehrerer Glieder der Regirung klare Einblicke gewährt. Der Justizminister Manassein geht ab, weil er dem Wunsche seines Herrn die Geschworenengerichte nicht opfern will und auch einige Male die Einmischungen anderer Kollegen in die Rechtssprechung energisch zurückgewiesen hat. Als Manasseins Nachfolger wurden drei verschiedene Personen ventilirt: Senator Nekludow, ein hervorragender Jurist, dem an der Beibehaltung der Geschworenen nicht mehr liegt als etwa vielen Rechtskundigen bei uns, der etwas leichtlebige Adjunkt des Ministers des Innern, Plehwe, der bei jedem großen Posten genannt wird, und endlich der Reichssekretär N. W. Murawjew. Der Letzte ist inzwischen ernannt worden; er war der Staatsanwalt gegen die Mörder Alexanders des Zweiten, ist streng konservativ und wurde deshalb einem viel größeren Juristen, Herrn Koni, vorgezogen, der sehr liberal ist, Vorsitzender des Gerichtes war, von dem Wera Sassulitsch freigesprochen wurde, und über Preßfreiheit fast französische Ansichten hat.

Im Reichsrathe macht man zwar Herrn Witte noch manches Mal Opposition, aber es soll auch schon Schweigen eingetreten sein, sobald der Mächtige auf zu starke Meinungverschiedenheit ruhig geantwortet hat: „Ich weiß ja hierüber die Meinung des Zaren". Witte gilt als Anhänger eines niedrigeren Rubelkurses, ja als ein Verhinderer zu hoher Kurse. Sein Ministerium muß auch für Staatsrechnung jetzt viele Millionen an Rubelnoten verdient haben, wie gewisse nicht ganz aufgehellte achtstellige Ziffernreihen im letzten Staatsausweis andeuten. Uebrigens soll Witte in der Stille auch Staatsmonopole auf Tabak, Spiritus ꝛc. planen.

Bei den Vertragsverhandlungen mit Berlin hat der Finanzminister jetzt eine Art von neuem Schachzug gethan. Er hat bekannt gemacht, daß sein Untergebener Schostak von der Studienreise über die deutschen Getreideverhältnisse zurückgekehrt und zu dem unumstößlichen Resultate gekommen sei: Deutschland könne den russischen Roggen gar nicht entbehren. Da dieser Schostak nur ein Subalterner ist, so läßt ihn natürlich Herr Witte, sobald es bequem ist, auch wieder verschwinden. Eben so geht es auch mit den Klagen der Eisenindustriellen, welche die Zusicherungen Wyschnegradskys bis zum Jahre 1896 angeblich jetzt heftiger hervorheben. Jedenfalls nimmt man an der Neva momentan eine kühlere Vertragsmiene an und hat den alten Eifer wie eine Art Maske etwas bei Seite gelegt. Angeblich stände es jetzt nur bei Deutschland, durch Vertauschen des Fünfmarkzolles mit dem Drei-Mark-Fünfzigzoll die Verhandlungen erfolgreich zu beendigen. Es sei aber auch eines Petersburger Gerüchtes gedacht, wonach man in Berlin bereits den Fünfmarkzoll preisgegeben, aber doch nicht den Meistbegünstigungzoll bewilligt habe. Die Unklarheit hat wohl die längste Zeit gedauert, aber schließlich, so müssen wir in Deutschland fast fürchten, geht doch die Sache zu Ende — „wie Herr Witte will".

Pluto.

Digitized by Google

Wertheim-Theater.

In stummer Bewunderung blieb ich immer, so oft ich vor Weihnachten durch die Leipzigerstraße ging, vor dem Geschäftshause des Herrn Wertheim stehen. Das Haus ist auch sonst für mich stets interessant: furchtbar viel elektrisches Licht in verschiedenen Farben, der Eingang mit bunt durch einander schreienden Stoffen, Teppichen, Geräthen behängt, in den Schaufenstern eine Aufstapelung von allen möglichen Gegenständen des Gebrauchs oder des Luxus, alle nett, modisch, leuchtend und namentlich billig, und im Laden drin ein Gewimmel von zierlich geputzten und nicht einmal immer häßlichen Verkäuferinnen. Alles, sagt man, ist da zu kaufen: Semmeln und Klassiker, Korsets und Cognac, und Alles soll sehr viel billiger als anderswo sein. Ein Laden, der schon äußerlich mit der gehörig prunkenden Würde den neuberlinischen Geschmack repräsentirt und der auf die Länge sicher in einem ganzen Stadtviertel die soliderен Geschäfte zu Grunde richten wird. Vor Weihnachten wenigstens war es nirgends auch nur annähernd so voll wie bei Wertheim und ich wünschte mir immer einen eingeborenen Zola zur Stelle, der aus diesem Hause das berlinische Gegenstück zum bonheur des dames machen könnte. Aber ein Anderes noch hemmte jedesmal wieder, so oft ich mich durch das Gedränge winden wollte, meinen Schritt: ein Puppentheater, das Herr Wertheim als Weihnachtschmuck in sein Schaufenster gestellt hatte. Es war gar nichts Kindliches an diesem Puppentheater, gar nichts, was etwa an Wilhelm Meister und seine Marianne denken ließ. Bunte elektrische Lampen in ganzen Bündeln, bunte Puppen, bunte Coulissen, und in der Mitte eine Tänzerin, die im Drehen die nackten Beine zeigte. An der Thür des nächsten Bücherladens bat ein Plakat um Beiträge für das Schiller-Theater.

Wenn es das Vorrecht des Genies ist, sein Wort zur rechten Stunde zu sprechen, dann nenne ich Herrn Wertheim kühn ein Genie. Er hat, besser als irgend ein Anderer, herausgefühlt, was man dem neuen Berlin bieten kann, bieten muß, um zu Gewinn und also zu Segen zu kommen. Er ging von Adolf Ernst aus, aber er ging über Adolf Ernst hinaus, weil er das Geschäftsprinzip dieses gerissenen Mannes auf die Befriedigung des Alltagsbedarfes übertrug. Den Neuberliner lockt ins Theater und in die Kneipe hauptsächlich die schöne Ausstattung; er will es da bunter haben als zu Hause, will glänzende Stoffe sehen, japanische Fächer, farbiges Licht, Makart-

Digitized by Google

bouquets, blanke Krüge und Schilde, bronzenen Schmuck und bralle Mädchen, die möglichst wenig von ihrem Besitz an Fleisch und Brillanten verbergen. Aber ins Theater und in die Kneipe gehen selbst in Berlin die Familien noch nicht am hellen Tage; und so bestand der Fund des Herrn Wertheim eigentlich nur darin, daß er diese ganze Vergnüglichkeit, die sie sehnend suchte, seiner Kundschaft in einem Geschäftshause bot, ohne Eintrittsgeld zu erheben, von früh bis spät, billig und bunt. Er hat dann vielleicht das Puppentheater nur aufgestellt, um im Symbol zu zeigen, woher sein genialer Gedanke stammt. Noch deutlicher wäre die dankbare Absicht zum Ausdruck gekommen, wenn auf dem Puppentheater Charleys Tante aufgeführt würde; denn dadurch würde die Gemeinsamkeit der Gedanken völlig offenbar, die Herrn Ernst mit Herrn Wertheim verbindet, von denen der Erste die Berliner Posse ruinirt hat und von denen der Zweite einen Theil der mittleren Geschäfte Berlins wahrscheinlich ruiniren wird.

Karl Meißner, ein starker Komiker des alten Berlins, ist eben gestorben. Er war nicht, wie Engels, ein schauspielerisch geistreicher Finder komischer Menschlichkeit, er gab nicht Gestalten von charakteristischer Verschiedenheit, er gab immer nur sich selbst; aber er war so echt, so gesund, in der Derbheit so bescheiden und in der Bescheidenheit so witzig, daß man seiner nicht müde wurde und gar nicht merkte, wie er jeder deutschen oder französischen Possenfigur die eigene stämmige Individualität unterschob. Er wucherte mit dem Wort und ließ sich das alte Hanswurstenvorrecht eines direkten Verkehrs mit dem Publikum niemals rauben. Das alte Wallnertheater mit seinen begrenzten Vorzügen war, seit Engels ein großer, in großen Dichtungen oft verblüffend wirkender, nur leider weder genug anerkannter noch genug beschäftigter Künstler geworden ist, eigentlich in ihm allein noch lebendig. Das alte Wallnertheater, von dessen vollendeten Aufführungen man in der Erbärmlichkeit unseres jetzigen Theaterwesens sich keinen Begriff mehr machen kann und dem Herrn Adolf Ernst, nur er, zum Totengräber geworden ist. Dicke österreichische Brettlsängerinnen, schnarrende und zappelnde Wiener Gspaßlmacher hielten in Berlin ihren Einzug, die politische Satire wurde auf der Bühne durch Dreißigmarkmädchen ersetzt, anstatt der Witze bekam man Gruppen, Herr Ernst machte zum Aktschluß inmitten der Huldinnen pünktlich krumme Kniee, — und Ganzberlin fand Das ungeheuer komisch, nahm Kind und Kegel mit ins Theater und war kreuzvergnügt, weil endlich ein Ort entdeckt war, wo Familien Zoten hören konnten. Meißner wurde obdachlos und Herr Wertheim hatte in der Leipzigerstraße seinen genialen Gedanken.

Zwei Tage vor seinem Tode habe ich Meißner noch auf der Bühne gesehen. Er hatte im Central-Theater Unterkunft gefunden, wo mit den

Digitized by Google

Mitteln des Herrn Ernst um die Erfolge des Herrn Ernst gekämpft wird, — einstweilen freilich vergebens. Man gab eine „Revue", nicht eine im französischen Stil, die in phantastischer Uebertreibung die Ereignisse des abgelaufenen Jahres wiedergiebt und kleine Kunstwerke der Parodie und der Karikatur bietet, sondern eine Sammlung von bekannten Berliner Straßen- und Bühnen-Figuren, die für das wirkliche Leben des Volkes oder der „Gesellschaft" nicht die geringste Bedeutung haben und hatten. Herr Leo Leipziger hatte ganz launige Verse dazu geschrieben, ganz sauber und gar nicht so geschmacklos; auch wurde nette Musik gemacht und Frau Dora trug harmlose Couplets meisterhaft vor. Das Interessanteste waren aber auch hier die Mädchen, wohl fünfzig und mehr an der Zahl; sie waren Monate, Zettelankleber, Reichstagsabgeordnete und was weiß ich noch; sie trugen Atlasröcke und seidene Tricots und einige hatten prachtvolle Brillanten. Es wurde wüthend geklatscht und Herr Wertheim hätte seine Freude daran gehabt. Wenn der Direktor des Central-Theaters überhaupt Erfolge erringen kann, dann wird er sie nur auf dieser Leipziger-Straße finden.

Allerdings ist die Konkurrenz schon recht stark: Adolf Ernst, Renz, das Linden-Theater, der Wintergarten, die Reichshallen, Apollo- und Scala-Theater, die Blumensäle und noch manches verborgenere Lokal, — dagegen ist nicht leicht aufzukommen. Am Ende aber ließe aus der Schaufenster-Dekoration des Herrn Wertheim sich doch vielleicht noch eine neue Nuance gewinnen, eine noch innigere Verbindung von Theater und Waarenhaus. Es müßte von früh bis spät gespielt werden, immer mit Mädchen, und daneben müßte der Verkauf von Semmeln und Klassikern, von Korsets und Cognac, flott vorwärts gehen. Wer für eine halbe Reichsmark einkauft, kann umsonst eine halbe Stunde im Theater verweilen, ein Staffeltarif müßte die Platzfrage regeln, und wer eine ganze Robe ersteht, dem wird die Pforte zur Bühne und zu den Garderoben geöffnet. Der Mann, der Das zuerst versuchte, könnte Millionär werden, — und für ein solches Theater wären die Spielerinnen noch billiger als die Ladenmädchen.

Das ist gar nicht scherzhaft gemeint; die Entwickelung des Berliner Theaterwesens deutet ersichtlich auf dieses Ziel. Man schimpft auf die Direktoren und man will wieder einmal das ideale Volkstheater begründen. Aber die Direktoren sind nicht auf der Welt, um das Volk zu erziehen, sondern, um seine Geschäfte zu besorgen und seinen Hunger zu stillen; und wenn sie täglich sehen, wie in der Leipzigerstraße sich die Menge staut, dann werden sie vernünftig genug sein, für dieses Volk von Neuberlin lieber ein Wertheim-Theater als ein Schiller-Theater zu gründen. M. H.

Digitized by Google

Der Schillerpreis.

Als in Deutschland die hundertste Wiederkehr des Tages gefeiert wurde, an dem uns Schiller geboren ward, stiftete Prinz Wilhelm von Preußen als Regent einen Preis, den „solche in deutscher Sprache verfaßte neue Originalwerke der dramatischen Literatur" erhalten sollten, „die durch eigenthümliche Erfindung und gediegene Durchbildung in Gedanken und Form einen dauernden Werth haben". Nun hat die Kommission, in der vortreffliche Männer sitzen, den „Talisman" des Herrn Ludwig Fulda für den Schillerpreis vorgeschlagen. Diese Wahl ist einigermaßen überraschend; das Märchenspiel des Herrn Fulda ist zierlich und elegant, aber es zeichnet sich weder durch poetische Vertiefung aus noch durch märchenkindliche Naivetät, und daß es einen dauernden Werth haben soll, wird man mit Staunen vernehmen. Der Schillerpreis soll „zur Förderung deutscher Dichtkunst dienen"; Herr Fulda aber, der doch nur ein schmächtiger deutscher Dichter ist, hat eigentlich schon genug „Förderung" erlebt; er ist an Tantièmen und Ehren überreich und seine anmuthig klingelnde Versspielerei hat ihm ein nicht kleines Vermögen eingebracht. Herr Hauptmann, trotz „Hannele", allenfalls auch Herr Halbe, wären vielleicht, so fern sie der Schillerwelt stehen, für den Schillerpreis immerhin geeignetere Kandidaten gewesen. Aber die Kommission hatte ihren Beschluß einstimmig gefaßt, und Das ehrt ihre Mitglieder, denn im „Talisman" wird einem König die Wahrheit gesagt und unter den Preisrichtern war Graf Hochberg nicht der einzige Beamte. Deshalb wäre es gar nicht wunderbar gewesen, wenn etwa der Bearbeiter von Charleys Tante oder der ausgezeichnete Herr Wichert den Schillerpreis erhalten hätte. Der einstimmige Beschluß kam an den Kaiser, der in letzter Instanz zu entscheiden hat, und der Kaiser verwarf das Urtheil der Kommission und versagte Herrn Fulda den Preis. Herr Dr. Bosse, der Kultusminister, der den Monarchen in dieser Angelegenheit zu berathen und zu informiren hatte, scheint nicht daran gedacht zu haben, dem Kaiser offen zu sagen, wie übel gerade in diesem Falle seine Entscheidung gedeutet werden könnte und würde. Denn im „Talisman" wird einem König die Wahrheit gesagt. In den Zeitungen, zu deren Lieblingen der immer glatt frisirte Herr Fulda gehört, wüthet denn auch bereits ein Stürmchen und die Verstimmung der Preisrichter kann man sich mühelos ausmalen. Die Entrüsteten und die Verstimmten vergessen aber, daß auch ein Kaiser sein Privaturtheil haben kann. Ob dieses Urtheil zufällig mit dem der Sachverständigen übereinstimmt oder ob es von ihm abweicht, ist ganz gleichgiltig. Sobald in künstlerischen Dingen die letzte Entscheidung einem Monarchen anheimgestellt wird und sobald Sachverständige sich dazu hergeben, dieser Entscheidung ihr ernstlich erwogenes Urtheil unterzuordnen, tritt an die Stelle der Kunstfrage eine Frage des privaten Geschmackes. Der Kaiser hat sich zweimal bereits Charleys Tante angesehen, mindestens dreimal den Hüttenbesitzer, und er hat sich in Hannover neulich zur Galavorstellung „Goldfische" bestellt. Das ist sein gutes Recht; und genau so ist es sein gutes Recht, den „Talisman" des Schillerpreises nicht für würdig zu halten. Die Entrüstung und die Verstimmung ist ganz grundlos; für Herrn Fulda, das Sonntagskind, ist die Geschichte eine wundervolle Reklame und die Kommission kann sich damit trösten, daß über den Werth künstlerischer Werke nicht von Königsthronen herab die letzte Entscheidung getroffen wird.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 13. Januar 1894.

Bismarck und Arnim.

Seit der schweren Erkrankung, die ihn in Kissingen niederwarf und der allerlei unbedenkliche, aber störende Nachwehen folgten, hatte man vom Fürsten Bismarck kaum noch gesprochen. Die phantastischen und die gehässigen Erörterungen, die, ohne Rücksicht auf die betheiligten Persönlichkeiten und ohne Verständniß für den Ernst der seit dem März des Jahres 1890 geschaffenen und seit den Wiener Vorgängen erheblich verschlimmerten Situation, an die Günser Depesche sich geknüpft hatten, waren mählich verstummt und selbst die Böswilligkeit begann nachgerade einzusehen, daß die eben so huldvolle wie selbstverständliche Theilnahme des Monarchen an dem Befinden des Begründers der kaiserlichen Macht unmöglich der Ausgangspunkt politischer Spekulationen sein könne. Mitunter nur warf eifrige Neugier noch die Frage nach den Beziehungen des Fürsten zum Hofe auf und die Kombinirer wurden erst wieder wach, als es bekannt geworden war, daß bei der Denkmalsenthüllung in Bremen der Kaiser den zweiten Sohn des Fürsten nach dem Gesundheitstande seines Vaters gefragt hatte. Doch auch die Unruhe, die durch diese Meldung da oder dort hervorgerufen sein mochte, legte sich bald wieder; man erfuhr nicht, daß der Fürst, der niemals ein Höfling, aber immer ein höflicher Mann war, in einem eigenhändigen Briefe sofort für den neuen Beweis der kaiserlichen Antheilnahme gedankt hatte, und völlige, frohe Ruhe zog wieder in alle Binsenseelen ein, als die Zeitungen die

Digitized by Google

Nachricht brachten, der Fürst habe, wie alljährlich, dem Kaiser zum Jahresanfange gratulirt und der Kaiser „habe für den Glückwunsch danken lassen". Inzwischen war man sehr vergnügt, weil über allen Gipfeln des Sachsenwaldes Ruhe lagerte und die Hamburger Nachrichten häufig recht langweilig waren, und raunend und flüsternd wurde geflissentlich das Gerücht verbreitet: Fürst Bismarck ist ein gebrochener Greis und von ihm hat der immer herrlicher blühende Caprivismus kein Aergerniß mehr zu befürchten. Das nämlich ist die Ursache der jagenden Angst, die immer wieder die spärlichen, aber lungenkräftigen Anhänger des neuen Kurses umhertreibt: sie zittern vor der Möglichkeit, der Kaiser könne zu seiner früheren Bewunderung für den alten Kanzler zurückkehren, und sie möchten mit Stoßgebeten die Stunde herbeiflehen, wo der unbequem Große endlich zusammenbricht.

Noch weist, dem Deutschen Reiche zum Heil, der Zeiger nicht diese Stunde. Wer während der letzten Wochen den Fürsten Bismarck gesehen hat, der mußte in freudigem Staunen erkennen, wie völlig, Dank seiner an Ressourcen unerschöpflichen Natur und Schweningers getreuer Kunst, der Fürst die schweren und hart auf einander folgenden Erkrankungen — Ischias, Gürtelrose, Affektion der Lunge, mehrfache Venenentzündung — überwunden hat. Professor Schweninger ist zwar nicht, wie der mittheilsame und gewandte Herr Mackenzie, mit Schätzen und Orden und Titeln überhäuft worden, — im Gegentheil: am Liebsten hätte man ihn als Sündenbock abgeschlachtet, weil er über die Vorgänge im Krankenzimmer Schweigen bewahrte; seinen Lohn aber hat er dahin, wenn er das Ergebniß seiner rastlosen Sorglichkeit sieht. Der Fürst ist nicht unverändert: er ist beträchtlich schlanker und namentlich das Gesicht ist kleiner geworden, so daß nun das leuchtende, des raschesten Wechsels im Ausdruck fähige Auge, das früher oft kleine Fettansammlungen bedrängten, heller noch und mächtiger als sonst hervortritt. Die Hautfarbe ist frisch und zart, wie man von den letzten Bildnissen Lenbachs sie kennt, die Gesichtsschmerzen, ein alter, böser Gast, sind in schlimmer Treue zu dem Gesundenden auch wieder zurückgekehrt und der Gang und die Haltung sind genau so straff und elastisch wie vor dem Kissinger Anfall. Freilich, noch manche behagliche Freude mußte der Genesende entbehren, denn streng lautete das ärztliche Gebot, mit peinlichster Sorgfalt wurde in Gewicht und Maßen die bestimmte Grenze innegehalten und die Entbehrungen

Digitized by Google

häuften sich wohl, als zuerst leichte gastrische Störungen und dann eine rasch vorübergehende Influenza den Kraftbestand wieder minderten. Dafür aber entschädigten einigermaßen die Freuden der Rekonvaleszenz: der erste Spaziergang, das erste Wiedererscheinen am Familienmittagstisch, die erste Pfeife, sogar die erste Langeweile wurden zu froh begrüßten Boten der wiederkehrenden Gesundheit. Die lange währende Vereinsamung und gänzliche Unthätigkeit mögen in dem an unaufhörliche Arbeit gewöhnten Geist des Fürsten ihre Spuren zurückgelassen haben; darauf deutet eine hohe, nicht heitere Ruhe, ein etwas trüber Ernst in seinen Zügen. Er hat lange von einsamer Warte den treibenden und tobenden Kämpfen im Deutschen Reiche zugesehen, lange nur Eindrücke in sich aufgenommen, ohne mit mahnendem oder ermunterndem Wort in den Streit eingreifen zu können. Ob er eingreifen wollte? Er scheint eher bei der philosophischen Einsicht angelangt zu sein, daß die deutschen Geschicke aus sich selbst heraus sich entscheiden und erfüllen müssen, und er hat so oft gesehen, wie sein Name den schwächlichen Freunden blassen Schrecken und den unversöhnlichen Feinden kochende Wuth erregt, daß er gewiß wünscht, möglichst unpersönlich seine Erfahrung dem Vaterlande nutzbar zu machen. Wo sollte auch heute eine prinzipielle und schöpferische Kritik noch einsetzen? Daß Bismarck ein Gegner der jetzt beliebten Handelspolitik ist, daß er in der vom Grafen Caprivi eigenmächtig verworfenen Biersteuer einen besseren Weg zur Deckung der Militärkosten erblickt als in den jetzt vorliegenden Steuerprojekten, Das ist längst bekannt. Nur mit dem Verzicht auf Zolleinnahmen aber und mit der Deckung von Militärausgaben ist augenblicklich die deutsche Politik beschäftigt; ob daneben noch freundliche Unverbindlichkeiten über die Währungfragen geäußert werden und ob der alte Seestädterwunsch des Herrn Rickert nach der Beseitigung des Identitätnachweises endlich erfüllt wird, kann mehr oder minder gleichgiltig sein, so lange die Gesammtheit des Bildes unverändert bleibt und eine angeblich konservative Regirung bei Freihändlern und Hofpolen, bei schwarzen und rothen Demokraten, ihre Stützen sucht. Wie Spinoza, so scheint wohl auch dem Fürsten Bismarck Das nur eine Sünde für einen Staat, was dieses Staates Existenz schädigt und untergräbt; solche Sünde sieht er reichlich überall hervorwuchern und er kann die schlimme Saat doch nicht aussäten, weil immer wieder, nach dem bewährten System Taaffe, für wechselnde Entscheidungen

Digitized by Google

kümmerlich deckende Majoritäten zusammengetrieben werden und weil eine Politik, die von den schaffenden Ständen im Lande mit wachsender Erbitterung abgelehnt wird, bei der parlamentarischen Strebsamkeit doch stets ein schützendes Feigenblatt findet.

Bismarck ist weder ein gebrochener Greis noch ein gleichgiltiger Familienpapa geworden, der gutmüthig zu Allem mit dem Kopfe nickt und froh ist, wenn er nur in Ruhe was Gutes zu schmausen hat. Er lebt uns, in ungeminderter geistiger Kraft, und er wird, wenn es ihm nöthig und nützlich erscheint, sein Wort wieder sprechen. Die philosophische Gelassenheit aber und die von den Höhen der Geschichte herab auf das Gewimmel blickende Art der Betrachtung, zu denen er nun gelangt scheint, mußten flüchtig wenigstens geschildert werden, damit durch die Thatsache, daß er Kleinigkeiten wie Kleinigkeiten behandelt, die Gerüchte über seinen physischen Zusammenbruch nicht neue Nahrung erhalten. Weder die ausposaunten „Enthüllungen" über das Verhältniß des Fürsten zu den Hamburger Nachrichten noch der offene Brief des Grafen Arnim-Schlagenthin werden ihm Empfindungen des Unmuthes erregt haben, — höchstens könnten sie den schlummernden Hang zu polemischer Bethätigung aufs Neue erwecken, der sich dann freilich wohl gegen beträchtlichere Angreifer richten würde. Aber diese in der Stille der vorparlamentarischen Zeit unermüdlich besprochenen „Ereignisse" haben doch dahin geführt, daß der alte Kanzler wieder einmal im Mittelpunkt aller politischen Erörterungen steht.

Bei den „Enthüllungen" braucht man sich nicht aufzuhalten; sie bestehen aus längst bekannten Wahrheiten und ungeschickten Erfindungen. Der Weg, auf dem diese Neujahrssensation entstanden sein könnte, ist nicht schwer zu errathen, wenn man bedenkt, daß sie in einem Wiener Blatte auftauchte, dessen Leiter früher in Hamburg journalistisch thätig war. Auf den ersten Blick muß Jeder erkennen, daß der Verfasser der „authentischen" Tagebuch-Aufzeichnungen mit den Lebensgewohnheiten des Fürsten Bismarck nicht einmal oberflächlich bekannt ist; er läßt den Fürsten „auf dem Sopha sitzen" und vom Dr. Chrysander ihm „sämmtliche Artikel vorlesen"; vielleicht hat wirklich schon Jemand den Fürsten auf einem Sopha gesehen — wahrscheinlich ists nicht und in gesunden Tagen sicher die seltenste Ausnahme — aber von Bismarcks kaum überwindlicher Antipathie gegen das Vorlesen ist doch schon recht häufig gesprochen worden. Daß der Enthüller das Datum der

Digitized by Google

Verlobung des Grafen Herbert Bismarck nicht kennt, daß er den Fürsten zum Verfasser eines Artikels macht, den dieser in Wirklichkeit weder geschrieben noch auch nur inspirirt hat, daß er am ersten Mai 1892 sich eine Notiz über die „Zukunft" gemacht haben will, deren erstes Heft am ersten Oktober 1892 erschien —: Das sind nicht die einzigen Beweise für die leichtfertige Flüchtigkeit, mit der hier ein großer Name für eine billige und weithin wirkende Zeitungreklame ausgebeutet wurde. Erstaunlich wäre an der ganzen Geschichte eigentlich nur, daß sogar die Redakteure großer Blätter so thaten, als glaubten sie an diese netten Enthüllungen, — wenn man im Anblick der Presse das Staunen nicht schon längst sich abgewöhnt hätte.

Kein halbwegs verständiger Mensch hat erwartet, daß der Wiener Lärm im Sachsenwalde ein Echo finden würde. Wohl aber entstand selbst unter den getreuesten Anhängern Bismarcks einige Unruhe, als der offene Brief des Grafen Arnim an den Fürsten unbeantwortet blieb. Die Erklärung dafür giebt nicht nur die immerhin größere Wichtigkeit des Gegenstandes, sondern auch eine Legende, die von unvorsichtiger Taktlosigkeit geschaffen und von beflissener Feindseligkeit eifrig und liebevoll genährt worden ist.

Herr Dr. Hans Blum in Leipzig hat vor etwa zwei Monaten ein Buch veröffentlicht, das den Titel trägt: „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks" und in dessen Vorwort gesagt ist: „Dabei wurde dem Verfasser die seltene Gunst zu Theil, auch von dem Heros des Jahrhunderts, dessen Bild und Wirken dieses Buch zu zeichnen sucht, . . . in diesem Unternehmen Unterstützung zu erfahren. Denn Fürst Bismarck gestattete dem Verfasser mündliche Fragen über Ereignisse und Verhältnisse des in diesem Werke dargestellten Zeitraumes und gab darauf persönlich und mündlich eingehende Antworten und Erläuterungen. . . . . Diese . . Mittheilungen sind sowohl für die thatsächliche Darstellung wie für die geschichtliche Beurtheilung vieler der nachstehend erzählten Ereignisse von unschätzbarer Wichtigkeit gewesen, zumal da der Verfasser naturgemäß seine Fragen auf solche Geschehnisse richtete, deren Verlauf der Beurtheilung durch die bis jetzt bekannten amtlichen Quellen noch nicht vollkommen klargestellt war." Als Herr Blum diese Sätze schrieb, die von der Buchhändlerreklame dann dem Werk vorangeschickt wurden, dachte er hoffentlich nicht daran, den Namen des Mannes, dem er aufrichtig ergeben sein soll, für seine

Digitized by Google

Privatleistung als bequemes Vehikel zu benützen; nachdem Fürst Bismarck es aber abgelehnt hatte, das Buch vor der Veröffentlichung durchzusehen, und nachdem er bei der Zurücksendung der Druckbogen gebeten hatte, jede Beziehung auf ihn zu vermeiden, da er weder im Ganzen noch in Einzelnheiten für fremde Arbeiten verantwortlich zu sein wünsche, wäre für den Verfasser wohl eine etwas größere Vorsicht geboten gewesen und er hätte außer einigen Fußnoten, die auf „direkte Aeußerungen" Bezug nahmen, auch noch die zu falschen Auffassungen verführenden Sätze des Vorwortes beseitigen sollen. Herr Blum meint es gewiß sehr gut und sein Buch ist mitunter recht frisch und flott geschrieben; auf historischen Werth aber kann es keinen Anspruch erheben, weil seine Darstellung weder immer gerecht noch überall durch unanfechtbare Thatsachen unterstützt ist. Manche Einzelnheiten sind ungenau oder falsch — Herr von Boetticher konnte schon triumphirend sich gegen eine ihm zugeschriebene Aeußerung verwahren, die wirklich ein ganz Anderer gethan hatte — und Vermuthungen, die man im Gespräch wohl flüchtig erwähnt, sind mit firer Sicherheit zu unumstößlichen Thatsachen verdichtet worden. Was Fürst Bismarck in Varzin dem Besucher vielleicht erzählt oder angedeutet haben mag, Das wird hier vielfach für Geschichte ausgegeben, sicher ganz gegen den Willen des gütigen Wirthes, der offenbar bei seinem interlocuteur eine größere Vertrautheit mit den berührten Vorgängen und ein sichereres Gefühl für das Wesentliche vorausgesetzt hatte. Selbst in den Erinnerungen Bismarcks giebt es Lücken, selbst sein noch immer bewundernswerthes Gedächtniß macht da, wo es ohne stützendes Material arbeiten muß, mitunter Sprünge, und ein Historiker, dem dieser Quell eröffnet ist, sollte, auch wenn er sich weniger nachdrücklich auf seinen Gewährsmann beruft, mit der strengsten kritischen Sorgfalt doch diese Lücken auszufüllen und diesen Sprüngen nachzugehen versuchen. Lothar Bucher, der mit unvergleichlicher Treue einst dieses Geschäft besorgte, wäre von der mehr als befremdeten Leistung des Herrn Blum sicherlich mindestens für vier Wochen tief verstimmt worden.

Im Verlaufe seiner Darstellung bespricht Herr Blum natürlich auch das Verhältniß zwischen Bismarck und dem Grafen Harry Arnim, und es mag hier gleich erwähnt werden, daß an diesem Punkte ganz besonders deutlich die Schwächen der Arbeit hervortreten, die literarischen und die historischen Schwächen. Herr Blum ist Jurist, und er

Digitized by Google

scheint ein Jurist alten Stils zu sein, Einer, der nur Ankläger und Angeklagte kennt, ohne um das Wesentliche, um die psychologischen Merkmale, sich zu bekümmern. Er bemüht sich, Arnim ganz schwarz und Bismarck ganz weiß zu malen, aber er hat nicht die Einsicht in Menschlichkeiten, nicht die plastische Kunst, die nöthig wären, um die beiden Männer in greifbarer Leibhaftigkeit vor unseren Blick zu stellen. Den Wünschen des Fürsten Bismarck entspricht diese allzu bequeme Art der Schilderung, die an dem Grafen Arnim kein gutes Haar läßt, ganz sicher nicht; wer mit dem Fürsten jemals über das Thema gesprochen hat, der weiß, daß er den ungewöhnlichen Fähigkeiten Arnims volle Gerechtigkeit wiederfahren läßt und daß er über den Antheil, den Geberdenspäher und Geschichtenträger an dem traurigen Ende dieser Jugendfreundschaft gehabt haben, durchaus nicht im Zweifel ist. Man darf wohl annehmen, daß diese Anschauung auch Herrn Blum nicht verborgen blieb; um so vorsichtiger hätte er sich aber davor hüten müssen, auch hier eine bloße Vermuthung zu einer Thatsache zu verdichten. In einem Schreiben an den alten Kaiser — es wurde erst veröffentlicht, als Arnim sich bereits der Strafthaten schuldig gemacht hatte, für die er vom Staatsgerichtshof zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt wurde — hatte Bismarck gesagt: „Ich habe, und nicht ich allein, den Verdacht, daß Graf Arnim seine geschäftliche Thätigkeit gelegentlich seinen persönlichen Interessen unterordnet. Beweisen läßt sich Dergleichen nicht.“ Es ist das unzweifelhafte Recht eines Ministers, dem Monarchen gegenüber einen Verdacht auszusprechen, den ihm die Thätigkeit seines Untergebenen einflößt; und es ist eben so unzweifelhaft richtig, daß Dergleichen sich nicht beweisen läßt, — „Dergleichen“, nämlich der Verdacht, daß ein Beamter die Macht seiner Stellung zu spekulativen Unternehmungen ausnützt. Da sogar, wo diese Dinge einen so ungeheuerlichen Umfang annahmen wie im Panama-Prozeß, ist nur in vereinzelten Fällen Etwas zu „beweisen“ gewesen; und wenn z. B. der Verwandte eines mächtigen Ministers von Bankiers mit 800 000 Mark unterstützt worden ist, so würde auch da der Vorwurf der Simonie nicht ganz leicht zu „beweisen“ sein, denn die Bankiers würden natürlich mit allen Eiden bekräftigen, daß sie nur aus christlicher Nächstenliebe und nicht aus Rücksicht für den mächtigen Verwandten des Gläubigers ihr Darlehen gegeben hätten. Wäre die Vermuthung Bismarcks — die ihm nur aus der Pariser Umgebung

Digitized by Google

Arnims suggerirt sein konnte — zu beweisen gewesen, dann hätte sie ohne Zweifel in den Arnim-Prozessen eine Rolle gespielt. Das ist nicht geschehen und deshalb kann Herr Blum die Behauptung nicht verantworten, Fürst Bismarck habe „entdeckt", daß Arnim mit dem Türkenhirsch ein geheimes Spekulationgeschäft gemacht habe. Hätte der Kanzler Das wirklich entdeckt, dann wäre es seine Pflicht gewesen, den Botschafter sofort abzuberufen und vom Kaiser, der in solchen Dingen bekanntlich keinen Spaß verstand, die Autorisation zur Einleitung einer Untersuchung zu erbitten. Aber er hatte eben nichts „entdeckt"; es waren ihm nur unkontrolirbare Verdachtsmomente mitgetheilt und seine Aufmerksamkeit war auf die Thatsache hingelenkt worden, daß Graf Arnim nur so lange von der Aussicht befriedigt schien, in Konstantinopel Botschafter zu werden, als auch der Baron Hirsch beabsichtigte, den Schauplatz seiner Thätigkeit wieder nach der Türkei zu verlegen. Ob Herrn Blum diese Gerüchte bekannt geworden sind oder nicht —: in keinem Falle hatte er das Recht, auf Gerüchte und Geschichtenträgereien ein Urtheil und eine Verurtheilung zu begründen.

Fürst Bismarck ist für diese Unvorsichtigkeit eben so wenig verantwortlich wie für andere Theile der Privatleistung des Herrn Blum. Wenn der Sohn des Grafen Harry Arnim den alten Kanzler nun in unhöflichem Ton koramirt, wenn er ihn für die ungenauen oder falschen Darstellungen des Herrn Blum vor der Oeffentlichkeit haftbar machen will und dabei einen auffallenden Mangel an historischer Erkenntniß und eine ungewöhnliche Gehässigkeit verräth, so mag man dem Pietätgefühle Manches zu Gute halten. Ein Sohn, der für die Ehre des toten Vaters kämpft, hat immer Anspruch auf nachsichtige Beurtheilung. Wenn der Graf Arnim-Schlagenthin aber seinen Vater einen Mann nennt, „der nie etwas Unehrenhaftes gethan" hat, und wenn die bismarckfeindliche Presse daraus den Anlaß nimmt, ihre schnöden Angriffe gegen den Gestürzten, für den die Staatsanwälte nicht mehr ins Treffen gehen, mit Feuereifer wieder zu eröffnen, dann ist es um so mehr nöthig, für einen Augenblick die alten Geschichten wieder aufzublättern, als ja selbst unter den Anhängern Bismarcks vielfach der Glaube verbreitet ist, das Vorgehen gegen Arnim sei in seinem politischen Leben eine bedauerlich schwache Stelle gewesen.

Harry Arnim lebte und starb in dem Wahn, Bismarck habe nicht eher geruht, bis er ihn gestürzt hatte, weil er in ihm den ein-

Digitized by Google

zigen möglichen Nachfolger sah und den gefährlichsten Nebenbuhler in der Gunst des Kaisers. Diesen Wahn hat die Legende aufgenommen und aus dem Zusammenstoß zweier stark ausgeprägten Charaktere ein Hintertreppenstück gemacht, — weil die Legende immer geneigt ist, große Menschen mit den kleinen Maßstäben durchschnittlicher Alltäglichkeit zu messen. Als Napoleon auf Sanct-Helena Voltaires Mahomet las und sein Urtheil über das Drama niederschrieb, da meinte er: Quoi! Mahomet qui a détruit les faux dieux, Mahomet ne serait arrivé à ces grands résultats que par les moyens qu'ont employés les Damien et les Bastide pour s'emparer de la succession de leurs voisins? Avec de pareils procédés, Mahomet ne pouvait trouver un second Séïde, et Omar lui-même n'eût servi qu'en tremblant un scélérat sacrifiant ses principaux instruments. So urtheilt über einen Großen ein Großer. Und Bismarck, der von ganz Europa sich nicht imponiren ließ, der Reiche zerstörte und gründete, den in guten Zeiten nur das wiederholte Machtwort seines Kaisers und in schlimmen Tagen nur das Gefühl der Verantwortlichkeit auf seinem Posten hielt und der, als er durch bequeme Nachgiebigkeit sehr leicht sich behaupten konnte, nicht die allergeringste Konzession machen, sondern in weißer Weste Politik treiben wollte, — Bismarck sollte mit den Mitteln des Kolportageromans tückisch einen angeblich gefährlichen Nebenbuhler vernichtet haben? Und trotzdem hätte er in Männern wie Roon, Bucher, Sybel, Maybach, Kardorff, Limburg und so vielen Anderen nicht zitternde Sklaven gefunden, sondern treue, ihm aufrichtig zugethane und in gefährlichen Krisen erprobte Freunde? Nur die niedrige Gesinnung oder die Beschränktheit kann ihre Freude an solchen Hintertreppenphantasien haben und nur die Unkenntniß der damaligen Lage kann überhaupt wähnen, Bismarcks Stellung sei durch Arnim jemals ernstlich bedroht gewesen. Als Harry Arnim schon kräftig am Strange der Reichsglocke zog und die Zitzewitze und Genossen gegen Bismarck als Deklaranten auftraten, schrieb Roon, der durchaus nicht mit jeder Maßregel des Reichskanzlers einverstanden war, an Moritz von Blankenburg: „Ich halte Bismarck so lange für unentbehrlich, bis ich einen Besseren weiß, und ich weiß keinen. Die diplomatischen Heißsporne, die ihn stürzen möchten, wissen nicht, was sie wünschen! Was nachher käme, wäre das Chaos und jeder Remplaçant würde gleichfalls Fehler machen

Digitized by Google

und mißfällig werden, — und die Fehler aus Unfähigkeit sind schlimmer als alle anderen."

War Graf Harry Arnim etwa der bessere Mann? Er hielt sich dafür und sein Glaube, er sei zur Nachfolge Bismarcks bestimmt, mußte dadurch genährt werden, daß z. B. sein Botschaftrath, Herr von Holstein, ihn einst offen als den allein möglichen Nachfolger bezeichnete. Auch Bismarck hielt Arnim für einen ungewöhnlich begabten Diplomaten, aber er erkannte bald auch seine Fehler: einen nicht unedlen, aber ungeduldigen Ehrgeiz, eine maßlose Eitelkeit, der es immer unerträglicher wurde, einem Anderen das Recht der Entscheidung zuzugestehen, und endlich den Hang, nach persönlichen Sympathien und Neigungen und nach rasch wechselnden Eindrücken Politik zu machen. Wer unbefangen die diplomatische Korrespondenz der beiden Männer liest, der kann keinen Augenblick verkennen, wie unvergleichlich Bismarck dem Botschafter überlegen war, der außerdem noch die gefährliche Eigenschaft hatte, in seinen Berichten die Grenzlinie zwischen Wahrheit und Dichtung nicht immer mit der gehörigen Strenge zu respektiren. Arnim wünschte, als er noch in Rom Preußen vertrat, die Entsendung von oratores zum vatikanischen Konzil, Bismarck lehnte jede Betheiligung an den internen Angelegenheiten der katholischen Kirche ab; Arnim bemühte sich, in Frankreich nach dem Kriege der bonapartistischen Monarchie wieder den Boden zu bereiten, weil er das Beispiel einer republikanischen Verfassung als für Deutschland gefährlich ansah, Bismarck hielt dieses Beispiel viel eher für abschreckend und forderte, der Botschafter möge sich von jeder Feindseligkeit gegen Herrn Thiers und die bestehende Staatsform fernhalten; Arnim glaubte, weit zu sehen, und sah das Nächste nicht, Bismarck bewahrte sich stets die Nüchternheit der Betrachtung und wies immer wieder darauf hin, daß es nicht unsere Aufgabe sein könne, Frankreich bündnißfähig zu machen, sondern, den festen Zusammenhang mit den übrigen großen Monarchien Europas zu bewahren, denen dann keine Republik gefährlich sein könne. Auch wenn die Ereignisse nicht Bismarck Recht gegeben hätten — bis zu seiner Entlassung blieb die französische Republik völlig isolirt und zu jedem Angriff unfähig —, so müßte man doch schon aus dieser Korrespondenz ganz klar erkennen, auf welcher Seite die größere staatsmännische Weisheit war. Es wäre ein Unglück für Deutschland gewesen, wenn Graf Harry Arnim die

Digitized by Google

Leitung der Politik übernommen hätte; und sein Scheiden aus dem Dienst wurde zur Nothwendigkeit, als seine Eitelkeit es ihm unmöglich machte, den Weisungen des verantwortlichen Leiters der Politik zu folgen, und als er begonnen hatte, auf Schleichwegen dieser Politik entgegen zu arbeiten. Wenn man bedenkt, daß allein zwischen dem 30. Dezember 1873 und dem 21. Januar 1874 vom Auswärtigen Amt acht Erlasse an den Grafen Arnim gerichtet werden mußten, dann wird man sich nicht mehr darüber wundern, daß Bismarck endlich die Geduld verlor und schrieb, er müsse, um die Geschäfte fortführen zu können, von den Agenten des Reiches im Auslande „ein höheres Maß von Fügsamkeit und ein geringeres Maß von selbständiger Initiative und von Fruchtbarkeit an eigenen politischen Ansichten beanspruchen als dasjenige, welches Ew. Excellenz bisher Ihren Berichterstattungen und Ihrem amtlichen Verhalten zu Grunde legen."

Gegen diesen Erlaß — den er in einer ungenauen Abschrift dem Monarchen unterbreitete — legte Arnim beim Kaiser Beschwerde ein; aber noch ehe die Eingabe an ihre Adresse gelangt war, hatte der Kaiser auf den Antrag Bismarcks beschlossen, den Grafen von Paris abzuberufen, und ihm das neu zu errichtende Amt eines Botschafters in Konstantinopel zu übertragen. Am 28. April 1874 übergab Arnim dem Präsidenten Mac Mahon sein Abberufungschreiben; aber schon am zweiten April hatte die Wiener „Presse" „Diplomatische Enthüllungen" aus der Zeit des vatikanischen Konzils veröffentlicht, die offenbar den Zweck verfolgten, Arnims politische Fähigkeiten auf Kosten Bismarcks zu verherrlichen. Das „Promemoria" Arnims, das bei dieser Gelegenheit mitgetheilt wurde, erklärte der Botschafter dann selbst für „ungenau", nachdem die Norddeutsche Allgemeine Zeitung Zweifel an der Echtheit erhoben hatte. Graf Arnim bestritt in einem an das Auswärtige Amt gerichteten Schriftstück, daß er „unter irgend einem Gesichtspunkte" für die Wiener Veröffentlichung „verantwortlich" sei. Er bestritt ferner, daß er im September 1872 in das Brüsseler Echo du Parlement eine Notiz gebracht habe, worin gesagt war, Arnim habe seine Demission gegeben und Bismarck wolle die laufenden Geschäfte in Paris künftig nur durch einen Konsul besorgen lassen. In beiden Fällen hat Graf Arnim in amtlichen Aeußerungen die Unwahrheit gesagt. Er hat die Brüsseler Nachricht durch den ihm als Preßagenten beigegebenen Dr. Beckmann verbreiten lassen und er hat ganz direkt

Digitized by Google

die Wiener Veröffentlichungen veranlaßt. Er hat ferner, ohne das Auswärtige Amt davon zu benachrichtigen, eine große Anzahl amtlicher Aktenstücke aus der Pariser Botschaft mit sich genommen und die Rückgabe, trotz der amtlichen Reklamationen, verzögert oder ganz offen verweigert. In der Anklageschrift des jetzigen Oberreichsanwaltes Tessendorf sind die Einzelnheiten der Anschuldigungen zu finden. Arnim, der während der Untersuchunghaft mit jeder erdenklichen Rücksicht behandelt worden war, wurde vom Stadtgericht wegen „Vergehen wider die öffentliche Ordnung" zu drei Monaten Gefängniß und in zweiter Instanz vom Kammergericht wegen „vorsätzlicher Beiseiteschaffung von ihm amtlich anvertrauten Urkunden" zu neun Monaten Gefängniß verurtheilt. Dieses Urtheil wurde vom Kriminalsenat des Obertribunals bestätigt. An dem ganzen Verfahren ist nicht das Geringste auszusetzen; es ist nach den Formen des Rechts und ohne jede Beeinflussung von irgend einer Seite zu Ende geführt worden.

Graf Arnim entzog sich der Strafe, er schrieb im Auslande die Broschüre „Pro Nihilo" und betheiligte sich eifrig an den Verleumdungen der berüchtigten „Reichsglocke". In der anonymen Broschüre verherrlichte der maskirte Verfasser sich selbst eben so sehr, wie er den Fürsten Bismarck schnöde verdächtigte, dem er, was jetzt, im Vergleich zu den Behauptungen des Herrn Blum, doppelt wichtig erscheint, unter anderen Schandthaten auch geheime Börsenspekulationen mit Bleichröder vorwarf. Erst als eine englische Uebersetzung der Broschüre angekündigt war, veröffentlichte Bismarck den Brief, in dem er von dem Verdacht sprach, Arnim habe gelegentlich seine amtliche Thätigkeit seinen persönlichen Interessen untergeordnet. Am fünften Oktober 1876 verkündete der aus zehn Mitglieder des Kammergerichtes zusammengesetzte Staaatsgerichtshof das Urtheil über die in der Broschüre „Pro Nihilo" begangenen Strafthaten. Harry Arnim wurde des Landesverrathes, der Majestätbeleidigung, der wiederholten Beleidigungen des Fürsten Bismarck und des Auswärtigen Amtes für schuldig erklärt und zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt. Beim Verbrechen des Landesverraths stellte der Gerichtshof ausdrücklich eine „ehrlose Gesinnung" fest. Das ist der Mann, von dem Graf Arnim-Schlagenthin jetzt behauptet, er habe „nie etwas Unehrenhaftes gethan". Ob solche Darstellung noch mit einem gewiß ehrenwerthen Pietätgefühl zu entschuldigen ist, darüber werden die Ansichten auseinander gehen.

Digitized by Google

Der Sohn des durch Ehrgeiz und Eitelkeit zum Verbrechen getriebenen Mannes brauchte seinen Zorn heute nicht an dem Fürsten Bismarck und auch nicht an dem allzu eilfertigen Herrn Blum auszutoben. Es lebt noch eine andere Persönlichkeit, die wohl im Stande wäre, darüber Auskunft zu geben, warum der Zwist zwischen dem Kanzler und dem Botschafter so erbitterte Formen annahm: Herr von Holstein, der an verborgener, aber an wichtiger Stelle noch jetzt im Auswärtigen Amte thätig ist. Am 9. Dezember 1874 ist Herr von Holstein vor dem Berliner Stadtgericht als Zeuge vernommen worden. Er war unter Arnim in Paris Botschaftrath gewesen und Arnim behauptete, Holstein habe hinter seinem Rücken ungünstige Berichte über ihn an das Auswärtige Amt gesandt. Herr von Holstein sagte aus, er habe allerdings eine politische Korrespondenz mit Berlin unterhalten und insbesondere gegen Ende des Jahres 1873 einen Brief dorthin geschrieben, mit der ausdrücklichen Bitte, ihn dem Fürsten Bismarck vorzulegen; es sei aber nicht seine Absicht gewesen, dem Botschafter zu schaden, im Gegentheil: „Ich kannte Thatsachen, die schwerlich ohne Einfluß auf seine Stellung gewesen sein würden, ich habe sie bis zu dem Moment zurück gehalten, wo ich sie gezwungenermaßen zur Darlegung meiner eigenen Stellung anführen mußte.“ Es wäre sehr interessant, zu erfahren, ob und wann diese „Thatsachen“ in den nach Berlin gerichteten politischen Briefen des auch sonst sehr eifrig korrespondirenden Herrn von Holstein erwähnt worden sind, ob und welchen Antheil dieser Herr an dem Konflikt zwischen Bismarck und Arnim gehabt und ob am Ende gar er zuerst den „Verdacht“ gehegt hat, den Bismarck in seinem Brief an den Kaiser „nicht allein“ zu haben erklärte. Herr von Holstein lebt, er hat die Akten zu seiner Verfügung, er kann antworten; und er wird sich gewiß besonders gern der Zeit erinnern, wo er vor dem Richter die heute ungemein wohlthuend klingenden Worte sprach: „Für mich machte es einen sehr wesentlichen Unterschied, ob der Reichskanzler aus freiem Willen oder durch ein Naturereigniß vom Schauplatze abtrat oder ob er durch eine politische Aktion beseitigt werden würde. Nach meinen Gesinnungen — ich bin vor vierzehn Jahren als Attaché bei Herrn von Bismarck eingetreten und habe stets in näheren Beziehungen zu ihm gestanden — waren meine Sympathien im letzteren Falle gänzlich für den Fürsten Bismarck.“

Digitized by Google

Wissenschaft und Praxis in der Chemie.

Die Anweisungen, die wir in den Vorschriften für die Färberei*) fanden, sind vollständig oder so gut wie vollständig in eine umfassendere Zusammenstellung übergegangen, den „Schlüssel der Malerei" (Mappae Clavicula), von der ein Manuskript aus dem 10. Jahrhundert in der Bibliothek von Schlettstadt sich vorfindet. Das gleiche Werk ist 1847 von Herrn Way in den Berichten der Gesellschaft der Alterthumsforscher zu London nach einem andern Manuskript aus dem 12. Jahrhundert veröffentlicht worden. Das erste Manuskript ist frei von jeder arabischen Beeinflussung, im zweiten zeigt sich diese nur in fünf eingeschobenen Abschnitten.

Das Werk setzt sich aus zwei Haupttheilen zusammen, aus einer Abhandlung über die edlen Metalle, die heute ungefähr 100 Abschnitte umfaßt, während in Wirklichkeit, nach einem alten Register, das im Manuskript von Schlettstadt erhalten ist, der Umfang beinahe der doppelte war; ungefähr die Hälfte des Werkes ist also verloren gegangen. Der andere Theil wiederholt „die Vorschriften für die Färberei" fast vollständig, wenn auch in einer bisweilen etwas verschiedenen Anordnung. Dann wird in 16 Abschnitten die militärische Balistik besprochen, insbesondere die von Zündsätzen, die eine besondere Gruppe bildet; andere beziehen sich auf die Wasserwaage, auf die Dichtigkeit der Metalle; endlich findet man Anleitungen für die Industrie und Magie, die am Schlusse des Werkes angeführt werden.

Die Abhandlung über die edlen Metalle gewährt ein großes Interesse, weil sie überraschende Aehnlichkeit mit dem Leydener Papyrus, der zu Theben gefunden ist, eben so wie mit verschiedenen Werkchen aus dem Alterthum, z. B. der sogenannten Chemie des Moses, zeigt, die in der „Sammlung griechischer Alchemisten" zusammengestellt sind. Mehrere Vorschriften aus dem „Schlüssel der Malerei" sind nicht allein Nachahmungen, sondern sogar wörtliche Uebersetzungen derer des Papyrus und der Sammlung griechischer Alchemisten. Diese Uebereinstimmung beweist unwiderleglich den fortdauernden Zusammenhang der alchemistischen Verfahren, die Transmutation mit eingeschlossen, von der egyptischen Zeit bis zu den Gewerbetreibenden des lateinischen Abendlandes. Die Theorien dagegen sind, genau genommen, erst gegen Ende des 12. Jahrhunderts im Abend-

*) S. Nr. 14 der „Zukunft". Beide Aufsätze bilden einen Theil des neuen großen Werkes von Berthelot: De la transmission de la Science antique au moyenâge, das auch in deutscher Ausgabe nächstens erscheinen soll.

Digitized by Google

ande wieder aufgetaucht, nachdem sie bei den Syrern und Arabern ihre weitere Ausbildung und Fortpflanzung gefunden hatten. Die Kenntniß der Verfahren selbst ist aber nie verloren gegangen. Dieses wichtige Ergebniß gewinnt man vor Allem aus dem Studium der Legirungen, die bestimmt waren, Gold nachzuahmen und zu verfälschen. In den meisten Fällen handelt es sich einfach darum, Gold geringeren Gehaltes herzustellen, z. B. durch Verwendung einer Legirung von Gold und Silber, die mit Kupfer gefärbt ist. Dieser Betrug ist übrigens auch heutzutage in den Ländern üblich, wo die Ueberwachung unvollkommen ist. Unser sogenanntes vierkarätiges Gold ist zu schlimmen Betrügereien besonders geeignet, nicht allein wegen der großen Menge Kupfers, die es enthält, sondern weil jedes Gramm Kupfer einen beinahe doppelt so großen Raum einnimmt wie die entsprechende Menge Goldes, die es ersetzt. Goldsachen von diesem Gehalt liefern dem Betrüger also doppelten Vortheil, einmal, weil der Gegenstand goldärmer ist, und zweitens, weil bei dem gleichen Gewicht das Volumen ein viel größeres ist. Das sind Vortheile des Goldschmiedes im Orient und sogar im Süden Europas, — vielleicht auch noch anderswo. Die Herstellung dieser zusammengesetzten Legirungen, die man für reines Gold ausgab, wurde erleichtert durch die Verwendung von Quecksilber und der Schwefelverbindungen des Arsens, die denn auch ständig in den Vorschriften der griechischen Alchemisten wie im „Schlüssel der Malerei" erwähnt werden. Ihre Benutzung geht sogar bis in die ersten Zeiten des römischen Kaiserreichs zurück. In der That erwähnt Plinius in einigen Zeilen einen Versuch, der auf Befehl von Caligula ausgeführt wurde, in der Absicht, Gold aus Schwefelarsen (Auripigment) herzustellen.

Es hat also eine ganz besondere Chemie bestanden, von der man sich heutzutage allerdings abgewandt hat, die aber in den Verfahren und Behauptungen der Alchemisten eine große Rolle spielte. Heutzutage hat ja sogar ein Erfinder ein Patent auf eine Legirung aus Kupfer und Antimon genommen, die sehr viele der hervorstechenden Eigenschaften des Goldes zeigt und sich fast in der selben Weise bearbeiten läßt. Das alchemistische Gold gehörte einer Familie ähnlicher Legirungen an. Die es anfertigten, bildeten sich ein, daß gewisse Agentien die Rolle von Fermenten spielten, um Gold oder Silber zu vermehren. Ehe sie die Anderen täuschten, betrogen sie sich selber. Und diese Gedanken, diese Täuschung findet man eben so bei den Griechen wie im „Schlüssel der Malerei".

Bisweilen begnügte sich der Arbeiter mit einer nur mehr äußerlichen Einwirkung, wodurch man die Oberfläche des Silbers golden oder die des Kupfers silbern färbte, ohne diese Metalle in ihrer Stärke zu verändern. Das nennen die Goldschmiede noch heute: „Farbe geben". Bisweilen ließen

Digitized by Google

sie sich gar daran genügen, der Oberfläche des Metalles einen goldfarbigen Anstrich zu verleihen, den man durch thierische Galle oder gewisse Harze herstellte; auch heutzutage macht man es noch so. Eine Verhandlung, die sich auf die Denkmünzen des Eiffelthurmes bezog, brachte neuerdings wieder eine Erwähnung dieses Kniffes.

Von diesen Färbungen ließ sich der Praktiker, durch die Annahme einer geheimen Analogie geleitet, zur Idee der Transmutation verführen, so bei dem Pseudo-Democrit wie im „Schlüssel der Malerei". Der Verfasser dieses Werkes schließt beispielsweise mit den Worten: „So werdet Ihr vorzügliches Gold erhalten, das auch die Probe besteht." Das war ein Ausspruch, der den Kunden eben so wie den Verfertiger beruhigen sollte. Der Verfasser fügt noch hinzu: „Verbergt dieses heilige Geheimniß, das Niemanden anvertraut werden soll, auch keinem Propheten." Das Wort Prophet verräth den egyptischen Ursprung dieser Vorschrift; es handelt sich um die priesterlichen Schreiber und egyptischen Geistlichen, die in der That den Namen Prophet trugen, wie man aus einer Stelle bei Clemens von Alexandria über die hermetischen Bücher, die mit großem Prunk in den Prozessionen einhergetragen wurden, ersehen kann.

Den Beweis für den griechisch-egyptischen Ursprung der Vorschriften für Goldschmiede, die im „Schlüssel der Malerei" aufgezeichnet sind, kann man noch weiter führen. In der That existirt in den lateinischen Sammlungen ein Dutzend von zum Theil ganz ausführlichen Vorschriften, die im Papyrus von Leyden mit genau den selben Worten wiedergegeben werden. Natürlich soll Das nicht heißen, daß etwa ursprünglich nach dem Papyrus, den wir besitzen, eine Uebersetzung angefertigt sei, die nun im „Schlüssel der Malerei" wiedergegeben ist; dieser Papyrus ist ja erst im 19. Jahrhundert aufgefunden worden. Aber die Uebereinstimmung der Texte beweist, daß Hefte mit geheim gehaltenen Vorschriften für die Goldschmiedekunst existirt haben, die sich unter den Mitgliedern des Standes aus einer Hand in die andere, von Egypten bis in das Abendland, fortgepflanzt, dann während des Mittelalters sich fortgeerbt haben und von denen uns im „Schlüssel der Malerei" ein Exemplar erhalten ist. Zur Zeit des Diocletian war es eine sehr verbreitete Ansicht, daß die Egypter Geheimnisse besäßen, um sich durch die Herstellung von Gold und Silber zu bereichern; dieser Glaube war so verbreitet, daß nach einer Empörung der römische Kaiser ihre Bücher verbrennen ließ. Aber trotz dieser Vorsichtmaßregeln sind die Vorschriften nicht verschwunden, da wir sie zugleich im Leydener Papyrus, den alten griechischen Schriften des Pseudo-Democrit, Pseudo-Moses, Olympiodor und Zosimus und in den lateinischen Abhandlungen des „Schlüssels der Malerei" wiederfinden.

Digitized by Google

Eine Vorschrift des alten Registers trägt den Titel: Wie man unzerbrechliches Glas herstellt. Dieser Titel verdient unsere Beachtung, da Sagen und Ueberlieferungen sich daran knüpfen, die durch das Mittelalter bis in unsere Zeit sich fortgepflanzt haben. Das unzerbrechliche Glas (fiolam vitream, quae non frangebatur, Petronius) scheint thatsächlich unter Tiberius entdeckt zu sein und hat Stoff zu einer Mythe gegeben, die seine Eigenthümlichkeiten vergrößert und daraus schmiedbares Glas macht. Pretonius, Plinius, Dio Cassius, Isidor von Sevilla erwähnen sämmtlich diese Legende, die sich dann zu den Schriftstellern des Mittelalters fortgepflanzt hat. Nach der Angabe des Plinius ließ Tiberius die Fabrik zerstören, aus Furcht, daß diese Erfindung den Werth des Goldes und Silbers vermindern würde. „Wäre sie bekannt, so würde das Gold eben so werthlos sein wie Schmutz", schreibt Petronius. Nach Dio Cassius ließ Tiberius den Erfinder töten. Petronius, dessen Angaben Isidor von Sevilla, Johann von Salisbury, Heraclius wiederholen, behauptet gleichfalls, daß er ihn enthaupten ließ, und fügt noch diesen charakteristischen Ausspruch hinzu, der sich gleichfalls auf das unzerbrechliche Glas bezieht: „Wenn die Glasgefäße nicht zerbrechlich wären, würde man sie goldenen und silbernen vorziehen." Diese Berichte beziehen sich offenbar auf die selbe historische Thatsache, die von den Zeitgenossen geschildert, aber mehr oder weniger durch die Legende entstellt wurde; die Erfindung wäre dann aus Furcht vor ihren wirthschaftlichen Folgen unterdrückt worden. Es wirkt nun seltsam genug, wenn man im Mittelalter in den Vorschriften für die Goldschmiede auf eine Hindeutung stößt, gleich als ob sich eine geheime Ueberlieferung in den Werkstätten fortethalten hätte. Im „Schlüssel der Malerei" findet man eine unverständliche oder vielmehr wunderliche Vorschrift, worin das Drachenblut eine Rolle spielt und die sich auf den selben Gegenstand zu beziehen scheint: „Wisse, daß das zerbrechliche Glas, nachdem es dieser Behandlung unterzogen ist, die Natur eines widerstandsfähigen Metalles erhält." Einige Andeutungen der selben Erinnerungen habe ich bei jüngeren Schriftstellern gefunden, so bei dem falschen Raymond Lullus und anderen Alchemisten des Mittelalters, die sich viel damit beschäftigt haben: „Durch diese Behandlung," sagt der Eine, „kann man das Glas schmied- und dehnbar machen und in Metall verwandeln." Man weiß, daß die Herstellung unzerbrechlichen Glases in unserer Zeit von Neuem entdeckt worden ist, diesmal aber wirklich, nicht nur nach dem Wahn abenteuerlicher Legenden. In Wahrheit freilich handelt es sich nicht um schmiedbares Glas; aber selbst dieses ist keine Einbildung. Man hat in den letzten Jahren gewisse technische Verfahren des Streckens und Gießens des Glases beschrieben, die auf dessen Dehnbarkeit bei einer feinem Schmelz-

Digitized by Google

punkt nahen Temperatur fußen. Ein Abschnitt des „Schlüssels der Malerei" scheint auf die Kenntniß eines ähnlichen Verfahrens hinzudeuten. Diese wirklichen Eigenschaften, die man ohne Zweifel im Alterthum bemerkt und als Fabrikgeheimnisse gewahrt hat, haben dann den Boden für die Legende geschaffen.

Einige Worte zum Schluß über die technischen Schriften, die die Namen des Heraclius und Theophilus tragen. Die Kenntniß dieser Werke ist verbreiteter als die der „Vorschriften der Färberei" und „des Schlüssels der Malerei", sie sind Gegenstand einer Anzahl von Veröffentlichungen gewesen, sind aber auch jüngeren Datums. Die Verfasser dieser Schriften sind genannt, während die „Vorschriften" und der „Schlüssel" anonym blieben. Allerdings weiß man wenig über die Autoren.

Eraclius oder Heraclius knüpft an die byzantinische Tradition Süditaliens an; er hat die Ruinen der alten Gebäude Roms gesehen, die Erinnerungen an den Ruhm und die Macht der Römer verfolgen ihn; aber seine Bewunderung drückt er mit der Einfalt und den verworrenen Kenntnissen einer Zeit aus, die wieder barbarisch geworden ist. Die Sammlung von Unterweisungen, die seinen Namen trägt, besteht aus zwei Theilen. Den ersten bilden zwei Bücher in Versen, die den Charakter der Schriften aus der Karolingerzeit (9. und 10. Jahrhundert) tragen. Behandelt werden darin die Pflanzenfarben, Goldblättchen, Schrift mit goldenen Buchstaben, Glasmalerei, Herstellung künstlicher Edelsteine; das Schleifen der Steine durch einen wunderlichen Kunstgriff, den man mit Hilfe von Bocksblut ausübte, wird beschrieben; Dies ist eine alte Anleitung, die durch das ganze Mittelalter hindurchgeht. Alle diese Vorschriften sind antiken Ursprunges, im Uebrigen etwas unbestimmt und ohne eigentliche Neuerungen. Das in Prosa geschriebene Buch ist genauer und schärfer abgefaßt; es muß später von einem Fortsetzer hinzugefügt sein, denn es ist darin die Rede von der Färbung des korduanischen Leders und der Zinnober ist darin mit dem Namen Azur bezeichnet. Das ist die Uebersetzung eines im 12. Jahrhundert häufigen arabischen Wortes, das Grund zu allen möglichen Verkehrtheiten und Verwechselungen mit unserem heutigen Azurblau gegeben hat. Der Verfasser berichtet auch die alten Geschichten des Plinius und des Isidor von Sevilla über den Ursprung des Glases und die Erfindung des schmiedbaren Glases; diese Erzählungen durchliefen im 12. Jahrhundert die Welt und kommen auch bei Johann von Salisbury vor. Auf alle Fälle findet sich der Hauptsache nach Das, was Heraclius behandelt, auch schon im „Schlüssel der Malerei."

Die „Schilderung verschiedener Künste" von dem Mönch Theophilus scheint man einem pseudonymen Benediktinermönch, der in Wirklichkeit

Digitized by Google

Roger hieß und Ende des 10. und im Anfang des 11. Jahrhunderts lebte, zu verdanken. Dieses Werk ist genauer und eingehender als das des Heraclius, es besteht gleichfalls aus zwei Büchern, deren erstes der Malerei gewidmet ist; immer der selbe Inhalt, der allen Handbüchern, die für die Maler bestimmt sind, gemeinsam ist, aber hier mit mehr Einzelnheiten. Das andere Buch behandelt die Anfertigung der Gegenstände, die für den Gottesdienst und die Errichtung der ihnen gewidmeten Gebäude nothwendig sind. Im Einzelnen beschreibt er den Ofen, in dem das Glas geschmolzen wird, die Herstellung des Glases, die der gemalten Gläser und farbigen Thongefäße, die Bearbeitung des Eisens, das Schmelzen von Gold und Silber und ihre Bearbeitung, diejenige des Schmelzes, den er electrum nennt, — ein Name, den man früher einer Legirung von Gold und Silber gab; die Herstellung der gottesdienstlichen Gefäße, des Kelches und der Monstranz ꝛc., der Orgeln, Glocken, Becken ꝛc. Diese Schilderungen sind interessant, denn sie zeigen, daß schließlich die Industrie des Glases und der Metalle sich auf die Gotteshäuser beschränkte. Aber die chemische Technik des Theophilus ist die selbe wie in den vorhergehenden Schriften, obgleich sie einer späteren Zeit angehört: sie führt uns direkt ins 13. und 14. Jahrhundert; von dieser Zeit an vermehren sich die Anhaltspunkte und Schriften immer mehr bis zur Gegenwart. Die Verbindung der technischen Ueberlieferungen mit dem Alterthum wird immer undeutlicher, in dem Maße, wie die Zwischenglieder sich vermehren und die Künste dahin streben, einen ihnen eigenthümlichen Charakter anzunehmen.

Die Gesammtheit der hier geschilderten Thatsachen verdient unsere Aufmerksamkeit, besonders wenn wir die Fortpflanzung und das Wiederaufleben der wissenschaftlichen Ueberlieferungen ins Auge fassen. Wir sehen, wie aus der Praxis heraus die Wissenschaften entstehen; erst handelt es sich darum, den Erfordernissen des Lebens und den künstlerischen Bedürfnissen, die so früh bei den civilisationfähigen Völkern erwachen, Genüge zu leisten. Aber diese Praxis selbst erweckt sofort allgemeinere Gedanken, die in der Menschheit dann zunächst unter mystischer Form erschienen sind. Bei den Egyptern und Babyloniern waren die selben Männer zugleich Priester und Gelehrte. So ist auch die chemische Industrie zuerst in der Nähe von Tempeln ausgeübt worden; die Bücher des Heilighumes, des Hermes, des Chymes — sämmtlich identische Bezeichnungen — sind bei den griechischen und egyptischen Gelehrten die ersten Handbücher dieser Industrie. Wie sie es in allen anderen Zweigen der Wissenschaft thaten, haben die Griechen auch diesen Abhandlungen eine Form gegeben, die von der alten hierarchischen Fassung sich entfernt und versucht, daraus eine vernünftige Theorie zu gewinnen, die ihrerseits im umgekehrten Falle wieder fähig wäre, der Praxis voranzueilen und ihr als

Digitized by Google

Führerin zu dienen. Der Name des Democritus ist, mit Recht oder mit Unrecht, mit diesen ersten Bestrebungen verknüpft; diejenigen des Plato und des Aristoteles werden auch bei den Versuchen einer vernünftigen Auffassung angeführt. Aber die chemische Wissenschaft der Griechen und Egypter hat sich niemals frei von den Irrthümern machen können, die sich auf die Transmutation beziehen — Irrthümer, die durch die Annahme des Urstoffes aufrecht erhalten wurden —, noch von den religiösen und magischen Vorschriften, die einst im Orient mit jedem gewerblichen Verfahren verknüpft waren.

Als dann die eigentliche wissenschaftliche Bildung im Abendland mit dem römischen Reich untergegangen war, da waren es die Bedürfnisse des Lebens, die wieder die Praxis der Werkstatt und eben so die Fortschritte, die man zur Zeit der Griechen gemacht hatte, vor der Vernichtung schützten; so haben sich die chemischen Kenntnisse erhalten, während die Theorien, die entweder zu fein oder zu gewaltig für die Geister von damals waren, zu verschwinden oder vielmehr wieder in die alten abergläubigen Vorstellungen aufzugehen schienen. Es werden wieder die Gebete erwähnt, die man beim Beginn der Verfahren hersagen muß, und so wird die Alchemie, im Mittelalter wie im Alterthum, wieder eng mit der Magie verknüpft. Als aber die Geisteskultur während des Mittelalters, gegen das 13. Jahrhundert, im Schooße einer neuen Organisation wieder aufblühte, haben unsere Völker von Neuem Geschmack an allgemeinen Ideen gefunden; auf dem Gebiete der Chemie sind diese durch die Praxis angeregt worden oder sie haben vielmehr ihren Stützpunkt in den ständigen Problemen gefunden, die ihnen durch die Praxis aufgestellt wurden.

So sind die alchemistischen Theorien plötzlich wieder erwacht, mit neuer Kraft zu neuer Entwickelung, und ihre allmähliche Fortbildung hat, während sie ohne Unterlaß der Industrie zu Nutze kam, zu gleicher Zeit die Wahngebilde und den einstigen Aberglauben aus dem Wege geschafft. So ist in letzter Linie unsere moderne Chemie entstanden, eine vernunftgemäße Wissenschaft, die auf rein experimentellen Grundlagen beruht. Im Anfang also ist die Wissenschaft aus industriellen Verfahren hervorgegangen; in der Zeit der antiken Civilisation vermochte sie sich weiter zu entwickeln; als die Wissenschaft mit der Civilisation unterging, ist die Praxis geblieben und hat der Wissenschaft einen festen Grund geboten, auf dem diese sich von Neuem entwickeln konnte, als Zeit und Geister wieder geeigneter wurden. Und so ergiebt sich aus der Geschichte der Civilisation die historische Verknüpfung von Wissenschaft und Praxis: ein allgemeines Gesetz der Entwickelung des menschlichen Geistes.

Paris. Professor M. Berthelot.

Digitized by Google

Sizilien.

Sehr geehrter Herr Harden,

Sie wünschen von mir ein Urtheil über die sizilianischen Zustände zu hören, weil Sie wissen, daß diesem Lande das Schicksal meiner Familie zum Theil angehört und daß ich mich für dieses enfant terrible des neuen Italiens fast mehr interessire als für das in der Geschichte seines Werdens und Wachsens ihm so nahe verwandte und verbundene Deutsche Reich.

Da ich nun aber die schöne, heute scheinbar so unglückliche Trinacria schon sehr lange nicht mehr besucht habe, so kann ich sie Ihnen nur so schildern, wie ich sie früher, vor dem Anschluß an das neuerstandene Königreich Italien, gekannt und geliebt habe, und darauf die Betrachtungen folgen lassen, die sich mir beim Vergleiche der damaligen Verhältnisse mit den heutigen — nach der Beschreibung in den öffentlichen Blättern — unwillkürlich aufdrängen. Im Voraus bekenne ich, daß diese Betrachtungen in ihren letzten Schlüssen nicht zum Vortheil des durch den neuen Staat Erreichten ausfallen werden, daß sie und daher von Seiten der theoretisch überzeugten Anhänger der modernen Kultur als höchst ketzerisch bezeichnet werden dürften.

Wenn man die Güter, nach denen der Mensch im Leben zu streben gewöhnt ist, im Großen und Ganzen in moralische und materielle theilen kann, so wird man zugleich zugeben müssen, daß, für den Einzelnen betrachtet, diese Güter nach Ausmaß und Qualität sehr relativ sind. Ihr ungestörter Genuß wird stets bei der Masse der Bevölkerung die Empfindungen bestimmen, die sie mit dem von ihr bewohnten Lande, als Wohnsitz und als Vaterland genommen, mit dem es umfassenden Staat und dessen Herrscher verbinden. Je einfacher die Natur und der Bildungsgrad der Bewohner eines Landes ist, um so einfacher werden auch die Ansprüche sein, die sie an jene drei Faktoren stellen. Nicht der Genuß an sich macht das Glück der Massen, sondern die Leichtigkeit und Behaglichkeit dieses Genusses. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, war nun unter der Herrschaft der Bourbonen die Insel Sizilien unbestreitbar ein glückliches Land und die Klassen seiner Bevölkerung, die vom ersten Tage des Anschlusses ab den Staatsmännern des neuen Königreiches Italien schwere Sorgen gemacht haben und auch jetzt wieder machen, ein glückliches Volk. Für die moralischen Güter, welche die politische Zusammenschließung Italiens unter dem Szepter des Hauses Savoyen gebracht hat, für die politische und intellektuelle Freiheit, für persönliche Freiheit der Bewegung, für das Recht der proportionalen Theilnahme an der Regirung des Staates, an der

Digitized by Google

Verwaltung der Gemeinde haben die Massen von Haus aus wenig Bedürfniß und Verständniß. Diese politischen Güter machen im Grunde nur das Glück Weniger, während die ganze Menschheit die Ruhe des häuslichen Herdes, das Wohlbehagen einer ungestörten Existenz, die Wohlfeilheit, den Ueberfluß der Lebensmittel, die Einfachheit und Ungetrübtheit der religiösen und Herzensgefühle versteht und schätzt. Diese Vereinigung moralischer und materieller Güter durfte Jeder zur Zeit des Königreiches Beider Sizilien sein eigen nennen, sobald er sich von dem Streben nach den politischen Freiheiten fern zu halten wußte. Jetzt erfreut er sich dieser politischen Güter in vollem Maße, ja offenbar, wie Das in den meisten modernen Kulturstaaten der Fall ist, im Uebermaße, so daß er auch der anderen nicht mehr recht froh werden kann.

Rings vom Meere umgeben, hat die Insel Sizilien von jeher eine von dem übrigen Italien ziemlich abgesonderte Existenz geführt. Bei seinem herrlichen Klima, der noch immer großen Fruchtbarkeit seines Bodens, der Intelligenz und Genügsamkeit seiner Bevölkerung fühlte sich dieses Land weniger als andere auf den Verkehr nach Außen angewiesen und empfand die Abgeschlossenheit, in welcher es von der bourbonischen Regirung gehalten wurde, nicht so lebhaft, wie man denken sollte. Selbst die sogenannten gebildeten Stände verließen das Land nur selten und in geringer Anzahl. Jeder lebte von der Wiege bis zur Bahre in den altgewohnten Verhältnissen und fühlte sich durch alle Klassen der Bevölkerung mit ausgesprochenem Stolze als etwas Besonderes unter den Italienern, namentlich als die politisch mit ihnen verbundenen Neapolitaner, für die vorzüglich das niedere Volk eine ausgesprochene Abneigung hegte, sie als faule und feige Menschensorte verachtete. Obschon die Insel ursprünglich im 12. Jahrhundert die Wiege der italienischen Sprache war, sprach doch jeder Sizilianer, bis in die höchsten Stände hinauf, fast mit Ostentation einen von dem eigentlichen Italienischen sehr verschiedenen Dialekt.

Der Grund und Boden befand sich meistens noch ausschließlich und trotz der bereits 1817 erfolgten Aufhebung der Majorate und Fideikommisse im Besitz der hohen Adelsfamilien, deren Namen und Titel alle mit ihren Gütern zusammenhingen und sich mit diesen vererbten. Die Nutzung dieser meist sehr ausgedehnten Besitzungen geschah fast nur, und höchstens mit geringen Ausnahmen in der Nähe größerer Städte, durch Verpachtung im Ganzen an große Pächter, die oft sehr vermögende Leute waren und allein oder in Assoziation einer ganzen Familie meistens eine große Anzahl von Gütern von einem oder mehreren Adelsgeschlechtern in Pacht hatten. Da die Latifundien meistens ohne Inventar, ja selbst ohne viele Gebäude verpachtet wurden, so war der ganze Betrieb und die ganze Güterverwaltung eine äußerst bequeme und einfache, zugleich für die reichen Familien eine in der Buch- und Rechnungführung sehr genau und übersichtlich geregelte. Die Pächter bestellten die Felder mit Hilfe einer sehr großen Anzahl von Ochsen-Gespannen und Tagelöhnern, die in den vielen zerstreuten kleinen Städten für den übrigen Theil des Jahres untergebracht waren und nur zur Zeit der Saat und Ernte für einige Wochen hinauszogen, um, in förmlichen Feldlagern vereinigt, ihre Arbeit zu thun. Das sofort nach der Ernte auf dem Felde von Maulthieren ausgetretene Getreide wurde von den selben Maulthieren dann nach den Häfen gebracht, wo es in den herrschaftlichen Magazinen zu verbleiben hatte, bis der Pachtzins erlegt war. Mit Ausnahme sehr trockener Jahre waren die Ernten trotz der primitiven Bestellungart

Digitized by Google

einträglich und lieferten bei nicht hohen Pachtpreisen den Pächtern wegen der geringen Kostspieligkeit ihres Betriebes hohe Ueberschüsse. Gebaut wurde Weizen, Gerste und Sumach, eine Farbepflanze. Die kleine, Tagelöhnerdienste leistende Bevölkerung verdiente so leicht das zu ihrer einfachen und höchst nüchternen Existenz Nothwendige. Bei dem herrlichen Klima mit kaum acht Wochen dauernder Winters- oder Regenzeit hielten sich ihre sämmtlichen Lebensbedürfnisse in Bezug auf Kleidung, Feuerung, Licht und Nahrung in bescheidenen Grenzen, ihren Luxus fanden sie in den stets offenen Kirchen und etwa nothwendige Unterstützung bei Krankheitfällen in den zahlreichen Klöstern. Selbst die Wohnungen, obwohl sie meistens den Beschreibungen entsprechen, die in letzter Zeit in verschiedenen Zeitungen davon gebracht worden sind, legten bei ihrer primitiven Einfachheit, ihrer Enge und ihrem vollständigen Mangel an innerer Ausstattung einem Volke, das meist im Freien leben konnte, nicht die Entbehrungen und Beschwernisse auf, die ein Bewohner des hyperboräischen Nordens mit seiner acht Monate dauernden schlechten Jahreszeit bei deren Anblick vorauszusetzen geneigt ist. Auch der mit den engen Räumlichkeiten und der Anhäufung von menschlichen und thierischen Bewohnern unvermeidbare Schmutz ist unter dem südlichen Himmel, inmitten einer reichen, duftenden Natur, weit weniger unheimlich und abstoßend als unter weniger günstigen Himmelsstrichen, z. B. in Deutschland, wo er auch nicht immer fehlt und dann stets einen weit weniger poetischen Anstrich hat und mit der moralischen Versunkenheit seiner Erzeuger sicher Hand in Hand geht, während man ihn in Sizilien bei der liebenswürdigen Gastlichkeit und der ruhigen Heiterkeit des Volkes leicht übersah und bald ganz vergaß. Dieses Volk war wirklich für Den, der es ohne Vorurtheil beobachtete und in rechter Weise mit ihm umzugehen, das ihm innewohnende richtige Gefühl eigener Würde zu verstehen und zu achten wußte, höchst anziehend in der Natürlichkeit seiner höflichen und feinen Lebensform. Trotz seines äußerst lebhaften Temperamentes und großer geistiger Regsamkeit zeigte es sich niemals lärmend und aufdringlich. Für seine Herren war es treu anhänglich, mitempfindend und eifrig bemüht, den Herrn in seiner Repräsentation zu unterstützen, weil es sich selbst, stolz ohne Unterwürfigkeit, durch den Glanz des Herrn oder Prinzipals geehrt fühlte. Mit guten Manieren und Wohlwollen war eine solche Nation für jede Regirung leicht zu befriedigen, leicht zu lenken und seine traditionelle Anhänglichkeit an die Monarchie hat es ja selbst noch jetzt deutlich bewiesen, als es den Namen des Königs und der Königin erhob, während es zugleich gegen die es bedrückenden Steuerbeamten aufstand und deren Wohnsitze zertrümmerte. In jener voritalienischen Zeit hörte man nur ab und zu nach sehr schlechten Erntejahren von dem nach 1860 so grell auftretenden Räuberunwesen. Es dauerte nie lange, eine neue bessere Ernte setzte ihm das Ziel und häufig verstand auch die dagegen ausgesandte bewaffnete Macht es durch abgeschlossene Verträge bald zu beseitigen. Das Land war daher, trotz der noch sehr geringen Kommunikationsmittel, leicht und sicher zu bereisen und weder in der Nähe der großen Stadt Palermo noch in der weiten Einsamkeit um das am Meer liegende Schloß meiner Familie wurden wir oder sonst Jemand bei tagelangen Ritten, Spaziergängen oder Jagdstreifereien jemals behelligt, angegriffen oder gar gefangen genommen. Das Land, die Städte waren sicher ohne den in den Kulturstaaten erforderlichen Aufwand von

Digitized by Google

Polizei, die den Bürger auf Schritt und Tritt bewacht und die namentlich neuerdings im Deutschen Reiche fast die Regelung aller menschlichen Verhältnisse in die Hand genommen hat. Polizeiorgane bekam man nirgends zu sehen; auf dem Lande hatten die Campieri, Feldhüter, weit mehr damit zu thun, die Fluren vor Vögeln und sonstigen Thieren als gegen menschliche Felddiebe zu beschützen. Bettler gab es wohl, aber auch sie warteten bescheiden und stumm eine ihnen zugedachte Gabe ab und zeigten sich nur in großen Städten, in der Nähe der Kirchen. Zudringliche Strolche, mit selbstgeschaffenem, durch die Sitte tolerirtem Recht auf ihren Zehrpfennig pochende Reisende, wie sie in Deutschland in früheren Jahrzehnten so überlästig waren und auch heute nur durch Einrichtung der Gabenstellen in Schranken gehalten sind, gab es nirgends.

Die Steuern waren gering, für das niedere Volk gleich Null, und da Sizilien von der Militärpflicht vollständig befreit war, so konnte der glückliche Bewohner, wenn er sich nicht mit Politik beschäftigte, kein Verbreiter von Nachrichten war, nicht stahl und mordete, keine Prozesse führte, von der Wiege bis zum Grabe seine Tage führen, ohne je mit einem Beamten des Staates in Berührung zu kommen, der ihm zwar keine anderen Rechte gewährte, als unter der Sonne seinem Verdienst oder seinem Vergnügen unbehindert nachzugehen, aber auch niemals drückende Anforderungen an ihn stellte, eben so wenig wie die Kirche oder die in den Kulturstaaten so anspruchsvolle Schule. Vorzüglich das niederste Volk, das der neuen Regirung, dem modernen Kulturstaat, der europäischen Macht Italien so unendlich viel schon zu schaffen gemacht hat und eben wieder mehr als je die Köpfe der Minister erwärmt, lebte damals vielfach nach der Devise von Victor Hugos reizendem Liede in Maria Tudor: „Chanter et rire, dormir, aimer“. Und es konnte so leben und sich glücklich fühlen, da es höhere Bedürfnisse als solche nicht kannte, die es leicht befriedigen konnte. Wenn es sich trotzdem während der Revolutionen von 1820 und 1848 gegen die Regirung empörte, so geschah Das nur im Anschluß an die höheren revoltirenden Stände, die bei der Verhaßtheit der königlichen Beamten — diese waren fast durchweg schon als Neapolitaner dem Volke mißliebig — im Verein mit dem dort wie überall unruhigen Advokatenstande die Waffen leicht gegen eine ihnen weder in seiner Form noch in seinem Oberhaupte unsympathische Regirung aufwiegeln konnten, um ihre eigenen selbstischen Zwecke zu verfolgen

Das Gleiche geschah 1860, als die Expedition Garibaldis, die von der sizilianischen Aktionpartei mit Crispi, Bertani und La Farina an der Spitze vortrefflich vorbereitet war, mit der Unfähigkeit und Kopflosigkeit des letzten Bourbonen dort ein so leichtes Spiel hatte und im Handumdrehen den Nachkommen des Königs beseitigen konnte, der von 1806 bis 1815 unter dem Schutze und durch die Unterstützung des selben Volkes vor den Stürmen der napoleonischen Zeit so sicher gewohnt hatte.

Damals so wenig wie gewiß noch heute hatte das niedere sizilianische Volk, von dem ich allein rede, weil es allein auch jetzt in Frage kommt, irgend welches Interesse und Verständniß für die großen volltönenden Worte und Begriffe von Kultur, Nationaleinheit, europäischer Stellung als Großmacht, politischer Bedeutung, parlamentarischer Regirung, Selbstverwaltung. Es erhob sich und jubelte dem kecken Diktator zu, weil er eine poetische Gestalt war, weil man es mit großen Versprechungen besserer Zeiten dazu aufforderte, weil man ihm vor Allem Beseitigung aller Neapolitaner und damit nach seinem Glauben

Digitized by Google

die aller und jeder Autorität in Aussicht stellte. So urtheilslos, ohne zu wissen, was es beschließe, wie es Garibaldi zugejauchzt hatte, beschloß dieses gutmüthige, bis dahin glückliche Volk am 21. Oktober 1860 im Verein mit der festländischen Hälfte der bourbonischen Dynastie mit 1 732 129 von 1 743 108 Abstimmenden den Anschluß an den italienischen Nationalstaat.

Nur zu bald sollte es einsehen, daß für sein Theil damit keine Besserung der Lage verbunden war. Es mußte mit der Zeit immer deutlicher einsehen, daß die moralischen Güter, die mit jenem Anschluß gewonnen waren, unendlich kostspielig sind, gerade auf dieser Insel um so kostspieliger sein mußten, weil der Diktator bei seinem endlich bewirkten Abzug nach dem Festlande sie in einem für die kurze Zeit seiner Regirung fast unglaublichen Zustand von Desorganisation zurückgelassen hatte, den zu beseitigen für die neue Regirung große Schwierigkeiten hatte. Die stramme Disziplin der dorthin gesandten, meist piemontesischen Beamten empfand das leichtlebige, sensitive Volk als ungewohnte Härte, die allgemeine Militärpflicht, die unvermeidlichen Steuerauflagen, die zumeist das für das niedere Volk empfindliche Objekt der Lebensmittel belasteten, die staatlichen und kommunalen neuen Einrichtungen für kulturelle und civilisatorische Zwecke, alle sehr kostspielig, alle mit neuen und erhöhten Steuern verbunden, trieben und treiben es zur Verzweiflung, zum Widerstand gegen die neue, ihm wenig oder nichts bietende gesellschaftliche Ordnung, zum Auflehnen gegen den ihm in seinen vermeintlichen höheren Zielen unverständlichen Staat, gegen dessen Organe, in erster Linie gegen die unabweisbaren, häufig und häufiger wiederkehrenden Taschenkrebse, die Steuerbeamten.

Der dem Sizilianer eigenthümliche persönliche Stolz, seine unter den einfacheren Verhältnissen der absoluten Monarchie nicht beengte Menschenwürde, leiden täglich durch das nothwendig gewordene Vielregiren, während die Begriffe von Nationalstolz, Nationalwürde politischer Vaterlandsliebe, ihm nach wie vor ohne Bedeutung sind. Diese sind ja eigentlich, wenn wir offen sein wollen, überall nur Einzelnen nutzbar, nur den höher Gebildeten verständlich, und bisweilen gewähren sie diesen auch Befriedigung, während die große Menge der Bevölkerung in fast allen modernen Staaten ihnen nur in einem gewissen Taumel zu huldigen pflegt, überall aber mit schmerzlicher Bitterkeit die nicht immer und nicht für alle Theile der Bevölkerung in gleichem Maße mit steigender Erwerbsfähigkeit begleitete, rapid wachsende Kostspieligkeit geschichtlicher Herrlichkeit empfindet. Mehr als Einer dürfte heute auch im Deutschen Reiche geneigt sein, im Geheimen die Worte zu unterschreiben, mit denen der Pfarrer Sedlmayr in München einstmals alle seine Predigten zu schließen pflegte: „Der Teufel hole die Kultur und den Fortschritt."

Trifft aber diese eiserne Faust des modernen Kulturstaates nun gar ein Jahrhunderte lang an ein ungenirtes, sorgenloses Dasein gewöhntes Volk, das nur die es bedrückenden Lasten, nicht aber bei der gleichzeitig wachsenden Vertheuerung seiner Existenzmittel sein Einkommen entsprechend wachsen sieht, so bemächtigt sich seiner die Verzweiflung naiver Seelen, wenn sie sich vor ein Uebel ohne Ende gestellt sehen. Daß sie dann allen Einwirkungen sozialistischer Umtriebe leichter als irgend ein anderes, tiefer nachdenkendes Volk zugänglich werden und zu allen Exzessen getrieben werden können — wen darf Das Wunder nehmen?

So leicht, wie es ihm 1860 wurde, diese Massen für den radikalen

Umsturz und später für die parlamentarische Monarchie zu gewinnen, wird es Crispi heute nicht werden, sie in Sizilien zur staatlichen Ordnung zurückzuführen, es sei denn, daß es ihm gelinge, die Ursache, den unerträglichen Steuerdruck, zu beseitigen. Um Das zu erreichen, hat Italien nach meiner Ansicht nur ein Mittel. Es muß kühn und großherzig für einige Zeit auf die durch Ueberanspannung seiner finanziellen Kräfte ihm so verhängnißvoll gewordene Stellung als europäische Großmacht verzichten, ohne Furcht vor nicht wahrscheinlichen Angriffen seine militärische und maritime Macht bedeutend reduziren, mit einem Worte se recueillir, wie es Rußland in großer Weisheit nach 1855 gethan hat, — wobei Italien noch im Vergleich mit Rußland zu Gute kommen würde, daß es nicht zugleich in der Lage ist, eine vorzeitig ins Leben gerufene soziale innere Umwälzung durchkämpfen zu müssen.

Thut es Dies nicht, so steht es wahrscheinlich am Vorabend einer politischen Revolution, bei welcher die Monarchie und viele andere Faktoren des übertriebenen parlamentarischen Systems in das selbst bereitete Grab sinken dürften. Revolutionen können nur von oben aus vermieden werden, wie sie eigentlich immer auch nur von oben ausgehen. Die sizilianischen Emeuten sind nur die Symptome der den ganzen italienischen Staat bereits durchwühlenden Auflösung, die schließlich nur mit dem Tode, der Revolution, enden kann.

Werfen Sie mit mir noch einen Blick nach der Hochebene Piemonts, nach Santena. Dort ruht neben dem Schloß seiner Väter in der Gruft seiner Ahnen der große Schöpfer Italiens, Camillo Graf Cavour. Was würde er sagen, wenn er sähe, daß das Schicksal des Werkes, für das er seine ganze Kraft eingesetzt, dem er sein ganzes Leben gewidmet hat, heute von dem selben Crispi abhängt, der als Vorläufer Garibaldis und als Agent der radikalen Aktionpartei 1860 das selbe Sizilien zu dessen Aufwiegelung bereiste, zu dessen Beruhigung man ihn jetzt dort erwartet; den nebst anderen Gesinnungsgenossen gleicher Richtung Graf Cavour nur mühsam, heimlich vor Europa und ihnen selbst halb unbewußt, als Werkzeuge zur Vollendung der auf anderen, offen zu bekennenden Bahnen begonnenen Schöpfung benutzte und leitete. Würde dieser weit blickende Staatsmann wohl noch heute mit der selben Zuversicht die Worte sprechen, die er auf seinem Sterbelager rief: „Tutto è salvo“! „Alles ist gesichert“!? Ich glaube kaum. Er würde vielmehr voraussichtlich, wie sein eben so großer, von ihm schon frühzeitig prophezeiter nordischer Kollege und Thatennachfolger sich schmerzbewegt von den betrübenden, ja erschreckenden heutigen Zuständen seines Vaterlandes abwenden, und sein Haupt verhüllen, um es nicht sehen zu müssen, wie das theure Kind seines Herzens von unvorsichtigen, ungeschickten — und zum Theil auch unreinen — Händen mit dem tückischen Stahl der Vernichtung bedroht ist.

Dresden. Dr. jur. Graf A. Wilding.

Digitized by Google

Die Lagarde-Stiftung.

Am 22. Dezember 1893 waren zwei Jahre vergangen, seit der große Gelehrte und Schriftsteller Paul de Lagarde die Augen geschlossen hatte. Damals fand ein an Arbeit und Ertrag reiches Leben seinen Abschluß, das in einer staunenswerthen Vereinigung glänzender Eigenschaften den Beweis geliefert hat, wie stark und nachhaltig schlichte wissenschaftliche Forschung auf das Volksleben einzuwirken vermag, wenn sie von einer kraftvollen, sittlichen Persönlichkeit getragen wird. Lagarde hat es sehnlich gewünscht, daß seine Wirksamkeit nicht mit seinem Leben erloschen sei, daß die Macht seiner Gedanken und Grundsätze ihn überdauere. Dieser Wunsch hat ihn geleitet, als er seinen Nachlaß der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen testamentarisch vermachte. In den Bestimmungen, die er über die Verwendung seines Vermögens getroffen hat, offenbart sich ein charakteristischer Grundzug seiner Persönlichkeit, einer der obersten Grundsätze seiner gesammten wissenschaftlichen Thätigkeit. Lagarde hat verordnet, daß der Ertrag des Vermächtnisses zur Drucklegung von Schriftwerken verwendet werde, die in irgend einer Weise als Urkunden für die Geistesgeschichte der Menschheit dienen können. Das Zurückgehen auf die Quellen und Urkunden selbst war in Lagardes Augen die erste Pflicht einer jeden wissenschaftlichen Arbeit, ja die Grundlage eines jeden Urtheils überhaupt, mochte es sich um wissenschaftliche Fragen oder um Ereignisse und Personen des politischen Lebens handeln. Er wußte, daß auf der strengen Urkundlichkeit die Freiheit der Wissenschaft beruht, die Freiheit, die das Urtheil loslöst von dem Dienste der Tagesmeinungen, die keine Halbheit, kein Paktiren mit einer wie immer gearteten fable convenue kennt und die allein die Wissenschaft zu einer sittlichen Macht im gesammten Kulturleben des Volkes erhebt.

Lagardes Thätigkeit hatte ihr Centrum im Christenthum. Von da aus breitete sie sich nach den verschiedensten Seiten aus. Die Entstehung des Christenthums, der Boden, auf dem es erwachsen war, seine spätere Entwickelung und Wirksamkeit bis auf die Gegenwart, die Kulturen, die es vorbereiteten, und die Kulturen, die aus ihm erwuchsen, haben ihn vor Allem beschäftigt. Demgemäß ist der Kreis, den er seiner Schenkung gezogen hat, der denkbar weiteste. Lagarde will, um nur Einiges zu nennen, authentische wissenschaftliche Drucke, die der Kulturgeschichte des Mittelalters dienen, und zwar vor Allem aus dem Gebiete, das von der Forschung noch am Wenigsten erhellt ist, aus dem Gebiete der Naturwissenschaften. Die Werke der Chemiker, Physiker, Botaniker, Aerzte des Mittelalters sollen neu belebt werden. Außerdem wichtige Gesandtschaft-

Digitized by Google

berichte, Briefe von bedeutenden Staatsmännern, Publizisten und Gelehrten. Von gleicher Wichtigkeit für allgemeinere Interessen sind die Urkunden zur älteren Geschichte und zur Vorgeschichte der christlichen Religion, also in erster Linie die Werke der Kirchenväter, der großen Scholastiker des Mittelalters, die Schriftdenkmale der semitischen Literaturen, daneben Werke der eranischen und der neuegyptischen Literatur. Man sieht: es ist ein Riesenplan, wie er Lagardes weitausschauendem Geiste entspricht, für seinen Schöpfer das großartigste Denkmal, wenn er gelingt. Aber hierzu bedarf es großer Mittel. Lagardes Nachlaß, der dafür verfügbar ist, besteht in seinem Wohnhause zu Göttingen, in seiner reichhaltigen Bibliothek, die, für eine namhafte Summe an die University of the City of New-York verkauft, mit ihren vielen einzigen Schätzen eine Zierde dieser Hochschule bildet, endlich in dem Verlage seiner Schriften. Es ist darin immerhin so viel beisammen, daß an den Druck von Publikationen des genannten Inhaltes in nicht zu ferner Zeit wird gedacht werden können; nur müssen zuvor einige Verpflichtungen, die auf dem Nachlasse ruhen, behoben sein. Aber diese Mittel reichen eben nur für den Druck.

Lagarde war sich Dessen bewußt und er hat die Verwendung seines Vermögens ausdrücklich auf die Bestreitung der Druckkosten selbst beschränkt. Aus den Mitteln seiner Hinterlassenschaft darf Honorar in keiner Form gezahlt werden, auch nicht als Entschädigung für aufgewendete Kosten. Wer eine Vorstellung von den Wegen hat, auf denen wissenschaftliche Arbeiten zu Stande kommen, wird wissen, daß bei dieser Begrenzung, die durch den Stand des Lagardeschen Vermögens durchaus geboten war, das Wesentliche noch zu leisten ist, um Lagardes Gedanken ins Leben treten zu lassen. Alles, was zur Vorbereitung der Drucklegung, zur Abfassung der Publikationen selber gehört, muß auf anderem Wege beschafft werden. Da es sich überwiegend um Bekanntmachung handschriftlicher Materialien handelt, sind zum Mindesten gute Kollationen nöthig: die erfordern heutzutage Zeit, Arbeitkraft und Geld. Kostspielige Reisen werden erforderlich und sonstige Aufwendungen aller Art. Gewiß kann und wird die Erbin, die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaft, thun, was in ihren Kräften liegt. Daß sie der Erbschaft Lagardes würdig ist, hat sie bewiesen, eben durch die Annahme der Erbschaft, die bei den eigenartigen Bestimmungen des Lagardeschen Testamentes nicht so ganz einfach war. Auch die Haltung der preußischen Regirung, die der Annahme der Erbschaft keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt hat, ist eine durchaus vornehme gewesen. Und gerade jetzt setzt die Gesellschaft der Wissenschaften die außerordentlich komplizirte Verwaltung der Stiftung mit allem Eifer ins Werk. Aber in ihren pekuniären Mitteln ist sie beschränkt und dazu stark in Anspruch genommen von einer Reihe großer, fortlaufender Aufgaben.

Digitized by Google

So ist es ein glücklicher Gedanke gewesen, daß sich zahlreiche Verehrer Lagardes zu einer „Stiftung der Freunde Pauls de Lagarde" zusammengeschlossen haben. Diese Stiftung hat sich zum Zwecke gesetzt, die Mittel aufzubringen, die nöthig sind, um Lagardes Testament zu verwirklichen. Als Verwalterin fungirt die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Eine Reihe angesehener Persönlichkeiten ist mit einem Aufruf hervorgetreten und schon haben die Geldspenden begonnen zu fließen. Aber noch ist das Kapital, das zusammengekommen ist, ein so bescheidenes (etwa 8000 Mark), daß an eine Ausnutzung nicht zu denken ist. Mehr als das Fünfzehnfache wird dazu nöthig sein. Es ist dringend an der Zeit, daß weitere Kreise an dem Unternehmen sich betheiligen. Denn ein wissenschaftliches Unternehmen ersten Ranges ist es, um das es sich handelt, ein Unternehmen, das weit hinausreicht über die engen Grenzpfähle der Spezialdisziplinen, würdig des Mannes, dessen Andenken es gilt: gerade die reinste und edelste Seite von Lagardes Natur soll in dieser Stiftung festgehalten werden. Daß es in dem hohen Geiste Lagardes fortgeführt wird, dafür bürgt die Verwaltung durch die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften und deren vor Kurzem erfolgte Neuorganisation, mit der ein von Lagarde seit Jahren gehegter und oft ausgesprochener Wunsch endlich in Erfüllung gegangen ist.

Diese wenigen Zeilen wollen dazu beitragen, das allgemeine Interesse auf die „Stiftung der Freunde Pauls de Lagarde" hinzulenken. Wenn national sein heißt: seine Nation durch Leistungen großen Stiles ehren, dann ist diese Stiftung ein nationales Werk im besten Sinne des Wortes. Sie ist ein Appell an Alle, die ein Verständniß dafür haben, daß vergangene Kulturen auch für die Gegenwart nutzbar gemacht werden können und müssen. Möchte er das Echo lebendiger Theilnahme finden!

Göttingen. Dr. Georg Wentzel.

Dem Aufruf des Herrn Dr. Wentzel wünsche ich um so aufrichtiger eine weite Wirkung, als ich nicht, wie der Herr Verfasser, finden kann, daß Lagardes Werk und Persönlichkeit schon einen starken und nachhaltigen Einfluß auf das deutsche Volksleben geübt hat, sondern im Gegentheil täglich zu bemerken glaube, wie wenig, Dank dem Totschweigebann der lieben Presse, der große Schöpfer der „Deutschen Schriften" im deutschen Volke gekannt ist. Auch nach dieser Richtung haben die Freunde Pauls de Lagarde noch eine bedeutende Pflicht zu erfüllen und Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, der ausgezeichnete Mann, der an ihrer Spitze steht, wird sich hoffentlich bereit finden lassen, dem toten Freunde das literarische Denkmal zu setzen, das er verdient und noch immer entbehrt. Der Name dieses Mannes bürgt auch dafür, daß die Spenden — die Herr Professor Hoffmann in Kiel gern entgegennimmt — im Geist Lagardes nutzbar gemacht werden. M. H.

Digitized by Google

Für die Reichsweinsteuer.

Aus Süddeutschland.

Ihr ordentlicher Mitarbeiter für Steuer- und Finanzpolitik wird mir kaum böse sein, wenn ich ihm heute ein wenig ins Handwerk pfusche, indem ich aus dem kürzlich überreichten Steuerbouquet des Bundesraths eine einzelne Blume, zwar nicht zum Zerreißen, sondern zur Rettung vor einer wilden, grundlosen oder doch gewaltig übertreibenden Interessenten-Agitation herauszunehmen und der ruhigen Erwägung des Publikums und des unbefangenen Theiles der deutschen Volksvertretung vorzulegen mir erlaube. Mein patriotisches Gefühl läßt mir keine Ruhe und ich sehe mitten ins Feuer einer reichsschädlichen Agitation hinein. Ich möchte keinen Tag weiter vergehen lassen, ohne dem Trübwein der süd- und westdeutschen Agitation gegen die Reichsweinsteuer, der dann im Petitionsturm zur Verzapfung im Reichstag nach Berlin versendet wurde, eine solide Begleitscheinkontrole neben der Bezettelung durch die von den Interessenten gemachten Massenpetitionen mit auf den Weg zu geben.

Ja den Interessenten! Die eigentlichen Interessenten freilich, die Weintrinker nämlich, sind nicht die wirksamen Zugkräfte der Agitation; sie würden ja auch in denjenigen Ländern, wo eine Landesbesteuerung des Weines bereits besteht, von der Reichsweinsteuer nicht unerträglich härter getroffen werden, als sie bisher schon getroffen sind, und in einem der süddeutschen Weinstaaten würde die Steuer für die Weine des Volkskonsums eine ganz erhebliche Erniedrigung erfahren. Zu den schiebenden Elementen der Agitation gehört auch nicht die Masse der kleinen Weinbauern; diese sind zwar intensiv aufgeregt und unterschreiben fast Mann für Mann die Bittschriften an den Reichstag, aber sie sind fast durchaus geschoben. Die treibende Macht ist das Fabrikation- und Handelskapital der Weinmacher und der Weingroßhändler, gerade wie beim Tabak das Großkapital des Rohtabakhandels und der Tabak-Großfabrikation es ist, das zetert und wettert und den Acheron in Bewegung setzt, da die Oberen des Bundesraths sich nicht wollen rühren lassen. Für Jeden, der die Verhältnisse an Ort und Stelle kennt oder kennen lernen will, ist Dies klar ersichtlich. Und bei der Macht des in Wein und Tabak machenden Großkapitals über die liberale Presse, bei der Dankbarkeit des Stoffes für radikale Bearbeitung des Winzerstandes kann es dann nicht auffallen, wenn die Lohe der Agitation gegen die Reichsweinsteuer so gewaltig emporschlägt und Jeder als Volksverräther geächtet wird, der gegen das gemachte Feurjo der schiebenden Interessenten sich auflehnen würde. Wenn die Herren vom „Bund der Landwirthe" etwas Interessen-Agitation treiben, da bekreuzigen sich das Mobilkapital und seine Presse sofort und immer wie vor dem lebendigen Gottseibeiuns. Aber wenn es die Interessen des Mobilkapitals angeht, da ist Alles erlaubt und kommt die Antwort Junker Alexanders: „Ja, Bauer, Das ist ganz was Anders!" Es wird gut sein, wenn Das gerade den nichtweinländischen Deutschen zu klarem Bewußtsein gebracht wird. Die liberalen und klerikalen Abgeordneten aus den Weinländern dürfen es ja im Reichstage nicht sagen; sie müssen in ihren Wahlbezirken fast überall mit den Wölfen der Weinsteueragitation heulen, in Baden wie in Württemberg, in Rheinhessen wie in Rheinbayern, am Main wie im Elsaß.

Um nun den Gegenstand vom Boden der Agitation auf denjenigen der ruhigen Erwägung und der kühlen Entscheidung überzuführen, muß zuerst die

Digitized by Google

bestehende Landesbesteuerung des Weines in den Bundesstaaten kurz vorgeführt werden, um hernach mit der vorgeschlagenen Reichsweinsteuer in Vergleich gestellt werden zu können.

Preußen hat im Jahre 1865 seine bis dahin bestandene, nach sechs Weinbergsklassen erhobene Weinmoststeuer, d. h. eine dem Weinbauer auferlegt gewesene Fabrikatsteuer aufgehoben und hiermit den größten Theil Deutschlands bis jetzt weinsteuerfrei gemacht. — Bayern hat noch keine Steuer auf Naturweine, wohl aber seit dem Gewerbesteuergesetz von 1881 eine Gewerbe-Fabrikatsteuer auf Kunstwein, bemessen mit 10 Mark pro Hektoliter. — In Baden ist die Weinbesteuerung zur Zeit geregelt durch das Gesetz vom 19. Mai 1882, das zwei Steuern mit einander verknüpft: eine allgemeine für allen Trauben- und Obstwein (Naturwein), die sogenannte Weinaccise für jede Einlage im Keller, und ein „Weinohmgeld", das, zur Accise hinzukommend, beim Kleinverkauf (mit weniger als 20 Liter) im Wirthshaus oder Kleinverkaufskeller erhoben wird. Der Steuersatz beträgt vom Liter: 3 Pf. Accise und 2 Pf. Ohmgeld für Traubenwein. Eine Steuer auf Kunstwein mit 6 Mark pro Hektoliter ist im Jahre 1892 eingeführt worden. — Hessen hatte bis 1874 ungefähr das jetzige badische System, d. h. eine allgemeine Weinsteuer unter dem Namen „Traubensteuer" und eine Weinschanksteuer unter dem Namen „Zapfgebühr". Im Jahre 1874 ließ Hessen den Weinverbrauch der Privaten von der Weinsteuer frei, hob gleichzeitig die strenge Steuerkontrole (Kellerkontrole, Bezettelung) unter Ersatz durch Einschätzung auf, wobei es bis jetzt geblieben ist. Die verbliebene Steuer für Wirthe und Weinhändler wurde als eine Abgabe der Weinhändler von den Kellereinlagen (unter Belassung des alten Namens Traubensteuer) und als Kleinverkaufsabgabe geregelt. Diese neuen Abgaben, die seit drei Jahren außer Hebung gesetzt sind, betrugen: für den Kleinhändler 5 Mark von je 10 Hektoliter eingelegten Weines ohne Werthabstufung, dagegen für den Weinkleinverkauf (Mengen bis zu 40 Liter) beim Preise von mehr als 70 Pf. pro Liter 7 Mark, beim Preise bis zu 70 Pf. nur 5 Mark. — In Elsaß-Lothringen beruht jetzt die Weinbesteuerung auf zwei Landesgesetzen von 1873 und 1880. Die Besteuerung trifft allen Wein, der zur Versendung gelangt, und zwar aus der Hand des Versandempfängers, wenn der Wein an Kleinverkäufer versendet wird, und aus der Hand des Versenders, bei Versendung an andere Personen. Die Kontrole erfolgt im ersten Fall unter „Begleitschein", im zweiten unter „Transportschein". Die Steuer, die 1880 auf die Hälfte ermäßigt und auf 3 Mark per Hektoliter Traubenwein festgesetzt worden ist, wird so oftmal erhoben, als der Wein versendet wird. Neben der Versandsteuer besteht jedoch eine sehr kräftige Extragewerbesteuer, die Licenzsteuer, die seit 1880 in drei nach der Bevölkerung abgestuften Gemeindeklassen (unter 2000 S., über 2000 bis 10 000 S., über 10 000 S.) mit dem Mittelsatz von beziehungsweise 25, 50 und 70 Mark, und mit dem Mindestsatz von 15, 25 und 30 Mark pro Quartal festgesetzt ist. — Eigenthümlich ist die württembergische Weinbesteuerung. Sie ist eine nur die Wirthe und den Kleinverkauf unter 20 Liter treffende Schanksteuer, die den Namen Umgeld führt. Die Steuerfreiheit des Privatbezuges von 20 Litern an aufwärts ist eine um so auffälligere Bevorzugung des wohlhabenderen Theiles der Weintrinker, als der Steuersatz 11 Prozent des Schankpreises beträgt. Ein Liter Wein, das zu 1 Mark ausgeschenkt wird, zahlt hiernach bereits 11 Pfennige. In Folge der Bestimmungen des Zollvereins-Vertrages vom 8. Juli 1867 durfte jedoch der

Digitized by Google

Maximalsteuersatz von 11 Pfennig pro Liter nicht überschritten werden, so daß der werthvollere Schankwein im Verhältniß des Mehrwerthes über 1 Mark hinaus begünstigt erscheint. Das Reichsweinsteuergesetz würde in diesem Lande eine ganz bedeutende Ermäßigung für die Besteuerung des Volksweines bringen und das dortige Steuersystem gründlich verbessern. Dennoch stemmt sich, wie öffentlichen Blättern zu entnehmen ist, nicht blos das württembergische Finanzministerium, sondern auch das „Volk" der Winzer, der Schankweintrinker, der Wirthe gegen die Reichsweinsteuer. Eine Reichsweinsteuer von 15 Prozent auf den fakturirten Versandpreis erreicht für 1 Hektoliter Wein beim Fakturapreis von 50 Mark erst 7½ Pfennig pro Liter, während in Württemberg das Liter Schankwein bereits bei einem Schankpreis von 1 M. p. L. 11 Pfennige zahlt. Württemberg müßte also, wenn die Reichssteuer von Wein beim Preis von 50 Mark aufwärts einsetzen würde, wie es der Bundesrath festgehalten hat, für die große Masse seines Weinverbrauches die Landessteuer um 30 und mehr Prozent herabsetzen. Daher das Verlangen der württembergischen Finanzverwaltung, die Reichsweinsteuer erst beim Fakturawerth von 70 Mark aufwärts eintreten zu lassen, was nach den Preislagen der Weine in Süddeutschland für die Reichskasse kaum einen Pappenstiel übrig lassen würde, und daher mit vollem Recht unter Zustimmung der bayerischen Regirung abgelehnt worden ist.

Die Erklärung der eigenthümlichen Haltung Württembergs im Bundesrath hat hiermit schon auf das Reichsweinsteuergesetz selbst geführt. Die Kenntniß dieses Gesetzes ist jedoch noch in Kürze zu vervollständigen.

Der Reichsweinsteuer soll unterliegen: 1. aller Naturwein (Wein, Weinmost, Traubenmaische) im Werth von mehr als 50 Mark pro Hektoliter, und zwar mit 15 Prozent des Fakturawerthes, 2. aller Schaumwein mit 20 Prozent vom Werthe, 3. aller Kunstwein mit 25 Prozent vom Werthe, mindestens aber mit 15 Mark vom Hektoliter. Nur der Naturwein im Werth bis zu 50 Mark pro Hektoliter soll der Landesbesteuerung im Umfang des Verbrauchs im Lande vorbehalten bleiben, jedoch mit der Einschränkung, daß Landes- und Gemeindesteuern vom Wein zusammen 18 Prozent des Werthes, etwa 10 Mark für das Hektoliter, nicht übersteigen dürfen. Die Gemeindesteuer auf den der Reichsbesteuerung unterliegenden Wein darf ⅓ der Reichssteuer (also 3 Prozent des Werths oder 3 Mark für das Hektoliter) nicht übersteigen. Der Landesbesteuerung darf der reichssteuerpflichtige Naturwein (im Werth von mehr als 50 Mark per Hektoliter) „in keiner Weise" unterworfen werden. Der vom Ausland bezogene Wein unterliegt der inländischen Besteuerung ebenfalls, so zwar, daß bei der Prozentualberechnung der Steuer der um den Betrag des Zolles erhöhte Kaufpreis zu Grunde gelegt wird. Die vorgeschlagene Besteuerung ist also gegenständlich (objektiv) eine allgemeine, sofern alle Weinarten, der Kunst-, der Schaum- und der Naturwein getroffen werden sollen.

Sie ist es aber auch persönlich (subjektiv), indem der Privatkonsum eben so der Besteuerung unterliegen wird wie der Wirthshauskonsum; der Schankwein soll weder allein noch höher als der Privatkellerwein getroffen werden. Steuerfrei bleiben nur wenige Weinkonsume: Haustrunk der Produzenten, Messen- und Kommunionwein u. s. w. Um diese Seite der Steuer sogleich zu erledigen, soll gesagt sein, daß entweder auch der Spital- und Krankenwein steuerfrei gehalten oder aber auch der Meß- und Kommunionwein steuerpflichtig gemacht werden sollte; die thunlichste Beseitigung jeder Steuerfreiheit wäre wohl das Einfachste. Dagegen ist die Freilassung des Konsums

Digitized by Google

von selbsterzeugtem Wein und von Weinproben (bis ½ Liter) nicht zu beanstanden, — um auch Das sogleich zu erledigen.

Von großer Bedeutung ist die Frage, wer die Steuer zu entrichten hätte. Zur Steuerentrichtung verpflichtet ist weder der Hersteller des Naturweins und Schaumweins, noch der Großhändler in aus- und inländischen Naturweinen, sondern entweder der Kleinhändler, d. h. der Händler, der in Mengen auch unter 10 Liter verkauft, oder der Verbraucher, wenn dieser Naturwein, sei es vom Produzenten, sei es vom Großhändler, mit Umgehung des Kleinhandels bezieht. Doch sind die Großhändler befugt, auch für Naturwein und Schaumwein, den sie versenden, die Steuer selbst zu entrichten, was das Steuerverfahren zu vereinfachen gestattet. Für den Kunstwein ist der Importeur oder der inländische Hersteller zur Steuerentrichtung verpflichtet, jedoch gegen Steuerkredit von sechs Monaten. Die Entrichtung ist damit für Naturwein dem Konsum möglichst nahe gerückt.

Die Kontrolen sind, was den Naturwein betrifft, sehr einfach. Weinhändler haben ihren Betrieb vorher anzuzeigen. Jede nicht unter Zollkontrole stattfindende Versendung von Wein ist der Steuerbehörde des Versendungortes vom Versender vorher anzumelden und die versendete Waare wird, wenn der Wein schon vorher besteuert ist, unter „Freischein"-, und wenn er noch nicht versteuert ist, d. h. wenn er vom Produzenten oder Großhändler (ohne dessen Steuervorschuß) herkommt, unter „Begleitschein"-Kontrole an den Empfänger geleitet; nur den unversteuerten, d. h. mit Begleitschein abgelieferten Wein hat der Empfänger binnen drei Tagen bei der Steuerbehörde des Empfangsortes zur Steuererhebung anzuzeigen. Für den Verkehr in Naturweinen ist also die einfache Ladescheinkontrole, die Niemanden erheblich belästigt, vorgesehen.

Anders freilich verhält es sich mit der Kontrole der Schaum- und Kunstweinfabrikation. Diese Kontrole wäre, wenn das Gesetz vom 20. April 1892 über den Gesundheitschutz des Weingenusses eine Wahrheit werden soll, schon dieses Schutzes wegen nöthig gewesen. Nunmehr können die erforderlichen Kontrolen beiden Zwecken, dem Gesundheitschutz und der allgemeinen Besteuerung jeder Weinart dienen. Freilich hinc lacrimae, inde irae jener Interessen, welche die Agitation gegen die Reichsweinsteuer schürten und die Naturwein-Produzenten vor den Pflug der Kunstweinproduktion und Weinmischung zu spannen gegenwärtig so geschäftig sind. Die Paragraphen 21 und 22 verfügen ganz sachgemäß folgende Vorschriften: getrennte Lagerung von Naturwein, Schaumwein und Kunstwein; amtlichen Mitverschluß des Kunstweinlagers der Großhandlungen; Pflicht zur Vorzeigung der Vorräthe; amtliche Befugniß zu Bestandaufnahmen; Berechtigung der Steuerbeamten zur Einsicht in die Betriebs- und Lagerräume, in die Geschäftsbücher und Geschäftspapiere, soweit diese sich auf Erwerbung und Veräußerung von Wein beziehen. Für die Schaum- und Kunstweinfabrikation werden weiter besondere Anschreibung-, Lagerung-Signatur-Vorschriften vorgesehen.

Die Reichsweinsteuer ist nach Allem, was bemerkt ist, eine fünfzehnprozentige Prozentualwerthsteuer vom Versand an die Kleinhändler und Verbraucher. Die Werthermittelung erfolgt in der Hauptsache auf Grund der Faktura-Angaben. Der Paragraph 9 bestimmt für diese Ermittelung das Nähere. Vergleicht man nun den jetzigen Zustand mit demjenigen, welcher durch die Reichsweinsteuer-Vorlage geschaffen werden soll, so wird zwar für den Inlandwein, insofern er in Bayern, Preußen und zuletzt in Hessen steuerfrei erzeugt wurde,

Digitized by Google

die Steuerfreiheit aufgehoben und eine allgemeine und gleichmäßige Besteuerung alles Naturweines, sodann und ausschließlich für Rechnung des Reiches auch alles Schaum- und Kunstweines eingeführt. Das ist, da einmal ein dringender Finanzbedarf vorliegt und nachdem Bier und Branntwein verhältnißmäßig, ja absolut eben so stark und stärker schon besteuert sind, eine steuerpolitisch vollständig gerechtfertigte Maßregel.

Die Steuer ist im Maße der wachsenden Leistungfähigkeit des Konsumenten regulirt, da sie vom 50 Mark-Wein aufwärts mit 15 Prozent des Werthes die feineren Weine pro Liter immer stärker trifft, mit 7½ Pf. bei 50 Mark pro Hektoliter, mit 10½ bei 70 Mark, mit 15 Pf. bei 100 Mark Ankaufspreis u. s. w. Das wäre ein entschiedener Fortschritt gegenüber den fixen Sätzen pro Liter ohne Rücksicht auf den Werth in Baden, Hessen und Elsaß-Lothringen.

Die Reichsweinsteuer trifft die geringwerthigen, eigentlichen Volks-Naturweine, welche der Schankwirth oder der Konsument unter der Kelter oder beim Großhändler bis zu 50 Mark pro Hektoliter kauft, überhaupt gar nicht und der Landesbesteuerung ist es vorbehalten, ob und wie hoch sie diese Weine innerhalb des Maximalsatzes von 7½ Pf. pro Liter belasten will oder nicht. Sollte aber die Reichssteuer einstens auch über die geringwerthigen Naturweine ausgedehnt werden, so würden diese verhältnißmäßig weniger zu zahlen haben, z. B. 6 Pfennig pro Liter beim Bezugspreis von 40 Mark, 4½ Pfennig beim Bezugspreis von 30 Mark pro Hektoliter.

Nimmt man wirklich 50 Mark als Werthgrenze zwischen dem Volks- und dem Luxuskonsum an, so hätte das Liter Volkswein doch nur 7⅓ Pfennig höchstens zu bezahlen und der eigentliche Edelwein in Flaschen auch noch so wenig, daß von einer unverhältnißmäßigen oder unerträglichen Belastung nicht die Rede sein kann; immerhin ist es Sache der Badener, Bayern, Preußen, Hessen und Elsässer, durch ihre Landtage mit ihren Regirungen über die Belassung der Steuerfreiheit oder doch der bisherigen Dreipfennigbesteuerung (Elsaß, Baden) ins Reine zu kommen. Die Württemberger erlangen mit Hilfe des Gesetzes für ihre Weine mit Bezugspreisen bis zu 50 Mark eine Steuererleichterung bis zu 30 Prozent und behalten auch dann noch eine Erleichterung, wenn den Gemeinden das Recht wirklich anerkannt werden würde, ein Fünftel zur Landessteuer zuzulegen, wodurch die Steuer, Landes- und Gemeindesteuer zusammen, auf 9 Pfennig gegen jetzt 11 Pfennig zu stehen käme. Daß auch in diesem Lande die Produzenten, Naturweinhändler und Weintrinker für ihre Regirung sowie für die Kunstweinproduzenten als Sturmböcke sich dennoch haben aufbieten lassen, ist geradezu unbegreiflich; sie sollten für die Reichsweinsteuer gegen ihre Regirung Sturm läuten.

Das Reichsweingesetz ermöglicht es den Landesgesetzgebungen, den Wein, und zwar allen Wein, einer Besteuerung durch die Gemeinden zu unterziehen, und begrenzt zugleich diese Befugniß auf ein Maß, wonach Reichs- oder Landessteuer zusammen mit der Gemeindeabgabe auf 18 Prozent des Werthes als Steuerhöchstbetrag eingeschränkt sind. Auch nach der Seite der Gemeindesteuer-Gesetzgebung bezeichnet die Vorlage einen entschiedenen und längst verlangten Fortschritt. Das Selbe gilt von der allgemeinen und sehr kräftigen Heranziehung des Kunstweins mit wenigstens 15 Mark pro Hektoliter. Den Kunstweinfabrikanten ist Dies freilich unbequem; daß aber die Weingärtner, für die nun der gefährlichste Binnenkonkurrent die Flügel sich endlich stark gestutzt sieht, und

Digitized by Google

daß die Weintrinker, für die erst durch die Steuerkontrole des Kunstweines die Wohlthaten des Weingesundheitgesetzes vom Jahre 1892 zur Wahrheit gemacht werden, in den Chorus der Weinfabrikanten einstimmen, ist unbegreiflich!

Ein weiterer großer Fortschritt ist es, daß der Volkswein (bis 50 Mark pro Hektoliter) von einseitiger Erfassung frei gemacht wird. Die Masse des ordinären Weines wird in den Wirthshäusern von einem Publikum getrunken, das zur Haltung und Belegung eines Privatkellers die Mittel nicht besitzt. Gerade aber der Schankwein ist es jetzt, der entweder allein besteuert wird, wie in Württemberg, oder im Weinohmgeld eine Extrasteuer von zwei Dritteln der Hauptsteuer bezahlt, wie in Baden. Das Reichsweinsteuergesetz schafft diesen Unfug, in welchem die Landesbesteuerung den leistungsunfähigsten Theil des Weinkonsums allein oder mit besonderer Schärfe belastet, endlich aus der Welt. Auch damit vollzieht es einen anerkennenswerthen Fortschritt.

Die Reichsweinsteuer bedroht durch die Art ihrer Regelung keines der fünf in Betracht kommenden Interessen. Sie bedroht weder den Weingroßhandel noch die Kunstweinerzeugung, noch den Weinkleinhändler und die Schankwirthe, noch die meist kleinen Weinproduzenten, noch die Weinverbraucher. Die Steuer ist auch nicht so hoch, als daß sie von den Verbrauchern nicht erschwungen werden könnte. Nach schlechten Weinjahren, wo bei steigendem Weinpreis die Steuer allerdings höher ist, steigert sie sich dennoch nicht so, um den in diesem Falle sich auch schon bisher einstellenden Drang zu verstärktem Verkonsum auf empfindliche Weise zu erhöhen; unter dem Tarif der bestehenden Handelsverträge deckt ja überdies der auswärtige Wein alsbald einen erheblichen Theil der Herbstausfälle. Auch die Steuerkontrole ist für den Verbraucher eine sehr wenig empfindliche; dieser erhält, wenn er vom Großhändler oder Kleinverkäufer bezieht, den Wein mit Freischein zugesandt, und wenn er einen noch unversteuerten Wein bezieht, ist die eigene Entrichtung der Steuer auf Grund des Begleitscheines keine so starke Belästigung, daß sie bei heutiger Fr anzlage den Verzicht auf 15 bis 20 Mill. Mark Steuererträgniß begründen würde. Wahrscheinlich wird der „Verbraucher", um die eigene Steuerentrichtung zu umgehen, lieber den vom Groß- und Kleinhändler schon versteuerten Wein beziehen, als unmittelbar beim Naturwein-Produzenten kaufen und direkt einkellern; allein diese Wirkung liegt ohnehin im Zuge der Zeit und würde auch ohne Weinsteuer ihren Fortgang nehmen. — Der Großhandel ist befugt, die Steuer vorschußweise für den Verbraucher und Kleinhändler zu zahlen; er ist dazu aber nicht verpflichtet. Die Freiheit seiner Bewegung im Verkehr mit den Abnehmern bleibt also ungehindert und unbeschränkt. — Der Kunstweinerzeuger hat zwar die Steuer, die nur für ihn eine Fabrikation-, nicht eine Versandsteuer ist, zu entrichten, doch ist diese gegen sechsmonatlichen Steuerkredit erfolgende Vorschußleistung der Kunstweinfabrikation bei größerem Kapital und kontrolirbarerem Verfahren günstig; wenn die der Volksgesundheit weit gefährlichere Kleinfabrikation von Kunstwein zurückgedrängt wäre, würde Dies volkswirthschaftlich und hygienisch nicht als Nachtheil angesehen werden müssen. — Beide, Großhändler und Kunstweinerzeuger zusammen, vermögen die eingeführten Kontrolen bei ehrlichem Erwerb ganz wohl zu erfüllen. Das Gesetz muthet ihnen Nichts zu, was nicht eben so stark oder stärker den Fabrikanten und Händlern in anderen Zweigen der indirekten Besteuerung weit herum bereits zugemuthet ist. — Wie aber wird die Steuer auf den Kleinhändler, den Schankwirth, der auch in Partien bis 10 Hektoliter Wein im Schanklokal oder über die Straße, ab-

Digitized by Google

giebt, einwirken? Diese Frage ist von besonderer Wichtigkeit, da wohl die große Masse des ordinären Naturweins weder direkt vom Weinbauer noch indirekt durch den Großhändler zu dem Verbraucher gelangt, sondern durch die Schänke und durch die Keller der Schankwirthe hindurch. Es kommt daher bei der Beurtheilung des Reichsweinsteuergesetzes wesentlich auf die Wirkungen an, die es auf die Schankwirthe ausüben muß. Nun werden diese keineswegs beeinträchtigt, wenn die alleinige oder verstärkte Besteuerung des Schankweines, d. h. des zu eigener Kellerführung unvermögenden Verbrauchers, aufhören wird. Die Kontrolen werden auch nicht verschärft gegenüber dem Verfahren, dem die Kleinhändler zur Zeit in Baden, Elsaß-Lothringen und Württemberg unterworfen sind. Nur in einem sehr wichtigen Punkt läßt die Weinsteuervorlage eine erst zu füllende Lücke übrig. Der solide, ordentliche Schankwirth in Stadt und Land sollte nach altem Brauch möglichst darin gefördert bleiben, seine Schankweine direkt vom Weinproduzenten zu holen. Dies liegt vor Allem auch im Interesse des Weinbauernstandes, der ja besser absetzt, wenn nicht der Großhändler allein, sondern die Masse der Kleinhändler im Herbst an den Keltern und Bütten des Weinbauers erscheint; auch die Reinheit und Gesundheit der Weine gewinnt durch direkten Verkehr zwischen Bauern und Schankwirth. Es sollte daher Nichts geschehen, was diesen Verkehr beeinträchtigt und den Großhändler in die herrschende Marktstellung zwischen Bauern und Schankwirth, noch stärker als es schon der Fall ist, einschiebt. Diese Gefahr droht jedoch, wenn der Kleinhändler die Steuer binnen drei Tagen nach Anfage der Steuerschuldigkeit (§ 11) entrichten soll, während der Großhändler zu keinem Steuervorschuß verpflichtet ist, der Kunstweinhersteller aber nach § 13 einen sechsmonatlichen Steuerkredit genießt. Ein Beispiel soll die Sache klar machen: in einem besseren Weinjahr versieht sich ein solider städtischer Weinwirth direkt beim Bauern mit 200 Hektoliter Naturwein, größtentheils zur Lagerung für mehrere Jahre, jedenfalls aber für den Bedarf bis zum nächsten Herbste. Da hat er, lange bevor er den Wein absetzen kann, sofort die Steuer im Betrage von einigen tausend Mark — gegen alle Begriffe der üblichen Steuerkredite an das Großkapital — vorschußweise zu bezahlen. Das wird ihn mehr oder weniger abhalten, direkt sich zu versehen, wird also sowohl ihn als den Weinbauer mehr in die Arme des Großhändlers und Weinspekulanten treiben, also zwei gesunde Schichten des Mittelstandes weiter schwächen. Diese Gefahr sollte vermieden werden. Und sie kann sehr leicht vermieden werden, wenn dem Kleinhändler für den vom Produzenten bezogenen Naturwein ein Steuerkredit, etwa in Gestalt von vier Quartalsraten, eingeräumt werden wollte; auch für die Nachversteuerung bei Einführung des Gesetzes sollte dieser Steuerkredit dem Kleinhändler gewährt werden. — Man wolle den Gegenstand ja nicht gering schätzen! Es handelt sich um nichts Geringeres als darum, bedeutende Schichten des noch bestehenden Mittelstandes, welche auf die allgemeine Volksstimmung von größtem Einflusse sind und bleiben, nicht auch noch künstlich im Existenzkampf mit dem Großkapital zu schwächen. Steuerkredit gebührt doch in diesem Falle einem nur langsam rotirenden Kleinverkaufs-Kapital mindestens eben so wie dem Großkapital der Weinmacher und des Weingroßhandels.

Das Reichsweinsteuergesetz bedroht endlich auch nicht die Kleinproduzenten von Naturwein, den Winzerstand. Die Steuer wird in der Regel vom Konsumenten gezahlt werden. Freilich wird von der gegenwärtigen Agitation das Gegentheil behauptet, richtig oder erweisbar ist Dies aber nicht.

Digitized by Google

Die behauptete „Auswucherung" des Kleinbauern durch den Großhändler wird offenbar dadurch nicht gefördert, daß die Besteuerung überhaupt und die Form der Werthbesteuerung insbesondere, den Verbraucher und den Kleinhändler zum unmittelbaren Einkauf beim Weinproduzenten förmlich hindrängen, dann wenigstens hindrängen, wenn die Kleinhändler Steuerkredit erhalten. Und doch wahrlich auch nicht dadurch, daß gegenüber den Naturweinproduzenten die so gefährliche Kunstwein-Konkurrenz endlich stark belastet wird. Wenn die Behauptung, daß die Weinsteuer ganz auf den Produzenten falle, richtig sein würde, dann müßte dasjenige Land, welches den ordinären Wein weitaus am Höchsten besteuert, Württemberg, im Vergleich mit Baden, Elsaß, Rheinbayern u. s. w. für gleiche Qualität die niedrigsten Herbstpreise haben. Wer aber, wie z. B. in Baden, wo die Konkurrenz der verschiedenen deutschen Weinlande in lehrreicher Weise auf einander stößt, Beobachtungen anstellen will, wird die gegentheilige Thatsache bestätigt finden; gleiche Qualitäten haben in Baden, Elsaß, Rheinbayern bei geringer oder keiner Weinsteuer eher geringere Herbstpreise als in Württemberg. Es wirken ganz andere Faktoren bestimmend ein: die Vorliebe für den Wein des Landes, der relative Umfang der Erzeugung von Weinen im Lande, dann aber die Fähigkeit des Kleinproduzenten, nicht verschleudern zu müssen, d. h. der mehr oder weniger schuldfreie oder aber verschuldete Besitzstand.

Die Reichsweinsteuer ist schließlich der Ausdruck eines völlig loyalen Verhaltens des Reiches gegenüber den Bundesstaaten mit Landesweinsteuern. Die Weinsteuer wird nicht gänzlich für die Reichskasse vorweggenommen, wie das staatsrechtlich unbestreitbar zulässig sein würde. Man läßt den Ländern den Volkswein bis zu 50 Mark Bezugspreis auch fortan zur Landesbesteuerung. An sich würde sich der Wein eben so vorzüglich zur Reichssteuer eignen wie Zucker und Branntwein. Einzelne Bundesstaaten haben nun aber den Wein als ein nicht belangloses Steuerobjekt längst in ihrem Landessteuersystem, sie würden für den Augenblick durch die einfache Einziehung der Steuer zum Reichssäckel empfindlich getroffen werden. Die Vorlage beläßt ihnen ein Stück — wahrscheinlich das größere Stück — des Gesammtobjektes. Freilich nicht bis zum Hektoliterpreis von 70 Mark, wie Württemberg gewollt hat; denn hiermit ginge das Reich mit der leeren Tasche weg. Allein doch bis zu 50 Mark, einer Grenze, unterhalb welcher eine Masse Wein vom Produzenten und Großhändler an den Konsumenten und Kleinhändler gelangt.

Hiernach zeigt sich die Reichsweinsteuer denn doch in ganz anderem Lichte, als der Petitionsturm zum Reichstage den Gegenstand beleuchtet. Schon die Redensarten, mit denen man um die Unterschriften gewörben hat, zeigen, auf wie schwachen Füßen die Agitation sachlich steht. Ich will nur zwei Deklamationen anführen. Die eine und vielverbreitete Redensart besagt, nur Fabrikate von Menschenhand, wie allenfalls Cigarren, nicht aber reine Naturprodukte dürfen mit Steuer belegt werden; als ob der Weingärtner sich nicht abrackern müßte, bis die Natur den Wein giebt, als ob die Kelterung kein Verfahren wäre, das Zins und Arbeit verschluckt, als ob eine Flasche Dürkheimer oder Markobrunner von der Natur fertig auf den Tisch gestellt würde. Die andere Deklamation weckt die Geister des Partikularismus gegen Norddeutschland mit der Behauptung auf, daß eine Reichssteuer auf den Wein der deutschen Weinländer eine nur diese betreffende „Regionalsteuer", daher ungerecht und verwerflich sei; als ob nicht in ganz anderem Maße die von den Norddeutschen überwiegend

Digitized by Google

gezahlte Branntweinsteuer eine „Regionalsteuer" wäre. Offenbar ist eine Agitation, die mit solchem Speck Mäuse fangen muß, nicht unverdächtig. Man möge sich im Reichstage keinen Sand in die Augen streuen lassen! Schon im zweiten Jahre wird die Reichsweinsteuer auch im Süden und Westen des Reiches ganz erträglich und gerecht gefunden werden. Widerwärtig wird sie nur den Weinmachern und Kunstweinfabrikanten bleiben, welche die Schnüre der Agitation zur Zeit so meisterhaft zu ziehen verstehen.

Bei aller Anerkennung der Reichsweinsteuer auch in derjenigen Form, in der sie jetzt vorliegt, will ich doch zum Schluß nicht unterlassen, zu bemerken, daß durch eine geringe Aenderung der Vorlage eine vollkommenere und einfachere Lösung stattfinden könnte. Man dehne die fünfzehnprozentige Werthsteuer auf allen Naturwein, auch auf denjenigen bis zu 50 Mark Bezugspreis, aus, wodurch die deutsche Weinbesteuerung ausschließend Reichsbesteuerung werden würde, und *entschädige* — mindestens einmal auf fünf Jahre — die verschiedenen Bundesstaaten durch Antheile an dem Ertrag der Reichsweinsteuer, pro rata des Bezuges oder in fixen Aversen. Diese Gestaltung wird die völlig gleichmäßige Werthbesteuerung allgemein sichern, also namentlich dem Volkswein unter 50 Mark Werth einen entsprechend niedrigeren Steuerbetrag einräumen. Eine solche Gestaltung würde ein einziges Steuerverfahren für allen Wein ergeben, also die Steuerverwaltung, namentlich für den Versand der den Landessteuern unterliegenden Weine, über die Partikulargrenzen hinaus vereinfachen. Ein weiterer Vortheil läge darin, daß die Schwankung zwischen relativ höheren Einnahmen des Reiches in weintheueren Jahren und relativ geringeren Reichseinnahmen in weinbilligen Jahren, gleich der entgegengesetzten Schwankung der Landweinsteuer-Erträge beseitigt werden würde. Endlich, und Dies wäre wohl das Bedeutsamste: die einzige Reichsweinsteuer würde die Steuerbehörden der einzelnen Bundesstaaten von dem *Zwange, zweierlei Staats-Seelen in der Brust zu tragen*, gänzlich befreien. Ja, zwei Seelen in einer Brust! Nach der Vorlage sind die Landes-Weinsteuerbehörden zugleich die Hebeorgane der Reichsweinbesteuerung. *Sie sollen also, was einzig in seiner Art ist* zwei konträre Interessen vertreten. Konträr, denn im Landessteuerinteresse liegt es, daß möglichst viel Wein unterhalb der Reichssteuergrenze von 50 Mark deklarirt werde, und wo die Landessteuersätze hinter 15 Prozent des Werthes zurückbleiben werden, ist der Drang aller Weinkäufer zur niedrigeren Deklaration allgemein vorhanden. Dagegen liegt es im Interesse der Reichskasse, daß möglichst viel Wein zu mehr als 50 Mark fakturirt werde. Die Landessteuerbehörden kommen daher bei der Kontrole über die scharfe Einhaltung richtiger Werthdeklaration zwischen dem Landessteuer- und dem Reichssteuer-Heubündel bedenklich in die Mitte. Werden sie nicht je ihrem Landesherrn gegenüber denken: „Herr, führe mich nicht in Versuchung!" Bei ausschließlicher Reichsbesteuerung wäre solche Versuchung von selbst gehoben.

Mag man immerhin die Vorlage annehmen, wie sie ist, um das Bessere nicht den Feind des Guten werden zu lassen! Die einheitliche, einzige Reichsweinsteuer wird darum doch nicht ausbleiben.

Digitized by Google

Herr Abélard d'Aſtrefort.

Herr Abélard d'Aſtrefort
Gab mit dem muntern Jägercorps
Seinem Fürſten das Geleite.
Er ritt an ſeiner Seite
Und dachte, wie zu finden ſei
Viel Ehre bei der Jägerei.

Und ſiehe die galante
Fortuna es alſo wandte,
Daß auf des Waldſees tiefem Grund
Von ungefähr ein Hecht daſtund,
Der Gewäſſer Zierde.
Der reizte die Begierde
Des Fürſten; als er ihn erſchaut,
Entbrannte eilig er das Kraut
In ſeinem Feuerrohre,
Und kaum war vor dem Ohre
Verhallt des Schuſſes Donnerton,
So färbte ſich das Waſſer ſchon
Raſch von des Fiſches Blute.
Hei, wie war der gute
Abélard ſchnell von dem Roß!
In die Fluth er hinunterſchoß
Einem Otter vergleichbar.
Der Hecht war ihm erreichbar,
Und triefend reichte die Beute dar
Vielkühn dem Herrſcher Abélard.

Wie ſtaunten da die Mannen,
Die niemals ſich entſannen
Einer That ſo heldenhaft.
Doch ſchnell ſeiner Taſche entrafft
Der Fürſt des Dankes Gabe,
Aller Augen Labe.
Wohl ein Schauſtück war es ſein,
Darauf gemalt ein Vögelein
Mit geſpreiztem Fittig,
Ein Adler oder Sittig
Von Gefieder roſenroth.
Dieſen jetzt der Herre bot
Seinem Vielgetreuen,
Um ihn zu erfreuen.

Glaubt nicht, daß es der einzige ſei;
Es trug davon noch mancherlei
Der Fürſt in ſeinen Taſchen,
Damit zu überraſchen
Helden, die für ihn in den Seen
Mit gutem Grund ins Waſſer gehn.

So ward ſeit jenen Tagen
Abélard emporgetragen
Zu ſeines Herren höchſter Gunſt
Und feſtigte ſich drin mit Kunſt:
Eines Morgens auf der Pürſche
Nach einem ſtarken Hirſche
Wurde dieſer waidewund
Vom Herrn geſchoſſen, doch abſtund
Der Mächt'ge vom Nachſpüren.
Es riefen ihn Aventüren
Fort nach einem fremden Reich.
„Ich bringe nach den Hirſch ſogleich!"
Rief Abélard, und eilig
Fand er ihn. Hundertmeilig
War die Entfernung, die er fuhr
Alsbald auf des Gebieters Spur
In des fremden Reiches Zonen.

Um dieſe That zu lohnen,
Die wohl noch nie ein Menſch gethan
Wollte mit höchſter Huld empfahn
Der Fürſt ihn und geruhte
Zu befehlen, daß der Gute
Mit der Stelle der Erbförſterei
In Plötzlingen zu begaben ſei.
Doch die Herren mit dem Zopfe
Schüttelten mit dem Kopfe,
Alldieweilen Herr Abélard
Noch eines jeden Examens bar.
Auch ſei für beſagte Stelle
Erſehen ein Waidgeſelle,
Der ſchon gewartet an fünfzehn Jahr
In dürſt'gem Kleid mit grauem Haar.
Doch was half Raiſonniren!
Sereniſſimus dekretiren,

Digitized by Google

Und Abélard bestand mit Glanz
Vor des hohen Forstamtes Instanz.

Da sah man, wie die Leute
Der Herrscherwille erfreute,
Und selbst der alte Waidmann sprach:
„Gern laß ich in meinem Begehren nach.
Nie bin ich, gleich dem Jungen,
Einem Hechte nachgesprungen;
Auch trag ich nicht zu aller Lust
Ein seltenes Schaustück auf der Brust;
Auch hab ich in all den Jahren
Nie einen Hirsch gefahren
Wohl hundert Meilen und noch mehr
Hinter dem gnädigen Herrn her.
Aller solcher Thaten
Muß ich leider entrathen.
Ich ging nur als schlichter Jägersmann
Jahr aus, Jahr ein im grünen Tann
Wohl in Sturm und Regen,
Um den Wald zu hegen.
Und wenn der Himmel ein Einsehn hat,
So findet diesmal es nicht statt,
Daß, falls eine Stelle offen,
Grad wird ein Hecht getroffen."

Palingenius.

Die Reichs-Sturmglocke.

Die Klosterglocken haben dreierlei Klang. Die erste und kleinste läutet ganz hell: „Gebt Wein! Gebt Wein! Gebt Wein!" Dann zieht man die größere an, die Nonglocke, die fragt: „Wer zahlts? Wer zahlts? Wer zahlts?" Und zuletzt läutet man die große Sturmglocke, die dröhnt im tiefen Baß die Antwort: „D' Bauern! D' Bauern! D' Bauern!"

An die Stelle der Klöster ist heute der Staat getreten. Da läutet die Regirungsglocke hell und scharf: „Gebt Steuern! Gebt Steuern! Gebt Steuern!" Die Parlamentsglocke fragt etwas brummig: „Wer zahlts? Wer zahlts? Wer zahlts?" Und wenn die Noth groß ist, dann läuft Regirung und Parlament und schwingt zusammen — denn sie ist schwer — die große Reichs-Sturmglocke: „D' Bauern! D' Bauern! D' Bauern!" Und die Bauern kommen dann und zahlen, sie finds immer wieder, die herhalten müssen.

Aber es scheint beinahe, als ob über lang oder kurz die Bauern ausbleiben würden, wenn wieder einmal die Reichs-Sturmglocke sie ruft. Es ist der Fluch der modernen Gesellschaft und der Verderb der Landwirthschaft, daß Gott Merkur so große Verehrung gefunden hat. Nix zu handeln? — diese Frage ist der Leitstern liberaler Wirthschaftpolitik und moderner Gesetzgebung geworden. Um den Handel dreht sich — vom Heerwesen abgesehen, das natürlich in den europäischen Militärstaaten eine Ausnahmestellung behauptet — die innere und seit Caprivis herrlichen Regirungtagen nunmehr auch die äußere Politik. Caprivi hat das große Wort gelassen ausgesprochen vom Industriestaate (Bravo! links), zu dem Deutschland sich mehr und mehr entwickele. Ob solcher Anschauung an leitender Stelle mochte der Landwirthschaft wohl um ihre Lebensfähigkeit bange werden.

O über das Wort Entwickelung! Es ist ein wahres Gespenst, vor dem mit naturwissenschaftlichem Bildungschauder die Menschen heute ehrfurchtvoll und wirklich ganz ergebenst erbleichen. Was dem Türken sein „Kismet", Das ist uns gebildeteren Europäern, die wir Darwinschen Wind gerochen haben, das Wort „Entwickelung". Was entwickelt sich denn? Nicht ein Zwirns-

Digitized by Google

knäuel entwickelt sich. „Der Wagen da geht nicht allein, Ihr müßt ihn ziehn und lenken". Ists denn nicht der Geist, der Alles schafft? Es steckt eine wahre Metaphysik, die doch heutzutage sonst so verpönt ist, in jenem Worte. Die Gedankenlosigkeit mag sich damit trösten, Feigheit und Schlechtigkeit es zum Schilde nehmen, aber der nachdenkliche, selbstbewußte und ehrliche Mann muß es unbedingt verwerfen.

So entwickelt sich auch Deutschland nicht zum Industriestaat, nur der moderne Handelsgeist, der Alles beherrschende, treibt es vielleicht dahin. Der Handel ist sich heute Selbstzweck geworden. Er erzeugt die Industrie, selbst wo die natürlichen Bedingungen dafür fehlen; denn er braucht Objekte, mit denen er schachern kann. Er erzeugt auch künstlich das Bedürfniß, lockend durch glänzenden Schein, angreifend durch ein Heer zungengewandter „Reisender", wie durch die papierenen Boten einer von ihm ausgehaltenen gefälligen Presse. Woher stammt denn der Luxus und die Mode, wenn nicht vom Handel, der daran verdienen will?

Der Handel beherrscht die Industrie und beherrscht auch die Landwirthschaft, er, der Beider Diener sein sollte. Alles ist handelbar, nicht blos käuflich: Naturprodukte und Kunstprodukte, bewegliche und unbewegliche Güter. Das Tollste ist doch, daß der Grund und Boden und was der liebe Gott drauf wachsen läßt, Objekte der Spekulation geworden sind. Nahrung und Wohnung des Menschen dem Handel ausgeliefert — keine Regirungsweisheit findet dagegen Etwas zu erinnern. Alles muß käuflich sein, nicht nur der Leib, selbst die Gedanken und der Menschen unsterbliche Seele. Mit Allem wird heutzutage geschachert und sogar die berüchtigte Panama-Flagge wird überall verständnißinnig gegrüßt.

Was sagt aber der weise Sirach vom Handel? „Ein Kaufmann kann sich schwerlich hüten vor Unrecht und ein Krämer vor Sünden. Denn um Gutes willen thun Viele Unrecht; und die reich werden wollen, wenden die Augen ab. Wie ein Nagel in der Mauer zwischen zween Steinen steckt, Also steckt auch Sünde zwischen Käufer und Verkäufer." Ein Pfälzer, weniger mit Theologie als mit Mutterwitz gerüstet — so erzählt W. H. Riehl in seinem Buche „Die deutsche Arbeit" —, meinte, um dieses Verses sei es wohl, daß die englische Bibel der Apokryphen entbehre. Denn ein Volk, dessen Politik nach dem Handel und dessen Staatsmoral nach der Bilanz sich bestimme, könne einen solchen Vers doch nimmermehr in seiner Bibel dulden.

Nun könnte ich fast fürchten, wir würden unsere deutsche Bibel, falls die herrlichen Tage des Caprivischen Regiments unter dem Zujauchzen der Unentwegt-Freisinnigen und ihrer Genossen aus dem Thiergarten noch lange währen, ohne deshalb gut zu werden, demnächst auch ohne Apokryphen drucken müssen. Jedoch die Herrschaften, die bei uns sich durch jenen Spruch getroffen fühlen könnten, lesen die Bibel nicht, sind auch gegen ihre Vorhaltungen abgebrüht, wenn sie nur durch die Maschen der Strafparagraphen hindurchwischen. Also mag die Bibel wohl ungeändert bleiben. Gehandelt aber muß werden um jeden Preis, das Angebot ist das Erste, nicht die Nachfrage. Diese verkehrte Anschauung tritt auch hervor bei der Abschließung von Handelsverträgen: ein Staat soll dem anderen diese und jene Produkte abkaufen, während doch umgekehrt der Wunsch, gewisse Erzeugnisse des anderen Landes zu erhalten, das Richtigere wäre. So stehen nun die deutschen und die russischen Unterhändler einander

Digitized by Google

gegenüber, beide mit einem „Du sollst", statt mit einem „Ich will", und konnten so lange nicht übereinkommen, weil Jeder den Andern im Schacher übers Ohr zu hauen dachte. Der Eine verlangt die Abnahme seines Getreideüberflusses, der Andere die Abnahme seiner Industrie-Erzeugnisse. Warum? Um Frieden und Liebe zu üben und einander nachbarlich zu helfen, zu fördern, zu behüten? Nein, sondern damit der Handel gedeihe.

Aber muß der denn um jeden Preis gedeihen? Das Wichtigste ist doch wohl, daß jeder Staat dahin strebt, seine nothwendigen Lebensbedürfnisse selbst zu bestreiten. Das kann sowohl Deutschland wie Rußland. Staaten aber, die Das im Wesentlichen nicht können, haben ihre Selbständigkeit verwirkt und mögen ruhig beim reicheren Nachbar unterschlüpfen. Kommt es nun auf die nothwendigen Lebensbedürfnisse an und auf ihre Beschaffung, nun so muß eben die Landwirthschaft auch der erste Faktor im Staatsleben sein, und — der reiche Handels- und Industriestaat England wird ausgehungert, wie ehedem eine belagerte Feste, wenn einmal seine Flotte die Zufuhr nicht mehr zu sichern vermag. Nonne vestigia terrebunt? Und die nicht nothwendigen Lebensbedürfnisse, die also in Wahrheit keine sind? Jeder Einzelne kann sie entbehren, nur nicht der Handel, der von der Vielheit der Dinge lebt und vielfach eine ähnlich thörichte Arbeit leistet, wie der englische Sträfling, der Kugelhaufen umsetzt; im „Umsatz" prosperirt ja auch der Handel.

Sagt man, der Handel fördere die Industrie und verschaffe Tausenden von Menschen Arbeit und Brot, — wie? ist es nöthig, daß Tausende von Arbeitern ihre Gesundheit zusetzen und ihr Leben gefährden, um z. B. Spiegel und Brabanter Spitzen anzufertigen? Und ist es nicht närrisch, daß sich erwachsene Menschen ins Arbeitjoch spannen, um nichtigen Tand und Schundwaaren aller Art, die des Macherlohns nicht werth sind, anzufertigen? Zeigt sich hieran nicht, daß der Handel die Objekte sucht und erzeugen läßt, blos um zu handeln, um „ein Geschäft zu machen", um seiner selbst willen? Und wie stehts mit anderen Luxusartikeln? Viele dienen ja dazu, das Leben der Menschen angenehm und schön zu gestalten. Welcher Menschen? und wie Vieler? Kommts etwa an Die, die sie verfertigen und demnach die Nächsten dazu sind? „Zählen Sie alle Fabriken zusammen!" schreibt Tolstoi, „ein ungeheuerer Theil davon verfertigt nutzlose Schmuckiachen für Frauen. Millionen Menschen, ganze Generationen von Sklaven gehen bei dieser Zwangsarbeit in den Fabriken zu Grunde, nur damit den Launen der Frauen Genüge geschehe." Der Handel aber züchtet diese Launen und bemüht sich, sie zu befriedigen. Wahrlich, am Handel sind die Völker krank, und — „nicht handeln!" so verstehe ich Laotses und Tolstois Lehre.

Ich meine: Der Handel muß herunter von dem ersten Platz in der Wirthschaftpolitik, auf den ihn die Manchesterleute erhoben. Wir brauchen weniger Gesetze zur Beförderung als vielmehr zur Beschränkung des Handels. Der Landwirthschaft dagegen gebührt die erste Stelle, so lange wir die vierte Bitte beten müssen. Ihr Gedeihen muß im Vordergrunde aller sozialpolitischen Erwägungen und Entschließungen stehen. Möchten unsere Regirung und unser Parlament ohne Ansehen der Personen des Willens werden, damit, wenn sie wieder einmal die Reichs-Sturmglocke ziehen müssen, d' Bauern auch wirklich wieder gerannt kommen und das Reich wahren. Dr. E. Horn.

Digitized by Google

Die Coulissen der Burgstraße.

Der Mittelstand fragt immer nach Gründen und so sind die Zeitungen gezwungen, auch für jede Börsenbewegung auf direkte Ursachen zu fahnden. Welche Fülle von Industriekenntniß und Finanzwissenschaft konnten sich da z. B. die Abonnenten aneignen, wenn sie alle die Umstände zusammen lasen, denen jetzt die Hausse erst in Montanwerthen und sodann in Banken entsprungen war Allein in Wirklichkeit beweisen solche heftige Wiederbelebungversuche nur das Vorhandensein tüchtiger Kräfte, die ein langes Stilleliegen einfach unerträglich finden. Stockt aber dann einem Gebiete der Athem wieder, so wie nunmehr den Eisenaktien (da angeblich sehr niedrige Schienenabschlüsse bevorstehen), so zeugt Dies natürlich nur von der Schwäche unserer Börsen, zweierlei Arten von Spekulation zugleich zu forciren.

Drollig ist es auch, wie oft die wichtigsten äußeren Triebfedern eines Kursaufschwunges verschwiegen bleiben können. Es war ja an sich ganz richtig, daß dem Eisenmarkte seit der letzten Hälfte des Dezembers bessere Aufträge zuflossen, obgleich Solches doch nur ein schwaches Nachholen des bisher stark Versäumten vorstellte; ferner hatten die Feindseligkeiten im Verhandeln des großen Walzwerksverbandes eine etwas blassere Farbe angenommen, endlich erstrahlten die Kolossalabsichten der englischen Flottenvermehrung, die (obgleich die dortigen Ministerien Feldgeschütze und Torpedokessel bei französischen Werken bestellen) uns wenigstens John Bull als den gefährlichsten aller Konkurrenten vom Leibe hält. Wer wurde nun daraufhin warm genug, um große Aktienposten zusammenzukaufen? Daß dies Wien war, daß die dortige Spekulation auf Berlin bestimmend für Eisen- sowohl als für Kohlenaktien wirkte — doppelt bestimmend, weil die deutsche Contremine dadurch auch zu Deckungen getrieben wurde —, hiervon hat in keinem Blatte auch nur ein Sterbenswörtchen gestanden. Entdeckt werden bekanntlich nur Geheimnisse, aber nicht die öffentlichen Geheimnisse, diese Vorgänge innerhalb fast jeden praktischen Gebietes, die von Hunderten gekannt sind und nur deshalb auf der Lippe zurückgehalten werden, weil man sie irrthümlich als ganz bekannt voraussetzt. Dies wird sich natürlich ändern, sobald die Abfasser der Börsen-Enquête-Vorschläge ihre erhabenen Ideen von den freien Börsenkarten für die so überaus nützliche Presse durchsetzen. Wenn erst der Herr Lieutenant a. D. v. Degenknopf an der Burgstraße referirt —: seinem Monocle wird sicher nichts Bedeutsames entgehen.

Beiläufig gesagt, muß dieser Enquêtebericht jedem Verständigen eine große Entmuthigung ins Blut gießen. Zuerst die wachsende Ueberzeugung, daß, ganz gleich ob wir ihre Gegner so unausstehlich finden wie Herr Rickert, in der Capriviregirung eine u. A. auch für Handel und Industrie unheilvolle Halbheit gar nicht mehr zu verkennen ist. Und jetzt ein parlamentarisches Spiegelbild von Börsenreformen, bei dem man sich nur dahin resumiren kann: Einsicht: schwach. Keine starken Irrthümer, keine großen Einseitigkeiten, aber einzelweise ein so dünnes, wässeriges Salbadern, ein so respektables Kopfnicken innerhalb ungeheuerlicher „Vatermörder", daß man sich geradezu hohnlächelnd fragen muß: Wenn so unsere Intelligenzen aussehen, in welcher Geistestoilette erscheinen dann

Digitized by Google

die Anderen, die das Pulver nicht erfunden haben? Wiederum charakteristisch für die hohen Hürden, in die sich unsere Presse ein für alle Mal eingezäunt hat: dieser Ernst und diese Würde, womit der Enquêtebericht spaltenlang besprochen oder tiefsinnig angegriffen wird! Heine versichert von Lessing, dieser hätte seinen Gegnern nicht allein den Kopf abgeschlagen, sondern auch noch vor aller Welt den Schädel gezeigt, nämlich: daß nichts darin war. Seitdem muß wohl eine andere Methode in Gebrauch gekommen sein und so wird diese Enquête Nichts bessern.

In Etwas unterscheidet sich doch die Berliner Komoedie von denen anderer Verkehrscentren. An der Spree nämlich, wo selbst der Schusterjunge witzig ist, hat man für den schwachen Punkt einer geschäftlichen Angelegenheit den boshaftest-raschesten Blick. So sagt sich Jedermann an der Berliner Börse, daß unsere neueste Griechenaffaire in der „kräftigen" Unterstützung (was heißt jetzt bei uns nicht kräftig?) der Reichsregirung ein höchst zweifelhaftes Geschenk besitze. Denn, so deduziren Herr Kohn und Herr Christian sehr richtig: unser Auswärtiges Amt wird doch nicht etwa durch seine Noten die Hellenen gegen ihren König, den Vater des Schwagers unseres Kaisers, aufbringen! Aber — von den Zeitungen abgesehen, die ja immer nur „zufällig" etwas Wichtiges verschweigen — wo ist darüber jetzt in der Gläubigerversammlung ein Sterbenswörtchen gefallen? Dieses Meeting der unglücklichen Griechenbesitzer war sichtlich so gut besucht wie eine Spiritisten-Séance; es wurde auch, da Frauen mitgekommen waren, schließlich erregter Natur. Indessen, obgleich das Komitee — es mußte sich nachher durch einen Sattlermeister stärken — den Beistand der Regirung wie eine Art Werthobjekt behandelte, so hätte doch Einer der Anderen schärfer reden können. In dem Augenblicke, wo man es ruhig bei uns ausspricht, daß der ganze Thron des Georgios für das deutsche Interesse nicht Hunderte von Millionen an Kurs- und Zinsverlust aufwiegt, daß wir gar nicht in Thränen zerflössen, wenn dieser Prinz eines Tages wieder nach Dänemarck zurückkehrte, Herr von Marschall also nur rücksichtlos vorgehen möge —: in dem Augenblicke, wo dieses Thema in der Diskussion angeregt würde, wäre schon Vieles gewonnen.

Auch gegenüber Portugal ist ja von unseren Staatsleitern der verkehrte dynastische Standpunkt behütet worden wie ein Augapfel. Dieses Zittern vor dem etwaigen Fortjagen Seiner Majestät! Ja ist es denn überhaupt möglich, daß die fremden Gläubiger unter einer Republik noch schlechter wegkämen? Wenn man dabei auf die Engländer verweist, die ja ebenfalls den königlichen Interessen entgegenkamen, so trat hier die Kolonialpolitik hinzu. Dem Kabinette von St. James war allerdings am Tajo mit einem schwachen Königthum besser gedient als mit einer kräftiger auftretenden Republik. Uebrigens sind auch unsere Kapitalsinteressen verschieden. Während das meerbeherrschende Albion allenthalben sein Handelsszepter aufgepflanzt hat und koloniale Vortheile findet, fehlt uns dieser Nutzen. Unsere Ausfuhr und Einfuhr können weder bezüglich Griechenlands noch Portugals auch nur entfernt unsere Anlage-Verluste ausgleichen. Es ist sehr leicht möglich, daß unsere Diplomatie jetzt in Lissabon von ihrem gefährlichsten Rivalen überflügelt wird, da Casimir-Périer, getreu den Kapitalschutztraditionen seines Vaters, die französischen Interessen an den portugiesischen Bahnen stählerner vertreten will. Man kann gegen die Emissionhäuser all dieser schlechten Papiere gewiß Manches sagen, aber nur keineswegs, daß sie ihre letzte Stütze: die eigene Regirung, als ein solches Bimsenrohr vorhersehen konnten, schwankend

Digitized by Google

zwischen gutem Willen und geringer Geschicklichkeit. Wir müßten viel Glück haben, wenn die Versehen, die in dieser Beziehung immer und immer wieder gemacht wurden, bereits an ihren Schlußfolgen angelangt wären. Leider ist das Gegentheil zu befürchten und es dürfte die Serie der „faulen" Staaten noch lange nicht abgeschlossen sein.

Aber auch bezüglich des größten fremden Rentenpapieres, Italiener, hat die Regirung eine unglückliche Hand gehabt. Dieses so weit verbreitete Papier sinkt und sinkt, und wenn man bei uns sehr patriotisch sein will, so schreibt man von Baissefeldzügen der Franzosen. Als ob man nicht in Berlin die Wahrheit nur zu gut wüßte: daß nämlich Paris die Italiener überhaupt nicht halten kann, weil die großen Institute des Königreichs enorme Hausse-Positionen an der Seine laufen haben und mit deren Reportirung jeder Agent de Change förmlich übersättigt wird. Zu dieser peinlichen Thatsache tritt nun noch die Unlust des deutschen Marktes. Abgaben über Abgaben, namentlich unserer kleinen Kapitalisten, und lediglich wegen des lästigen Affidavits, das aus der Welt zu schaffen Herr Crispi zu hartnäckig ist. Während nun alle Italien wohlwollenden Kreise über solche Unentwegtheit ganz verzweifelt sind, hatte unsere öffentliche Meinung eigentlich an die Hilfe der Regirung noch gar nicht gedacht. Da kommt neulich höchst überraschend die „Norddeutsche Allgemeine" und erzählt aus eigenen Antriebe: die Herren in der Wilhelmstraße hätten, der Anregung einiger Handelskammern folgend, wegen des Affidavits in Rom ihren Einfluß geltend gemacht und in diesem Sinne seien auch die Milderungen eingetreten. Nun sind aber die Milderungen so liliputanischer Gestalt, daß gerade bei m Fälligwerden der Januarcoupons die ganze Wucht jener wiedererneuerten Einrichtung auf unser Anlagepublikum fiel. Und in einem Augenblick, wo sich Solches durch die sehr ernst gemeinten Verkäufe äußert, erscheint ein Hauptoffiziosus und schildert uns recht zufrieden, daß und wie erfolgreich unsere Regirung in dieser Sache gewirkt habe. Welche Selbstanklage darin liegt, scheinen nur die Leser und nicht die Schreiber des Artikels zu ahnen.

Also der Rentenmarkt bietet keine freundliche Physiognomie, ausgenommen vielleicht österreichische Goldrente, die seit einem halben Jahre nicht so hoch wie heut notirte. Aber da fährt ein Lichtschein auf —: die Abrechnungen der Konversionsgeschäfte in Wien. Mit einem Male überschlägt man am Schottenring den dortigen Anstalten ihre diesjährigen Dividenden, und da keine Verluste an exotischen Anleihen auszugleichen sind, so müssen die Erträgnisse natürlich glänzend werden. Das genügt aber auch vollkommen, um die gemüthvolle Wiener Spekulation sogleich zum Poussiren von Diskonto-Kommandit zu reizen, da diese Gesellschaft doch die vornehmste Alliirte der Oesterreichischen Kreditanstalt und nach Taussigs endlichem Einlenken auch der noch feineren Boden-Kreditanstalt ist.

Wieder etwas noch Ungedrucktes: Von den großen Banken unserer Reichshauptstadt können nur zwei ihre Aktien als wirklich klassirt ansehen. Die übrigen Aktienkapitalien schwimmen an der Börse und daher auch das „theuere" Geld. Jene zwei Banken sind die Diskontogesellschaft und die Darmstädter Bank. Die erste ist für den Norden, die zweite für den Süden Deutschlands ein altes Institut mit vielen guten Jahren und, wie das Publikum einmal beim Kurse in Betracht zieht, mit von lange her angehäuften Reservefonds. Die Diskontogesellschaft hat, bei 75 Millionen Mark, Rückstellungen von 24 Millionen Mark, die Darmstädter Bank, bei 80 Millionen Mark Kapital,

Digitized by Google

circa 18 Millionen Mark in Reserve. Ob diese immensen Summen mit im Geschäft arbeiten oder fest angelegt sind, darum scheert sich das große Publikum nicht. Dafür, daß die Aktien der anderen großen Institute „schwimmen", zeugt eine dem Laien nicht sogleich verständliche Thatsache, nämlich daß in den betreffenden Werthen eigentlich keine Baissespekulationen existiren. Hiermit ist wie von selbst zugegeben, daß der genügend erniederte Kurs dieser Bankpapiere keine weiteren Chancen nach unten bietet, während z. B. bei Diskontokommandit, die sich stets einen Phantasiekurs leisten können, nach unten gerade so gut wie nach oben Spielraum bleibt. Halten übrigens die heutigen Bedingungen noch länger an, so soll man sich bei den Mittelbanken nicht wundern, eines schönen Tages von Kapitalsherabsetzungen oder gar von Liquidationen zu hören.

Natürlich spielt an der Berliner Börse die stets steife Diskontogesellschaft bei Weitem nicht die Rolle wie die Deutsche Bank. Abgesehen von deren riesenhaftem Kommissionsgeschäft, das die Arbitrage gleichsam zur nothwendigen Folge hat, besitzt sie auch gelenkige und tüchtige Börsenvertreter. An diesem Orte giebt doch nur die einzelne Persönlichkeit den Ausschlag und wo sie, wie z. B. gegenwärtig bei Bleichröder, fehlt, muß das Geschäft eben von selbst weiter gehen, aus den alten Verbindungen heraus, mehr maschinell. Sicherlich würden Warschauers nicht die größte Privatfirma der Reichshauptstadt sein, wenn sie lediglich ihre feinen Emissionverhältnisse pflegten, anstatt zufällig auch für Kommission und Arbitrage einen ungewöhnlich fähigen und wirklich leitenden Kopf zu besitzen. Das genannte Haus scheint gleichsam in seinem Geschäfte noch das Geschäft jenes Mannes zu haben, der, fern von Dem, was man Hochfinanz nennt, nur die regelmäßigen und legitimen Gebiete inspirirt.

Um aber wieder auf die Deutsche Bank zu kommen: auch ihr Rubelnotengeschäft ist noch immer nicht zu verachten. Die Petersburger Absperrungsmaßregeln haben zwar die Spekulationmakler und deren enormen Zwischenverdienst nahezu aufgehoben, allein Schlüsse von einer Million kann man an der Berliner Börse noch immer recht schlank machen. Wäre diese Bank nicht in Italien und zugleich in Amerika festgefahren, so würde sie auch diesmal ihr Kapital recht gut verzinsen können. Der türkische Trust, von dem allerhand in die Oeffentlichkeit dringt, scheint sogar auf eine direkte Entlastung der Deutschen Bank abzielen zu wollen. Bekanntlich sind die Verdienste des Herrn Siemens um die türkischen und kleinasiatischen Bahnen eben so groß, wie sie um amerikanische Bahnen klein sind. Sein Schmerzenskind: die Northern-Pacific-Bahn, hat ihren Stand jetzt wieder bedeutend verschlechtert. Die Bruttoeinnahmen vermindern sich durch die nothwendigen „betterments" um 27 Prozent und bereits heute spricht man von einer foreclosure, also einer Versteigerung des ganzen Unternehmens, als angeblich „unabwendbar". Da Dies zunächst nur möglich wäre, wenn die Second Mortgage ihren verfallenen Oktobercoupon bis April unbezahlt läßt, so hat Herr Siemens immerhin Etwas dabei mitzureden. Es bleibt eben die Frage, ob nicht vielleicht gerade er die foreclosure im Interresse der 5 prozentigen Consolidated für räthlich hält.

Zum Schluß eine wichtigere Frage: Kümmert sich unser Publikum um alle diese Dinge? Nein! Weder die Montan- noch die Bankenhausse hat zu Neujahr das sonst so lebhafte Anlagegeschäft hervorzaubern können.

Pluto.

Digitized by Google

Die akademische Elite.

Am dreißigsten November 1892 saßen die Großen vom Rathe der Akademie der Künste in den trübhäligen Gemächern des alten wackeligen Hauses, das sie mit dem Königlichen Marstall freundnachbarlich theilen, beisammen und hielten einmal Umschau. Das meinten sie Alle: die Sache müsse entschieden einen anderen Anstrich bekommen. Darum wurde beschlossen, die zur Verfügung stehenden Ausstellungs-Räumlichkeiten des Akademiegebäudes einer längst nothwendig gewordenen gründlichen Wiederherstellung zu unterziehen. Das ist nun thatsächlich geschehen. An der würdigen Stätte sollen in Zukunft unter der Aufsicht des Senats vorzugsweise ausgewählte Sonderausstellungen in engerem Rahmen von lehrhaftem, historischem und retrospektivem Charakter veranstaltet werden. „Im Hinblick auf die Tragweite dieses neuen Wirkungskreises" ist es dem Präsidium wünschenswerth erschienen, die neuhergerichteten Säle durch eine symbolische Handlung einzuweihen: durch eine Kollektiv-Ausstellung von Werken der in- und ausländischen lebenden Mitglieder der akademischen Genossenschaft.

Der Präsident rief, aber nicht Alle kamen; immerhin: ein großer Theil der 138 erschien, meist in den alten, sauber gebürsteten und blank geputzten Garnituren. So ist denn diese Ausstellung der Lebenden schon theilweise eine retrospektive. Morituri te salutant! Ein treues Bild aber wird eine ausschließliche Ausstellung von Werken der Akademiker niemals geben; ihre Reihen sind lückenhaft und im Gliede steht neben dem Großen oft der Ganzkleine.

Die Akademie, muß man wissen, ist ein Königliches Institut. Die Genossenschaft der Künstler ernennt ihre Mitglieder nicht „aus eigenem Recht"; sie schlägt nur vor. Die Entscheidung aber bleibt der persönlichen Anschauung eines Einzelnen anheimgestellt. Dieser pflegt die Wahl wohl zu bestätigen, selbst wenn Saltzmann, der nur ein Marinebildnißmaler ist, Falat, der Bärenjagden zu portraitiren wußte, und Friese, der den nur noch sehr selten vorkommenden Elch konterfeit, die Empfohlenen sind. Noch aber fehlen die Namen: Max Liebermann, Fritz von Uhde und Max Klinger (um nur Einige zu nennen) im akademischen Register, trotzdem deren ernste Werke nicht erst durch besondere Liebhabereien hervorragenden Reiz und Werth gewinnen.

Lehrhaft ist diese Ausstellung bei alledem; denn sie ist ein Rechenschaftbericht des Instituts, ein detaillirter Inventur-Ausweis. Selbst hat es sich zuversichtlich dazu erboten. Aber wenn auch die Kraft vieler Einzelner an hohen Leistungen zu Tage trat, scheint es ein unsicheres Wagniß, ob die Menge geschlossen ins Feld ziehen und schlagen kann. Im Kampfe gilt allein die frische That und von der alten Garde, die nur stolz auf älteren Ruhm ist, blieb ein winziges Häuflein, das an Sterben weder noch an Ergeben zu denken braucht. Es ist ein künstliches Arrangement, wenn der Landsturm ältesten Aufgebots und gar Dienstuntaugliche in eine Front gestellt werden neben die rüstigen Streiter. Das ist keine Schlachtordnung, nur eine friedliche Paradeaufstellung, an der bekanntlich auch Kriegervereine theilnehmen dürfen.

Drum wird sich die Unternehmungluft auch wieder von selbst bescheiden. In dieser Form würde sich die Veranstaltung so bald nicht wiederholen können. Deshalb kann man doch sich und den Akademikern gratuliren zu den vorzüglichen Absichten, die sie damit kundgegeben haben. Die Richtung, die das strebende Kunstschaffen des Tages genommen hat, würden sie freilich nicht ändern können.

Friedrich Fuchs.

Digitized by Google

Notizbuch.

Schon wieder soll ein Preisrichterspruch vom Kaiser verworfen worden sein. In jedem fünften Jahre wird am Geburtstage Friedrichs des Großen der sogenannte Verdun-Preis vergeben; die beste während der letzten fünf Jahre erschienene Arbeit über deutsche Geschichte soll ihn erhalten und die Preisrichter, wollten diesmal **Heinrich von Sybel** krönen. Auch diesem Vorschlage hat der Kaiser nun, wie die Zeitungen melden, seine Zustimmung versagt. Warum? Wahrscheinlich gefällt Sybels Werk dem Kaiser nicht, — und die Handlungen und der Geschmack des Monarchen unterstehen nicht der öffentlichen Kritik. Einstweilen ist noch nicht bekannt geworden, daß die Preisrichter ihr Amt niedergelegt haben. Wohl aber wurde schon längst erzählt, daß Herrn von Sybel der Zugang zu den Staatsarchiven seit Bismarcks Entlassung versperrt worden ist. Es muß unbedingt über die Begründung des Deutschen Reiches ein Buch geschrieben werden, in dem Bismarck überhaupt nicht erwähnt wird.

* * *

Weil gerade von Historikern die Rede ist: Herr Dr. **Hans Blum**, der wohl auch den Verdun-Preis nicht bekommen wird, veröffentlicht eine Erklärung, in der er erzählt, Fürst Bismarck habe ihm „in einem eigenhändig unterschriebenen Briefe für die ihm in dem Werke bethätigte ‚wohlwollende Gesinnung' seinen Dank ausgesprochen". Das ist selbstverständlich; wenn Herr Blum aber auch in dieser Erklärung sich auf die „Mittheilung und Förderung" bezieht, die er vom Fürsten Bismarck für sein Buch empfangen habe, und wenn er zwischen den Zeilen lesen läßt, der höfliche Dank für das unzweifelhaft vorhandene Wohlwollen sei gleichzeitig eine Kritik des historischen Werthes des Werkes, so kann dieses seltsame Vorgehen nur das Urtheil bestätigen, das im ersten Aufsatze dieses Heftes über die merkwürdige Art gefällt worden ist, wie hier ein großer Name zu Vorspanndiensten benützt werden soll.

* * *

Die Dozenten der Rechtswissenschaft sind aufgefordert worden, schon im nächsten Semester in ihren Vorlesungen das neue **Bürgerliche Gesetzbuch** zu behandeln. Es soll die Absicht bestehen, den Entwurf in der nächsten Session bereits dem Reichstage vorzulegen. Wahrscheinlich geht der Minister von Schelling von der ganz richtigen Ansicht aus, daß mittelmäßige oder mißlungene Leistungen auch durch längeres Lagern nicht besser werden.

* * *

Der **Verein „Berliner Presse"** giebt nächstens wieder einen Ball. Dabei sollen „künstlerische und literarische Gaben" verlost werden. Das Ball-Comité versendet nun lithographirte Schreiben, worin die Verleger ersucht werden, „uns für jene Verlosung dies oder jenes der von Ihnen verlegten Werke zukommen zu lassen." Unterzeichnet sind die meisten Literatur- und Kunstkritiker der großen Berliner Zeitungen. Die Benefizvorstellungen für den Verein „Berliner Presse" bezeichnete der Vorstand in einem gerichtlichen Aktenstück als das „Aequivalent" für die Theaterreklamen, die täglich von den Zeitungen gebracht werden. Vermuthlich sind die „künstlerischen und literarischen Gaben", die auf den beredten Appell sicher reichlich zuströmen werden, das Aequivalent für die Waschzettel-Lobhudeleien, die dem immer noch gläubigen Publikum täglich über neue Bücher und Kunsthandelsgegenstände aufgeschwindelt werden.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 20. Januar 1894.

Caprivi-Beleidigung.

Siebenhundertundfünfzig Reichsmark sind der Staatskasse nun auf Veranlassung des Grafen Caprivi bereits in Aussicht gestellt: Herr Gloeß, ein Verleger antisemitischer Druckschriften, ist für die Verbreitung zweier Bilderbogen, in denen der Reichskanzler und das Gericht schwere Beleidigungen fanden, zu einer Geldstrafe von hundertundfünfzig Mark verurtheilt worden und mir hat die selbe erste Strafkammer am Landgericht I zu Berlin eine Buße von sechshundert Mark auferlegt, weil ich in den Aufsätzen „Das Caprivi-Denkmal" und „Die Bilanz des neuen Kurses" den Reichskanzler „in Bezug auf seine Amtsthätigkeit" beleidigt haben soll. Ob der Herr Graf von Caprivi mit diesen Ergebnissen seiner Klagen zufrieden ist, Das weiß ich nicht und es ist mir auch ganz gleichgiltig. Gegen mich hatte der Erste Staatsanwalt, der selbst erschienen war, eine Gefängnißstrafe von sieben Monaten beantragt und die freundlichen Beglückwünschungen, die ich von allen Seiten jetzt erhalte, beweisen mir, daß viele Leute den Ausgang des Prozesses als erfreulich ansehen. Persönlich kann auch ich mit dem Resultat durchaus zufrieden sein; die Strafkammer hat ausdrücklich anerkannt, daß von Leichtfertigkeit und Lust an der Sensation nicht die Rede sein könne und daß ich in Wahrnehmung berechtigter Interessen nicht nur, sondern unzweifelhaft auch „zum Wohle des gesammten Vaterlandes" meiner Ueberzeugung Ausdruck gegeben habe; auch über meine literarischen Bemühungen und namentlich

Digitized by Google

über das Wesen und die Bedeutung der „Zukunft“ sind sehr freundliche Worte gefallen, die mir im Interesse meiner Mitarbeiter um so mehr willkommen sind, als neulich z. B. in dem Norddeutschen Allgemeinen Guanoblatte, das in der Publizistik die Rolle eines rasch den Herrn und die Ueberzeugung wechselnden Lohndieners spielt, ein anonymer Helfer der Wilhelmstraße sich erfrecht hatte, Albert Schaeffle anzupöbeln, weil er mir ein werthvoller Mitarbeiter geworden ist. Trotzdem glaube ich, daß, im Ganzen und in seinen Einzelnheiten, das Urtheil der ersten Strafkammer rechtlich unhaltbar ist, und ich werde versuchen, mit den verfügbaren Rechtsmitteln es anzufechten; nicht, weil ich etwa auch nur im Geringsten an der völligen Unbefangenheit der Richter und an ihrem ernsten Bewußtsein der Gerechtigkeit zweifelte; sondern weil ich glaube, daß die Grundsätze, die sie nach bestem Wissen und Gewissen ausgesprochen, und die Interpretation, die sie nach ihrer Ueberzeugung dem Gesetze gegeben haben, in den kritischen Zeiten, denen wir nach meiner Ansicht rasch entgegengehen, die unbedingt nothwendige Freiheit des Wortes und der Kritik mit sehr bedenklichen Gefahren bedrohen.

Nur dieser reiflich geprüfte Glaube veranlaßt mich, den Prozeß hier zum Gegenstande einer Betrachtung zu machen. Ich habe von den zahlreichen Verfolgungen, die sämmtlich resultatlos blieben, deren Wirkung ich aber in meiner Gesundheit spüre, bisher nicht gesprochen, auch den ministeriellen Druck, der einen Verlagswechsel nöthig machte, nicht erwähnt, weil ich es für unanständig halte, ohne zwingenden Grund die Leser mit Privatangelegenheiten zu behelligen, und weil ich den Schein einer niedrigen Reklamemacherei vermeiden wollte; deshalb habe ich nicht einmal das Urtheil über die Monarchen-Erziehung hier abgedruckt. Jetzt aber handelt es sich um eine Frage von erheblicher prinzipieller Bedeutung und ich würde gezwungen sein, von dem Prozeß zu sprechen, auch wenn ich persönlich gar nicht dabei betheiligt wäre. Vorausschicken möchte ich gleich, daß fast sämmtliche Berichte über die Verhandlung und den Wortlaut der Urtheilsmotive ungenau und in Einzelnheiten direkt falsch sind, — ohne daß natürlich dabei an eine böse Absicht zu denken wäre. Es ist mir selbstverständlich nicht eingefallen, irgendwann von der „edlen Gesinnung“ des Grafen Caprivi zu sprechen; eine edle Gesinnung kann ich nur bei Leuten konstatiren, die ich persönlich kenne, und den Grafen Caprivi

Digitized by Google

kenne ich nur aus seinem öffentlichen Auftreten. Eben so wenig konnte es mir einfallen, da, wo es nicht meiner innersten Ueberzeugung entspricht, den kläglichen Einwand zu erheben, meine Ausführungen richteten sich nicht gegen den Reichskanzler; Das ist von mir nur da hervorgehoben worden, wo es wirklich zutrifft, und auch die thatsächlichen Feststellungen des Erkenntnisses scheinen mir nach dieser Richtung mehrfach auf Mißverständnissen zu beruhen.

Eine gerichtliche Klage wegen Beleidigung halte ich stets für angebracht und sogar für nöthig und nützlich, wenn sich dabei die Möglichkeit ergiebt, den Nachweis zu erbringen, daß unwahre Behauptungen aufgestellt worden sind, die den Kläger in seiner Ehre verletzen und in der Achtung seiner Mitbürger herabsetzen können. Irgend ein Privilegium der Presse zur Verbreitung solcher unwahren und die Ehre verletzenden Behauptungen erkenne ich nicht an, eben so wenig freilich ein Privilegium der Staatsanwälte, unter dem Schutz ihrer der Sitzungdisziplin nicht unterworfenen Stellung schwere Beleidigungen auszusprechen, die dann in alle Zeitungen übergehen. Die Dienste, die von der Presse — wie im Fall Kirchhoff und im Fall Klinger — der Klatsch- und Skandalsucht des Publikums geleistet werden, können kaum streng genug bestraft werden und es wird sich empfehlen, nach englischem Muster in solchen Fällen zu kolossalen Geldstrafen überzugehen, weil nur die den für die Gesammthaltung des Blattes verantwortlichen Annoncenverleger treffen, dem es sehr oft ganz gleichgiltig ist, ob ein Kuli, der für die Strohmannsrolle engagirt ist, in Plötzensee einige Wochen Linsen essen muß. Anders scheint mir die Sache zu liegen, wo es sich um Personen handelt, die in der Oeffentlichkeit stehen, die von unserem Gelde bezahlt werden und selbstherrlich über unsere Geschicke bestimmen; auch ihnen darf natürlich nicht leichtfertiger Schimpf angethan, auch sie dürfen nicht unsauberer Machenschaften bezichtigt werden und der Paragraph 186 des Strafgesetzbuches giebt ihnen mit Recht die Möglichkeit, nicht erweislich wahre und sie in ihrer Ehre kränkende Behauptungen zu strenger Bestrafung zu bringen. Wer auf Grund dieses Paragraphen eine Verurtheilung durchsetzt, der kann sagen: ich habe nachgewiesen, daß die oder die Behauptung unwahr oder doch nicht erweislich wahr ist. Ein öffentlicher Beamter, der sich in seiner Klage nur auf den Paragraphen 185 und auf den dort ausgesprochenen vagen Begriff der formalen Be-

Digitized by Google

leidigung stützt, setzt sich dem Verdacht aus, er wolle seiner persönlichen Empfindlichkeit Rache verschaffen und der durch die Verfassung verbürgten freien Kritik einen Knebel anlegen. Eine Verurtheilung des Angeklagten beweist in solchem Falle nichts weiter, als daß von fünf Herren, die vielleicht am Ende eines ermüdenden Tagewerkes mit der Sache sich beschäftigt haben, mindestens vier eine Ueberschreitung der rechtlich zulässigen Kritik festgestellt haben. Ein solcher Spruch kann dem Verurtheilten kein Makel sein; Vorsicht ist nicht gerade der Tapferkeit besserer Theil und das Beispiel der Kreuzzeitung hat in der Deklarantenzeit gelehrt, wie man gegen den höchsten Reichsbeamten die gemeinsten Verleumdungen schleudern und sich strafrechtlich doch unangreifbar machen kann. Um den Vorzug der Feigheit und der perfiden Hinterlist werde ich aber nie Jemand beneiden und ich werde in dem Ausdruck der Ansichten, die ich über die vom Grafen Caprivi verantwortete Politik habe, unter keinen Umständen und nach keiner Verurtheilung auch nur die allergeringste Veränderung eintreten lassen, — ganz einfach, weil ich dabei meiner Ueberzeugung folge und weil ich in politischen Fragen mich für genau so urtheilsfähig halte wie jeden der vier oder fünf Herren der Strafkammer.

Was ist eine Beleidigung und wo ist die feste Grenze, über die eine Kritik öffentlicher Zustände nicht hinausgehen darf? In dem Augenblick, wo man mir diese Fragen bündig beantwortet, bin ich bereit, mich mit der einmal bestehenden Praxis einzurichten. Aber diese Beantwortung ist unmöglich und so hängt die Grenzbestimmung von Fall zu Fall von dem subjektiven Ermessen eines Richterkollegiums ab. Ich kann nicht annehmen, daß die Staatsanwälte, die im Lauf der letzten Jahre gegen mich Verfolgungen eingeleitet haben, nicht ihrer rechtlichen Ueberzeugung gefolgt sind; dennoch sind sie jedesmal von den Gerichten abgewiesen worden, und nachdem ein Berliner Staatsanwalt behauptet hatte, „jeder gebildete Mensch" müsse zugeben, daß ich dem Kaiser sittliche und geistige Defekte vorgeworfen habe, hieß es im Urtheil, der Artikel — der auch von der „begrenzten Intelligenz" und von den „geringen Leistungen" des Grafen Caprivi sprach — enthalte „unzweifelhafte Wahrheiten" und er sei erfüllt von der höchsten Ehrfurcht vor dem monarchischen Gedanken. Die jetzt verurtheilten Artikel habe ich nach der Erhebung der Anklage zwei hervorragenden Rechtslehrern gezeigt; Beide hielten eine Ver-

Digitized by Google

urtheilung für vollkommen ausgeschlossen, da von einer Ehrenkränkung nicht die Rede sein könne und die Grenze der sachlich berechtigten Kritik nirgends überschritten sei. Der Eine schrieb mir: „Im schlimmsten Falle kann man immer nur sagen, daß Sie Caprivi für nicht genügend vorgebildet und für ungeeignet zur Leitung der Reichsgeschäfte halten, — und der Ausdruck dieser Ansicht, die in Deutschland mindestens dreißig Millionen Menschen mit Ihnen theilen, ist, Gott sei Dank, bei uns noch nicht strafbar.“ Die Mehrheit meiner Richter hat anders entschieden. Aber wo die Grenzbestimmung so schwankt, wo die Rechtsgelehrten so verschiedener Meinung sind, wo die Untersuchungrichter anders als der Staatsanwalt und dieser wieder anders als der erkennende Richter denkt, da kann ich den wünschenswerthen Zustand der Rechtssicherheit nicht entdecken. Die Jurisprudenz soll ja wohl keine Geheimwissenschaft, sondern sie soll in ihren Gestattungen und Bedrohungen so klar und unzweideutig sein, daß auch der Laie sie versteht und sich nach ihr richten kann, — der Laie, der sie bezahlt und für den sie einzig und allein auf der Welt ist.

Graf Caprivi fühlt sich beleidigt, weil ich ihn in einer Satire so dargestellt habe, wie er in den panegyrischen Schilderungen der Freisinnsblätter aussieht. Der selbe Graf Caprivi hat im Reichstage gesagt: „Ich werde stets glauben, mich auf falschem Wege zu befinden, wenn mir von der linken Seite des Hauses Beifall gespendet würde. Ich müßte in diesen Zustimmungäußerungen eine Mahnung zu ernster Einkehr erkennen.“ Weil er jetzt längst schon nur noch auf der linken Seite des Hauses — und natürlich bei den das Reich stützenden Hospolen — Beifallsspenden erhält, habe ich also nicht mehr die Erlaubniß, die Leute zu verhöhnen, die im Privatgespräch über seine Fähigkeiten mit mir ganz einig sind und die um ihn nur ihre Indianertänze vollführen, weil sie glauben, er werde ihre Geschäfte besorgen, und weil er ihnen das Mittel zum Zwecke der Bismarckverleumdung ist. Ich weise, aus der Seele dieser Leute heraus, den Gedanken zurück, Graf Caprivi sei geistig beschränkt, — und das gerichtliche Urtheil erklärt, ich habe den Reichskanzler beschränkt genannt — und Das sei beleidigend; ich nenne, wieder aus der Seele dieser Leute heraus, den Grafen Caprivi, wie es tausendmal in tausend Blättern geschehen ist, den „Schreiber der Uriasbriefe“ und das gerichtliche Urtheil erklärt — obgleich in allen mir erreichbaren Wörterbüchern steht: „Uriasbrief: ein

Digitized by Google

Brief, der dem Ueberbringer Unheil bringt" —, damit sei der Vorwurf ausgesprochen, Graf Caprivi habe gegenüber dem Fürsten Bismarck sittliche Pflichten verletzt, und es stellt ferner einen Unterschied zwischen „großen" und anderen Männern auf, der mir als eine juristisch gegebene Größe bisher völlig unbekannt war. Großen Männern räume ich auf jedem Gebiet gern höhere Rechte ein, als ich sie beanspruchen darf; vor Gericht aber wird es sich schwer und unvollkommen feststellen lassen, was ein großer Mann ist; vor dem Gesetz, dachte ich immer, sind alle Bürger gleich, und wenn der Freiherr vom Stein die Beamten „Miethlinge und Marionetten", wenn Lagarde sie immer wieder „Volksdienstboten" nennt, dann, dachte ich, dürfte auch ich von „gut besoldeten Volksdienstboten" sprechen, die mühsam aufgesparte Schätze zwecklos verthun, — nämlich durch schädliche und in ihren Wirkungen nicht rechtzeitig übersehene Handelsverträge. Eine Beleidigung soll auch darin liegen, daß Graf Caprivi als „ein in den Anschauungen des Frontdienstes aufgewachsener Exekutivbeamter" bezeichnet ist. Ja, ist er etwa nicht in den — sehr ehrenwerthen, nur für eine politisch verantwortliche Stellung eben nicht ausreichenden — Anschauungen des Frontdienstes aufgewachsen? Und ist er nicht ein Exekutivbeamter, ist er nicht der Beauftragte des Bundesrathes? Steht Das nicht in der Verfassung? Wenn ich seinen Namen nenne, so geschieht Das, weil er allein vor der Volksvertretung verantwortlich ist und weil er auch da, wo es, wie beim Volksschulgesetz und den Handelsverträgen, gar nicht nöthig wäre, gern in den Vordergrund tritt; aber darum bleibt er doch Exekutivbeamter, bleibt im Bundesrathe der vom preußischen Ministerium instruirte Stimmführer und im Reichstage der Exponent der Bundesrathsbeschlüsse.

Das Gefühl der Beleidigung ist etwas durchaus Subjektives. Graf Caprivi fühlt sich durch meine Artikel beleidigt. Ich fühle mich beleidigt, wenn ein hoher Beamter in seiner amtlichen Eigenschaft über Dinge spricht, die er offenbar nicht übersieht oder versteht. Ich habe mich in meiner ganz persönlichen Liebe zum Fürsten Bismarck beleidigt gefühlt, als Graf Caprivi ihm ohne für mich erkennbaren Grund in Wien den gesellschaftlichen Verkehr mit dem Personal der deutschen Botschaft versperrte; noch mehr, als Graf Caprivi sagte, es sei kein Glück, wenn an der Spitze der Reichsgeschäfte ein Großgrundbesitzer stehe, und als er hinzufügte, er besitze kein Ar und keinen Halm und wisse deshalb nicht, wie er dazu kommen könnte, eine

Digitized by Google

agrarische Politik zu treiben, — denn Das kann nach meiner Ansicht nur heißen: Nur weil er viele Are und viele Halme besaß, hat mein Vorgänger eine agrarische Politik getrieben. Ich weiß nicht, ob Graf Caprivi gerichtsnotorisch bereits ein großer Mann ist — der Erste Staatsanwalt meinte, er habe den Beweis für seine staatsmännischen Fähigkeiten in vollem Umfange erbracht —, Das aber weiß ich ganz genau, daß ich nie und nirgends den Grafen Caprivi auch nur annähernd so schwer beleidigt habe, wie er nach meinem subjektiven Ermessen mit diesen Worten Bismarck beleidigt hat. Denn einer persönlichen Interessirtheit oder einer unlauteren Handlung habe ich ihn nie beschuldigt; und wenn das Gericht sagt: Gewiß, Du hast seine persönliche Ehrenhaftigkeit stets anerkannt, aber hier handelt es sich um den Beamten, und den hast Du, obwohl Du berechtigte Interessen vertrittst und das Wohl des gesammten Vaterlandes vor Augen hast, obwohl Du gebildet bist und in ernsten Lebensanschauungen Dich bewegst, absichtlich beleidigt, — dann antworte ich, mit schuldiger Ehrfurcht: Das verstehe ich nicht; der Privatmann Georg Leo von Caprivi ist mir ganz gleichgiltig; ich habe es ausschließlich mit dem der Oeffentlichkeit verantwortlichen Beamten zu thun; dessen Ehrenhaftigkeit, dessen guten Willen habe ich immer anerkannt; aber mit Ehrenhaftigkeit und gutem Willen führt man in politisch und sozial kritischen Zeiten keine Politik; guter Wille und Ehrenhaftigkeit reichen nicht aus, um mich dahin zu bringen, einer Politik zuzujubeln, die mit allen großen Ueberlieferungen der neuen deutschen Geschichte bricht, die der Schöpfer dieser Geschichte als gefährlich und unheilvoll verwirft, die im Volke keine Wurzel hat und deren Zickzackschritt von Denen nur mit dithyrambischem Geheul begleitet wird, die dem Gedanken des Reiches, wie es einmal geworden ist, immer feindlich waren. Wenn der Vertreter dieser Politik wähnt, daß ich ihn beleidigen will, so irrt er; seine persönlichen Empfindungen und Absichten interessiren mich nicht im Geringsten, aber den Weg, den er beschritten hat, den halte ich nach meiner unmaßgeblichen Einsicht für verhängnißvoll und ich glaube, daß Monarchen und Minister von bösartiger oder frivoler Veranlagung für einen Staat nicht annähernd so gefährlich sein können wie solche, die für die Existenzbedingungen des Staates kein Verständniß haben und die fortwährend die Dupe ihrer ehrlichen Ueberzeugung sind. Den Ausdruck dieser subjektiven Anschauungen aber werde ich dann

Digitized by Google

erst nach der Grenzlinie des Erlaubten einrichten können, wenn diese Grenzlinie fest und deutlich gezogen ist.

Die Richter sind Menschen und sie haben das Recht, anderer Meinung zu sein. Sie mögen sich noch so ehrlich um Objektivität bemühen: die Menschlichkeit werden sie, und Das ist sehr gut, nicht ganz los und sie werden immer geneigt sein, da zu scharfe Ausdrücke zu finden, wo ihre eigene Ansicht andere Wege geht. Ein Richter, dem der Begriff des Gesindes als etwas Unwürdiges und ein Dienstbote als ein sehr tief stehendes Wesen erscheint, wird das Wort Volksdienstbote anders als ich auffassen, denn ich halte einen guten Dienstboten für ein genau so nützliches und achtbares Menschengeschöpf wie mich selbst oder wie einen Landgerichtsrath, der im Dienst des Volkes, das ihn bezahlt, nach bestem Vermögen das Recht spricht. Ein Richter, der vielleicht die Vossische Zeitung oder gar das Tageblatt liest, wird geneigt sein, ganz ernsthaft zu glauben, daß nur eine boshafte und gehässige Clique sich gegen die Segnungen des Caprivismus erhebt, von denen thatsächlich doch mindestens neun Zehntel des deutschen Volkes nicht beglückt sein wollen, und er wird leicht dahin kommen, Uebertreibung und absichtliche Beleidigung zu finden, wo in erheblich gemilderten Formen doch nur ausgesprochen ist, was im ganzen Vaterlande täglich gesagt, geseufzt und gedacht wird. Ehe die hohe Feste fiel, war auch in Trojas Hallen helle Freude, und wenn Priamus wegen Beleidigung geklagt hätte, wäre Kassandra gewiß als eine schnöde Beleidigerin der herrschenden Herrlichkeit mit mindestens sechshundert Drachmen gepönt worden. Wird das Urtheil der ersten Strafkammer des Berliner Landgerichtes wider Erwarten rechtskräftig, dann weiß auch ich mir keinen besseren Trost als das Stöhnen der Seherin:

Meine Blindheit gieb mir wieder
Und den fröhlich dunkeln Sinn!
Nimmer sang ich freud'ge Lieder,
Seit ich Deine Stimme bin.
Zukunft hast Du mir gegeben,
Doch Du nahmst den Augenblick,
Nahmst der Stunde fröhlich Leben —
Nimm Dein falsch' Geschenk zurück!

M. H.

Digitized by Google

Frauenfrage und Gesundheit.

Das erste Dämmern unserer europäischen Kultur beginnt in Sagenform mit einem merkwürdigen Kampfe um die Vorherrschaft. Der nordisch-arische Sonnenheld kämpft, besonders deutlich in der Form, die er bei der Wanderung der nordischen Arier nach dem Süden als Herakles annahm, siegreich für die Vorherrschaft des Mannes und übermittelt das Patriarchat auch den noch niedriger stehenden Völkern, bei denen die Frauenherrschaft, das Matriarchat, noch bestand. In den Eumeniden des Aeschylos führt der Sonnengott selbst die „junge" Götterwelt gegen diese „alten Urgesetze." Was bekämpft wurde, war aber ein unveräußerliches echtes Frauenrecht, das Blutsrecht der Mutter auf ihr Kind, die Maternität im Gewande des Matriarchates, nicht jene auch vielfach gefundene Maternität, die der Mutter einige Jahre die Erziehung des Kindes zuwies, also jenes Recht, das Percy Heißporn in der derben Sprache seiner Zeit andeutet, wenn er davon spricht, „so wahr er hoffe, seines Vaters Sohn zu sein", und das in noch viel drastischerer Weise Cromwell einem anmaßenden Höfling vorhielt.

Aus der Bekämpfung der Frauenherrschaft bildete sich im Orient in immer starrerer Form das Partiarchat aus, bei dem die Frau schließlich rechtlich zur Untergebenen und Sklavin des Mannes wurde. Doch die Frauen ließen sich nicht schrecken, sie blieben Herren auch in Unterröcken. Nicht nur der weise Sokrates, der als der Klügere nachgab, sondern auch Tapferste der Tapferen haben zu allen Zeiten und bei den verschiedensten Völkern unter dem Pantoffel gestanden, und von jenen übermilden, international hindämmernden, dem eigenen Volksthume entfremdeten Damen, die uns rohen, blutdürstigen Männern nicht eindringlich genug zurufen können, die Waffen niederzulegen, wo unser deutscher Volksstamm doch ringsum bedroht ist, hat noch keine freiwillig zu Hause auf ihre Hosenrolle verzichtet.

Doch die alte Sitte wurde nicht sofort überall ganz beseitigt, und gerade bei Abkömmlingen der Ostarier, den Thrakern, sind uns Reste der alten Sitten überliefert, wenn wir hören, daß die verheirathete Frau allerdings schon zur Zeit Herodots die eheliche Treue halten mußte, daß aber den unverheiratheten Mädchen in der Wahl ihrer Gefährten ein weiter Spielraum gestattet war. Philologen, die gar nichts von den anthropologischen und ethnographischen Zuständen und deren Wandel bei alten und neuen Völkern kennen, waren oft geneigt, diese Sitte von unserem, erst sehr viel später gewonnenen Standpunkte aus zu beurtheilen und damit diese arischen Stämme als ganz unsittliche hinzustellen. Allmählich wurden aber bei den meisten germanischen Völkern, die von den Ariern am Längsten die harte,

Digitized by Google

zur Monogamie und strengen Sittlichkeit führende Schule des Nordens durchzumachen hatten, auch den Jungfrauen die späteren strengen Sitten auferlegt. Doch wissen wir, wenn des Tacitus Schilderung nach dieser Hinsicht wirklich für alle Germanen seiner Zeit gegolten haben sollte, daß dann einige Stämme wieder im Verlaufe der Völkerwanderungen recidiv geworden sein müssen, wie wir aus dem Hofleben Karls des Großen und der schwer ausrottbaren Gewohnheit der meisten Nonnen jener Zeit ersehen können, die auch als Himmelsbräute auf das natürliche Menschenrecht der Maternität nicht verzichten wollten und erst durch harte Strafandrohungen im Verlaufe von Jahrhunderten zum Aufgeben dieser aus einem alten Vorrechte verbliebenen Sitte der unverheiratheten Frauen gebracht wurden. Aber gegen die Ansicht einer „lasterhaften Veranlagung" der deutschen Mädchen muß ich hiermit ganz entschieden protestiren; damit hat Dies gar nichts zu thun.

Einen alten Anklang an ein einmal bestandenes Matriarchat können wir vielleicht auch darin sehen, daß gerade bei einzelnen germanischen Stämmen, bei denen das Kampfherzogthum sich zum Königthum ausgebildet hatte, über den Stamm nicht nur der Speer, sondern auch die Spindel herrschen durfte.

Das im Orient geoffenbarte Christenthum erfuhr bei der Berührung mit den Germanen nach jeder Richtung gewaltige Veränderungen und Verbesserungen, und auch die Auffassung der Frau blieb davon nicht unberührt. Der Minnedienst des Mittelalters und der dem Ur-Christenthum ganz undenkbare Marienkultus zeigen diese Phase, bei der das orientalische Patriarchat eine Milderung zu Gunsten der Frau erfuhr. Aber auch bei diesem bis zur Anbetung gehenden Frauendienst ist es immer noch die gesunde und ganze Frau, die gemeint ist, die begehrenswerthe Frau und die Mutter — also ein Frauen-Recht. Wie im Verlaufe dieser Auffassung die Männer sich anpaßten, zeigen uns die Trachten. Das kurzgehaltene Haar der Franken, das mittellange Haar der Sachsen verschwindet aus der Sitte und in langen Locken fällt es dem Ritter bis auf den Hals; der Schnurrbart der Franken, der Vollbart der Sachsen und Alamannen verschwindet und das Gesicht wird glatt wie ein Frauengesicht; der kurze, kittelartige Oberrock wird lang wie ein Frauenkleid und auf manchem naiven Bild kann man den Ritter in Civil kaum von der Frau unterscheiden. Die Rüstung zeigt aber dafür auch allmählich eine Taille wie die einer Salondame, und ein Gardelieutenant mit der Taille der Vor-Gigerl-Periode muß sich in dieser Hinsicht für überwunden erklären, abgesehen allerdings davon, daß ein moderner kräftiger Mann in einer Ritterrüstung überhaupt keinen Platz hat, so sehr uns auch die Blaustrumpfromane das Gegentheil versichern.

Digitized by Google

Mannweiber und über Männer herrschende Frauen hat es zu allen Zeiten gegeben, ohne daß damit aber die Stellung der Frau bei den Kulturvölkern wesentlich geändert worden wäre. Die Frau blieb seit Beseitigung des Matriarchates, was sie war, als Frau. Ganz anders sollte Dies werden, als im vorigen Jahrhundert einige Frauen anfingen, für ganz neue Frauen-Rechte einzutreten, wobei allmählich das ursprünglichste und unzweifelhafteste Frauen-Recht — das Recht nämlich, Gattin, Mutter und Erzieherin der Kinder zu werden — als lästig beseitigt werden sollte. Die Devise dieser Frauen lautete: keine Kinder oder „natürliche" und deren Erziehung auf Staatskosten in Staatsanstalten. Erst wurde unter Verzicht auf das Frauen-Recht die volle Gleichberechtigung mit dem Manne auf allen Gebieten, bald aber die Vorherrschaft der Frauen über die Männer angestrebt. Zarter besaitet und milder in den Sitten, sollte die Frau als Herrscherin die rohen Sitten der Männer überwinden, die blutigen Kriege abschaffen und eine edlere Kultur verbreiten. Wo einzelne Staaten in Amerika in ihrer Gesetzgebung auf den Leim gingen oder wo bei staatlichen Umwälzungen Frauen Gelegenheit fanden, im öffentlichen Leben ohne Scheu hervorzutreten, trat jedoch stets das gerade Gegentheil ein. Die Rohheit und Grausamkeit der Männer war stets Kinderspiel gegen die Thaten dieser Hyänen und, wo es nicht so weit kam, wurde durchaus nicht in Besserung der Sitten das Vorrecht der Männer abgeschafft, sondern ein Vorrecht der Frauen begründet, wobei Herrsucht, Rohheit, Charakterlosigkeit, Günstlingswirthschaft toller zur Geltung kamen als bei den tollsten Auswüchsen des Caesarenwahnsinns. Die Thaten verurtheilen die angestrebte Vorherrschaft der Frauen über Männer und selbst ihre völlige Gleichstellung für alle Zweige des öffentlichen Lebens so entschieden, daß sich schon wiederholt in England und Amerika gebildete und tüchtige Frauen energisch gegen diese Bestrebungen ausgesprochen haben.

Es ist vielleicht das beste Zeichen für das gesunde Urtheil der deutschen Frauen, daß derartige Bestrebungen in Deutschland nie recht Fuß fassen konnten und ganz vereinzelt blieben, daß die Frauenbewegung viel später einsetzte und bis jetzt vor den tollsten Auswüchsen bewahrt blieb.

Es ist ein eigenthümlicher Zug in den sozialen Kämpfen der Gegenwart, daß überall nur die angestrebten Rechte betont werden, daß aber die Pflichten einfach totgeschwiegen oder beseitigt werden. Würde nicht in dem deutschen Offizier- und Beamtenstande und in dem Mittelstande überall in stiller Pflichterfüllung Großes geleistet, man könnte manchmal die Hoffnung aufgeben, daß diese Kämpfe zu geordneten Zuständen führen und dieses Durchgangsstadium einer Sturm- und Drangperiode auf einer höheren Kulturstufe überwunden wird.

Digitized by Google

Was wir als Rasse, als Volk, als Kulturnation geworden sind, sind wir in inneren und äußeren Kämpfen geworden und nur in Kämpfen, die von Zeit zu Zeit ihre Form wechseln, können wir uns auf dem einmal erreichten Standpunkte halten und zu größeren Aufgaben weiterschreiten. Alle Kämpfe endigen mit dem Siege des Passendsten und des gerade Geeignetsten und diese Kämpfe spielen sich, oft nur dem Auge des sorgfältigsten Beobachters erkennbar, auf geistigem und körperlichem Gebiete auch jetzt noch so gut ab wie damals, als unser germanisches Volk sich als Rasse auf heimischem Boden entwickelte. Nur das naturwissenschaftliche Halbwissen weiß sich übermüthig über die einfachsten Thatsachen hinwegzusetzen. Was sich nicht anpassen kann, geht im Interesse der Rasse, des Volkes, der Nation unter, heute wie früher. Darüber hilft kein Humanitätsdusel hinweg. Und gerade das deutsche Volk könnte aus seiner Geschichte nach dieser Hinsicht Vieles lernen, wenn nicht leider die traurige Erfahrung bestände, daß es in Friedenszeiten garzu gern erschlafft durch inneren Hader, Nachäffen des Fremden, durch Einwirkenlassen von außen eindringender Zersetzungsprozesse und Aufgeben seiner Eigenart. Wie oft haben in dieser Hinsicht schon seit den Kriegen der Cimbern, seit der Uebergabe von Ravenna im Gothenkriege bis in die neueste Zeit die deutschen Frauen die Männer an Patriotismus übertroffen. Wenige Völker dürften ein so herrliches Frauenmaterial ihr eigen nennen wie das deutsche, das zum Danke oft damit in barbarischer Weise umgesprungen ist und es den Rohheiten aller Völker preisgegeben hat oder oft noch im Mädchenhandel preisgiebt.

In den Kämpfen für die Erhaltung und Fortbildung der Rasse und des Volkes findet die Frau aber ihre natürliche und unersetzliche Stellung, nicht als Vertreterin des Mannes, als Mannweib, sondern als Frau. In ihrer thatsächlich anderen körperlichen Beschaffenheit liegt allein ihre unersetzliche und unerläßliche Pflicht vorgezeichnet. Ihr Recht ist dafür: eine begehrte Frau, Mutter, Erzieherin der Kinder zu sein. Alles, was sie hierfür ungeeignet macht, macht sie unfähig, an ihrem Theil zur Erhaltung und Weiterbildung ihrer Rasse, ihres Volkes, beizutragen. Entzieht sie sich dieser Pflicht aus falschen Rechtsbegriffen, so wird sie direkt zu einem Schaden für ihr Volk. Aus diesem natürlichen Grunde wurde bei allen Kulturvölkern das Matriarchat durch das Patriarchat überwunden. Aus diesem Grunde mußten die germanischen Barbaren, die für alle Verluste aus der nordischen Heimath, aus jener officina gentium oder vagina nationum in immer neuen Schaaren Ersatz fanden, Rom überwinden, weil dort die Frauenrechtlerinnen Alles, nur nicht mehr Mütter waren.

Aber — die unerbittliche Statistik lehrt, daß nicht alle Mädchen heirathen können. Und weiter ist zu berücksichtigen, daß das Patriarchat

Digitized by Google

im Laufe der Zeit ausgeartet ist. Er soll Dein Herr sein! Das ist allerdings nicht mehr für die Männer Männerrecht, für die Frauen Frauenrecht, sondern Das ist unzweifelhafter Mißbrauch eines Rechtes und rohe Gewalt. Damit kann die Frauenfrage bei dem Zustande unserer Kultur und den sozialen Aufgaben der Gegenwart nicht gelöst werden. Wenn die protestantischen orthodoxen Geistlichen kürzlich noch in Preußen forderten, die Frau müsse bei der kirchlichen Eheschließung bekennen, dem Manne unterthan zu sein, so ist Dies nicht nur ein vollständiges Verkennen der Kulturaufgaben der Gegenwart, sondern der Ausdruck einer maßlosen Herrschsucht und des gröbsten Materialismus. Wer allerdings weiß, in welcher Weise im Allgemeinen die Frau Pastorin im Hause und in der Gemeinde Ordnung hält, könnte nebenbei auch denken, daß es vielleicht nur die Bekennung des letzten Willens war, bevor diese herrschsüchtigen Herren unter die heilsame Zucht von Muttern zurückkehrten.

Für die Franzosen ist die Frau nur le sexe, das Geschlecht, und damit ist ihre Rechtlosigkeit sehr einfach umschrieben. Bei einigen slavischen Stämmen verlangt die Frau Prügel zum Beweise der Liebe ihres Mannes und bei den Südslaven betrachteten die „Helden", die junaci, die Frauen nur als Lastthiere. Die innere Uebereinstimmung ist so groß, daß man sagen könnte: grattez le Français et vous trouverez le Tatare!

Auch bei den germanischen Völkern und speziell auch bei den Deutschen wurde unter dem begünstigten Einflusse orientalisch-römischer Rechtsanschauungen der Frau rechtlich eine niedrige Stellung angewiesen, ohne daß aber thatsächlich auf die Dauer die Stellung so sank wie bei den anderen Völkern. Immerhin wird es die Aufgabe der Zukunft sein, die Frau als Individuum vor dem Rechte dem Manne wirklich gleich zu stellen. Das ist aber sehr gut möglich, ohne daß wir die Frau ihrem Wirkungskreise entfremden, ohne daß wir sie zum Mannweibe erniedrigen. Der jetzige Zustand ist eines Kulturvolkes unwürdig.

Außerdem haben wir zu berücksichtigen, daß wir als Deutsche nach unseren Bedürfnissen die Frage lösen müssen. Der überall, aber nirgends so toll wie in Deutschland tobende Internationalismus hat auch die Frauenfrage nicht verschont und doch sehen wir überall, daß sich das nationale Moment nie ungestraft verleugnen läßt. Selbst internationale Gebiete, wie Wissenschaft und Kunst, können die nationale Grundlage nie aufgeben. Und doch fabelt man immer von absoluter Gleichheit aller Menschen. Dabei ist jeder wahre Fortschritt stets daran gebunden, daß die besonderen Anlagen des Einzelnen zu ihrer möglichsten Ausbildungshöhe kommen. Die Kultur schreitet fort durch Ungleichheit. Wie sollte Das aber möglich sein,

Digitized by Google

wenn die Frau dem Manne in Allem gleich gestellt würde, statt daß ihre besonderen Anlagen ausgebildet werden?

Die Statistik lehrt uns, daß durchaus nicht alle Menschen gleichberechtigt geboren werden. Für Viele besteht das „unveräußerliche Menschenrecht" nur im Tode. Viele Kinder werden tot geboren und von den lebendig geborenen sind die Mädchen weniger gefährdet als die Knaben. Dieses Verhältniß zu Gunsten der Mädchen bleibt bis zur Pubertätperiode, dann nähern sich die Zahlen der Sterblichkeit und werden allmählich annähernd gleich. Setzt der Kampf um die Existenz dem Manne zu, so legt das Geschlechtsleben der Frau schwere Opfer auf, so daß sogar vorübergehend, zwischen dem 25. bis 40. Jahre, die Sterblichkeit der Frauen größer wird als die der Männer. Vom 40. bis 45. Jahre ab bekommt aber dann die Frau Ruhe vor diesen Besonderheiten, während dem Manne nie wirkliche Erholung vom Kampfe beschieden ist.

Den Hauptgrund für das vorübergehende ungünstige Verhalten der Frau können wir darin sehen, daß unsere sozialen Verhältnisse für die Frau ungesunde Zustände schaffen, die besonders darin liegen, daß die gebildete Frau sich zu wenig bewegt, während die Frau des Handarbeiters auch in den kritischsten Perioden ihres Lebens zu viel und zu schwer arbeiten muß. Daß hierin eine gesetzliche Besserung fast in allen Kulturstaaten herbeigeführt oder angebahnt ist, hat man ausschließlich dem Drängen der Hygiene zuzuschreiben. Die Sozialdemokraten haben hierin nichts Wesentliches mehr zu thun gehabt.

Wichtig ist das Verhältniß der Verheiratheten zu den Unverheiratheten; hierbei ist wieder die unverheirathete Frau besonders ungünstig gestellt, was wohl zum Theil daher kommen dürfte, daß sie in der Arbeit- und Erwerbsmöglichkeit und in der Bewegungfreiheit zu sehr beschränkt ist. In dieser Hinsicht wird also, weil es sich um Besonderheiten unserer Kultur handelt, auch eine Erweiterung der Frauenthätigkeit nicht zu umgehen sein. Wenn man das heirathfähige Alter der Frauen von 17 bis 50 Jahren rechnet, so sind nach der letzten Volkszählung in Preußen 10 344 000 heirathfähige Frauen vorhanden. Nimmt man Dem gegenüber bei den stark verschobenen Verhältnissen unseres Erwerbslebens das heirathfähige Alter der Männer vom 25. bis 70. Jahre an (statt richtiger vom 20. bis 60.), so sind 9 924 000 Männer im heirathfähigen Alter vorhanden, also ein Ueberschuß von nur 420 000 heirathfähigen Frauen, die unverheirathet bleiben würden, auch wenn alle Männer heiratheten. In Wirklichkeit waren aber für die genannte Altersgrenze 4 500 000 Frauen unverheirathet, es wurden also 4 080 000 Frauen ihrer natürlichen Bestimmung entzogen, weil die vorhandenen Männer unverheirathet blieben. Von

Digitized by Google

sämmtlichen ehemündigen Frauen — d. h. über 16 Jahren — in Preußen sind rund 40 vom Hundert unverheirathet und sind danach auf selbständigen Erwerb angewiesen! Diese Frauen müssen sich selbst ernähren, darüber helfen keine Redensarten hinweg und dazu müssen wir sie befähigen, weil es sich um Mängel unserer Kultur handelt. Auf die Dauer liegt es aber im Interesse der Nation, daß den Frauen die Ehe in größerem Maße zugänglich wird, weil zu dieser Zeit eine natürliche Gleichheit der Geschlechter besteht. Dazu ist aber die jetzige Frauenerziehung nicht angethan und die beiden Aufgaben scheinen sich zunächst geradezu auszuschließen. Die derzeit beliebte Art der Frauenemanzipationen macht sie zur Ausübung der natürlichen Frauenpflichten fast ungeeignet. Es ist aber auch in dieser Hinsicht zu erwähnen, daß in der Männerwelt herrschend gewordene, von außen eingedrungene Unsitten und das Ueberhandnehmen von Luxus, die unser Volksthum im innersten Kerne bedrohen, mindestens eben so schlimm sind wie die falsche Frauenerziehung und daß die Männer im kräftigsten Alter kaum ans Heirathen denken können und es ihnen vielfach direkt untersagt ist. So bringt die Unnatur unserer staatlichen und sozialen Verhältnisse viele kräftige Männer der wohlhabenden Stände dazu, der Ehe ganz oder zu lange fern zu bleiben, zum Ruin vieler kräftiger Frauennaturen beizutragen oder selbst sittlich zu sinken oder unterzugehen. Dem früh heirathenden Arbeiter in der Industrie drohen aber bei den herrschenden sozialen Kämpfen andere Gefahren und fast nur der Bauer zeigt auch hierin noch vielfach gesunde Zustände. Die Folge dieser und anderer Umstände ist denn auch, daß trotz der langen Zeit, die seit Heinrich dem Städtegründer verflossen ist, in Deutschland und anderen Kulturländern eine wirkliche Anpassung an das Stadtleben noch nicht erfolgt ist und daß die Städte sicher nur durch den Zuzug vom Lande sich ergänzen und vermehren können.

Es ist nothwendig, manchmal darauf hinzuweisen, daß der Mensch physisch ein Säugethier ist und den allgemeinen Gesetzen dieser Thiere trotz aller Kultur unterworfen bleibt. Zur Erhaltung der Art ist es nothwendig, daß mehr Kinder geboren werden, als in das kampf-, erwerbs- und fortpflanzungsfähige Alter gelangen. Unter den Geborenen wird eine starke Auslese gehalten, die im ersten Lebensjahre die größte Zahl der Opfer erfordert, unter den dann noch Ueberlebenden geht die Auslese weiter vor sich, bis gegen das 14. und 15. Jahr die niedrigste Zahl erreicht wird. In diesem Jahre ist die Widerstandsfähigkeit des Körpers am größten, um dann langsam wieder zu sinken, so daß zwischen dem 40.—45. Jahre etwa die selbe Sterblichkeit herrscht wie im 5. Jahre. In England beträgt beispielsweise die Intensität der Sterblichkeit pro 100000 jährlich bis zum 1. Jahre 18326 Knaben, 14749 Mädchen; vom 1.–2. Jahre 6680 K.,

Digitized by Google

6 436 M.; vom 5.—6. Jahre 1369 K., 1337 M.; vom 7.—8. Jahre 920 K., 912 M.; vom 14.—15. Jahre 486 K., 514 M.; vom 40.—41. Jahre 1306 K. 1285 M.

Vergleichen wir die jährliche Sterblichkeit pro 1000 Einwohner mit der Geburtzahl, so ergiebt sich, daß der Geburtenüberschuß sich sehr verschieden gestaltet, z. B.

	Sterblichkeit	Geburten	Geburtenüberschuß
Rußland (neuere Angabe) . . .	32,00	47,00	15,00
England (1864—1873)	22,41	35,35	12,94
Schweden (1864—1873)	19,30	30,00	10,70
Bayern (1861—1868)	27,87	37,65	9,78
Oesterreich (1864—1873)	31,10	39,85	8,75
Preußen (1864—1873)	27,76	35,40	7,65
Italien (1869—1874)	29,70	36,70	7,00
Frankreich (1856—1865)	23,03	26,40	3,37

Wenn nun auch in allen Ländern die Sterblichkeit im ersten Jahre die größte ist und die Gesammtsterblichkeit pro 1000 in den angeführten Ländern zwischen 19,30 und 32 schwankt, so wird das Resultat doch ein ganz verschiedenes sein, je nachdem die große Sterblichkeit im ersten Jahre ein Volk mit großem oder geringem Geburtenüberschuß trifft. Bei annähernd gleich großer Kindersterblichkeit müssen sich England und Frankreich bei verschiedenem Geburtenüberschuß, ganz verschieden verhalten; das erste muß viele Ueberlebende haben, das andere seine Bevölkerung nur wenig vermehren können. Länder mit starkem Geburtenüberschuß, wie Rußland, Bayern und Oesterreich, werden eine verhältnißmäßig größere Kindersterblichkeit vertragen und können trotzdem dem Volksbestand noch ziemlich stark oder ganz außerordentlich, wie Rußland, vermehren. Die Sterblichkeit im ersten Lebensjahre beträgt nun pro 1000 lebendig Geborene in:

Norwegen	(1866—74)	106,3	Preußen	(1866—74)	217,7
Schweden	(1866—77)	137,1	Italien	(1867—77)	220,1
England	(1866—76)	154,0	Oesterreich	(1866—77)	258,1
Frankreich	(1873—75)	169,1	Bayern	(1866—77)	317,9

Norwegen und Schweden können uns annähernd zeigen, was unter leidlich natürlichen und gesunden Verhältnissen für unseren arisch-germanischen Stamm erreicht werden kann, wie in dieser Hinsicht eine untere Grenze besteht, bei der wirklich nur die Kinder sterben, die gar nicht zum Kampf für das Leben geeignet sind. Zum Maßstabe dürfte sich aber England noch mehr empfehlen, weil dort gleichzeitig Industrie und Handel in Betracht kommen, die wieder auf den Geburtenüberschuß und die Kindersterblichkeit schädigend einwirken.

Frankreich, das von allen Kulturländern den geringsten Geburtenüberschuß hat, hat noch eine etwas größere Kindersterblichkeit als England, das neben Rußland den größten Geburtenüberschuß aufweist. Frankreich

Digitized by Google

ist durch weitgetriebene Entziehung seiner Frauen von der Mutterpflicht kaum noch im Stande, seine Bevölkerung zu vermehren, es nähert sich in dieser Hinsicht schon dem alten Rom.

Oesterreich und Bayern, die den traurigen Vorzug genießen, in der Kindersterblichkeit nach Rußland an der Spitze zu marschiren, können bei dem ziemlich großen Geburtenüberschuß immer noch leicht ihren Volksbestand vermehren und übertreffen nach dieser Hinsicht noch Frankreich, während Preußen und Italien nach beiden Richtungen annähernd zwischen England auf der einen und Oesterreich und Bayern auf der anderen Seite stehen. Wie ungleich übrigens in gewissen Ländern mit verschiedenartigen Kulturbedingungen und Lebensgewohnheiten die Verhältnisse sich gestalten, zeigt uns z. B. Preußen. Die Provinz Holstein weist eine Kindersterblichkeit von nur 149, Hannover von 150 auf, also eine noch günstigere als der Gesammtdurchschnitt von England, während Brandenburg mit 264 den Landesdurchschnitt überragt und Hohenzollern mit 330 sogar den Durchschnitt von Bayern übertrifft. In Bayern haben die Pfalz mit 180 und Oberfranken mit 200 eine recht günstige Stellung, während Oberbayern mit 385 und Schwaben mit 390 die höchste Sterblichkeit im ersten Lebensjahre aufweisen. In Deutschland finden sich drei Gruppen mit maximaler Kindersterblichkeit: Brandenburg, wo die Mortalität von Berlin die Kindersterblichkeit gewaltig über das Mittel erhöht, dann die sächsisch-böhmische und schlesisch-böhmische Grenze, wo Armuth und Entziehung von der Mutterpflicht, d. h. mangelhafte Nahrung und Pflege, zusammenwirken und vor Allem in Süddeutschland die oberbayerischen und schwäbischen Bezirke.

In diesen Gegenden macht sich auch da, wo die Armuth nicht in Betracht kommt, die Entziehung von der Mutterpflicht als Haupturſache für die enorme Kindersterblichkeit bemerkbar. Daß eine Mutter selbst stillt, kommt kaum vor und gilt geradezu als gemein. Die künstliche Ernährung der Kinder ist die Regel. Welche Bedeutung dieser Umstand hat, ergiebt sich daraus, daß in Berlin von 1000 Kindern starben bei Ernährung

mit Muttermilch	eheliche	7,4,	uneheliche	11,
„ Ammenmilch	„	7,7,	„	—
„ Thiermilch	„	42,1,	„	63,2
„ Thiermilch und Surrogaten	„	125,7,	„	128,9.

Hierbei zeigt sich auch, daß Thiermilch bei größerer Sorgfalt manche Vortheile gegenüber anderen Verfahren der künstlichen Ernährung bietet, und die sorgfältige Sterilisirung der Milch dürfte in dieser Hinsicht noch weitere kleine Verbesserungen erreichen lassen, ohne daß aber ein voller Ersatz der Muttermilch je erzielt werden dürfte. Aber selbst dazu gehört Geld, Sorgfalt, Reinlichkeit, Zeit, — und Dies zusammen dürfte in den Arbeiterkreisen kaum genügend vorhanden sein, so daß dort, wo die künst-

Digitized by Google

liche Ernährung im Volke üblich ist, wohl stets mit Vorliebe Thiermilch und Surrogate verwendet werden dürften. Wie die aber hausen können, lehrt Schwaben in erschreckender Weise. Vielleicht darf ich noch ein Beispiel anführen, in welcher Weise Erfüllung der Mutterpflicht vortheilhaft, Entziehung davon aber nachtheilig wirkt. Im Kanton St. Gallen hat die Gemeinde Wartau, wo allgemein gestillt wird, eine Kindersterblichkeit im ersten Jahre von 60—100 auf Tausend, Diepoldsau, wo nie gestillt wird, unter gleichen örtlichen Verhältnissen aber eine Sterblichkeit von 380—480.

Bei den kolossalen Anforderungen, die in der Schwangerschaft an die Frau gestellt werden, ist jede Fehlgeburt, jede Totgeburt, aber auch jeder frühe Tod schon individuell ein großes Unglück, das zum Theil aber sich als eine Naturnothwendigkeit aus der Säugethiernatur des Menschen ergiebt.

Diese herbe Unannehmlichkeit für das Individuum ist zur Erhaltung der Art eine Nothwendigkeit. Deshalb muß aber auch dahin gestrebt werden, daß dieses Minimum nicht überschritten wird, daß also möglichst das Verhältniß von Norwegen angestrebt, das von England nicht überschritten wird, während Rußland trotz seiner starken Volkszunahme kein gesundes Verhältniß zeigt. Was darüber hinaus geht, ist nicht nur für die betroffene Mutter, sondern auch für das Volk bereits ein Unglück und kann, wenn Verhältnisse, wie sie in größeren Landesstrecken von Oesterreich und Bayern bestehen, geradezu zu einem Verbrechen am Volksthum werden.

Von einem sozialpolitisch reifen und hygienisch urtheilsfähigen Menschen muß die künstliche Beschränkung der Geburtenzahl bei unserem Kulturzustande noch für lange Zeit als ein Vergehen gegen Sittlichkeit und Volksthum bezeichnet werden. Nur ein der Zahl nach kräftiges Volk kann hoffen, seine Kultur anderen Völkern zu übermitteln und dort zu herrschen. Die Aufgabe einer einsichtigen Regirung muß es dann sein, den Geburtenüberschuß im Interesse des eigenen Landes zur inneren Kolonisation und durch eine gute Auswandererpolitik auch draußen zum Wohle des Mutterlandes zu verwenden. Die deutschen Regirungen zeigen leider, von der längst der Vergangenheit angehörigen Wiedergermanisation der urgermanischen Länder im Osten der Elbe und von den viel versprechenden Anfängen unter dem großen Kurfürsten und Friedrich dem Großen abgesehen, in den letzten Jahrzehnten nach der Hinsicht der inneren Kolonisation im Osten, Norden und Westen ein noch geringeres Verständniß für die Bedürfnisse des deutschen Volksthums als in der trostlosen Auswandererpolitik und den bisherigen geringen Leistungen der staatlichen Kolonisation. Und des heiligen römischen Reiches einstige germanische Ostmark hat im modernen Oesterreich für das staatenbildende und staatserhaltende deutsche Kulturelement, auf dem alle Kultur in Oesterreich und Ungarn beruht, kaum noch eine Spur des Verständnisses,

Digitized by Google

das mit der historischen Entwickelung gegeben sein müßte. Der große Geburtenüberschuß Rußlands bedroht die moderne Civilisation Europas dauernd mit asiatischer Barbarei, wenn nicht im Osten der Kampf wieder energischer auf der ganzen Linie aufgenommen wird.

Die Lösung der Frauenfrage nach der Seite der öffentlichen Gesundheit ist denn doch noch etwas Anderes als das individuell zugestutzte Gewäsch so vieler Frauenrechtlerinnen.

Wir finden aber auch in einzelnen Gegenden, deren Bewohner sich durch besondere Kraft auszeichnen, bisweilen auch ein Uebermaß von Mutterpflichten, wenn wir sehen, wie auf dem hohen Westerwalde am Rhein, ferner in Schottland und Norwegen, viele Mütter ihre Kinder 2 bis 3 Jahre stillen. Vielleicht wirkt hierbei aber auch die Volksansicht mit bestimmend, daß stillende Frauen nicht leicht schwanger werden. Auch eine zu große Zahl von Kindern kann bei gekünstelten Existenzbedingungen für die Kinder selbst nachtheilig wirken. Nach Brehmers reichen Erfahrungen sind selbst in wohlhabenden und nicht besonders zur Tuberkulose beanlagten Familien die ersten Kinder nicht gefährdet, während vom sechsten Kinde ab eine auffallend häufige Erwerbung von Tuberkulose vermerkt wurde. Unter einfacheren und natürlicheren Verhältnissen macht sich ein solcher Einfluß nicht bemerkbar und der Stolz einer Boerenfrau in Südafrika liegt, wie bei unseren Vorfahren, fast nur in der Zahl ihrer stets kräftigen Kinder. Für das französische Zwei-Kindersystem ist bei einem moralisch und körperlich gesunden Volk entschieden die Zeit noch nicht gekommen. Die unrichtige Ernährung bewirkt aber auch direkt das Entstehen von Krankheiten, die für die befallenen Individuen tötlich werden oder die Widerstandsfähigkeit und Leistungfähigkeit im Daseinskampfe schädigen und selbst auch die folgenden Generationen in Mitleidenschaft ziehen können. Die Trunksucht im Proletariate, wie sie in einzelnen Bezirken aller Großstädte, wenn auch vielleicht nirgends so toll wie im Osten von London, vorkommt, will ich nach dieser Richtung nicht schildern. Aber auch in den übrigen Gesellschaftklassen, vom Handarbeiter bis zu den höchsten, auch hier tonangebend sein sollenden, wird in der Ernährung der Kinder viel gesündigt. Doch muß ich mich auf einige Andeutungen beschränken.

Bei der künstlichen Ernährung kommt es leicht zur Rachitis, der sogenannten englischen Krankheit, in Folge unrichtiger Zusammensetzung der künstlichen Nahrung, und die Verwendung des Kneippschen Malzkaffees in der Kindernahrung stellt der Urtheilsfähigkeit der höheren Kreise kein glänzendes Zeugniß aus. Aber auch bei richtiger Zusammensetzung der Nahrung werden durch mangelhafte Reinlichkeit der Mutterbrust, der Flaschen, des Kindermundes, Bedingungen zum Entstehen von Krankheiten geschaffen.

Digitized by Google

Katarrhe, Schwämmchen (Soor), Diphtherie werden oft unmittelbar übertragen. Es kommt hierbei in Betracht, daß der Erwachsene z. B. Diphteriebakterien im Munde haben kann, ohne daß sie ihm schaden, während ihre Uebertragung auf ein Kind diesem eine tötliche Diphtherie zuziehen kann. Und nun sehe man sich einmal den Mund von so vielen Erwachsenen, besonders von Dienstboten und Ammen, an, und man wird es sofort begreifen können, daß von dort aus leicht Krankheiten auf die empfindliche Schleimhaut eines Kindes übertragen werden. Aber jede Klatschbase hält sich für berechtigt und verpflichtet, auch die Kinder von Fremden abzuküssen, und die Mutter empfindet Das als eine besondere Anerkennung ihrer Leistung. Das meiste Unheil richtet jedoch der Lutschbeutel (Zulp, Schlotzer) an, dessen Inhalt stets gährfähig ist. Wird dann diese Masse nach böhmischer Art aus gekautem Bisquit hergestellt, so braucht man sich doch wohl über gar nichts mehr zu wundern; und an solchen nationalen und internationalen Schweinereien finden dennoch gebildete Leute Gefallen, um nur von den Kindern nicht belästigt zu werden. Auch das unsinnige feste Einwickeln der Kinder, wie man es in Oesterreich ganz allgemein, aber vielfach auch noch in Deutschland findet, schädigt die natürliche kräftige Entwickelung des Kindes ungemein.

Schließlich wird dann die Säugling-Periode von einer Anzahl Kinder gut oder schlecht überwunden, aber die unsinnige Ernährung und verkehrte Pflege hört damit nicht auf. Eine dauernde Kontrole der Zähne und eine richtige Zahnpflege, von der oft die Zukunft des dauernden Gebisses abhängt, findet man nur ganz vereinzelt. Dann wird das Kind daran gewöhnt, enorme Mengen zu trinken, und zwar beim Essen selbst. Die großen Mengen warmer Suppen, mit denen die Magenwände erschlafft werden, genügen noch nicht. Das Kind muß lernen, seinen gesunden, natürlichen Widerwillen gegen diesen Unfug noch weiter zu überwinden; es lernt aber schließlich, jeden harten Bissen, statt ihn ordentlich zu kauen und einzuspeicheln, mit einem Schluck Getränk hinunterzuspülen. Mit Wasser fängt man an, mit Bier oder Wein wird fortgefahren, — und dann wundert man sich, wenn die Ernährung der Kinder immer mehr leidet. Dann muß aber ärztlich nachgeholfen werden und das Kind erhält zum Frühstück statt eines Stückes Brot, das ihm bekommen würde, 1 bis 6 (!) Eier oder Schinken, Wurst ꝛc. und dazu ein Glas Wein, wenn möglich Südwein. Daß auf diese Weise auch die Kinder von Fürsten und Grafen in der Ernährung zurückkommen und verhungern, ist doch ganz selbstverständlich. Die Eltern haben ihre Pflicht gröblich vernachlässigt aus Affenliebe. Auch diese Entziehung von der Erziehungpflicht fordert ungezählte Opfer.

Prag. Professor Dr. Ferdinand Hueppe.

Digitized by Google

Victor Schoelcher.

Eine Erinnerung.

„Senator Schoelcher ist gestorben". Die Wenigen in Deutschland, die sich Etwas dabei gedacht haben, als der Telegraph am zweiten Tage des Weihnachtfestes aus Paris diese vier Worte verbreitete, werden leicht zu zählen sein. Ich aber habe mir gar viel dabei gedacht und meine Gedanken weilen bei diesem merkwürdigen Manne, der es länger als ein Jahrzehnt in der Hand hatte, meine Thätigkeit nach Belieben zu fördern oder zu hemmen, und der unveränderlich sie nur gefördert hat.

Gemeint ist der Gesinnungs- und Kampfgenosse von Ledru-Rollin, Louis Blanc u. A., der, ein Mitglied der demokratischen sogenannten „Bergpartei", am 2. Dezember 1851 als einer der Leiter des Aufstandes in den Pariser Straßen focht, dort verwundet wurde, von Napoleon geächtet und seiner Güter beraubt, nach London floh, hier das Werk „Le crime du 2ème décembre" publizirte und mit dem Rest seines Vermögens als ein noch immer ziemlich reicher Mann bis 1870 ununterbrochen in England lebte. Er war es hauptsächlich, der die Emanzipation der Sklaven im französischen Westindien durchsetzte, wofür die dankbaren Farbigen ihn auch in die Nationalversammlung wählten. Er selber war kein Mulatte, wie seine etwas dunkle Gesichtsfarbe vermuthen ließ, sondern stammte aus dem Elsaß, hatte aber vom Deutschen nichts an sich als den Namen.

In London vertrieb er sich die Zeit nicht mit Konspiriren, wie seine robusteren Parteigenossen, sondern mit Literatur und Musik. Er besaß eine große allgemeine Bildung, doch nur geringe Fachkenntnisse; seine gesellschaftliche Erziehung war vollkommen; die hagere Gestalt und die Kleidung illustrirten leibhaftig den alten vornehmen Republikaner aus dem klassischen Zeitalter der „Menschenrechte".

Von Musik, der er sehr ergeben war, hatte er in Paris Alles gehört, sowohl die besten Werke wie die größten Virtuosen. Nur Eins traf er in England, was ihm neu war: die Musik Händels, und diese imponirte ihm. In dem Bestreben, das Bild dieses Komponisten sich auch durch die Kenntniß seines Lebens deutlicher zu gestalten, fand er die vorhandenen Biographien über Händel sehr dürftig und lückenhaft. Das Sammeln von Nachrichten und musikalischen Werken, anfangs ein angenehmer Zeitvertreib für ihn, wurde ihm bald eine ernste Angelegenheit. Die von ihm Beauftragten, denen er ihre Mühe reichlich vergalt, wußten ihn in der Meinung zu bestärken, daß er berufen sei, Händels Leben in einer bisher noch nicht vorhandenen Treue und Vollständigkeit zu beschreiben. Eine große Literatur wurde zusammengekauft, Lohnarbeiter trugen aus den Zeitungen des Briti-

Digitized by Google

schen Museums und anderswoher Notizen herbei. Sein Aufwand belief sich nach einigen Jahren auf reichlich 40 000 Mark und die Frucht davon, die der Oeffentlichkeit dargeboten wurde, bestand in einem Oktavbande von 443 Seiten, der 1857 bei Trübner in London als „The life of Handel by Victor Schoelcher" erschien. Nicht der Autor allein, sondern auch die musikalische Welt in England erwartete eine bedeutende Wirkung von dem Buche. Es kam hinzu, daß im selben Jahre die großen Händelfeste im Kristallpalast bei London ihren Anfang nahmen.

Gleichzeitig waren aber auch in Deutschland einige Personen zusammengetreten und hatten sich den Namen „Deutsche Händelgesellschaft" beigelegt, zu dem Zwecke, die Werke Händels in einer vollständigen Gesammtausgabe zu publiziren, und ich, als Einer von ihnen, brachte etwa ein Jahr nach Schoelcher ebenfalls eine Lebensbeschreibung Händels auf den Markt, wenn auch vorläufig nur den ersten Band. Damit war freilich zunächst nichts weiter bewirkt, als daß die deutsche Uebersetzung seines Buches, die sein Verleger Trübner ihm in sichere Aussicht gestellt hatte, unterblieb: aber man weiß doch, wie viele Feindschaften unter Autoren schon durch ein derartiges, rein zufälliges Zusammentreffen angefacht sind. Das Beste ist dann freilich, auseinanderzubleiben nach Abrahams Grundsatz: „Willst du zur Rechten, so gehe ich zur Linken". Aber hier war Das unmöglich.

Schoelcher hatte eine nahezu vollständige Kollektion der Händel-Literatur zusammengebracht, über die er auch einen zum Druck bestimmten, aber nicht publizirten „Catalogue raisonné" anfertigte. Bei diesem Sammeln, wo seine mangelhafte Fachkenntniß mitunter arg ausgebeutet wurde, ereignete sich ein Glücksfall, der in der musikalischen Literatur wohl einzig dasteht. Auf dem Lande, in der Nähe von Bristol, lebte eine Lady Rivers, die zu dem Verwandtenkreise des Herzogs von Wellington gehörte. Sie war ein Nachkomme von John Christopher Smith, der als Händels Schüler und Amanuensis seine sämmtlichen Musikalien erbte, auch die Oratorien-Aufführungen nach Händels Tode fortsetzte. Aus Dankbarkeit für eine ihm gewährte Pension schenkte dieser Smith oder Schmidt dem König Georg III. Alles, was Händel selbst geschrieben hatte und was jetzt im Buckingham-Palast aufbewahrt wird, behielt aber das Uebrige in seinem Besitz. Als er 1795 in Bath starb, gelangte diese Musik, deren Werth oder Umfang niemals genauer bekannt wurde, durch Erbtheilung an die genannte Dame und bei ihr gerieth der unbenutzte Schatz vollständig in Vergessenheit. Nach dem Tode der kinderlosen Lady Rivers wurde — etwa um das Jahr 1854 — ihr Nachlaß an Ort und Stelle versteigert. Dabei kam denn auch ein Haufen von vielen großen Bänden an die Reihe, der in erschrecklichem Durcheinander in einer Ecke lag. Der Auktionator war ziemlich sicher in

Digitized by Google

seiner Vermuthung, Dies müsse Musik sein. „Hier sind allerhand Noten: Was wird dafür geboten?“ Man bot einige Shilling und auch noch einen Sixpence mehr. Aber auf der Auktion war aus dem nahen Bristol auch der Buchhändler Kerslake zugegen, der mit alten Büchern handelte. Dieser trieb den Rummel in die Höhe, und als endlich das Bieten zum Stillstand kam, wurde ihm der Berg Papier für achtzehn Shilling und Sixpence, sage und schreibe achtzehn Mark und fünfzig Pfennige — zugeschlagen.

Das so Erworbene enthielt gegen 130 Bände Handexemplare von Händels Werken, die der Tonmeister lebenslang bei seinen Aufführungen benutzt und mit zahllosen Korrekturen, Aenderungen und selbst ganz neuen Kompositionen versehen hatte; ferner in 24 Bänden die Partituren sämmtlicher Kompositionen, Oratorien und Opern, von seinem Schüler Schmidt, die meistens nur in diesem einen Exemplar vorhanden sind; außerdem noch eine große, im Einzelnen leider nicht mehr nachweisbare Menge gedruckter und geschriebener Musik von anderen Komponisten, die wir ebenfalls als größtentheils aus Händels Nachlaß herrührend ansehen dürfen, wie denn das Ganze kurzweg als seine musikalische Bibliothek bezeichnet werden kann.

Kerslake hatte in seiner Unschuld von dem wahren Werth des Erlangten keine Ahnung, nur so viel meinte er nach und nach gefunden zu haben, daß Dies die Bände sein müßten, die Händel selbst geschrieben habe. Das setzte er auch in einen gedruckten Katalog, dabei machte er aber zugleich einen Preis, vor dem man schon Respekt bekommen sollte: „Händels eigne Handschriften zu seinen sämmtlichen Werken, so und so viele Bände, Preis 45 Guineen!“ (950 Mark.) Er eilte aber sehr mit Weile, denn der Katalog kam erst 1856, mehrere Jahre nach der Auktion, zum Druck. Dann wurde er in England versandt, anfangs aber von Keinem beachtet. Eines Tages jedoch trat der Verleger Trübner bei Schoelcher ein, hielt ein Heftchen hoch in der Hand und rief dabei: „Herr Schoelcher, was geben Sie mir für Händels Original-Manuskripte zu seinen sämmtlichen Werken?“ — Unsinn! seine Original-Manuskripte sind im Besitz der Königin im Buckingham-Palast. — „Nun, so lesen Sie hier!“ — Darauf wurde Kerslake in einem Briefe belehrt, daß er sich hinsichtlich der Original-Handschriften geirrt haben müsse, aber zugleich gebeten, einen Band zur Probe zu senden; und als dieser befriedigend ausfiel, wurde der Handel abgeschlossen.

Darob Entrüstung unter den zu spät aufgestandenen Eingebornen, — ohne Grund, denn der „Frenchman“ hatte ihnen durch seine gemüthliche Bedächtigkeit wahrlich Zeit genug zum Vorsprung gelassen und gestattete dann die Benutzung seiner Schätze mit einer etwas unvorsichtigen Liberalität ohne Ausnahme Jedem, der Interesse dafür zeigte.

So kam auch ich im Jahre 1858 an diese Quelle, als ich in London

Digitized by Google

das Material für die ersten Bände der Händel-Ausgabe sammelte. Unmittelbar vor mir hatte der Engländer Rimbault sie zur Ausgabe des Oratoriums Saul in einer Weise benutzt, die ihren Werth nicht entfernt ahnen ließ. Als ich dann den Schoelcherschen Besitz kennen lernte, gerieth ich in nicht geringe Aufregung. Denn Dies waren erst die wahren, für die Edition maßgebenden Partituren, denen gegenüber alles bisher zum Druck Gebrachte antiquirt erschien; und mir fiel damit die Aufgabe zu, die erste wirkliche, im Ganzen wie im Einzelnen treue Sammlung von Händels Werken zu veranstalten. Von diesem Augenblicke an war es meine Pflicht, ein solches Werk als meine Hauptaufgabe und alles Andere als Nebensache zu betrachten, nöthigenfalls auch dem Hauptzwecke zu opfern. Ein derartiges Opfer, und ein recht erhebliches, mußte hier gebracht werden. Um ein dauernd gutes Einvernehmen mit Schoelcher wenigstens meinerseits nicht zu stören, war ich entschlossen, der von mehreren Seiten unternommenen englischen Uebersetzung meiner Biographie Händels die Zustimmung zu versagen und das Werk trotz allem Drängen meiner Freunde vorläufig nicht zum Abschluß zu bringen. Dies war der eigentliche Grund, warum die genannte Biographie damals unvollendet liegen blieb. Störenfriede konnten nun nicht — was sie anfangs versuchten — fortwährend den etwas leichtgläubigen und leicht erregbaren Mann durch Vergleiche der beiden Schriften verstimmen, und es berührte ihn angenehm, daß ich ihm sagte, die Engländer besäßen sein Buch und die Deutschen das meine, wenn sie sich über Händels Leben unterrichten wollten. Auch sah er mit Wohlgefallen, daß die Förderung der Händel-Ausgabe mir wirklich die Hauptsache war; hierdurch aber konnte ich ihm alljährlich Neues bieten und erklären, was ihn nach und nach dahin brachte, seine bisherigen oberflächlichen musikalischen Rathgeber nicht mehr als Orakel zu betrachten. So bildete sich ein gutes, fast vertrauliches Verhältniß, das durch keinerlei Störung getrübt wurde.

Als ich eines Morgens bei ihm eintrat — es mag 1865 gewesen sein —, ließ er melancholisch den Kopf hängen. „Sie sehen mich in schlechter Laune, mein Bankier in Paris schreibt mir heute früh, daß ich durch Bankerott Verluste von 600 Lstrl. gehabt habe. Das trifft mich jetzt härter als früher, denn seit Bonaparte mich beraubt hat, bin ich kein reicher Mann mehr." Ich zeigte auf den Schrank mit den Händelschen Partituren und sagte: „Wollen Sie die 600 Lstrl. dafür wieder haben?" Lächelnd wehrte er ab; aber wir konnten doch damals wie später die Eventualität besprechen, daß die Bücher in eine andere Hand übergehen würden, und wir waren über die Nothwendigkeit, sie der Händel-Ausgabe zugänglich zu erhalten, durchaus einer Meinung. Auch wurde mir eventuell das Vorkaufsrecht zugesichert.

Schoelcher war niemals verheirathet. Er wurde älter und älter,

Digitized by Google

ohne daß der erhoffte Zusammenbruch von „Bonapartes“ Herrschaft erfolgte, und er dachte an die Ordnung seiner Sachen. Gegen Ende des Jahres 1869 schrieb er mir, er sei jetzt entschlossen, die Händel-Manuskripte zu verkaufen, und nannte einen Preis, für den ich sie haben sollte. Ich nahm die Werke zu dem geforderten Preise, hatte in seinem Briefe aber eine Bemerkung übersehen, die den Verkauf noch von seiner schließlichen Zustimmung abhängig machte, und gerieth dadurch in Bedrängniß. Unser Privathandel war inzwischen ruchbar geworden, ein Agent kam und brachte ihm ein viel höheres Angebot. Hier sollte ich nun den Ehrenmann kennen lernen. Auf meine briefliche Darlegung, daß ich gezwungen sei, zu kaufen, aber weiter nichts von ihm beanspruche als das Recht des Vorkaufs und ihn nun bitte, den Preis zu bestimmen, den ich zahlen solle, — überließ er diese Werke mir für 800 Lstrl. (16 000 Mark), obwohl ihm bereits 1000 Lstrl. von der Londoner Kristallpalast-Gesellschaft geboten waren und keine große Geschäftskenntniß dazu gehörte, um zu wissen, daß die Summe durch geschicktes Abwarten vielleicht auf das Doppelte zu bringen war. Seine kaufmännischen Freunde ließen es auch nicht an Vorwürfen fehlen, aber niemals hat er später gegen mich geäußert, daß er mir ein Geschenk gemacht habe. Als Freund und Förderer der Kunst, nicht als Spekulant, hatte er dieses Geschäft betrieben, und Das gewährte ihm volle Befriedigung.

Im April 1870 wurde die Sache abgewickelt. Bevor es geschah, ging ich zu Robert Bowley, dem damaligen Direktor des Kristallpalastes, einem früheren Schuster, der die 1000 Lstrl. geboten hatte. „Ich würde auch höher gegangen sein“, sagte er mir sofort. „Das bezweifle ich nicht; aber für Sie war der Kauf ein Geschäft, für mich eine Nothwendigkeit, ich kann die Werke für meine Ausgabe nicht entbehren.“ — O, die hätten Sie von mir so gut wie von Schoelcher bekommen, entgegnete er. „Davon bin ich überzeugt: aber sind Sie im Stande, mir diejenige Sicherheit zu geben, welche unter allen Umständen, auch beim Besitzwechsel, die Benutzung dieser Handschriften für mich sicher stellt?“ Nein, das kann ich freilich nicht, sagte er. „Nun, darum mußte ich kaufen, obwohl es weder für mich noch für die Händel-Ausgabe geschehen kann und ich deshalb genöthigt bin, unter Hamburger Musikfreunden eine Sammlung zu veranstalten, um die Werke dann der dortigen Stadtbibliothek zu übergeben.“

Falls ein befriedigendes Abkommen mit Bowley möglich gewesen wäre, etwa in dem Sinne, daß diese Manuskripte nach einer gewissen Zeit an das Britische Museum fallen würden, war es wirklich meine Absicht, dann Herrn Schoelcher sein Wort zurück zu geben. Diejenigen unter uns, welche mich gelobt, und die Anderen in England, welche mich dafür angefeindet haben, daß ich die kostbaren Handschriften nach Deutschland brachte,

Digitized by Google

ereiferten sich beide unnöthig. Ich würde es ganz in der Ordnung gefunden haben, wenn sämmtliche Quellen zu Händels Werken nach wie vor in England vereinigt geblieben wären; ich habe später in einem einzelnen Falle auch selber dazu mitgewirkt. Das Einfachste wäre gewesen, Schoelcher hätte seine Sammlung für 1000 Lstrl. dem Britischen Museum überlassen. Ich fragte ihn im Laufe der Jahre wiederholt, ob das vielleicht geschehen würde Er lehnte es aber stets ab, weil das Museum durch die Art, wie es eine frühere Offerte von ihm zurückwies, ihn verletzt hatte.

Im Juli 1870 war ich abermals in London, eilte aber, als der Krieg ausbrach, zurück, ohne Schoelcher gesehen zu haben. Schon im August, nach den ersten verlorenen Schlachten, ging er nach Paris; er war damals 66 Jahre alt. Hier war er einer der Ersten von Denen, welche die Republik ausriefen, obwohl anfangs vergeblich; erst nach Sedan war die Menge mürbe dafür. Dann kam die Zeit der Belagerung, wo Schoelcher Oberst der Pariser Freiwilligen-Artillerie war. Kaum war der Friede geschlossen, so brach der Kommune-Aufstand aus. Schoelcher, als Mitglied der Nationalversammlung, geachtet und beliebt bei dem Volke, ging als Friedensvermittler zwischen der Regirung in Versailles und den Kommunisten in Paris hin und her, begab sich, mit der Schärpe als Kennzeichen des Abgeordneten umgürtet, unter die kämpfenden Banden, um Blutvergießen zu verhindern, und wäre auf ein Haar einmal bald als vermeintlicher Spion erschossen worden.

Sein Londoner Heim hatte er nur verlassen, nicht aufgegeben. Im Sommer 1871 kehrte er dorthin zurück. Im Herbst des selben Jahres besuchte auch ich wieder London. „Den Schoelcher werden Sie nicht wieder sehen", sagte mein Freund Wolf, der damalige Leiter des Musikhauses Schott & Co. in London, „denn er hat geschworen, keinen Deutschen in sein Haus zu lassen, bevor nicht Elsaß und Lothringen wieder französisch geworden sind." Darauf rief ich die erste Droschke an, die vorüber fuhr: „Wohin?" Cook's Ground, Chelsea! Wolf lachte: „Na, glückliche Reise. Nachspiel zum deutsch-französischen Kriege!"

In Cook's Ground hatte Schoelcher sich in halbwegs ländlicher Weise einen hübschen Garten geschaffen und darin ein bequemes, mehr französisch als englisch eingerichtetes Häuschen aufgeführt. Sein Hauswesen, Hilfsarbeiter abgerechnet, wurde nur von zwei weiblichen Personen geführt, einer steinalten Mulattin, Madame Constance, die seine Amme gewesen war, und einer Engländerin, die Miß Elisabeth genannt wurde. Diese war für uns Besucher die Hauptperson; ich lese jetzt in den Zeitungen, daß sie mit ihrem Herrn nach Frankreich gezogen ist und ihn bis an sein Ende gepflegt hat. Eine treuere Seele konnte er gewiß nicht finden.

An der mir so wohl bekannten Gartenpforte angelangt, klingelte ich

Digitized by Google

und bald erblickte ich auch das freundliche Gesicht der Miß Elisabeth, die mir öffnete. Herr Schoelcher war zu Hause. „Und wie gehts Madame Constance?" „O, die ist im letzten Winter gestorben, sie hat sich so geängstigt, als Herr Schoelcher in Paris war; Sie wissen, sie liebte ihn wie ihren Sohn; es hat ihr nichts gefehlt, sie ist aus bloßer Angst gestorben". So sollte ich also diese seltsame Greisin mit dem Turban und den dunkeln leuchtenden Augen nicht wieder sehen, auch nicht mehr die Lingua Franca hören, in der die beiden Frauen sich zu verständigen pflegten.

„Herr Schoelcher ist in der Bibliothek, bitte gehen Sie hinauf" — so gedachte Miß Elisabeth in gewohnter Weise mir die Thür zu öffnen, ohne mich erst anzumelden. Ich glaubte aber, in diesem Falle der Form völlig genügen zu müssen, und sandte deshalb zuerst meine Karte hinein. Bald darauf hieß es: „Bitte, treten Sie ein". Schoelcher empfing mich ein wenig formell und in gedrückter Stimmung. Nach dem ersten „Wie gehts?" sagte ich: „Wir haben uns lange nicht gesehen" — — Nein, lange nicht — — „Und schreckliche Ereignisse haben inzwischen stattgefunden" — — O, o, furchtbare! — „Doch ich bin erstaunt, Sie so wohl aussehend zu finden, ich fürchtete, solche Erlebnisse würden Sie körperlich viel mehr mitgenommen haben, und nun sehen Sie fast frischer aus als zuvor". Hierauf erheiterte er sich und sagte in dem ihm eignen Ton milder Güte: „O ja, ich bin ganz wohl. — Setzen wir uns".

Dann hockten wir nieder am erwärmten Kamin — es war ein kalter Tag — und waren bald mitten in den Ereignissen der letzten zwölf Monate. Schoelcher erzählte von seinem ersten mißlungenen Versuche, die Republik auszurufen, und sagte emphatisch: „Die Franzosen sind nicht mehr das frühere Volk, sie sind unter Bonaparte degenerirt, es fehlt der alte Schwung und Enthusiasmus. Wir haben nun die Republik und haben sie auch nicht; es ist die Republik von Monsieur Thiers; was daraus kommen wird, weiß man nicht. Jeder sucht das Seine. Nominell haben wir einen großen republikanischen Verein von mehreren hundert Mitgliedern; bei den wirklichen Versammlungen aber, in denen alle wichtigen Angelegenheiten vorberathen werden, sind noch niemals mehr als fünfundzwanzig Personen zugegen gewesen. Gambetta ist es hauptsächlich, der die Uebrigen zurück hält. Er ist nur da, wo er selber dominiren kann; sich eine Partei zu schaffen, liegt ihm mehr am Herzen als republikanisches Wohl. Ich glaube nicht, daß er sich eine Krone aufsetzen wird, wenn er zur Macht gelangt; aber mit allen Mitteln strebt er dahin, Diktator zu werden." Ueber derartige Vorgänge im Innern der republikanischen Partei unterhielten wir uns eine Stunde lang. Wenn Schoelcher im Laufe des Gesprächs den Ausdruck „Unsere Feinde" gebrauchte, so meinte er damit nicht etwa die Deutschen, sondern immer nur die französischen Royalisten.

Digitized by Google

Als der Name des Fürsten Bismarck genannt wurde, entrang sich seiner Brust ein schmerzlicher Seufzer, denn er theilte die Ansichten seiner Landsleute über den „homme terrible"; namentlich in den beiden Punkten daß der Fürst beabsichtige, Frankreich zu ruiniren und besonders die Republik umzubringen. Hier konnte ich wahrnehmen, daß Schoelcher meinen Worten sein früheres Vertrauen bewahrt hatte. Zwar, als ich ihm entgegnete, die Franzosen befänden sich nach meiner Ansicht in einem bedauerlichen Irrthum, sah er mich verwundert an, hörte mir dann aber ruhig zu, wie er zu thun pflegte, wenn ich ihm ein unbekanntes Werk von Händel zeigte und erklärte. Darauf meinte er: „Wenn es so ist, wie Sie sagen, und Fürst Bismarck namentlich unsere republikanische Staatsform loyal achten sollte, dann hätten wir uns allerdings ein falsches Bild von ihm gemacht." Daß meine Ansicht in diesem Punkt nicht unrichtig ist, sagte ich, werden Sie hoffentlich noch selber erleben.*)

Unsere damalige Unterhaltung endete noch mit einem kleinen Geschäft Schoelcher hatte mich schon früher gefragt, ob ich die von ihm gesammelte Händel-Literatur nicht ebenfalls für Hamburg erwerben könne. Ich mußte ihm leider sagen, daß der schöne Plan, auf solche Weise die ganze, in ihrer Art einzige Sammlung zu vereinigen, nicht ausführbar sei, setzte aber hinzu, daß es beklagenswerth sein würde, wenn nicht wenigstens die Kompositionen von Händels Schüler Schmidt mit denen des Meisters zusammen bleiben könnten. Dem stimmte er zu und überließ mir darauf die 24 Bände zu einem sehr mäßigen Preise. Seine übrige Händel-Literatur übergab er später als ein großartiges Geschenk dem Pariser Konservatorium.

Meiner Ausgabe von Händels Werken bewahrte er seine Theilnahme bis ans Ende. Noch vor wenigen Jahren erhielt ich einige Zeilen von ihm, in denen er seine Freude über den steten Fortgang des Werkes aussprach und mich dazu beglückwünschte. Er empfand offenbar eine gewisse Genugthuung darüber, daß er meine musikalischen Zwecke gleich anfangs richtig erkannt und seit einer so langen Zeit wohlwollend gefördert hatte. Unsere persönliche Verbindung bestand ungestört durch dreißig Jahre.

Einen edlen Menschen aus dem Grunde kennen lernen, ihm nahe kommen, seine Achtung gewinnen, sich an ihm erwärmen und rein menschlich mit ihm verkehren, ist in unserm flüchtigen Leben immer ein großer Gewinn, und ein doppelter, wenn Völkerzwiste es erschweren, daß man sich die Hand reichen kann.

Friedrich Chrysander.

*) Es sind so viele Bücher über den Fürsten Bismarck geschrieben worden, aber eine sachkundige Darstellung seiner französischen Politik von 1870 bis 1890 ist unter ihnen leider noch immer nicht zu finden. D. H.

Digitized by Google

Sonette

von Giuſeppe Gioachino Belli, überſetzt von Paul Heyſe.*)

Laßt ſie nur ſchimpfen!

Sie ſagen wohl, der Papſt ſei ſchlimm; doch der
Iſt ſeelensgut, das müßt Ihr doch geſtehen.
Wer von ihm ſchlecht ſpricht, hat ihn nie geſehen,
Und ſolchem Lügenmaul gebt kein Gehör.

Jüngſt bei Caſtel Gandolfo kommt er her.
Ich werf' mich hin, da bleibt er bei mir ſtehen
Und reicht mir salva venia die Zehen
Zum Kuß; kein Lamm kann ſanfter ſein als er.

Noch mehr: mit einer Demuth ſondergleichen
Inkommodirt der heil'ge Mann ſich gar
Und giebt mir mit erhob'ner Hand den Segen.

Ja, läßt mir armem Eſel, der ich war,
Weil ich wie'n Klotz ihm noch im Weg gelegen,
Die rechte Seite, um mir auszuweichen!

Martha und Magdalena.

Nein, Jeſus Chriſt, fing Martha an zu klagen,
Die Magdalena treibt's fürwahr zu bunt.
Nur Meſſe, Roſenkranz, Novenen und
Kreuzwege — 's iſt bei Gott! nicht zu ertragen!

Ich muß mich Tag und Nacht im Haushalt lagen,
Arbeite mich zu Schanden wie ein Hund,
Und dieſes Heil'genbild rührt Hand und Mund
Nur wenn die Eſſensſtunde hat geſchlagen.

*) S. No. 14 der „Zukunft".

Digitized by Google

Hör', Martha, sprach darauf der Heiland, Du
Bist noch nicht reif und würdig, zu verstehen,
Daß doch das bessre Theil Maria wählte.

Und Martha drauf: Das geb' ich Euch nicht zu!
Wollt' ich es auch so machen, möcht' ich sehen,
Wie's dann im Haus an allen Ecken fehlte.

Das Heilmittel für die Staatsfinanzen.

Nur sachte, lieber Herr, mit hitz'gen Worten!
Die sind mit guten Gründen nicht verträglich.
In diesem wind'gen Nest*) steht's ja so kläglich,
Als öffne dem Bankrott man selbst die Pforten.

Wie? giebt's in Rom und an zehntausend Orten
Nicht Diener Gottes, denen Alles möglich,
Die ihre zehn bis zwanzig Wunder täglich
Leicht könnten thun, und das von allen Sorten?

Warum nun macht man nicht 'nen Ueberschlag,
Was noth ist, die Bedürfnisse zu decken,
Und überläßt das Wie den lieben Pfaffen?

Wem Wunder zu Gebot stehn, der vermag
So leicht, wie einen Toten aufzuwecken,
Wohl auch ein paar Milliönchen herzuschaffen.

Der gute, gute Mann.**)

Wie zärtlich Monsignore mit mir thut,
Ist nicht zu glauben, Freund Bastiane. Wißt,
Der liebe arme Herr hat nicht geruht,
Bis Hanna meine Frau geworden ist.

Ihr solltet sehn, wie er mein Fleisch und Blut,
Sein Pathchen ist 's ja, wiegt und herzt und küßt.
So recht ein Freund und Gönner, herzensgut,
Ein redlicher Prälat und frommer Christ!

Die Nacht, da Hanna ihre Weh'n bekam,
War's nicht, als ob er an sich selbst empfände
Die Schmerzen der Geburt, statt meinem Weibe?

*) In sta tor-de-venti, in diesem allen Winden ausgesetzten Thurm dieser unglückseligen Stadt. Eigentlicher wohl auf den Vatikan gemünzt, da dessen Garten, der della pigna heißt, durch einen halbrunden Thurm, die sogenannte Torre de' venti, abgeschlossen wird.

**) Nach dem römischen Sprichwort: Tre volte buono vuol dir co . . .,

Digitized by Google

Daß er sich's gar so sehr zu Herzen nahm,
War nur die pure Angst, es stürb' am Ende,
Weil's ein Sechsmonatkind, im Mutterleibe.

Die Audienz bei Monsignore.

Ich sage nicht, geh nicht zu Monsignore.
Dein gutes Recht soll man Dir nicht verwehren.
Doch geh nicht hin nach Tisch, Dich zu beschweren,
Da hat er was im Kopf, Freund Salvatore.

Da drusselt er denn so auf einem Ohre
Und läßt nicht gerne sich im Rülpsen stören,
Vielleicht auch scherzt er dann — in allen Ehren —
Mit einer hübschen Lalla oder Lore.

Kann sein, er spielt auch blos mit seinem Hündchen,
Will sich am Anblick seines Gelds vergnügen,
Ein Bischen fluchen im verschlossnen Zimmer.

Drum geh nicht zu ihm im Verdauungstündchen.
Denn morgens freilich kannst Du Unrecht kriegen,
Recht aber, Freundchen, kriegst nach Tisch Du nimmer.

Die Soldaten.

Sie müssen diese Sachen doch verstehen,
Don Sisto, sag' ich. Sagen Sie mir, bitte,
Ob Christus auch, wie 's heutzutage Sitte,
Soldaten mitnahm beim Spazierengehen.

Sie wissen ja, wie böse Menschen schmähen,
Sein Stellvertreter sei auf Schritt und Tritte
In Kirchen, Straßen und zu Haus, in Mitte
Von seiner Söldnertruppe nur zu sehen.

Sohn, sagt er, Ihr seid dumm. Ihr solltet wissen,
Vom Fluch der schweren Sünden kann die Welt
Nur die ecclesia militans erlösen.

Drum kann der Papst nicht die Soldaten missen,
Und hätte Christus sich ein Heer bestellt,
Wär's wahrlich besser auch für ihn gewesen.

Digitized by Google

Eine hiſtoriſche Poſſe.

Iſt Berlin eine deutſche Stadt? Sonnabend dachte ich wieder einmal der Frage nach. Im Leſſing-Theater war die angeblich von Sardou verfaßte Poſſe Madame Sans-Gêne aufgeführt worden und ich ſtand auf der Kronprinzen-Brücke, am Friedrich-Karl-Ufer. Das ſind ſehr deutſche Namen und — links eine Kaſerne, rechts das allzu freundlich winkende Kriminalgericht und überall lockende Kneipenlichter —: nein wirklich, Berlin iſt doch wohl eine deutſche Stadt. Eben erſt aber hatte Ganzberlin ein ſpottſchlechtes Stück bejubelt, deſſen einziger Reiz in der anekdotiſchen Verherrlichung des Mannes beſteht, der mit plumpem Abſatz die deutſche Erde zertrampelt, einen ſchwächlichen Preußenkönig brutal zu Boden getreten und deſſen ſchöne und gute Frau rüde beſchimpft hat. Ein Theaterdirektor, der Aehnliches den Pariſern vorzuführen wagen wollte — ein ſpottſchlechtes Stück, das etwa der Verherrlichung unſeres alten Kaiſers oder gar Bismarcks diente —, würde wahrſcheinlich gelyncht und mindeſtens ausgepfiffen werden; und der alte Kaiſer und Bismarck waren doch — hoffentlich hörts Liebknecht nicht — in der Nothwehr und ſie haben Frankreich auch dann gar nicht einmal napoleoniſch behandelt. Ganzberlin aber hatte vor Freude ſich nicht zu laſſen gewußt, als dieſer Napoleon mit ſeiner früheren Wäſcherin ſo nett ſcherzte; und als er einem deutſchen Oeſterreicher gar die Treſſen vom Rocke riß und den armen Jungen mit rohem Schimpf ohrfeigte, da tobte der Jubel zum Höhepunkt. Und nun kamen die Leute aus dem Theater und meinten: „Es war reizend heute!“ und ich ſtand auf der Kronprinzen-Brücke, am Friedrich-Karl-Ufer, und dachte: Nein wirklich, Berlin iſt doch wohl keine deutſche Stadt.

Solchen Gedanken nennt man leicht chauviniſtiſch; aber Das iſt er nicht. Vor einer Kunſtleiſtung beuge ich mich gern ſehr tief, mag ſie meinetwegen auch von einem Aramäer vermocht ſein, und trotzdem Katkow und Déroulède ſehr bösartig auf Deutſchland geſchimpft haben, halte ich Katkow dennoch für einen ſtarken Publiziſten und Déroulède für einen nicht unbeträchtlichen Lyriker. Die république des lettres, die ſelbſt Bonaparte gegen Herrn de Fontanes einſt vertheidigte, iſt durch Schlagbäume nicht abgegrenzt und ich bin, wo es ſich um Kunſtprodukte handelt, in der eben ſo angenehmen wie ſeltenen Lage, mit dem leitenden General in einer Anſicht übereinſtimmen zu dürfen, in der nämlich, daß Deutſchland ſeinen Bedarf augenblicklich nicht ſelbſt decken kann. Den Bedarf an Brotgetreide:

Digitized by Google

ja, sobald der Körnerbau wieder lohnend gemacht wird; den Bedarf an künstlerischer und literarischer Unterhaltung: nein, mit dem großen und mit dem kleinen Ploetz an der Spitze wird kein Bund der Kunstwirthe den uns zu sichern vermögen, weil in Deutschland der leichte Boden fehlt, auf dem rasch und mühelos die geistige Alltagsnahrung zu ernten ist, und weil die Grenzsperre hier nicht nur den Konsumenten, der mir auch dabei ganz gleichgiltig ist, beeinträchtigen, sondern auch den spärlichen Produzenten nicht nützen würde. Von Chauvinismus also keine Spur. Wird aber eine lüderlich hingeschleuderte Marktwaare importirt, deren Werth auch für Frankreich nur darin besteht, daß sie den Modestempel des nicht unbedenklich sich wieder regenden Napoleon-Kultus trägt, dann reckt eine Frage des nationalen Taktes sich empor und eine deutsch empfindende Menge hat, so sollte man meinen, die Pflicht, den Schmuggelversuch unzweideutig abzulehnen. Charleys Tante im Neuen Palais und im Königlichen Opernhause théâtre paré, wie es küchenfranzösisch auf dem Zettel heißt, für Herrn Leoncavallo: eigentlich wäre es damit genug; aber Madame Sans-Gêne im Hause Lessings —: nein, Das geht am Ende doch über den Spaß.

Es giebt — ich bitte um Entschuldigung, wenn ich diesmal etwas prozessualisch denke — es giebt mildernde Umstände. Zwei sogar. Erstens ist das Stück so unsäglich schlecht, daß es gefallen muß. Das eigentliche Stück, das uns zeigt, wie eine Vorstadtunschuld höfische Sitte nicht lernen kann, aber auch höfische Unsitte nicht, und wie die frühere Waschfrau und jetzige Herzogin die üppigen Hermelindamen derb abtrumpft. Diesen ungeschliffenen Diamanten, dieses täppische Kindergemüth, kennen wir seit manchem Jahr: es hieß Lorle und Haideröse, es war Regimentstochter, Blaubarts Boulotte und Madame L'Archiduc und in einem uralten deutschen Schwank — „Erziehung macht den Menschen" — spreizte es sich sehr ergötzlich. Es ist eine von den Gestalten, die auf der Bühne immer wirken; nach der Mode des Tages pflegt man sie jetzt etwas umzuformen, so ins feruell Anrüchige, weil das sehr beliebt gerade ist, und dann sagt sie ungefähr: Ja, ich bin eine Dirne, aber Ihr, Ihr reichen Damen, die Ihr . . und so weiter. Und dann klatscht Ihr Damen, die Ihr . . , und Ihr Herren, die Ihr auch, Ihr fühlt ein menschliches Rühren, namentlich, wenn die Börse schlecht war oder der Ahlwardt umgeht. Madame Sans-Gêne ist alte Schule, ohne jeden Wildgeruch, an Tugend und Sittsamkeit überreich. Und wenn das Stück wirklich von Sardou sein sollte — ich bin überzeugt: es ist von dem auf dem Zettel des Lessing-Theaters unterschlagenen Herrn Emile Moreau und der Theatermeister hat es nur glänzend aufpolirt —, dann müßte ich glauben: der fabelhaft geschickte und mit Erfindung, Witz, Verve, mit Temperament und technischem Können auch beinahe fabelhaft begabte Mann wollte einmal

Digitized by Google

die ganze Verachtung des Theaters, die ein von lärmenden Theatererfolgen erfülltes Leben ihm ganz sicher eingeflößt hat, sich von der Seele inszeniren. Sardou hat Rabagas geschrieben, eine Posse von aristophanischer Frechheit, eine ganz hoch kletternde Satire, unter der ganz tiefe Abgründe sich aufthun, — und man hat sie ausgezischt; La Haine, eine künstlerisch ernste Arbeit, — und sie hat „nichts gemacht"; in Divorçons hat er an zwei meisterhaft gesehene und musterhaft geführte Akte eine zotige und knotige Burleske geklebt, die mit dem Stück nichts zu thun hat, — und diese cabinet particulier-Komik hat den Kassenerfolg gebracht. Warum sollte er jetzt nicht gewettet haben: Paßt auf, ich bringe die ältesten Späße, bringe sie so vergröbert und verniedrigt, wie mirs nur möglich ist; ich verzichte auf jede technische Kunst, leime die Szenen locker zusammen und schmiere im schlimmsten Zeitungstil einen schnöden Dialog, — und ich werde mindestens hundert Vorstellungen haben? Er hätte die Wette gewonnen und Jeder würde sie jedesmal gewinnen, wenn er das Ganzschlechte so gut und so glatt wie Sardou bühnengerecht hobeln kann. Im Pariser Vaudeville herrscht Madame Sans-Gêne schon seit den letzten Oktobertagen und ihres Herrschens Ende ist noch nicht abzusehen; und auch in Berlin kann sie zu hohen Ziffern kommen, wenn die Zeitungleute, die nur schaden und niemals nützen können, dem Publikum nicht wieder den Spaß verekeln; denn das Publikum hat sich ganz wundervoll amusirt.

In Paris soll das Stück ganz ausgezeichnet gespielt und mit dem raffinirtesten Geschmack ausgestattet worden sein; drei allererste Regisseure — Sardou, Porel und Albert Carré — standen gemeinsam am Werke und die geistreiche Genialität der Réjane hüpfte über die toten Strecken hinweg und ironisirte den Macher des Stückes und das gedunsene Theatergespenst, mit dem sie spielte, statt es zu spielen. In Berlin war die Ausstattung weder echt noch reich, in den Komparsenrollen begrüßten uns immer wieder die selben Gesichter und von Schauspielkunst konnten nur die im Geist Armen reden, die immer wieder die „dankbare" Rolle mit der Leistung des Darstellers verwechseln und die es glücklich dahin gebracht haben, daß von Jahr zu Jahr in Berlin erbärmlicher gespielt wird. Der Herr, der den Marschall Lefébvre machen sollte, eine der besten Rollen des Stückes, wäre vor drei Jahren noch unmöglich gewesen, und Herrn Sauer, der mit dem witzig gesehenen allerliebsten Schuft Fouché nichts anzufangen wußte, hätte ein Regisseur, der nicht auf die Tapeten und auf die Toiletten guckt, sondern auf die Worte hört, sehr ernstlich in strenge Schulung genommen. Aber der Regisseur des Lessing-Theaters scheint weder zu wissen, daß eine Wäscherin, die man La Roussotte nennt, nicht von einem kohlschwarzen Dämchen gespielt werden, noch, daß er dem Korsen, der Englisch nicht lesen

Digitized by Google

konnte und sich täglich von einem Sekretär Uebersetzungen der ihn und seine Familie betreffenden Ausschnitte vorlegen ließ, nicht eine englische Zeitung in die Hand geben darf. Und die Hauptrollen? Hedwig Niemann hätte Madame Sans-Gêne möglich, Fräulein Lehmann hätte sie erträglich gemacht, weil sie wenigstens natürlich ist, munter, drollig und robust. Fräulein Groß war und wird nie eine Schauspielerin; sie wirkt nicht so beleidigend wie das Fräulein Reisenhofer, das mit Herrn Grube wohl den tiefsten Punkt des Berliner Theaterwesens bezeichnet; Fräulein Groß sieht sehr hübsch aus, sie trägt unbeschreiblich prachtvolle Kleider, sie hat mehr Brillanten als alle ihre Genossinnen zusammen, und bevorzugte Kritiker sollen manchmal bei ihr sehr gut essen. Im Uebrigen: das Talent und die Routine eines reizenden Schreipüppchens und die Manieren einer Thiergartenheldin, deren Gatte in Northern-Pacific früh genug aufgehört hat. Diese parfumirte und soignirte Dilettantin wollte ein dralles Naturkind sein, zirpte und machte sich niedlich nach der Kunst der Réjane, war als Wäscherin thiergartenfein und als Herzogin lerchenfeldroh, und in den Zeitungen las man dann, sie habe das Stück gerettet und „sich selbst übertroffen". Herrn Reicher, der mit Engels und Matkowsky zu unseren Besten und Letzten gehört, möchte ich mit einer Kritik seiner Leistung als Napoleon nicht kränken; er hat sich für die Rolle wohl nicht interessirt; jedenfalls hat er keine Ahnung davon, was Das heißen will: Napoleon, — wie der Mann aussah, wie er gekleidet war, wie er sich benahm, wie er sprach und welchen unheimlichen Schrecken er verbreitete. Der Mann sah wirklich nicht so aus wie Herr Reicher, er sprach und benahm sich auch nicht so und blinzelte nicht mit dieser müden Ironie in die bebende Welt. Der Mann war ganz anders . . .

Aber —: wie viele Leute im Theater, auf und vor der Bühne, wußten denn überhaupt Etwas von Napoleon? Damit, meine Herren Richter, komme ich endlich zum zweiten mildernden Umstand. Die ungetrübte, völlige Unkenntniß der vorgeführten Zustände hat es bewirkt, daß die versammelte ganzberlinische Geistesaristokratie, Publikum und sogenannte Kritiker, gar nicht merkte, wie sie ihres Lachens und Klatschens sich eigentlich schämen mußte, und daß ihrs nicht aufdämmerte, wie der Stoff zu einer sehr bitteren historischen Posse hier schmählich verthan worden war.

Zweimal war Sardou — oder Moreau — ganz nahe daran, so nahe, daß man, wie in dem hübschen Gesellschaftspiel, wo Einer mit verbundenen Augen Etwas sucht, immer rufen mochte: Es brennt! Das war im dritten Akt des Stückes, dem einzigen, der von unten her mitunter wenigstens in die Literatur hineinschielt. Der Sergeant Lefèbvre ist Marschall von Frankreich geworden, und seine Käthe, die erst Wäscherin

Digitized by Google

und dann Marketenderin war, ist nun die Frau Marschallin und Herzogin von Danzig. Aber sie benimmt sich wirklich zu schlecht, der Kaiser hat in seinem Hofgestüt für Lefèbvre auch schon eine andere Paarung bereitet; also Scheidung, — und Napoleon selbst will der Madame Sans-Gêne sagen, daß sie sich drein ergeben muß. Sie soll kommen; vorher aber kommen die Schwestern des Imperators, Maria Carolina und Elisa. Ob Reicher und die beiden hübschen Damen, die Neapel und Toskana vertraten, wohl ahnten, was sie da spielten? Josephine, die selbst in der Galanterie lange Lehrjahre durchgemacht hatte und die den in das wichtige Bett des Barras verschlagenen kleinen Korporal schließlich vielleicht am Besten kannte, hat der Frau von Rémusat erzählt, Bonaparte habe seine Schwestern, eine nach der anderen, verführt. Und von Taine wissen wir, daß die beiden Prinzessinnen harte Herrscherköpfe auf sehr weiblichen Leibern hatten, von denen sie einen verschwenderischen Gebrauch machten. Das Alles klingt in der sauber gearbeiteten Szene an: Ehrgeiz, Eitelkeit, ein Ton, der unter Geschwistern nicht üblich ist, aber von der Maitresse zum Gebieter und Herrn, und auch das hündische Winseln, das der fette Tyrann von seiner Umgebung verlangte, leisten die wüsten Mädels sehr spaßhaft. Am Ende gerathen sie an einander, fluchen auf gut Korsisch sich an und der Geweihte des Herrn fährt mit der Feuerzange dazwischen: Basta! Basta! Schade, daß Mama Laetitia fehlt, von der Napoleon die Statur und des Lebens ernstes Führen geerbt hat, mit ihrem ewig unheimlichen Mahnruf: Pourvou qué ça doure! Diese Verständigste aus der feinen Famlie hätte ich gern noch gesehen, sie, die zwischen allen Wundern den klaren und kühlen Kopf behielt und die immer daran dachte, daß morgen vielleicht die ganze Herrlichkeit verträumt sein könnte. Aber auch so ist der Auftritt, wenn er richtig dargestellt wird, ganz im Stil der großen historischen Posse, die Bonaparte der Welt aufgeführt hat. Abenteurer, Alle unglaublich begabt, Alle ohne jedes moralische Bewußtsein, ohne die lästigen Voraussetzungen der in Kultur und Konventionen aufgehätschelten Menschheit und ihr an Kraft und an Muth deshalb überlegen, spielen Kaiser und Königin; mitten im prunkenden Pomp aber und in der strotzenden Pracht eines nie vorher und nie nachher gesehenen szenischen Apparates, bricht die eingeborene Bestialität hervor, l'esprit canaille, und das gebietende Gesinde wühlt sich mit grinsendem Behagen in die schmierigen Familienwindeln hinein.

Da kommt die Waschfrau. Die Herzogin von Danzig. Sie benimmt sich zu schlecht, sie soll vom Hofe; auch hat sie die edlen Prinzessinnen gekränkt. Der Kaiser brüllt auf sie ein; Frauen brutalisiren war ihm immer ein Hauptvergnügen, denn die gesellschaftlich bevorzugte Stellung der Frauen belästigte ihn und es machte ihm Spaß, pfeifend und mit vorgespreizten

Digitized by Google

Ellenbogen durch die Reihen der knixenden Damen zu gehen oder Hoffräulein, die ihm vorgestellt wurden, zu fragen, ob sie auch schon Kinder hätten. Aber Madame Sans-Gêne ist schlau; sie kennt seine schwache Seite und sagt ganz keck: Ich mußte mich wehren, denn in mir haben die Damen die Armee beleidigt. Das wirkt; Napoleon hat einmal ein kleines Stück von Dupaty verboten, nur weil von zwei streitenden Thürstehern darin der Eine sagte: Sais-tu bien que j'ai servi? und der Andere antwortete Et moi, je sers encore; Beleidigung der Armee. Die Waschfrau hat das Spiel gewonnen und sie schwatzt und der Kaiser denkt zurück, denkt an die Zeit, da er, ein deklassirter kleiner Lieutenant, in Paris umherlief, Rousseau las, Buchhändler werden oder sonst eine Gewinn versprechende Spekulation unternehmen wollte; wie er seinen Ekel an der Pöbelrevolution nicht verbarg und, als er den König mit der rothen Mütze am Fenster der Tuilerien erscheinen sah, nur ausrief: Che coglione — Welcher Dummkopf! wie er am zehnten August 1792 auf dem Karroussselplatze einen Freund besuchte und als gleichgiltiger und gelangweilter Gaffer den Einzelnheiten des Tuilerienssturmes zusah, an dem ihm damals noch nichts zu verdienen schien. (Das Alles, denke ich, denkt er.) Und dann General, Erster Konsul, Kaiser, Gebieter der Welt. Im Erinnern schüttelt er sich vor Behagen und nennt Ludwig den Sechzehnten seinen Onkel, weil Marie Luise, das lüsterne Gänschen aus Oesterreich, doch eine Verwandte der armen Marie Antoinette ist. Dieser cynische Spaß, dieser freche Hohn, der sich, über die Guillotine hinweg, eine Legitimität anzulügen versucht, beleuchtet mit prachtvoll ironischem Blitz ein sorgfältig aufgebautes und lustig ausgestattetes Milieu; wir sind mitten drin in der großen historischen Posse.

Warum Sardou sie nicht geschrieben hat? Warum er nicht versuchte, die Protagonisten der Posse, die über Nacht auf Throne und in Herzogthümer gewehten Stallknechte und Industrieritter von gestern menschlich zu fassen und den stile empire lebendig zu machen? Du lieber Gott: weil er den Erfolg haben wollte, nicht in Paris nur, sondern auch in New-York, in Valparaiso und in Berlin, überall, wo man von Bonaparte und von den Coulissen seiner Herrlichkeit nichts weiß; weil er nach La Haine öffentlich erklärt hat, er werde nie wieder so dumm sein, einer im Theater zusammengetriebenen Menge eine künstlerisch ernste Arbeit vorzuführen; und weil er, als ein erfahrener Mann, auch diesmal ganz genau wußte, daß im Theater jede Feinheit, jede literarische Satire verloren gehen und von seinem Stück nur das Stück den Erfolg erreichen würde, das ganz spottschlecht ist, ganz alt und verbraucht und ganz erbärmlich trivial. M. H.

Digitized by Google

Gegen die Reichsweinsteuer.*)

Sehr geehrter Herr Harden,

Trotz Ihres Artikels aus Süddeutschland für die Reichsweinsteuer und trotz der eben verklungenen schneidigen Rede des Grafen von Posadowsky kann man mit ziemlicher Gewißheit die gegenwärtige Vorlage als gescheitert betrachten und es scheint mir deshalb überflüssig, in eine eingehende Kritik des Steuerentwurfs, wie er augenblicklich dem Reichstage vorliegt, einzutreten, zumal die Verhandlungen im Reichstage schon begonnen haben, die uns die definitive Entscheidung bringen werden. Wohl aber ist es noch an der Zeit, über die grundsätzliche Bedeutung und Berechtigung einer Weinsteuer überhaupt zu reden, da die Regirung, weit entfernt von einer elegischen Stimmung über die schlechten Aussichten der eingebrachten Vorlage, kühlen und festen Blicks sich bereits auf eine neue Weinsteuer einrichtet und die meisten Reichstagsmitglieder einer solchen auch im Prinzipe schon deshalb geneigt sind, weil sie dann wenigstens in der Theorie etwas „Sozialpolitisches" gethan, nämlich auch das Getränk der Reichen zur Steuer herangezogen zu haben glauben und weil sie vor Allem dann praktisch ohne Gewissensbisse an eine neue Biersteuer herantreten können.

Aus diesem Grunde wäre es auch ganz nutzlos, auf das geringe finanzielle Ergebniß einer jeden Weinsteuer, sie mag aussehen, wie sie wolle, und auf die Schwierigkeiten der Erhebung aufmerksam zu machen. Unter dem Drucke der jetzigen Finanznoth will man ja aus genanntem Grunde eine Weinsteuer auf jeden Fall und unter irgend einer beliebigen Form, und wo ein fester Wille herrscht, da kommt es auch zur That. Ich will auch gar nicht versuchen, die herrschende Agitation gegen die Weinsteuer als eine durchaus gesunde und ursprüngliche zu vertheidigen und den bittern Vorwurf zurückzuweisen, daß die Weingroßhändler, die so kurzweg mit den Weinmachern in einen Topf geworfen werden, allein die treibende Macht in der Agitation seien, und zwar lediglich aus dem Grunde, um ungefährdet durch Steuerkontrolen das schandbare Gewerbe der Weinfabrikation und Weinmischung in aller Ruhe weiter betreiben zu können.

Vielmehr will ich mich darauf beschränken, einmal einzelne wichtige Gründe, die immer wieder für die Reichsweinsteuer vorgebracht werden, etwas zu beleuchten. Wenn ich nun Dies in Anlehnung an Ihren letzten Artikel thue, dem ich bei allem Respekt vor dem unbekannten Verfasser doch eine große Animosität gegen den Weingroßhandel vorwerfen muß und der anderseits an vielen Stellen auch praktische Sachkenntniß vermissen läßt, so geschieht Dies in der Hoffnung, daß ich doch noch mit dem betreffenden Verfasser, dem ich in der Verdammung aller wilden und wüsten Agitation sowie in der scharfen Verurtheilung der Weinfälschung vollständig beistimme, zu einer gewissen Ver-

*) Der im vorigen Heft veröffentlichte Artikel: „Für die Reichsweinsteuer" hat Herrn Dr. Breucker, den Inhaber der Firma Wilhelm Haußmann in Traben, zu einer Entgegnung veranlaßt, die schon deshalb willkommen ist, weil der Verfasser im Mittelpunkt der Interessen des Weinhandels steht.

Digitized by Google

ständigung gelange, wenn ich sine ira et studio seine Ausführungen hier berichtigend und aufklärend zu begleiten versuche.

Was mich vor Allem zu dieser Hoffnung berechtigt, Das ist das gute agrarische Herz, mit dem er an einer Stelle von dem Bunde der Landwirthe spricht, und da wird es ihm vielleicht nicht unbekannt sein, daß Herr Lucke aus Partershausen als Freund der Weinsteuervorlage nach Mainz zu den Verhandlungen deutscher Handelskammern gekommen war, dort aber den Beweis für die Möglichkeit einer Abwälzung der Steuer auf den Weinbauer so zwingend erbracht sah, daß er sich namens des Bundes der Landwirthe gegen die Weinsteuer erklärte. So wird es Jedem gehen, der sich mit der Frage näher befaßt und der die Weinsteuer nicht unter allen Umständen will.

Da stehen wir denn gleich im Kernpunkte der ganzen Weinsteuerfrage, die nämlich dahin geht, ob die Steuer vom Winzer oder vom Konsumenten gezahlt werden wird. Von den Freunden der Weinsteuer, auch von Miquel und Caprivi, wird ja die eine Erwägung, deren Richtigkeit von Niemandem bestritten wird, daß nämlich der Weintrinker im Allgemeinen zu den wohlhabenderen Bürgern gehöre, immer wieder breit getreten, und man ist von dieser Wahrheit so bezaubert, daß man sich gar nicht die Mühe giebt, einmal zu prüfen, ob denn auch wirklich die gute Absicht des Gesetzgebers erreicht wird. Eine Rückwälzung der Steuer auf den Winzer wird aber unfehlbar eintreten, weil das Angebot in Weinen in der Regel die Nachfrage übersteigt, weil ferner das Kapital im Weinhandel den wirthschaftlich schwächeren Weingärtner mit leichter Mühe „auswuchern" kann, und endlich und hauptsächlich, weil unsere einheimischen Weine in Deutschland selbst in schwerem Konkurrenzkampfe mit den ausländischen stehen, — wie z. B. der Moselwein nur durch seine Billigkeit in Norddeutschland dem Bordeauxwein gegenüber seine Stellung erobert hat und auch behaupten kann, — der Weingroßhandel in den Produktionsgebieten also gezwungen ist, möglichst billig einzukaufen, um konkurriren zu können.

Auch der Verfasser Ihres letzten Artikels wagt gar nicht, diese Abwälzung der Steuer auf den Winzer rundweg zu bestreiten, er führt nur zwei Gegengründe an, die aber in sich selbst zusammen fallen. Wenn er z. B. meint, daß die Besteuerung überhaupt und die Form der Werthbesteuerung insbesondere den Verbraucher und den Kleinhändler zum unmittelbaren Einkauf beim Weinproduzenten förmlich hindrängen, so steht er mit dieser Ansicht im Widerspruch sowohl mit dem vorliegenden Gesetz, das ja gerade durch das Zwischenglied des Großhändlers den Winzer am Besten vor der Steuer glaubt schützen zu können, als auch mit den thatsächlichen Verhältnissen im Weinbau und im Weinhandel. Ein städtischer Weinwirth, der sich in einem Jahre direkt beim Bauern mit 200 Hektolitern Naturwein versieht und für dieses Quantum gleichartigen Weines — nur solchen kann er direkt vom Winzer beziehen — Absatz hat, ist eben in Wirklichkeit kein Kleinhändler, sondern Großhändler oder Weinspekulant. Eine solche Spekulation wäre außerdem dem Kleinhändler doch nur dann zu empfehlen, wenn der Wein keine Entwickelung oder doch nur eine Entwickelung zum Besseren hätte, der Wein also jahrelang die selbe Güte behielte und wenn andererseits die alten Sprichwörter: „de gustibus non est disputandum" und „variatio delectat" für den Weinkonsum keine Geltung hätten, — mit anderen Worten, wenn der Kleinhändler nicht die verschiedensten Marken auf Lager haben müßte. Eine Beseitigung des Weingroßhandels ist aus wirthschaftlichen Gründen ganz unmöglich. Wohl aber liegt die Gefahr vor, daß der Großhändler durch

Digitized by Google

eine Werthbesteuerung des Weines gezwungen wird, zugleich Kleinhändler zu werden, also das Zwischenglied des Kleinhandels zu umgehen, um den Wein mit einer möglichst geringen Steuer direkt an den Konsumenten zu bringen. Die Besorgniß des Verfassers, daß der Kleinhändler durch die Weinsteuer geschädigt werde, ist deshalb vollständig begründet und wird auch fast in allen Petitionen und Resolutionen gegen die Weinsteuer ausgesprochen; nur darin irrt der Verfasser, daß er den Grund zu dieser Besorgniß allein in dem Fehler der Steuervorlage sieht, weil sie dem Kleinhändler keinen Steuerkredit gewähre.

Selbst wenn es aber richtig wäre, daß die Konsumenten die Steuer trügen, so hätte doch die Weinsteuer zweifellos die eine Folge, daß der Konsum der durch die Steuer vertheuerten Weine abnähme, was doch wiederum eine Schädigung des Winzerstandes bedeutet. Wer Dies bestreitet, der weiß eben nicht, welche Rolle schon jetzt die Weine unter 500 Mark im Großhandel spielen und wie gering dagegen der Absatz in den besseren Gewächsen ist.

Niemand hat nun freilich den Muth, sich für eine Belastung des Winzerstandes offen auszusprechen, aber Denjenigen gegenüber, die den Wein nur als Luxusgetränk kennen, kann doch nicht häufig und nachdrücklich genug hervorgehoben werden, daß die Rebe dem deutschen Boden künstlich aufgezwungen worden ist und daß der Weinbau, der edelste Zweig der Landwirthschaft, in Deutschland denjenigen Betrieb darstellt, der mit saurem Schweiße des ganzen Jahres hindurch arbeiten muß und dabei am Meisten unter der Ungunst der Witterungverhältnisse zu leiden hat, also viel eher einer staatlichen Privilegirung, einer „Liebesgabe" bedarf, als daß er im Stande ist, eine besondere Steuer zu vertragen. So wahr es ist, daß der Wein in Deutschland im Allgemeinen als entbehrliches Genußmittel und als Luxusgetränk zu betrachten ist, so richtig ist es auch anderseits, daß „ein armes Volk im reichen Lande", um einen Ausdruck von Riehl zu gebrauchen, der allerdings Dank dem Aufschwunge des einheimischen Weinhandels nicht mehr voll zu Recht besteht, dem Weinbau als der allein möglichen und nothwendigen Beschäftigung obliegt und die Rebe in Deutschland nur in solchen Geländen gezogen wird, wo gar kein anderer Bau möglich ist. Da sollte man doch wahrlich ängstlich und vorsorglich Alles vermeiden, was irgendwie den deutschen Weinbau beeinträchtigen und die Produktivität eines Theiles des deutschen Bodens in Frage stellen kann.

Nun wird ferner mit allem Nachdruck für die Weinsteuer ins Feld geführt, daß sie im Hinblick auf die Bier- und Branntweinbesteuerung eine Forderung der ausgleichenden Gerechtigkeit sei. Die Frage habe ich schon gestreift, insofern durch eine Weinbesteuerung der Schein vermieden werden soll, als wolle man das Getränk des reichen Mannes von einer Steuer verschont lassen. Sachlich läßt sich gegen diesen Einwand mit vollem Recht geltend machen, daß der Wein ein landwirthschaftliches Produkt ist, während Bier und Branntwein Industrieprodukte darstellen, und es ist mir ganz unverständlich, wie der Verfasser des letzten Artikels Dies so ohne Weiteres als nichtige Redensart verspotten kann. Bei dem gewerblichen Produkte hat es der Hersteller in der Hand, die Produktion zu regeln und die Steuer auf den Konsumenten abzuwälzen; bei den landwirthschaftlichen Produkten dagegen hängt Alles von der Natur ab. Wird das landwirthschaftliche Produkt mit einer Steuer belegt, so giebt es gar kein Mittel, die Vertheuerung wieder auszugleichen; sie fällt einfach der Landwirthschaft zur Last. Denn ein Steuerprodukt kann nur auf dem Wege der Verfälschung verbilligt werden, und da gerade der

Digitized by Google

Wein so leicht gefälscht werden kann, so sollte der Gesetzgeber Alles vermeiden, was irgendwie als Reizmittel für Fälschungen dienen könnte.

Damit wäre ich von selbst auf das Kapitel der Weinfabrikation gekommen. Bevor ich aber hierauf eingehe, will ich doch noch einen anderen Punkt gegen Ihren letzten Artikel erwähnen. Am Schlusse wird da nämlich eine einheitliche, einzige Reichsweinsteuer auf das Wärmste empfohlen. Dem wage ich ganz entschieden zu widersprechen und meine: am Erträglichsten ist die Weinsteuer als Landessteuer, wie sie auch als solche in einzelnen Bundesstaaten schon besteht.

Es ist ein abgedroschener Gemeinplatz steuerpolitischer Weisheit, daß die indirekten Steuern weniger lästig und drückend empfunden werden als direkte Steuern, und wenn jetzt die „Reichsregirung" mit allem Nachdruck den Grundsatz proklamirt: die indirekten Steuern für das Reich, die direkten für die Einzelnstaaten! dann könnte es ja fast so scheinen, als ob unsere klugen Finanzpolitiker diesem Grundsatze schon deshalb huldigen, um ihrerseits wenigstens nicht durch steuerpolitische Maßnahmen zur Vermehrung der Unzufriedenheit im Reiche beizutragen, die thatsächlich während des neuen Kurses, wie Niemand leugnen kann, erheblich zugenommen hat. Wie die Erregung der süd- und westdeutschen Agitation beweist, hätte man da allerdings mit der Weinsteuer einen großen Fehlgriff gethan. Denn diese wird und muß in allen deutschen Weinländern als eine höchst ungerechte und verwerfliche Regionalsteuer empfunden werden; und bei aller stolzen Freude an dem einigen deutschen Vaterlande will doch kein Bundesstaat, kein einzelner Bezirk, kein einzelner Beruf einseitig für dieses Vaterland belastet werden. Daß zwar auch die Branntweinsteuer vorwiegend von den Norddeutschen gezahlt wird, also in gewissem Sinne eine Regionalsteuer ist, soll gar nicht bestritten werden; nur vergesse man bei diesem Vergleiche nicht, daß man im Interesse der Volkswohlfahrt alle Ursache hat, den Konsum von Branntwein als Genußmittel des Volkes möglichst einzuschränken, und daß die Branntweinsteuer vor Allem aus diesem Grunde bei allen Gebildeten des deutschen Volkes populär ist.

Und nun will ich mich mit dem Verfasser Ihres letzten Artikels in einem der nächsten Hefte über die Weinfabrikation auseinandersetzen. Ich schicke voraus, daß das abfällige Urtheil über den Weingroßhandel in einer grundfalschen Voraussetzung seine Ursache hat. Seine ganze Darstellung erweckt nämlich den Anschein, als ob alle und jegliche Weinverbesserung nur aus schnöder Gewinnsucht vorgenommen würde, und der Verfasser berücksichtigt gar nicht oder will gar nicht anerkennen, daß einerseits so manches Gewächs der Winzer erst durch die Weinverbesserung überhaupt konsumfähig gemacht wird und es andererseits dem Großhandel nur durch die Herstellung billiger Weine gelungen ist, die ausländischen Weine, deren Transport durch die neuen Handelsverträge noch erleichtert und begünstigt wird, theilweise durch das einheimische Produkt von dem deutschen Markte zu verdrängen.

Im Interesse des rellen Handels wäre es sehr zu wünschen, daß auch bei den jetzigen Reichstagsverhandlungen diese unanfechtbare Thatsache genügend gewürdigt wird. Denn gewiß wird der gesammte Weinhandel bei dieser Gelegenheit vor dem deutschen Volke Revue passiren und der reelle Handel hat doch ein sehr großes Interesse daran, dabei zu seinem Rechte zu kommen.

Traben a. d. Mosel. Dr. Breucker.

Digitized by Google

Ruggiero Leoncavallo.

„Clementi ist ein Ciarlattano wie alle Welsche!,
W.-A. Mozart im Brief an die Schwester (7. Juni 1783).

Ein wohlgenährter Körper, eine wohlgenährte Phantasie —: Das ist, am Bündigsten gesagt, Signor R. Leoncavallo, Sonzognos zweitältester Sprößling. — Nachdem Leoncavallo mit seiner ersten Oper: „Pagliacci", die übrigens seine zweite ist, sich Gehör bei der Mitwelt verschafft hat, bringt er nunmehr ein zweites Werk, den stolzen ersten Theil einer stolzen Trilogie, auf die Bühne. Wer weiß, ob die vielen „Pagliacci"-Bienen, die fleißig noch summen und Honig sammeln, ihren schönen Naturtrieben reichliche Nahrung hier finden werden?

Ich halte es für sehr bezeichnend, aber eben nur für einen Leoncavallo, daß die Anregungen zu seinem dichterischen und musikalischen Schaffen in beiden Fällen ganz äußerlich wie angeflogen kamen, ohne daß ein inneres, mächtiges Sehnen in ihm diese Wege und Ziele früher auch nur vorausgeahnt hätte. Mascagni schenkte ihm die „Pagliacci" und Wagner, der Hoch-Thronende, gutmüthig herablassend, die Trilogie. Leoncavallo erzählt selbst darüber (in einem Interview): „In Bologna hörte ich zum ersten Male „Tannhäuser", das erste Werk Wagners, das ich überhaupt kennen lernte. Damals faßte ich den Entschluß, nachdem ich Wagners Tetralogie kennen gelernt hatte, ebenfalls in einer Tetralogie die ganze italienische Renaissance zusammenzufassen, indem ich in einem anderen, im italienischen Sinne ein musikalisches Drama schuf und als Erster eine epische Dichtung auf das Theater brachte. Ich hatte in Bologna das Glück, Wagner, der zur Aufführung seines „Rienzi" dorthin gekommen war, persönlich kennen zu lernen und in der einzigen Unterredung, die ich mit ihm hatte, auch von meinem Vorhaben mit ihm zu sprechen. Er hörte mich gütig und über mein junges Feuer lächelnd an. Er ermunterte mich, auf der Ausführung meiner Idee zu beharren und nicht vor den Schwierigkeiten und Kämpfen zurückzuschrecken, die meiner harren würden. Plötzlich nahm er das berühmte Barett ab, faßte ein Büschel seiner weißen Haare zwischen die Finger und sagte: „Voyez: je lutte encore." Diese Unterredung war für mich heilsam, weil ich begriff, daß eine ähnliche Arbeit sich nicht leichthin vollbringen lasse, und während aller Bitterkeiten und Schmerzen, die ich erduldete, hatte ich immer die Gestalt des Patriarchen vor Augen, der mir sagte: „Voyez: je lutte encore."

Sollte — trotz Sonzogno! — ein Martyrium über Leoncavallo kommen, so will ich den Nachweis hier versuchen, daß selbst dann kein Recht auf die Selbstgefälligkeit eines solchen Martyriums diesem Komponisten zustände.

Schon die Wahl des dichterischen Stoffes bedeutet eine Verkennung und eine Entfernung von der Centralidee Wagners, deren geistige Uebertragung ins Italienische Leoncavallo doch unzweifelhaft als seine eigene „Kunstsendung" sich frei erwählt hat. Und wäre es Leoncavallo auch möglich, von den historischen Gestalten die Last ihrer eigenen Zeit und die Last der aufgethürmten vier späteren Jahrhunderte ganz abzustreifen und nur die Lyrik der historisch nun frei schwebenden Seelen uns zuzuwenden: es müssen trotz Allem die Rüstungen einer solchen doch noch „historischen" Oper ihre musikalischen Opfer fordern, wie ja auch „die historischen Untersuchungen für die Trilogie sechs Jahre in Anspruch genommen haben", wie Leoncavallo selbst erzählt. Selbst Wagner hat so manches Opfer gebracht, trotzdem er mitten in den schönsten Stoffen stand und schwelgte, die den reinsten musikalischen Odem hatten und, mehr noch, an und für sich der

Digitized by Google

zaubervollste, golden und silbern klingende Sagenton der Musik selbst schon waren. Um aber zu Opfern bereit zu sein, muß man eine noch ganz andere musikalische Potenz besitzen, als sie Leoncavallo hat.

Leoncavallo ist eine triviale Erfindernatur, trivial im Allerheiligsten seiner Phantasie, dort, wo er Niemanden hineinschauen lassen möchte. Er selbst weiß, muß davon wissen, so sehr er auch bemüht ist, sich mit dem unangenehmen Gefühl und Bewußtsein zu verschonen und den Anderen es zu verheimlichen. Es sind hauptsächlich zwei Auswege, die er einschlägt, um sich vor der eingeborenen Trivialität zu retten, eine französische und eine deutsche Methode sozusagen.

Gilt es einmal, zierlich, leicht, anmuthig zu sein, so verwendet er für die schmalen 2-, 4-, selten 8taktigen Entwürfe, die eine magere und triviale Inspiration ihm zunächst beschert, „französisch interessante" Noten, womit er die ursprüngliche Trivialität ins Interessante hebt. Das sind nun solche Noten, deren Sinn ein leichter, leiser Kontrast gegen Melodie, Harmonie oder Rhytmus ist, deren Beruf aber ist, nicht mehr und nicht intensiver aufzufallen, als eine angenehm fließende Pikanterie es gerade erfordert. Es ist fast immer möglich, die ursprüngliche Note anzugeben, die durch eine solche interessante Note nunmehr verdrängt wurde. Den Franzosen ist das musikalische Denken in solchen interessanten Noten zur zweiten Natur geworden — ich möchte nämlich glauben, es war einmal anders —, Leoncavallo aber ahmt diese Natur künstlich nach.

In den breiten, lyrischen Gesängen dagegen kopirt er gern Wagner, insbesondere sein Modulationssystem. Leoncavallo ist ein ausgezeichneter und gut empfindender Beobachter der klassischen Musik und der Musik überhaupt — schade nur, daß eine gute Gabe der Beobachtung und Nachempfindung nicht zugleich eine glückliche Gabe der Produktion mit sich führt! —, indessen ist ihm im Uebertragen Wagnerscher Ideen ein Irrthum begegnet, den ich eingehender auseinandersetzen muß, weil Leoncavallo geradezu meint: „Die Medici gehören einem ganz eigenthümlichen Kunstzweige an. Ich wollte den ganzen Fortschritt der Form Wagners mit dem absolut italienischen Charakter der Musik vereinigen." Schuf Wagner eine „Melodie", so gab er ihr immer Das, was ihre Seele und ihr Körper zugleich ist: die Plastik. Wagners „Melodien" sind zum Umfangen plastisch an Zeichnung und Harmonien. Ja, es giebt eine Plastik der Modulation, genau so, wie es eine Plastik der melodischen Linie giebt! Solche „Melodien" überschreiten bei Wagner selten einen 16-taktigen Umfang und ihr schönes, bündiges Leben ist den selben Gesetzen unterworfen wie sonst eine Melodie in der Musik, abgesehen freilich von den geistigen Zügen, die ihr Erzeuger noch in sie grub. Es scheint den Wagner-Schriftstellern offenbar den Schmerz der Ernüchterung und der Nüchternheit zu kosten, solche Erscheinungen zu sehen, zu deuten, oder gar Anderen zu offenbaren — ich persönlich kenne keine tiefere Poesie als die, Poesie im Werden und Sein, die Poesie des Schaffens, zu behorchen, zu belauschen —, aber auch Leoncavallo scheint auf Wagners plastische Gesetze nicht aufmerksam geworden zu sein, trotzdem Wagner in seinen Schriften sogar ausdrücklich sie zu vertheidigen suchte, gegen Angriffe einer in üblem Wollen und Vorurtheil befangenen Kurzsichtigkeit. Insbesondere hat Leoncavallo die herrliche Plastik der Modulation, die Wagner eigen ist, übersehen, überhorcht. Dort aber, wo Wagner keine „Melodien" schuf, weil er sie nach dem Bedürfniß des Dramas gerade nicht nöthig zu haben glaubte, also dort, wo er den Stil musikalischer Deklamation in Anwendung brachte, auch dort ließ Wagner sein Orchester (unter Anderem auch mit Zuhilfenahme der

Digitized by Google

Leitmotivmünzen) plastische Gruppen modelliren, seine Deklamation aus dem Quell dichterischer und künstlerischer Wahrheit die plastischesten Accente und Wendungen schöpfen, die zugleich neu, merkwürdig und interessant sind. Wie anders Leoncavallo! Seinen weiten, schweifenden Gesängen möchte er immer noch den italienischen Charakter auch darin wahren, daß er ihre melodische Linie plastisch schafft; er vergißt aber dabei die Grenzen einer musikalischen Plastik, die eng genug sind und von dem genialsten Komponisten nur erweitert werden können, und vergißt auch die Licht und Schatten wohlthätig vertheilende Plastik der Modulation. Seine pathetischen, großen Gesänge machen mir den Eindruck, als wollten sie nach hundert Richtungen hinaus schweifen, ohne einen Schwerpunkt, nach dem alle Linien schließlich zurückkehren möchten, und das unplastische Moduliren scheint mir ein ewiges Schielen zu sein. Und ein Aussöhnen seiner so widerspruchsvollen Tendenzen wäre vielleicht nur dann (wenn überhaupt je!) möglich gewesen, wenn er die einzelnen Etappen seiner Melodie mindestens neu und interessant genug zu gestalten gewußt hätte. Aber gerade hier rächt sich die Trivialität am Meisten. Aus zusammen geleimten Trivialitäten ergiebt sich noch immer nicht ein interessantes Ganzes, auch wenn das Leimen an sich hier ein interessantes Beginnen ist. Schon Mascagni ist wahrer, plastischer, ehrlicher im Komponiren größerer Gesänge. Auch er liebt „interessante Noten", kühne Modulationen, aber man findet sie meistens mitten im heißen Affekt, wo der Athem gar nicht gespalten werden kann, während bei Leoncavallo sie häufiger im Schatten stehen, wo man Muße und auch Kühle genug findet, die Fremdlinge als solche zu behandeln.

Was Leoncavallo, wie ich glaube, am Wahrsten und am Glücklichsten aus sich heraus gestaltet, ist die Domäne des Eleganten, Glatten, Zierlichen, Reizenden, die von seiner Trivialität noch gespeist werden kann. Der glücklichste Aufstieg seiner Seele ist dort, wo er die Gefühle so zu sagen von außen komponiren darf, wo er, als wäre er selbst auch nur ein Zuschauer, für diese Gefühle sich nicht einzusetzen braucht mit der eigenen Persönlichkeit, und sie innerlich nicht wahr mitzuerleben für nöthig findet. Darum ist der zweite Akt der „Pagliacci" sein gelungenstes Werk. Auch das Inszenirte einer Serenade, die leichte, scheinbar ungekünstelte, innerlich doch etwas gekünstelte, über die Trivialität nicht hoch sich schwingende Anmuth einer Serenade sagen Leoncavallo am Meisten zu. Auch die Serenade in den „Medici" ist ähnlich gelungen wie die in den „Pagliacci". Mit einem Wort: wo Leoncavallo ein leichtes Kräuseln in den Seelen seiner Figuren (Personen), ein gekünsteltes nur, ein halb oder ganz unwahres Gefühl in Musik zu setzen hat, da ist er umgekehrt sich selbst am Treuesten, am Wahrsten, weil er da halb ironisirend schafft.

Und darum, denke ich, würde es Leoncavallo am Besten noch zusagen und am Glücklichsten gelingen, die französische komische Oper ins Italienische zu übersetzen, nicht aber das musikalische Drama Wagners, das sehr viel an hoher und wahrer Kraft verbraucht und sehr leicht eine dünne Originalität spurlos verschlingt (was übrigens Richard Wagner selbst warnend erklärt hat).

Das Allerbeste in den „Medici" aber ist — eine Nachahmung eines alten italienischen Tanzliedes zu den Worten: „Venite alla freseura". Ich kenne das Original nicht, daher auch nicht den Umfang der Nachahmung, aber für den so wahren, leise melancholischen Aufblick einer Volksseele gebe ich gern — die „Pagliacci" und die „Medici", alle beide Partituren ganz her.

Wien. Dr. H. Schenker.

Digitized by Google

Neue Pfründen.

Eine Frage wird jetzt brennend: die der Comités! Sonst passirte es alle drei Jahre einmal, daß der Kapitals-Philister morgens beim Kaffee von einer neuen gemeinnützigen Vereinigung las, die sich der nothleidenden Besitzer von X- oder Y-Werthen mit Todesverachtung annehmen wollte. Seit wenigen Monaten wächst aber die Zahl solcher barmherzigen Brüder in geradezu erschreckender Weise, was allerdings auch bedeutet, daß gegenwärtig eine Bahn nach der anderen „umfällt". Gegen die europäischen Comités ist vorläufig noch nichts einzuwenden; — die portugiesischen waren so gut wie möglich komponirt, das griechische deckt sich so augenscheinlich mit den Zwecken des Publikums, daß die Vorverwahrung der freien Vereinigung mehr Charakter als Sachkenntniß bezeugt, und endlich das serbische Comité wird wohl überflüssig werden, seit dem überraschenden Schauspiel, das die Franzosen mit ihren nachhaltigen Serbenkäufen aufführen. Anders steht es um die amerikanischen Comités! Hier wuchern so viele Sonderinteressen neben den Aufgaben für die Bondsbesitzer selbst, daß die Frage doch entschleiert werden muß: Wie entstehen überhaupt Comités?

Auf jedem praktischen Gebiete giebt es große Irreguläre, fähige Köpfe, die sich der Leitung der Tagesgeschäfte entzogen haben, aber bei wichtigen, dann fast immer Gewinn bringenden Gelegenheiten, gesucht werden. Da die Landsknechtzeit, in der man einfach Jedem ums Geld diente, einigermaßen vorüber ist, so sind diese bedeutenden Mittler, die sich schließlich oft theurere Bilder als die eigentlichen Bankiers anschaffen können, nach Gruppen sortirt.

In aller Stille haben sich aber längst ganz andere Existenzen zur Regsamkeit entfaltet. Ohne daß sie z. B. irgend ein persönliches Interesse an einer nothleidend gewordenen Bahn haben, erscheinen sie plötzlich als Bondsbesitzer, nachdem sie eine bedeutsame Kabeldepesche aus New-York gelesen haben. Zuerst sofortige Berathung mit einem tüchtigen Busenfreund — gewisse Geschäfte macht man stets lieber zu Zweien —, dann feierlicher Besuch der Beiden bei einem angenehmen Patrizier, dessen Eltern-Name viel, dessen Verstand wenig und dessen Charakter nur in Beziehung auf die Geldsumme Etwas bedeutet, die ihm nach dem Finale dabei winkt. Natürlich wird von dem persönlichen Nutzen gar nicht gesprochen; Das ist selbstverständlich und an den Augen ablesbar. An der nächsten Börse gehen die ersten Beiden zum Emissionhaus, das bereits Sorgen genug und oft auch denen der Prioritätinhaber entgegengesetzte hat, um von der Comitébildung eine leisdrohende Mittheilung zu machen. Sobald der Vertreter des Emissionhauses den Patriziernamen, also etwas quasi Reelles, hört, fährt er zusammen und begiebt sich sofort nach dessen Börsenstand. Hauptsache: der Bankier muß sofort mit einer großen Summe für die Kosten eintreten, entweder als Vorschuß, worauf man jetzt leider viel zu leicht eingeht, oder als fixen Beitrag. Es folgen der übliche Waschzettel an die Blätter, die Einladung im Inseratentheil und endlich die Versammlung an irgend einem ehrbaren Orte, wo gewöhnlich, als ob er hier helfen könne, das Oelportrait eines Hohenzollernherrschers von der Wand zu uns herabblickt. Bei einer solchen Versammlung, deren Urheber ehrfürchtig zwischen ihren Rechtskonsulenten sitzen, sind die Reden niemals, die Resultate immer vorauszusehen. In das Comité werden nämlich nur die bereits vorgesehenen Mitglieder gewählt, weit seltener noch der eine oder der andere etwas laute Rebell.

Digitized by Google

Und woher diese Gier, eine derartige Aktion mitzumachen? Weil sie, Ende gut, Alles gut, viel Geld einbringt. Direkt, d. h. mit offenen Augen, bezahlt Dies das Publikum nicht, es wird bei den Verhandlungen zwischen Comité und Receiver einfach aus der Bahn herausgeschnitten. Wer es aber schon einmal erfahren hat, welche Rolle in den Korrespondenzen mit drüben die „Remunerations" spielen, der kann auch ungefähr übersehen, was das einzelne Comitémitglied daran verdient. Und dennoch wird noch kein anständiger Bürger zu der Frage aufgestanden sein, weshalb eigentlich der Herr Schulze, der doch gar nichts von Bahnsachen versteht, im Comité sei und ob Dies wohl nur wegen der 20 000 Mark oder 30 000 Mark geschähe, die vielleicht später dabei für ihn abfallen könnten. Ganz im Gegentheil! Jeder Opponent pflegt noch immer ausdrücklich zu versichern, daß er gegen die Personen und deren Sauberkeit (Reinheit gilt bereits als abgegriffen) absolut nichts einzuwenden habe.

Nun ist natürlich, wo es sich um Kapitalien von 10 und 20 Millionen Dollars handelt, eine größere Entschädigung für nützliche Arbeit durchaus zu gönnen, aber doch nur zweierlei Leuten: fähigen, die mit ihrem Talente die Sache aus dem Feuer reißen, und Ehrenhaften, die nur das Interesse ihrer Mandanten vertreten. Aber gerade dieser Ballast in den Comités von Leuten, die weder dumm noch klug, weder ehrenhaft noch spitzbübisch sind, kurz, die eine so glückliche Mischung von Halbheiten darstellen, daß man Vieles, sehr Vieles mit ihnen „abmachen" kann, gerade dieser Ballast wirkt schädlich. Bedarf es noch irgend eines Beweises, daß dort das Meiste nur Geschäft ist, so soll man sich doch einmal davon überzeugen, wie wenige solcher Mitglieder nur in einem Comité sitzen. Zwei, drei auch bis zu fünf nothleidende Bahnen haben oft gemeinsame Comitémitglieder. Damit ergiebt sich wie von selbst sowohl die Unmöglichkeit einer wirklichen Hingabe an die eine Aufgabe als auch die Möglichkeit, die Interessen verschiedener Unternehmen mit einander zu vermengen.

Aber es kommt noch besser. Zuweilen suchen sogar jetzt die Emissionhäuser, die bei irgend einer zahlungverlegenen Bahn ganz andere als Couponsforderungen haben, ein Comité zusammen zu bringen. Dann sieht man erst, wie viele lebende spanische Wände in einer Großstadt nicht allein zu finden sind, sondern sich geradezu finden lassen. Sicher ist, daß alle diese Comités, obgleich die Strömungen mehrfach wechseln, nichts gegen das Emissionhaus der Bonds thun werden. Auch wird aus der Noth eine Tugend gemacht und so ein Emissionhaus beschenkt mit den Comitéstellen, denen zwar nichts garantirt wird, die aber dennoch oft recht lukrativ sind, seine besten Freunde.

Hinsichtlich dieses Punktes betrachtet man auch die Personenverzeichnisse der Northern Pacific- sowie der angrenzenden Comités mit kritischem Blicke. Meint man doch, daß der Direktor der Deutschen Bank einen ganzen Stab von Freunden mit solchen Mitgliederposten dotirt habe. Ja, als die Berliner Versammlung bei der Oregon-Navigation trotz des starken süddeutschen Antheiles nur einen Frankfurter ins Comité wählte oder wählen durfte, deutete man in diesem Sinne auch an der Spree die lange ausbleibende Genehmigung der Frankfurter Handelskammer zur Notiz der Certificate.

Oft liegt das Beitreten der Emissionfirma nicht einmal im Interesse der Bondsbesitzer. So ist es z. B. keineswegs sicher, daß die rasche Initiative der Handelsgesellschaft kürzlich in Sachen der San Louis- und San Francisco-Bahn ganz selbstlos gewesen wäre. Geschickt war sie aber jedenfalls. Diese Bahn gerieth in Folge der Receivership der großen Atchison und Topeka

Digitized by Google

in Zinsstockung. Sogleich publizirte die Handelsgesellschaft ihre Bereitwilligkeit, den Januar-Coupon vorzulegen: aber nur bei denjenigen Bondsbesitzern, welche ihre Stücke bei der genannten Bank hinterlegen und dem zu konstituirenden Comité beitreten. Man muß die Vollmachten kennen, welche die Deponenten zu unterzeichnen haben (vielleicht geht Dies auch wegen der amerikanischen Gerichte nicht anders), um den Zuwachs an Dispositionen zu erkennen, den die Handelsgesellschaft über die ganze Angelegenheit dadurch gewonnen hat. Das Lockmittel, wenn es der Respekt erlaubt, Bankdirektoren im Fasching mit Vogelfängern zu vergleichen, bildete natürlich die Einlösung des Halbjahrscoupons. Das sind also nur $2^1/_2$ resp. 3 Prozent auf die first mortgage, deren Coupons doch zu Händen sind. Für Schneider und Handschuhmacher erscheint eine solche Operation als großes Wagniß, für Denjenigen, welcher mit großen Summen zu rechnen gewohnt ist, als ein nahezu sicheres Geschäft. Aber dieses Lockmittel ist auch noch unversehens gepfeffert! Die heilige Einfalt liest nämlich aus solchen Bekanntmachungen, wie sie hier erlassen sind, das Weiterzahlen des Coupons seitens der Handelsgesellschaft überhaupt, während diese für Jeden, der zu lesen versteht, doch nur den jetzt fälligen Januarcoupon gemeint hat. Bleibt die Lage der Bahn also noch bis Juli schlecht, so wird eben der Coupon wahrscheinlich nicht bezahlt, die Bondsbesitzer haben indessen ihr Selbstverfügungsrecht ein für alle Mal vergeben. Wie gesagt: es ist möglich, daß die Handelsgesellschaft hier lediglich aus christlicher Nächstenliebe beigesprungen ist, immerhin bleibt dieser Fall für die Art der Comitébildungen ziemlich lehrreich.

Wie die Eisenbahnfragen in der Union gegenwärtig nach Ordnung drängen, läßt sich die Zahl der noch nothleidend werdenden Bonds gar nicht feststellen und so kann das deutsche Publikum (fast hätte ich: Volk gesagt) noch vor so manchen neuen Comité-Schauspielen sitzen, bei denen es leider ohne Gage mitwirken muß So populär und zugleich falsch es nun wäre, in solchen Angelegenheiten außer Einvernehmen mit den Emissionhäusern zu bleiben, so häßlich ist es auch, aus derartigen Comitéstellen lediglich Pfründen schaffen zu wollen. Eine solche Vereinigung müßte aus fünf oder sieben respektablen Leuten bestehen, die echte Bondsbesitzer sind und von denen vielleicht zwei die Angelegenheit auch zu leiten verstehen. Die übliche juristische Autorität fehlt ja ohnehin nicht. In mehr als einem Comité sollte aber keines der Mitglieder sitzen. Es ist zwar ganz unwahrscheinlich, daß diese Gedanken befolgt werden, aber sie sollen doch wenigstens einmal ausgesprochen sein.

Den Gutmüthigen, die unsere Banken mit dem Besitz an amerikanischen Papieren in Verlust wähnen, kann übrigens leicht ein Brausepülverchen gereicht werden. In New-York giebt es eine Straße: — Broadway. Hier steht eine der gewaltigsten Börsen der Welt und an ihr kann man auch, so bald Einem bange darum wird, so viele Bonds und Shares in blanco verkaufen, wie man nur will. — Der Schluß der Londoner Stock-Exchange (3—4 Uhr Nachm.) fällt in den Beginn der New-Yorker Börse. Wer direkt von Throgmortonstreet nach dem Broadway seine Kabelordre telegraphirt, erhält in fünf, seltener in acht Minuten bereits die Rückdepesche mit der Ausführung der Ordre. Diese Ueberwindung von Zeit und Raum kommt also wieder einmal der Börse zu Gute, wäre vielleicht ohne diese gar nicht zur Alltäglichkeit geworden. Daß man von Berlin nach New-York etwas länger braucht, hindert weder an Käufen noch an Verkäufen.

Pluto.

Digitized by Google

Notizbuch.

Drei oder sechs Stunden lang, so liest man in den Zeitungen, hat es **zwei Gouverneure von Kamerun** gegeben. Als die erste Nachricht von dem Aufstande der Polizeitruppe und von der Eroberung des Kameruner Gouvernementsgebäudes nach Berlin kam, soll der Kaiser den Hauptmann von Natzmer, der auf der Liste der Kolonialaspiranten obenan stand, zum Gouverneur ernannt und die Ernennung erst rückgängig gemacht haben, als die Herren Caprivi und Marschall ihm vorstellten, einstweilen sei Herr von Zimmerer noch Gouverneur und man könne ihn so ohne Weiteres nicht entfernen. Den Wechsel in den Empfindungen des rasch Beförderten und Entsetzten sollte eigentlich ein Poet zu schildern versuchen. Die Bürger des Deutschen Reiches aber werden geneigt sein, die erste Entscheidung des Kaisers der durch die Herren Caprivi und Marschall bewirkten Sinnesänderung vorzuziehen, — womit diese Herren aber nicht etwa in Bezug auf ihre amtliche Thätigkeit beleidigt werden sollen. Das kraftvolle und energische Eingreifen eines deutschen Offiziers erscheint im Nord- und Südwesten Afrikas dringend nöthig. Das Kriegsschiff, das nach Kamerun entsandt worden ist — auch hierbei folgte auf die Ordre mindestens einmal Kontreordre — wird nicht viel nützen können. Die Matrosen kommen aus unserer kältesten in die heißeste afrikanische Jahreszeit; entweder bleiben sie an Bord und dann glauben die im Busch versteckten Schwarzen, die Europäer fürchten sich vor ihnen, oder sie landen, und dann fallen die armen Leute im Sumpf wie die Fliegen. Von den Leitern der Kolonialpolitik soll Keiner in Bezug auf seine Amtsthätigkeit beleidigt werden; aber es wäre doch nützlich, wenn die Herren im Reichstag einmal gefragt würden, ob es ihnen bekannt ist, daß dem Kameruner Fieberklima selbst die Kapitäne fast jedesmal wieder zum Opfer fallen, die seit Jahren schon die Westküste von Afrika befahren, und daß eine Lebensaufgabe der deutschen Kolonialpolitik dort deshalb die Eroberung des klimatisch gesünderen Gebirges ist, die seit Gravenreuths Tode aber aufgegeben scheint.

* * *

Sehr wundersame Meldungen dringen über den **Handelsvertrag mit Rußland**, der nun endlich auch offiziell abgeschlossen sein soll, in die Oeffentlichkeit. Die Russen sollen nach langem Zögern die ungeheure Konzession gemacht haben, den Vertrag auf ganze zehn Jahre abzuschließen. Hoffentlich ist in Deutschland kein Mensch so sträflich naiv, Das für eine Konzession zu halten: die Russen, die durch Valutamanöver, durch geheime Ukase und Tarifbestimmungen einen Theil der etwa gewährten Konzessionen immer rückgängig machen können, würden einen Vertrag, der ihnen den deutschen Getreidemarkt sichert, natürlich auch bis zum Jahre 2894 abschließen; wenn sie wirklich den zehnjährigen Abschluß als eine Konzession hinstellen sollten, dann würde Das nur zeigen, welcher Leichtgläubigkeit man uns nachgerade für fähig hält. Auch wird viel von Konzessionen für solche Produkte geschrieben, die gar nicht oder doch nur in verschwindenden Mengen von Deutschland nach Rußland eingeführt werden. Nächstens liest man vielleicht, daß es der Ungen Standhaftigkeit der deutschen Unterhändler gelungen ist, den hartnäckigen Widerspruch der Russen endlich zu besiegen und bei dem eigensinnigen Herrn Witte die zollfreie Einfuhr von deutschem Roggen, deutschem Petroleum und deutschem Kaviar durchzusetzen.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 27. Januar 1894.

Schwabenstreiche.

Herr Drescher, am Berliner Landgericht der Erste Staatsanwalt, für den im neuen preußischen Etat eine Gehaltserhöhung von zwölfhundert Mark gefordert wird, hat es in öffentlicher Gerichtssitzung neulich als strafbar bezeichnet, daß hier die Meinung vertreten wird, der Reichskanzler General Graf von Caprivi sei für seinen Posten nicht der geeignete Mann und die von ihm verantwortete Politik habe für das Deutsche Reich unheilvolle Zustände geschaffen. Herr Drescher hat das selbstverständliche Recht, über politische und juristische Fragen seine eigene Ansicht zu haben, und es ist ein Glück für ihn, wenn diese Ansicht mit den Anforderungen seiner dienstlich abhängigen Stellung im Einklang ist; er meint, die vom Herausgeber der „Zukunft" ausgesprochene Anschauung „komme den Umsturzparteien zu Gute", und er meint ferner, Graf Caprivi habe den Beweis für seine staatsmännischen Fähigkeiten in vollem Umfange erbracht und nur eine tendenziöse Entstellung könne ihn beständig in einen unvortheilhaften Gegensatz zum Fürsten Bismarck bringen. Diese bemerkenswerthen Aeußerungen fielen am achten Januar, zwischen vier und fünf Uhr nachmittags. Ungefähr um die selbe Stunde sagte, acht Tage später, Herr Eugen Richter, an dem eine tendenziöse Parteinahme für den Fürsten Bismarck bis dahin noch nicht beobachtet worden war, im Deutschen Reichstag: „Das heutige Ministerium macht in allen seinen Theilen im Vergleich zum Fürsten Bismarck einen sehr schwachen Eindruck." Drei Tage später erklärten

Digitized by Google

im Preußischen Herrenhause die Freiherren von Manteuffel, von Schorlemer und von Durant, die Grafen Mirbach und Kliuckowstroem, so wie bisher dürfe in Preußen und im Reich die Politik nicht weiter geführt werden; der Rath, Abschreibungen vorzunehmen, könne nur Erbitterung erregen und für den Versuch, die den gläubigsten Anhängern der Monarchie aufgezwungene Opposition gegen die allerneueste wirthschaftliche Beglückung als demagogisch zu brandmarken, fehle der parlamentarische Ausdruck; der Rath und der Versuch sind vom Grafen Caprivi ausgegangen. Fast gleichzeitig erschienen dann eine interessante Broschüre des Grafen Kanitz über die neuen Handelsverträge, in der es heißt: „So kann es nicht weiter gehen", und ein vielleicht noch interessanteres Rundschreiben der großen westfälischen Firma Funcke & Hueck, in dem man liest: „So wie bislang darf es nicht weiter gehen." Am zwanzigsten Januar sprach dann im Reichstag der Landrath von Kardorff über die traurigen Zustände, die sich jetzt im Bundesrathe herausgebildet haben. Und erst am einundzwanzigsten Januar wurde im Berliner Centralorgan der deutschen Sozialdemokratie für Zeit und Ewigkeit die Thatsache festgestellt, daß Graf Caprivi dem Fürsten Bismarck „an Geist mindestens ebenbürtig, an Wissen aber hundertfach überlegen ist, wozu freilich bei der säkularen Unwissenheit des Säkularmenschen nicht viel gehört." Wenn die politische und juristische Auffassung des Herrn Drescher richtig ist, dann hätte im Laufe einer Woche also nur Herr Liebknecht nicht den Umsturzparteien Vorschub geleistet.

Diese wunderbare Verwirrung aller bisher giltigen Begriffe hat natürlich nicht der Erste Staatsanwalt geschaffen; die Verhältnisse und seine dienstlichen Pflichten haben ihn nur dazu geführt, diese Umwerthung aller Werthe gleichsam epigrammatisch zusammenzufassen. Er hält gewiß Herrn Liebknecht nicht für einen besseren Freund des Reiches als den Grafen Kanitz und er glaubt eben so gewiß nicht, daß Herr Singer mehr als Herr Funcke am Wohlergehen unseres Vaterlandes interessirt ist. Aber wenn er um sich blickt, über die papiernen Wälle der Berliner Zeitungwelt hinaus, dann muß es unzweifelhaft ihm doch auffallen, daß die Politik, die er von Amts wegen zu vertreten hat, bereitwillige Unterstützung und freundlichen Beifall da nur findet, wo man früher, in der großen Epoche der deutschen Geschichte, eine heftig drängende Unzufriedenheit mit den historisch gewordenen Reichseinrichtungen sah und wo man den offen ausge-

Digitized by Google

sprochenen Wunsch hörte, in den wichtigsten Theilen sie zu verändern. Die Herren, die so geräuschvoll jetzt den ersten ausführenden Beamten des Reiches umjubeln, sind sich selbst gar nicht untreu geworden; ihre sogenannten Prinzipien gaben sie immer billig und ihre Taktik mußte selbstverständlich in dem Augenblick andere Wege suchen, wo Etwas zu erreichen war oder doch wenigstens schien. Dem Fürsten Bismarck machten sie aus seinen — sicher zu zahlreichen — Strafanträgen ein Verbrechen, ein sittliches sogar, obwohl er doch gegen die Vorwürfe des Verfassungbruches, des Vaterlandsverrathes, des unter einem Scheinkonstitutionalismus verborgenen Hausmeierthums, der volksfeindlichen und persönlich interessirten Schnaps-, Schweine- und Grundbesitzer-Politik gerichtliche Hilfe suchte; gegen die Strafanträge des Grafen Caprivi, der drei Jahre lang mit einer beispiellos zärtlichen Rücksicht behandelt wurde und dessen vornehme Ritterlichkeit die Makulaturbereiter der Herren Mosse und Lessing noch jetzt täglich mindestens einmal preisen, wagt in Preußen wenigstens kein noch so schüchtern tadelndes Wörtchen sich hervor. Herr Heinrich Rickert, sonst der streitbarste Kämpe für parlamentarische Rechte und gegen jede Verstärkung der kaiserlichen Macht, muß sich von Herrn Hammacher jetzt sagen lassen, daß er, um recht rasch zu Meistbegünstigungen zu kommen, „ein über die Grenze der Zulässigkeit hinausgehendes Recht in die Hände der Krone legen und die parlamentarischen Rechte beeinträchtigen" wolle. Herr Eugen Richter, der das heutige Ministerium in allen seinen Theilen für schwach hält, ruft, natürlich gerade deswegen, in der Freisinnigen Zeitung das Bürgerthum auf, den von den „Junkern" bedrohten Grafen Caprivi zu schützen und zu stützen. Das Alles ist nur logisch und klug bedacht und auch darüber darf man sich nicht wundern, daß, als neulich das Präsidium des Bundesrathes durch eine Erklärung des württembergischen Ministerpräsidenten in eine kritische Lage gebracht worden war, der Helfer in schlimmen Nöthen wiederum Herr Richter, diesmal Arm in Arm mit Herrn Singer, war. Wunderbar war eigentlich nur, daß die spärlichen Vertreter der konservativen Parteien so rathlos sich von dem Triumvirat Richter, Singer, Gröber überrumpeln ließen.

Man muß sich einmal vorstellen, was wohl geschehen wäre, wenn unter Bismarcks Regirung der Vertreter eines großen Bundesstaates sich im Reichstage erhoben und mit nachdrücklichster Schärfe

Digitized by Google

ein schon zur Debatte stehendes Gesetz bekämpft hätte, — nicht nur, weil er es für schädlich und ungerecht hält, sondern auch, weil es mit früheren Abmachungen nicht zu vereinbaren sei. Das Centrum, der Freisinn und die Sozialdemokratie hätten sich wie ein Mann emporgereckt, über die schnöde Vergewaltigung der Verbündeten gezetert, den treulosen Wortbruch festgenagelt und am nächsten Morgen hätte man in allen großen Zeitungen gelesen, der brutale Hausmeier müsse endlich fort, wenn das Reich nicht zu Grunde gehen solle. Und nun? Ein Blatt, das unter nationalliberaler Flagge die Interessen großer Banthäuser vertritt und nebenbei offiziöse Beziehungen unterhält, sucht den württembergischen Minister tückisch zu verleumden und im Uebrigen herrscht tiefes Schweigen ringsum, denn „von maßgebender Seite" wurde abgewinkt und deshalb stellt man sich, als habe im Reichstag sich der alltäglichste Vorgang abgespielt und als sei es überflüssig, von diesem Schwabenstreich noch weiter zu sprechen.

Dieser Fälschungsversuch muß verhindert werden, sonst könnte das Auftreten des Freiherrn von Mittnacht eben so wirkungslos bleiben wie vor zwanzig Jahren die Warnung seines Landsmannes Moritz Mohl, der damals ziemlich genau den von der Goldwährung zu erwartenden Zustand vorausgesagt hat. So lange das Reich besteht, haben wir einen Vorgang wie den vom vorigen Sonnabend noch nicht erlebt; und damit wir ihn nicht zum zweiten Male erleben, ist es unbedingt nöthig, daß die Parteien, die sich konservativ nennen, von dem ersten und allein verantwortlichen Reichsbeamten Auskunft darüber erbitten. Daß Herr von Marschall mit zornigen Geberden im Reichstagsfoyer seinem Aerger über den sachlich ganz richtigen, nur in der Form verunglückten Vorstoß des Herrn von Kardorff Ausdruck giebt und daß dieser muthige Landrath dann in der Norddeutschen angebellt wird, Das genügt zur Beruhigung der Gemüther noch immer nicht.

Als nach dem Tage von Sedan der Gedanke der nationalen Einheit ganz Deutschland ergriff, sprach die bayerische Regierung den Wunsch aus, mit dem Präsidium des Norddeutschen Bundes in Unterhandlung darüber zu treten, wie die bis dahin giltigen völkerrechtlichen Verträge in ein Verfassungbündniß übergeleitet werden könnten. Im Auftrage des Grafen Bismarck ging Herr Delbrück, der Präsident des Bundeskanzleramtes, nach München und die Besprechungen wurden dort durch die rege Theilnahme eines Vertreters der württembergischen

Digitized by Google

Regirung erheblich gefördert. Da aber, namentlich nach der militärischen Seite, immerhin noch Lücken blieben, wurde, auf einen von Stuttgart ausgesprochenen Wunsch, der Schauplatz dieser Besprechungen in der zweiten Oktoberhälfte nach Versailles verlegt und hier wurden die Grundlagen des Bündnisses mit Württemberg festgestellt, dessen formeller Abschluß dann am fünfundzwanzigsten November 1870 folgte. Bei den Versailler Verhandlungen hatten die württembergischen Bevollmächtigten, zu denen auch Herr von Mittnacht gehörte, beantragt, den Wein, dessen Besteuerung für die Bevölkerung und für den Staatshaushalt Württembergs ungemein schädlich sein müsse, entweder von den der Bundesbesteuerung zu unterwerfenden Gegenständen auszunehmen oder seine Besteuerung doch von der Zustimmung Württembergs abhängig zu machen. Dieser Antrag, der neue Erhebungen nöthig machte, verzögerte den Abschluß mit Württemberg, der deshalb erst einige Tage später als der mit Baden, Hessen und Bayern zu Stande kam, nachdem die Bevollmächtigten des Norddeutschen Bundes erklärt hatten, aus finanziellen und steuertechnischen Gründen werde eine Reichsweinsteuer für immer ausgeschlossen sein. Dieser für die Württemberger vollständig ausreichenden Erklärung hat im Dezember 1870 der Bundesrath ausdrücklich seine Zustimmung gegeben. Ein rechtlich bindendes Versprechen war Das nicht; aber nach dem loyalen und reichstreuen Verhalten der württembergischen Regirung durfte sie wohl erwarten, daß diese moralische Verpflichtung mit peinlichster Sorgfalt innegehalten werden würde. Trotzdem ist nun der Entwurf einer Reichsweinsteuer dem Reichstag vorgelegt worden, obwohl bei der Frankfurter Finanzkonferenz und später im Bundesrathe nachdrücklich an die Versailler Erklärungen erinnert worden war, die eine wesentliche Bedingung für den Eintritt Württembergs in den Deutschen Bund gebildet hatten. Wenn beflissene Offiziöse jetzt mit dem Wort Mittnachts wuchern, Württemberg könne ein „formales Sonderrecht" aus diesen Erklärungen nicht ableiten, so zeigen sie eine bedenkliche Harthörigkeit gegen einen unter höflichen Formen verborgenen ernsten Vorwurf. In Norddeutschland sind alle diese Vorgänge geheim gehalten worden; nur Fürst Bismarck kannte sie und nannte schon in Kissingen die Weinsteuer einen schweren politischen Fehler. In Süddeutschland blieben die Abmachungen von 1870 nicht unbekannt und die Mißstimmung, die in noch längst nicht genügend gewürdigtem

Digitized by Google

Maße sich dort gegen die Berliner Herren angesammelt hat, schöpfte daraus neue und reichliche Nahrung. Unter diesen Umständen blieb dem württembergischen Ministerpräsidenten, wenn er die Wahrung der Landesinteressen nicht den Demokraten überlassen und die Sympathien für die Monarchie und die Regirung preisgeben wollte, nichts Anderes übrig, als offen, nach dem ihm durch die Verfassung verbürgten Recht, vor dem Reichstag die Verhältnisse darzulegen. Hätten geschicktere Staatsmänner neben ihm auf den preußischen Sitzen am Bundesrathstische gesessen, dann wären sie ihm mit dieser Darlegung zuvorgekommen und hätten den außerordentlich ungünstigen Eindruck der Szene vermieden. Aber vielleicht ist es gut, daß diese Geschicklichkeit auch diesmal fehlte; denn es ist immer nützlich, wenn eine lange verschleierte Situation hüllenlos endlich vor Aller Blicken sich zeigt.

Es handelt sich nicht, wie die Herren Richter, Singer und Gröber uns einreden wollten, darum, daß eine Regirung im Bundesrath überstimmt worden ist und daß sie im Reichstag dann ihre dissentirende Ansicht vertreten läßt; dieser Vorgang wäre nicht neu und, nachdem Bismarck die Bundesrathsmitglieder zu kräftigerer Betonung ihrer Interessen aufgerufen hat, gewiß auch nicht überraschend. Neu aber, überraschend und ganz außerordentlich betrübend ist die Thatsache, daß in den Reichstag eine Vorlage gebracht wird, der die drei nach Preußen größten Bundesstaaten widersprochen haben, die von der am Meisten dabei interessirten Regirung für verhängnißvoll und von der Bevölkerung des in seiner kerngesunden und thatkräftigen Reichstreue immer bewährten Schwabenlandes als eine nicht völlig loyale Erfüllung früherer Versprechungen angesehen wird. Auf diesem Wege kann Preußen moralische Eroberungen im deutschen Süden nicht machen und die inspirirten Leute, die das mannhafte und verdienstvolle Vorgehen des Herrn von Mittnacht jetzt einen Schwabenstreich nennen, die sollten lieber darüber nachdenken, ob solche Streiche nicht etwa an ihnen viel näher liegenden Stellen begangen worden sind.

In der Wilhelmstraße sitzt ein württembergischer Herr, den Graf Herbert Bismarck einst zu seiner Hilfe heranzog, und es sitzt da noch ein anderer Herr, der einst einen seinem Ehrgeiz nicht genügenden russischen Orden erhalten hat und der sich eben so eifrig wie vergeblich bemühte, gegen die nach seiner Ansicht zu russenfreundliche Politik der beiden Bismarcks im Hause des Fürsten selbst Hilfstruppen zu werben;

Digitized by Google

von der Thätigkeit beider Herren wird einstweilen nur in witzigen Blättern viel gesprochen, aber man wird sich über kurz oder lang auch sehr ernsthaft mit ihr zu beschäftigen haben. Vorläufig aber muß die Verantwortung da gesucht werden, wo sie nach den amtlichen Kompetenzen ruht: beim Reichskanzler, der zugleich in Preußen der Minister der auswärtigen Angelegenheiten ist. Fürst Bismarck hat vor zwanzig Jahren schon vorgeschlagen, man möge dieses Ministerium das für die deutschen Angelegenheiten nennen, und er hat hinzugefügt: „Es muß meines Erachtens, mag es nun der Reichskanzler sein oder ein Anderer, im preußischen Ministerium einen Minister geben, dessen Aufgabe es vorzugsweise ist, den Zusammenhang mit dem Reich innerhalb des preußischen Ministeriums zu kultiviren und sich von jedem Partikularismus, auch von dem des Ressorts, frei zu halten." Dieser Minister mußte dafür sorgen, daß durch eine ohnehin aussichtlose Steuervorlage nicht eine in ihren Folgen unübersehbare Verstimmung zwischen Süden und Norden geschaffen wurde. Dieser Minister mußte rechtzeitig die Gefahren bedenken, mit denen solche Verstimmung, wie sie heute über allen süddeutschen Ländern lagert, den Bestand des Reiches und die Volksthümlichkeit seines gekrönten Repräsentanten bedroht. Und da dieser Minister bei der ihm vorher angezeigten Erklärung des Herrn von Mittnacht nicht auf seinem Platze war, so muß er bei nächster Gelegenheit befragt werden, welche zwingenden Gründe den traurigen Vorgang nothwendig machten.

Sehr schwer ist es nicht, die Antwort zu finden. Graf Caprivi hat, um für die Militärvorlage die Stimmen der jetzt von ihm zu den Umsturzparteien gezählten Antisemiten zu gewinnen, auf die Biersteuer verzichtet, ohne dazu vom Bundesrath autorisirt zu sein; von einem Sachverständigen ist Das in den Hamburger Nachrichten mehrfach als eine Ueberschreitung der Kompetenzen des Reichskanzlers bezeichnet worden. Da nun der Bundesrath seinen Vorsitzenden nicht desavouiren wollte und da die Deckung der beschlossenen Ausgaben nur in den Luxusbedürfnissen der Massen gefunden werden konnte, so blieb nichts übrig als Tabak und Wein. Vielleicht hat Herr Miquel die Abmachungen mit Württemberg erst während der Frankfurter Konferenz kennen gelernt; Das würde auch erklären, warum, nach der Mittheilung des Grafen Posadowsky, die Steuergesetze im Reichsschatzamt und nicht im preußischen Finanzministerium ausgearbeitet

Digitized by Google

und als Präsidialvorlagen an den Bundesrath gebracht worden sind. Daß auch der bayerische Finanzminister von der Aussicht auf eine Biersteuer nicht sehr erbaut war, ist selbstverständlich; aber Herr von Riedel hätte sich ganz gewiß den höheren Reichsinteressen anbequemt, wenn die Erklärung des Reichskanzlers ihn nicht plötzlich von allen partikularistischen Sorgen befreit hätte. Heute, wo die Weinsteuervorlage ernstlich nicht mehr in Betracht kommt und die Tabaksteuer in ihrer jetzigen Form als gescheitert gilt, gewinnt die Erkenntniß immer mehr an Boden, daß eine Biersteuer jedenfalls das kleinste Uebel sein würde, weil sie die Landwirthschaft nicht belastet und ein sehr leistungfähiges und in allen Theilen Deutschlands verbreitetes Luxusbedürfniß der Massen trifft. Wer auf der Suche nach Steuerobjekten das Deutsche Reich durchwandert, der wird unbedingt zuerst auf das Bier verfallen. Diese Steuer begegnet nur einem Hinderniß: sie kann nicht vorgelegt werden, so lange Graf Caprivi im Auftrage des Bundesrathes die Geschäfte des Reiches führt. Die Frage, ob dieses Hinderniß unüberwindlich ist, kann man erst beantworten, wenn man sich klar gemacht hat, welches Vertrauen Graf Caprivi im Volke genießt und wie weit seine Ansichten mit denen seiner Kollegen im Reich und in Preußen übereinstimmen. Es genügt dazu nicht, daß der Erste Staatsanwalt ihm die staatsmännische Befähigung im vollen Umfange zuerkennt und daß der „Vorwärts" von ihm sagt: „Er verabscheut den Giftbaum der Börse, er verachtet den Großwucher des Junkerthums, die Begehrlichkeit der Schlotbarone; er meint es gut mit den Arbeitern, er will Niemand Unrecht thun, kein Unrecht dulden." Für einen in den Anschauungen des „Militarismus" lebenden Mann, der mit starkem rhetorischen Nachdruck die Sozialdemokratie zu bekämpfen versucht, ist Das an Lob so ziemlich das Menschenmögliche; aber man wird doch andere Zeugen noch suchen und namentlich finden müssen, bevor man zu einem haltbaren Urtheil gelangt.

Bei der Unzufriedenheit über die neuen Steuerpläne braucht man sich nicht lange aufzuhalten, denn diese Unzufriedenheit ist nur ein Symptom; jede Industrie und jedes Gewerbe kann jede halbwegs verständige Steuer tragen, wenn reichliche Arbeit und genügende Absatzfähigkeit vorhanden ist. Nicht die Steuer schreckt den Bayern, den Badenser, den Württemberger und alle die Anderen; das fatale Gefühl macht sie unzufrieden, ihr Geld in ein Geschäft hineintragen zu

Digitized by Google

sollen, mit dessen Leitung sie unzufrieden sind, — mit der Vertretung nach außen und mit der Führung im Innern. Seit der Schöpfer des Reiches geächtet ist und sein Rath, um den andere Nationen Schätze bieten würden, verschmäht wird, hat Deutschland an Prestige und an Wohlstand Unendliches eingebüßt. Für diesen unnatürlichen Zustand macht die Volksstimmung den Mann verantwortlich, der an erster Stelle den Kaiser berath und der in einem amtlichen Erlaß sich dafür verbürgt hat, daß Bismarck niemals wieder auf die Leitung der Geschäfte irgend welchen Einfluß gewinnen könnte. Es sind Handelsverträge abgeschlossen worden, die uns auf lange Jahre hinaus der freien Bestimmung über unseren Zolltarif berauben, die dem wichtigsten nationalen Gewerbe, der Landwirthschaft, den schwersten Schaden zufügen, die der Industrie nur auf ganz vereinzelten Gebieten genützt, den inländischen Markt geschwächt und die jährlichen Einnahmen des Reiches, nicht, wie Graf Caprivi annahm, um höchstens zwanzig, sondern wie Herr Miquel jetzt feststellt, um mindestens sechsunddreißig Millionen verkürzt haben. Auf Kosten der Qualität und gegen den Willen der Volksmehrheit ist eine Kopfzahlvermehrung des Heeres durchgesetzt worden, die der alte Kaiser und Moltke nicht gebilligt hätten und die das Gefühl der Sicherheit nirgends verstärkt hat. Alle diese Siege sind durch persönliche Beeinflussung erstritten und von der Bevölkerung unwillig aufgenommen worden. Nun soll für die Verluste aus den Handelsverträgen und für die Militärausgaben die Deckung geschafft werden und es entsteht ein großes Wundern, weil das Volk zu dem einzigen ihm verfügbaren Mittel greift, um seiner Abneigung gegen diese Politik Ausdruck zu geben: zu dem in allen konstitutionellen Ländern bekannten Mittel der Steuerverweigerung. Schon jetzt werden in fast sämmtlichen Landtagen die Regirungen aufgefordert, den Berliner Plänen Widerstand zu leisten; dauert die Politik fort, die von allen deutschen Produzenten für unheilvoll gehalten wird, dann werden wir bald einen förmlichen Reichsstrike erleben und dann werden alle papiernen Gefälligkeiten den Grafen Caprivi nicht mehr vor der traurigen Erkenntniß bewahren können, daß er nicht der Vertrauensmann des deutschen Volkes ist.

Auf die Verhältnisse im Bundesrath ist schon jetzt ein trübes Licht gefallen und der landtägliche Druck wird dafür sorgen, daß gegen eine als fehlerhaft betrachtete Reichspolitik künftig partikularistische

Digitized by Google

Wünsche nachdrücklicher betont werden. Dem preußischen Landtag sind Vorlagen und Versprechungen gemacht worden, die Graf Caprivi nicht billigen kann, da er erklärt hat, nur Demogogen könnten sich vermessen, dem Elend der Landwirthschaft und der Noth unserer Währungwirren abhelfen zu wollen. Die Spatzen pfeifen es von den Dächern, daß weder Graf Eulenburg noch Herr Miquel die wirthschaftlichen Ansichten des Reichskanzlers theilt. Und im Reichstag spricht Graf Posadowsky, der direkte Untergebene des Kanzlers, den vom preußischen Finanzminister dann zustimmend wiederholten Satz aus: „Eine weise Wirthschaftpolitik muß in erster Linie dahin wirken, daß Das, was die eigene Scholle an einheimischem Konsum erzeugen kann, auch unter allen Umständen auf einheimischem Boden erzeugt werden muß", — einen Satz also, der mit dem Bestreben des Grafen Caprivi, Deutschland in die Bahnen eines Industriestaates überzuleiten, nicht zu vereinbaren ist. Der Reichskanzler hat es über sich vermocht, ein Schulgesetz fallen zu sehen, das nach seiner Ansicht nur von Atheisten bekämpft wurde, und doch in dem Lande, wo in der Schule jetzt demnach der Atheismus herrscht, Minister zu bleiben. Er hat den häufigen und unzweideutigen Mißtrauensvoten der konservativen Parteien Trotz geboten und die Jubelchöre der Elemente freundlich angehört, deren Zustimmung ihm kurz vorher unheimlich war und deren Beifall ihn nach eigenem Geständniß zu ernster Einkehr veranlassen sollte. Es ist aber wohl gänzlich ausgeschlossen, daß er Mitglied eines preußischen Ministeriums bleibt, das einen wichtigen Theil des Programms des von ihm so herb verhöhnten und verurtheilten Bundes der Landwirthe zur Ausführung bringt. In dem Augenblick, wo er die Stimmung des Landes erkennt und die Gründe begreift, die radikale Freihändler, Sozialdemokraten, Polen und Streber veranlassen, ihn zu unterstützen, und wo er einsieht, daß seine Person ein Hinderniß für eine gedeihliche Entwickelung der vaterländischen Verhältnisse geworden ist —: in dem Augenblicke wird er darüber nicht zweifelhaft sein, welchen letzten und größten Dienst sein Patriotismus dem Volke zu leisten vermag.

Eine angenehme Aufgabe ist es gewiß nicht, so bittere Wahrheit immer wieder einem Manne sagen zu müssen, der sicher mit bestem Willen am Werke steht. Aber diese Aufgabe wird zur Pflicht, wenn es sich um die Lebensinteressen und die Zukunft des Deutschen Reiches handelt. Vielleicht glaubt Graf Caprivi wirklich, was er täglich in

Digitized by Google

den Berliner Zeitungen liest, daß außer einer Clique von Junkern und Bismarck-Lakaien im Reiche Alles auf seiner Seite steht. Mit den Junkern sind die deutschen Bauern, mit den Lakaien die unabhängigen Männer gemeint, die es als ein nationales Unglück betrachten, daß die Traditionen einer unerhört schöpferischen Politik aufgegeben worden sind. Persönlichen Vortheil und persönlichen Nachtheil hat nicht Bismarck, haben nicht seine Freunde zu hoffen und zu befürchten, und wer am Nörgeln seine Freude hat und gern im Trüben fischen mag, der kann mit dem jetzigen Zustand gewiß sehr zufrieden sein. Nicht oft und nicht offen genug aber kann es ausgesprochen werden, daß dieser Zustand unhaltbar ist, daß die Person des Leiters der Reichsgeschäfte nirgends das ausreichende Vertrauen genießt, nicht bei den landwirthschaftlichen und nicht bei den industriellen Produzenten und, seit sie ihre letzten Bilanzen geprüft haben, auch bei den Händlern nicht mehr, und daß ein Personenwechsel — der im Reich und in Preußen dann hoffentlich noch eine ganze Reihe von Helfern mit sich reißt — unbedingt nothwendig geworden ist. Wittert Graf Caprivi in solchen Worten eine persönliche Gehässigkeit, dann muß ihm durch Thaten bewiesen werden, daß hinter den Warnern die überwältigende Mehrheit des Volkes sich gesammelt hat. Es wäre der schwerste und der gefährlichste politische Fehler, der überhaupt noch zu begehen ist, wenn jetzt irgend eine Vorlage, die irgendwo nur auf berechtigten Widerspruch stößt, bewilligt würde, ehe diese wichtigste Vertrauensfrage entschieden ist. Der Unwille der Bevölkerung würde Vertreter, die Das unternähmen, hinwegfegen, denn sie wünscht dringend eine Umkehr, und sie fühlt instinktiv, daß auf verändertem Wege auch andere Männer die Führer sein müssen.

Durch die Presse ging neulich die Meldung, der Kaiser habe gesagt, er werde sich in der Wahl seines ersten Dieners nicht beeinflussen lassen. Ob es geschmackvoll ist, solche Aeußerungen des Monarchen in die Zeitungen zu bringen, darüber läßt sich streiten. Kein Mensch denkt daran, die Rechte des Vertreters der Nation zu beschränken; aber sehr viele ernsthafte Menschen befürchten, daß der Kaiser über die Stimmung des Landes nicht stets unterrichtet war und daß schließlich der monarchische Gedanke den Schaden haben wird, wenn das Wirken des ersten Berathers der Krone nur bei abhängigen Beamten und bei Sozialdemokraten preisende Würdigung findet.

Digitized by Google

Die Segnungen der Goldwährung.

Seitdem die Verfechter der Goldwährung es so herrlich weit gebracht haben, daß fast alle Kulturstaaten der Welt sich der Wucht ihrer Argumente gebeugt und die Goldwährung thatsächlich einzuführen versucht oder sie wenigstens im Prinzip angenommen haben, beginnt allgemach die frühere Begeisterung einer nüchternereu Auffassung der Dinge zu weichen und allerorts regen sich die Zweifel, ob denn die Demonetisirung des Silbers thatsächlich eine so kluge Maßregel war, wie uns die Goldschwärmer anfänglich versicherten. Ueberraschen kann Dies eigentlich nicht, denn die seithèrige Erfahrung lehrt, daß ziemlich überall das direkte Gegentheil von Dem eingetreten ist und sich als richtig erwiesen hat, was die Goldschwärmer behauptet und gelehrt haben.

Als es sich anfänglich, d. h. nach dem letzten deutsch-französischen Kriege, darum handelte, die Goldwährung in Deutschland einzuführen, da wurden zunächst die bekannten Redensarten von der Unbequemlichkeit der Silberwährung hervorgesucht und dem großen Publikum aufgetischt. Immerfort wurde hervorgehoben, daß das Silber sich zur Vermittelung großer Umsätze nicht eigne, daß in solchen Fällen das Gold ein viel bequemeres Zahlmittel sei und daß daher die Goldwährung die Währung der vorgeschrittenen und reichen Völker, die Silberwährung die Währung der zurückgebliebenen und armen Nationen sei. Das war allerdings ein sehr zugkräftiges argumentum ad hominem, denn welches Volk wird von sich behaupten wollen, daß es „arm und zurückgeblieben" sei? Ueberdies liegt der Behauptung von der größeren Handlichkeit des Goldes und der Unbequemlichkeit des Silbers ein Körnchen Wahrheit zu Grunde, nur wurde einmal dieses Körnchen Wahrheit arg vergrößert, und zum Zweiten — so parador es klingen mag — wird diese Wahrheit um so unwahrer, je allgemeiner die Goldwährung von den verschiedenen Völkern eingeführt wird.

Als dann später die Goldwährung von Deutschland und den nordischen Staaten (Schweden-Norwegen, Dänemark, Holland) eingeführt worden war und das Silber in Folge Dessen mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit im Werthe zu sinken begann, da wurde ein weiteres Argument hervorgesucht, um die Nothwendigkeit des Ueberganges zur Goldwährung zu beweisen: die angeblich größere Werthbeständigkeit des Goldes und die Werth-Unbeständigkeit des Silbers. Aber auch dieses Argument erweist sich bei näherer Betrachtung eben so wenig stichhaltig wie das zuerst erwähnte.

Und als schließlich die Goldwährung allerorts (wenigstens im Prinzip) angenommen war, da trat es auch überall immer deutlicher zu Tage und zeigt sichs immer klarer, daß man eine Sisyphus-Arbeit unternommen hatte,

Digitized by Google

denn das Silber, das man mit vieler Mühe und Noth endgiltig zum Fenster hinausgeworfen zu haben wähnte, beginnt durch alle Poren und Ritzen der Wände und des Fußbodens wieder herein zu dringen.

Zunächst sei die zweite Behauptung der Vertheidiger der Goldwährung näher ins Auge gefaßt, daß nämlich das Gold das werthbeständigere Metall sei, während das Silber seine Werthbeständigkeit total eingebüßt habe. Es ist dasjenige Argument, welches mit Vorliebe von den Anhängern der sogenannten liberalen Nationalökonomie ins Treffen geführt wird, und man kann in der That nur darüber staunen, woher gerade die Anhänger dieser Richtung den Muth nehmen, sich auf dieses Argument zu stützen. Es ist ja doch speziell die sogenannte liberale Schule der Nationalökonomie, welche die Lehre von den „Naturgesetzen des wirthschaftlichen Verkehrs" aufgestellt und seit jeher vertheidigt hat, und zu den Fundamentalgesetzen dieser Art gehört bekanntlich das „Gesetz von Nachfrage und Angebot", das so zu sagen auf jeder Seite eines jeden nationalökonomischen Lehr- oder Handbuches breitgetreten wird. Wenn nun, wie Dies gegenwärtig beim Golde der Fall ist, mit einem Schlage eine Nachfrage nach irgend einem Artikel auftritt, die nicht nur in die Hunderte, sondern gleich in die Tausende der Millionen geht, und wenn diese Nachfrage auftritt, ohne daß im Angebote eine nennenswerthe Veränderung eingetreten wäre, dann heißt es denn doch, die gesammte bisherige nationalökonomische Lehre auf den Kopf stellen, wenn man behaupten will, daß dieser Artikel — das Gold — nicht im Preise gestiegen sei.

Ein Gleiches gilt natürlich umgekehrt auch vom Silber. Wenn mit einem Schlage die Nachfrage nach Silber zu Münzzwecken in allen Kulturstaaten aufhört und wenn überdies jeder Kulturstaat sein überschüssig gewordenes Silber auf den Markt wirft und kein Staat diesem zum Verkaufe gebrachten Silber bei sich gastliche Aufnahme gewähren will, dann ist es — um keinen kräftigeren Ausdruck zu gebrauchen — einfach lächerlich, sagen zu wollen, daß das Silber seine Werthbeständigkeit „verloren" habe. Nein, nicht „verloren" hat das Silber seine Werthbeständigkeit, sondern „genommen" hat man sie ihm, gewaltsam genommen, und wenn man ihm sie nicht gewaltsam genommen hätte, so besäße es sie heute noch. Die Anhänger des Goldes berufen sich zur Begründung ihrer Behauptung allerdings auf die Thatsache, daß die Silberproduktion der Welt in den letzten zwanzig Jahren eine ganz außerordentliche Steigerung erfahren habe, allein diese Thatsache ist nicht besonders beweiskräftig. Denn einmal darf man ihr die Frage entgegenstellen, ob diese Steigerung der Silberproduktion nicht — zum guten Theile wenigstens — gerade durch die Entwerthung des Silbers hervorgerufen wurde. Es ist nämlich eine bekannte, auf allen Produktionsgebieten sehr häufig wiederkehrende Erscheinung, daß ein Rück-

Digitized by Google

gang im Preise irgend eines Artikels, wenigstens in der ersten Zeit, nicht eine Verminderung, sondern umgekehrt eine Ausdehnung der Produktion zur Folge hat, entweder weil die Produzenten durch die Ausdehnung der Produktion ihre sogenannten Generalunkosten zu vermindern bestrebt sind und auf diese Weise den Verlust aus dem Preisrückgange wieder wett zu machen hoffen, oder weil sie nach dem Grundsatze „die Masse muß es bringen" bestrebt sind, durch einen ausgedehnteren Absatz den Ausfall am Preise des einzelnen Stückes wieder hereinzubringen. Speziell bei der Edelmetallproduktion ist eine derartige Ausdehnung viel leichter möglich als bei jedem anderen Artikel, weil die Edelmetalle einer gleichsam unbegrenzten Nachfrage (zu Luruszwecken) gegenüberstehen.

Viel schwerer jedoch wiegt die folgende Erwägung. Die Anhänger des Goldes, die aus der großen Steigerung der Silberproduktion während der letzten zwanzig Jahre Kapital für das Gold und gegen das Silber zu schlagen bemüht sind, vergessen total, daß die Edelmetallproduktion seit jeher größeren oder geringeren Schwankungen unterworfen war, und speziell, daß nach der Entdeckung der kalifornischen und australischen Goldlager mit einem Ruck Goldquantitäten in den Verkehr geworfen wurden, die bis dahin geradezu unerhört waren. Und wenn trotz dieser riesigen Vermehrung der Goldbestände keine nennenswerthe Werthverminderung des Goldes eintrat, so ist Dies einzig und allein dem Umstande zuzuschreiben, daß dem Golde die Münzstätten der ganzen Welt offen standen und daß in Folge Dessen die plötzlich auftauchenden Goldmassen eben so rasch absorbirt wurden und als Geld (so wie selbstverständlich auch zu Luruszwecken) Verwendung fanden. Wenn man aber vorher alle Münzstätten der Welt vor dem Silber sperrt und sich hinterdrein darüber wundert, daß eine Steigerung der Silberproduktion den durch die Demonetisirung des Silbers ohnehin schon gedrückten Preis dieses Metalles noch weiter hinunterdrückt, so heißt Dies handeln wie ein kleines Kind, das etwa Glas zum Fenster hinauswirft und dann darüber staunt, daß es unten auf dem Straßenpflaster in tausend Splitter zerspringt. Hätte man das Silber nicht in der ganzen civilisirten Welt demonetisirt, so wäre die gegenwärtige Steigerung der Silberproduktion eben so spurlos oder doch unmerklich vorüber gegangen wie alle bisherigen Schwankungen der Silber- und der Goldproduktion.

Die Steigerung des Goldpreises in Folge der allseitigen Einführung der Goldwährung wird übrigens heute auch schon von den objektiv denkenden Nationalökonomen zugegeben. In der Praxis des geschäftlichen Lebens macht sie sich seit längerer Zeit sehr unangenehm bemerkbar, denn die Steigerung des Goldpreises bedeutet für den Produzenten, daß er für seine Erzeugnisse weniger goldene Mark oder Francs erhält als früher, während

Digitized by Google

die Summe, die er an Steuern und Schuldzinsen und theilweise (wenigstens in der ersten Zeit) an Arbeitslöhnen zu bezahlen hat, nach wie vor die gleiche bleibt. Dies gilt ganz besonders von den Landwirthen, denn der Grund und Boden, der offen daliegt und nicht verheimlicht werden kann, trägt allerorts relativ die schwersten Steuern und überdies hat der Grundbesitz in Folge der allgemeinen und weitgehenden Hypothekenverschuldung eine drückende Zinsenlast zu tragen, so daß der allgemeine Preisdruck in Folge der Goldwährung von den Landwirthen — die ohnehin schon durch die überseeische Konkurrenz schwer getroffen wurden — am Schwersten, und jedenfalls viel schwerer als von dem Kaufmann oder dem Industriellen empfunden wird. Hierin liegt auch die Erklärung für die Erscheinung, daß fast allerorts die Agrarier mit der größten Energie gegen die Goldwährung Front machen und die Einführung der Doppelwährung anstreben.

Indessen dürfte der Druck, der durch die Vertheuerung des Goldes auf die Waarenpreise und damit auf die Produzenten ausgeübt wird — so unangenehm er auch von den Betreffenden empfunden wird — wohl kaum der Punkt sein, von dem aus dem Bestande der Goldwährung in erster Reihe Gefahr droht. Es scheint vielmehr, daß der Goldwährung in den Regirungen der verschiedenen Staaten ein viel gefährlicherer Gegner erwachsen wird, und zwar, weil die Sicherheit der Staaten an zwei Punkten durch die Goldwährung bedroht wird, an die anfänglich kein Mensch auch nur entfernt gedacht hat. Es ist Dies die silberne Kurrant- und die silberne Halbscheidemünze auf der einen und die Heeresverwaltung oder, richtiger ausgedrückt, die Möglichkeit eines Krieges auf der anderen Seite.

Es ist bekannt, daß Deutschland bei der Einführung der Goldwährung durch die Macht der Verhältnisse gezwungen wurde, auf halbem Wege stehen zu bleiben. Es war nämlich dem Deutschen Reiche einmal unmöglich, das erforderliche Gold heranzuziehen, um sein gesammtes Geld aus Gold herstellen zu lassen, und zweitens war es dem Reiche unmöglich, seine gesammten Silbervorräthe (ohne allzu empfindliche Verluste) abzustoßen. Es blieb somit der Reichsregirung kein anderer Ausweg übrig, als sich mit einer unzureichenden Menge goldenen Geldes zu begnügen und daneben die alten Silberthaler — die man zu fiktiven Geldmünzen à drei Mark erklärte — im Umlaufe zu belassen. Man benannte diesen Zustand bekanntlich „hinkende" Goldwährung, betrachtete ihn aber anfangs als unbedenklich, weil ja der Uebergang zur Goldwährung auf Grundlage des Werthverhältnisses von Gold zu Silber wie 1 : 15½ vollzogen wurde und somit 20 silberne Thaler thatsächlich den Werth von drei goldenen Zwanzigmarkstücken besaßen. Von dem entgegengesetzten Endpunkt der Linie ausgehend, gelangte Frankreich zu dem nämlichen Endresultate wie Deutschland.

Digitized by Google

Frankreich besaß anfänglich die Doppelwährung auf Grundlage des Werthverhältnisses von 1 : 15½. Als aber seine Goldbestände durch die Milliardenzahlung stark geschwächt wurden und es befürchten mußte, daß es durch das in Deutschland zu demonetisirende Silber überschwemmt werde, sistirte Frankreich bekanntlich im Jahre 1874 die freie Silberprägung und schuf damit einen Zustand, der dem in Deutschland herrschenden vollständig gleicht. Eben so wie in Deutschland cirkulirt in Frankreich goldenes Geld, dessen Menge jedoch ungenügend ist. Und wie in Deutschland die silbernen Thaler, so cirkuliren in Frankreich neben den Goldmünzen vollwichtig ausgeprägte Silbermünzen — die Fünffranken-Stücke —, die einst (unter der Herrschaft des Werthverhältnisses von 1 : 15½) genau den Werth eines goldenen Fünffranken-Stückes besaßen und heute fiktive Goldmünzen sind. In Folge der Einführung der Goldwährung und der Demonetisirung des Silbers in fast allen Kulturstaaten ist jedoch bekanntlich das Werthverhältniß der beiden Edelmetalle in einer geradezu unerhörten Weise auseinander gegangen. Es ist von 1 : 15½ auf ungefähr 1 : 28 gestiegen und die weitere Konsequenz hiervon ist, daß der Metall-(Silber)Werth jener einst vollwichtig ausgeprägten Silbermünzen nahezu auf die Hälfte hinuntergegangen ist; der Silberwerth des deutschen Thalers beträgt heute kaum zwei Mark, der des silbernen Fünffrankenstückes etwa drei Francs.

Noch viel schlimmer gestalten sich die Dinge bei den silbernen Halbscheidemünzen. Schon vor dem deutsch-französischen Kriege hatte man nämlich in Frankreich angefangen, die silbernen Ein- und Zwei-Frankenstücke — die ursprünglich als vollwichtige Silbermünzen gedacht, und demgemäß nach dem Legirungverhältnisse von neun Zehnteln Silber und einem Zehntel Kupfer ausgeprägt waren — als halbe Scheidemünzen, d. h. also leichter, auszuprägen. Das Gleiche geschah in Deutschland mit den silbernen Ein- und Zwei-Markstücken, als hier die Einführung der Goldwährung, und zwar auf Grund des damals noch herrschenden Werthverhältnisses des Goldes zum Silber wie 1 : 15½, beschlossen wurde. Und in noch höherem Grade gilt Dies von den neuen österreichisch-ungarischen silbernen Einkronenstücken, die gar auf Grundlage eines Werthverhältnisses von 1 : 18.2. und überdies als halbe Scheidemünzen ausgeprägt wurden. In Folge des ungeheueren seither eingetretenen Preisrückganges des Silbers ist der Metallwerth dieser kleineren Silbermünzen so sehr gesunken, daß er nur mehr ungefähr die Hälfte ihres Nominalwerthes oder gar noch weniger repräsentirt. Und aus diesem Sinken des Metallwerthes der umlaufenden Silbermünzen erwächst den Staaten eine sehr bedeutende doppelte Gefahr.

Die eine Gefahr liegt in der Nachmünzung (nicht etwa der Falschmünzung). Es ist heute nämlich eines der denkbar besten Geschäfte, aus

Digitized by Google

echtem Silber französische Franken-, deutsche Markstücke oder österreichisch-ungarische Kronen anzufertigen, da die fertige Münze ungefähr den doppelten Werth des in ihr enthaltenen Silbers besitzt. Ist der Prägestempel nur gut nachgeahmt, so ist die nachgemünzte Münze von der staatlich geschlagenen nicht zu unterscheiden. Und war der Nachmünzer gar überdies so vorsichtig, seine Prägestätte ins Ausland — sagen wir nach Australien oder nach Central- oder Südamerika — zu verlegen, wo er von dem Arme der europäischen Gerechtigkeit nicht leicht erreicht werden kann, so kann er dort mit der größten Seelenruhe sein lukratives Geschäft betreiben und von dort aus seine Fabrikate in die betreffenden europäischen Staaten einschmuggeln. Ja, die Herren Nachmünzer könnten sich sogar — ohne ihren Geschäftsgewinn wesentlich zu schmälern — den schlechten Witz erlauben, ihre nachgeprägten Silbermünzen aus einer feineren Legirung, also in einer besseren Qualität, als die vom Staate geschlagenen herzustellen, und dann würde die Welt das sonderbare Schauspiel erleben, daß die Staatsgewalt selbst schlechtere Silbermünzen schlägt und gleichzeitig Denjenigen, der dem Publikum aus freien Stücken ein besseres oder werthvolleres Silbergeld liefert, zur Verantwortung zieht und als Verbrecher bestraft.

In einem oder dem anderen Staate — so in Deutschland — wurde die in der Nachmünzung liegende Gefahr wohl schon einer theoretischen Erwägung unterzogen, im Allgemeinen jedoch haben die Regirungen dieser eminent praktischen Frage gegenüber noch nicht Stellung genommen; vorwiegend wohl aus dem Grunde, weil man erfahrungmäßig in der Regel erst nach dem Braude an die Anschaffung der Löschrequisiten und die Organisirung der Feuerwehr zu schreiten pflegt. Es wird jedoch voraussichtlich in nicht allzu ferner Zeit an die Regirungen die unabweisbare Nothwendigkeit herantreten, sich in sehr ernstlicher Weise mit der Unterwerthigkeit der heutigen Silbermünzen zu beschäftigen, und dann wird wohl kein anderer Ausweg übrig bleiben, als die heutigen, viel zu leicht ausgeprägten Silbermünzen einzuziehen und durch entsprechend schwerere zu ersetzen. Geschieht Dies aber, und die Staaten werden zu diesem Schritte mit geradezu mathematischer oder logischer Nothwendigkeit gedrängt werden, dann ist man — um mit Hegel seligen Andenkens zu sprechen — glücklich bei der „Negation der Negation des Silbers“ angelangt.

Die allgemeine Goldwährung ist in der That eine ganz wunderbare Einrichtung. Als sie eingeführt werden sollte, da behaupteten ihre Anhänger, man müsse die Goldwährung anstreben, um die Taschen der Staatsbürger zu entlasten. Sieben silberne Thaler seien schon eine derartige Last, daß man einem heutigen normalen Menschen billiger Weise nicht zumuthen könne, sie den ganzen Tag über bei sich in der Tasche herum-

Digitized by Google

zutragen; man müsse ihm das bequemere und handlichere goldene Zwanzigmark-Stück bieten, sonst breche der Aermste zusammen. Und heute, da so ziemlich die gesammte Kulturwelt sich im Besitze der Goldwährung — wenn auch theilweise nur „im Prinzip" — befindet, sind wir, und zwar nur in Folge des allseitigen Ueberganges zur Goldwährung und der dadurch hervorgerufenen Entwerthung des Silbers, glücklich dahin gekommen, daß ungefähr erst vierzig Silberstücke von der Größe und dem Gewichte einer silbernen Mark dem Werthe eines goldenen Zwanzigmark-Stückes gleich kommen. Und eben so verhält es sich mit dem eigentlichen Grundgedanken oder Kern der Goldwährung. Dieser besteht doch nur darin, das Silbergeld zu beseitigen und durch Goldgeld zu ersetzen. Weil aber das Silbergeld für den Kleinverkehr doch nicht entbehrt werden kann und weil durch die allgemeine Demonetisirung des Silbers sein Werth gegenüber dem Golde auf nahezu die Hälfte gesunken ist, bleibt schließlich kein anderer Ausweg übrig, als die dem Kleinverkehr dienenden Silbermünzen ungefähr doppelt so groß ausprägen zu lassen als vorher. Das heißt also: offiziell wird das Silbergeld außer Kurs gesetzt, offiziös aber wird es wieder in den Verkehr gebracht, weil man zur Herstellung des silbernen Kleingeldes ungefähr das doppelte Silberquantum braucht wie früher.

Der zweite Punkt, an welchem den Staaten aus der Goldwährung eine Gefahr erwächst, ist die Eventualität eines Krieges. Das heutige Silbergeld der verschiedenen Staaten (mit Ausnahme der österreichisch-ungarischen Silberkronen) stammt noch aus einer Zeit, da das Werthverhältniß des Goldes zum Silber wie 1 : 15½ stand. In Folge des seither eingetretenen Preisrückganges des Silbers sind jedoch diese Münzen, wie vorhin erwähnt, unterwerthig geworden; ihr Silber- oder Metallwerth ist ungefähr auf die Hälfte ihres Nominal- und Kurswerthes hinuntergesunken. Oder umgekehrt ausgedrückt: die heutigen Silbermünzen sind nicht mehr als reines Metallgeld, sondern ungefähr zur Hälfte als Kreditgeld (als eine Art von Banknoten, die aber allerdings nicht aus Papier, sondern aus Silber hergestellt sind) aufzufassen. Wenn diese Unterwerthigkeit sich nur auf die eigentlichen Scheidemünzen und die silbernen Halbscheidemünzen beschränken würde und wenn gleichzeitig diese Unterwerthigkeit der silbernen Halbscheidemünze keine so weitgehende wäre, wie Dies heute der Fall ist, so wäre die Sache ziemlich gleichgiltig. So aber, wie die Dinge heute liegen, hat diese Thatsache ihre sehr bedenklichen Seiten.

Von England abgesehen, das die sogenannte „reine" Goldwährung hat, besitzen nämlich die übrigen Staaten — soweit sie überhaupt Gold haben — nur die sogenannte „hinkende" Goldwährung. Die „hinkende" Goldwährung" aber bedeutet, daß in den betreffenden Staaten eine relativ

Digitized by Google

sehr große Menge von Silbermünzen cirkulirt, die zur Hälfte, wie gesagt, lediglich Kreditgeld sind. So lange nun die Verhältnisse ruhige sind, ist dieses silberne Kreditgeld (dieses unwerthige Silbergeld, das so angesehen wird, als ob es effektives Goldgeld wäre) unbedenklich. In Kriegszeiten hingegen liegt die Gefahr überaus nahe, daß das Gold abfließt und daß dann die Goldwährung, die heute nur mit Hilfe einer ziemlich kühnen Fiktion mühsam aufrecht erhalten wird, definitiv verschwunden ist. Frankreich befindet sich in dieser Beziehung in einer viel günstigeren Lage als Deutschland. Es hat nämlich nur durch eine einfache Verfügung der Regirung die freie Silberprägung für private Rechnung sistirt, hält aber im Uebrigen im Prinzip noch immer an der gesetzlich bestehenden Doppelwährung fest. Es kann daher im äußersten Nothfalle durch eine eben so einfache Verfügung der Regirung jene Einstellung der freien Silberprägung widerrufen und seine Münzstätten dem Silber wieder öffnen, und unternähme es diesen Schritt im Falle eines Krieges, so würde ihm hieraus ein doppelter überaus wesentlicher Vortheil erwachsen. Einmal würde dem Auslande die Möglichkeit erschlossen, sein allerorts vorhandenes überschüssiges Silber zum Ankauf von Waaren in Frankreich zu verwerthen, d. h. mit anderen Worten: der Export und die industrielle Produktion Frankreichs erhielte — eventuell mitten im Kriege — einen mächtigen Impuls, so daß die Steuerfähigkeit des Landes gerade in der allerkritischesten Zeit wesentlich gehoben würde. Und zum Zweiten würden dem Staate, wenn er eine Silberanleihe im Kriege ausschreibt, beliebig große Silberquantitäten zuströmen, so daß es der Regirung an Baarmitteln zur Fortsetzung des Krieges nicht fehlen würde. Und daß das Silber im Kriege allseitig gern genommen würde, kann nicht bezweifelt werden, denn einmal ist selbst heute das entwerthete Silbergeld noch immer besser als ein ungedecktes und uneinlösliches Papiergeld, und zweitens müßte gerade im Kriege, wo der Geldbedarf so außerordentlich steigt, auch der Werth des Silbergeldes bedeutend steigen. Hierzu käme noch überdies der fernere außerordentliche Vortheil, daß das Festhalten an der Doppelwährung dem französischen Staate nach der Wiederherstellung des Friedens die Möglichkeit bieten würde, in der ungezwungensten Weise der Welt allmählich wieder Gold an sich zu ziehen und so die thatsächliche Gold-Cirkulation wieder herzustellen.

Aller dieser Vortheile hat sich Deutschland dadurch begeben, daß es nicht die Doppel-, sondern die Goldwährung eingeführt hat. Es muß befürchten, daß ihm im Falle eines Krieges sein Gold entschwindet, es kann während eines eventuellen Krieges seine Münzstätten dem Silber nicht ohne Weiteres öffnen und muß damit auf die Hebung der Steuerfähigkeit seiner Bevölkerung zu einer Zeit verzichten, in der Dies als eine doppelte

Digitized by Google

Wohlthat empfunden würde, und es kann während eines länger andauernden Krieges keine Silberanleihe kontrahiren, die jedenfalls viel leichter aufzubringen ist als eine Goldschuld. Und überdies muß es darauf gefaßt sein, am Schlusse eines längeren kostspieligen Krieges total zerrütteten Valutaverhältnissen gegenüberzustehen. Deutschland befindet sich in Folge seiner Lage in Centraleuropa im Falle eines Krieges in einer viel ungünstigeren Situation als Frankreich, das von Spanien keinen Angriff zu befürchten braucht und rechts und links von zwei Meeren begrenzt wird. Deutschland muß daher mit verdoppelter Aufmerksamkeit darüber wachen, daß es für den Kriegsfall nicht nur militärisch, sondern auch finanziell gerüstet sei, und zur finanziellen Rüstung gehört natürlich auch ein elastisches Geldwesen, das der Staatsverwaltung im Nothfalle eine freiere Bewegung gestattet. Daß die Doppelwährung eine viel elastischere ist als eine einfache und speziell als eine Goldwährung, die überdies „hinkt", ist wohl ziemlich zweifellos, fraglich (oder vielleicht auch nicht mehr „fraglich") aber ist es, ob Deutschland angesichts der erwähnten Eventualitäten vorsichtig handelt, wenn es sich damit zufrieden stellt, daß sein Geldwesen in Friedenszeiten zur Noth funktionirt, und wenn es — gestützt auf diese ziemlich bedeutungslose Thatsache — sich allen auf die Lösung der bestehenden Goldkalamität abzielenden internationalen Bestrebungen gegenüber kühl ablehnend verhält.

Und wenn man sich schließlich bei kaltem Blute die Frage vorlegt, wozu die ganze Anstrengung war und welcher Zweck durch die allseitige Einführung der Goldwährung erreicht werden sollte, so ist man thatsächlich um die Antwort verlegen. Ein werthbeständigeres Geld hat man durch die Goldwährung nicht erlangt; Das lehrt der seitherige Gang der Entwickelung. Man hat vielmehr im Gegentheile mit einem kolossalen Kostenaufwande und mit vieler Mühe und Noth sich ein schlechteres Geld geschaffen, denn bekanntlich lastet ein Geld, das von Tag zu Tag im Werthe steigt, wie ein Alb auf der gesammten Volkswirthschaft und das Goldgeld steigt — wie die Erfahrung lehrt — beständig im Werthe und muß um so mehr im Werthe steigen, je allgemeiner die Goldwährung wird und je mehr die Staaten bestrebt sind, Gold mit aller Macht zu erwerben und festzuhalten.

Ist also das goldene Geld nicht werthbeständiger als das silberne, so ist es vielleicht doch bequemer? Allein auch diese Erwartung erwies sich als eine trügerische oder als eine illusorische. Und nach dieser Richtung hin muß man unterscheiden: einmal die Bequemlichkeit oder Unbequemlichkeit mit Rücksicht auf die Tasche, sodann die Bequemlichkeit oder Unbequemlichkeit bei größeren Zahlungen im Inlande, endlich die Bequemlichkeit oder Unbequemlichkeit bei größeren internationalen Zahlungen.

Welche Bewandniß es mit der Entlastung der Taschen durch die

Digitized by Google

Goldwährung hat, wurde schon früher erwähnt. Richtig ist es ja, daß zwanzig silberne Mark- oder Frank-Stücke ungefähr die Obergrenze des Metallquantums repräsentiren, das man ohne Belästigung in der Tasche bei sich tragen kann, und daß es sehr angenehm ist, wenn man je zwanzig silberne Mark durch ein einzelnes Goldstück ersetzen kann. Allein die bisherige Entwickelung lehrt, daß Dies heute eigentlich nicht mehr richtig ist. Das Werthverhältniß des Silbers zum Golde ist — wie eben auseinandergesetzt wurde — heute ein derartiges, daß man, streng genommen, erst 40 Silbermünzen von dem Gewichte und der Größe einer silbernen Mark durch ein goldenes Zwanzigmark-Stück ersetzen kann. Und geht die Entwickelung so weiter, wie sie bisher gegangen ist — und Dies würde beispielsweise der Fall sein, wenn Rußland, Nordamerika oder Indien mit der Einführung der Goldwährung Ernst machen wollten —, so werden wir in der kürzesten Zeit dahin kommen, daß erst 50, 60 oder gar noch mehr Münzen von der Größe und dem Gewichte eines silbernen Markstückes den Werth eines goldenen Zwanzigmark-Stückes repräsentiren werden. Man sieht, die erhoffte Entlastung der Taschen verflüchtigt sich in dem Maße, wie alle Staaten der Welt der Segnungen der Goldwährung theilhaftig werden wollen und damit den Goldpreis gewaltsam hinauftreiben. Sodann darf man sich wohl die Frage vorlegen, ob denn diese angebliche Entlastung der Taschen im Ernste der Rede werth ist. Noch bis zum Jahre 1871 hat in Deutschland alle Welt Silbergeld in den Taschen bei sich herumgetragen, es ist aber nichts davon bekannt geworden, daß die Leute sich in Folge Dessen sehr unglücklich gefühlt hätten oder daß in Folge der ungleichmäßigen Belastung der Taschen zahlreiche Rückgratverkrümmungen in Deutschland vorgekommen wären; es dürfte also vielleicht auch das heutige Geschlecht noch kräftig genug sein, ein paar Silbermünzen in der Tasche zu tragen. Uebrigens hat man in der Ausgabe von (vollgedeckten) Silber-Certifikaten ein viel billigeres Mittel, um das allerbequemste Geld der Welt zu schaffen und eventuell die silbernen Einmark-Stücke — auf eine für die Volkswirthschaft ganz unbedenkliche Weise — durch Papier zu ersetzen.

Nicht viel besser verhält es sich mit der angeblichen größeren Bequemlichkeit des Goldgeldes, wenn es sich um die Effektuirung von größeren Zahlungen im Inlande handelt. In der Theorie ist es ja richtig, daß es bequemer ist, eine größere Zahlung in Gold- als in Silbermünzen zu leisten; allein wie oft mag es denn unter der Herrschaft der Silberwährung in der Praxis vorgekommen sein, daß der Kaufschilling für ein größeres Haus oder Landgut sofort baar erlegt und in silbernen Thalerstücken aufgezählt werden wäre? Derartig große Zahlungen werden doch fast regelmäßig in großen Noten-Appoints (in „Tausendern") geleistet, wenn man es —

Digitized by Google

mit Rücksicht auf die noch größere Bequemlichkeit — nicht etwa vorzieht, sie in Sparkassabüchern, Checks und Dgl. zu effektuiren. Ueberdies involvirt der stete Hinweis auf die „großen" Zahlungen zum guten Theile eine Unwahrheit, weil die selbe Transaktion, die nach der einen Seite hin sich als eine „große" Zahlung präsentirt, sich nach der anderen Seite hin in eine große Anzahl kleiner Zahlungen auflöst. Der Großindustrielle z. B., der am Sonnabend etwa zehn oder mehr Tausend Mark braucht, um seine Arbeiter zu lohnen, kann doch zu diesem Behufe nicht „Tausender" in die Hand nehmen und eben so kann umgekehrt der Kleinkaufmann, der seine Waare mark- oder pfennigweise verkauft, eine größere Zahlung nicht so ohne Weiteres in „Tausendern" leisten. Also auch nach dieser Richtung hin erweist es sich bei näherer Betrachtung als ziemlich fraglich, ob der Bevölkerung durch die Einführung der Goldwährung thatsächlich eine gar so bedeutende Erleichterung geboten wird.

Es bleiben somit nur die großen internationalen Zahlungen, allein auch bei Denen erweist sich der stete Hinweis auf die größere Bequemlichkeit des Goldes als eine ziemlich starke Uebertreibung, und zwar einmal, weil derartige Zahlungen — wenn Dies nur einigermaßen möglich ist — nicht in Münzen, sondern in Barren geleistet werden, und dann, weil schon unter der Herrschaft der Silberwährung derartige Zahlungen mit Vorliebe in Gold, und zwar in Goldbarren, effektuirt wurden.

Diese Bedenken gegen die Goldwährung sind so überaus naheliegend und gleichzeitig ist der Druck, den die fortwährend steigende Vertheuerung des Goldes und die Entwerthung des Silbers auf die gesammten wirthschaftlichen Verhältnisse ausübt, ein so empfindlicher, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn allerorts Zweifel in die seligmachende Kraft der Goldwährung sich zu regen beginnen und wenn von den verschiedensten Seiten Vorschläge gemacht werden, wie dem Uebel gesteuert werden könnte.

Der eine Vorschlag, der schon gemacht wurde, noch ehe die Goldwährung allerorts eingeführt war, geht dahin, den Check- und Clearingverkehr thunlichst zu begünstigen, um auf diese Weise den effektiven Bedarf an Goldmünzen auf ein Minimum zu reduziren. Adolf Wagner hat diesen Vorschlag in einem kürzlich in den „Preußischen Jahrbüchern" veröffentlichten Aufsatze eingehender erörtert und insbesondere darauf hingewiesen, daß Dies ein sehr bedenklicher Vorgang wäre, weil der Check- und Clearingverkehr ein überaus kühner und künstlicher Bau ist, der bei der geringsten Erschütterung einstürzen kann. Uebrigens zeigt sich auch hierin wieder der innere Widerspruch, der in der allseitigen Einführung der Goldwährung liegt. Zuerst strebt man die Goldwährung mit aller Kraft an und führt sie mit den größten Opfern ein und hinterdrein bemüht man

Digitized by Google

sich, eine Verkehrsform zu verallgemeinern, bei welcher die Zahlungen im Wege der gegenseitigen Abrechnung beglichen werden, weil — nun weil es sich herausstellt, daß man nicht genug goldenes Geld besitzt, um die Zahlungen durch effektive Münzen zu begleichen. Da wäre es doch viel einfacher gewesen, die Silberwährung beizubehalten und eventuell die Silbermünzen durch (voll gedeckte) Silbercertifikate zu ersetzen.

Ein zweiter Vorschlag lautete, man möge die kleinsten Goldmünzen (zu 10 Shilling, 10 Mark, 10 Francs ꝛc.) einziehen und sie durch Silbermünzen oder Noten ersetzen, um auf diese Weise den Bedarf an goldenen Umlaufsmitteln einigermaßen einzuschränken. In der That eine prachtvolle Illustration zu Dem, was vorhin über den eigentlichen Kern der heutigen Goldwährung hier gesagt wurde: oben im ersten und zweiten Stockwerke des Gebäudes wird das Silber, weil es ein zu schlechtes Geld ist, zum Fenster hinausgeworfen, unten aber, im Erdgeschoß, öffnet man ganz heimlich und still das Hinterpförtchen des Hauses und schmuggelt unbemerkt das verpönte Silber wieder hinein!

Ein dritter Vorschlag, der in letzter Zeit von Hertzka in seiner Schrift „Das internationale Währungproblem und dessen Lösung", von Conrad im „Deutschen Wochenblatt" und von mehreren Anderen gemacht wurde, verlangt ganz offen und unumwunden die Rückkehr zum Silber durch Einführung der Doppelwährung, aber freilich einer Doppelwährung ganz eigenthümlicher Art. Die Modalitäten dieses Vorschlages sind bei den verschiedenen Autoren in den Einzelnheiten verschieden, im Wesentlichen aber läuft der Vorschlag darauf hinaus, daß Jeder gezwungen sein soll, alle seine Zahlungen (oder doch die größeren) gleichzeitig in Gold und Silber zu leisten. Hiernach sollen von der Regirung voll gedeckte „Gold-Silbercertifikate", d. h. Scheine ausgegeben werden, welche gleichzeitig auf Gold und Silber in bestimmten Beträgen lauten, und zwar entweder in der Weise, daß der Schein auf eine ziffermäßig bestimmte Summe (sagen wir so und so viele Münz- oder Gewichtseinheiten) in Gold und eine eben so ziffermäßig bestimmte Summe in Silber lautet, oder daß der Schein auf eine bestimmte Quote (etwa die Hälfte oder Dergleichen) in Gold und eine bestimmte Quote in Silber, jedoch mit dem Beisatze lautet, daß die auf Silber lautende Quote nach dem jeweiligen Werthverhältnisse des Silbers zum Golde eingelöst werden soll.

Offen gestanden, will mir diese Art der Lösung des Währungproblems nicht recht einleuchten, weil sie mir viel zu gezwungen erscheint; indessen ist ist es ja möglich, daß sie die richtige ist. Jedenfalls aber würde dieser Vorschlag die Bankerotterklärung der Goldwährung bedeuten.

Czernowitz. Professer Dr. Friedrich Kleinwächter.

Digitized by Google

Sonette

von Giuseppe Gioachino Belli, überſetzt von Paul Heyſe.*)

Die Wohlthat.

Hilfe vom Pfarrer, Nanna? Hat nicht ſchon
Mein Mann ihn angefleht, und was beſcherte
Der Dickwanſt ihm, der ſatte, wohlgenährte?
Nichts weiter als in ſalbungvollem Ton

Die Antwort: Kennſt Du nicht den Ablaß, Sohn,
Den unſer heil'ger Vater Dem gewährte,
Der reuig voll Zerknirſchung ſich bekehrte
Und ſeine Faſten hält? — Ha, ſolch ein Hohn!

Wie? kehrt ſich Einem nicht der Magen um,
Daß man 'nen Prügel nimmt, die Hundeſeelen
So zuzurichten, daß ſie ſchrei'n und zittern?

Alſo, wenn heute Abend wiederum
Die Kinder um 'nen Biſſen Brot uns quälen,
Soll'n wir ſie dann mit Ablaßzetteln füttern?

Die Abtrünnigen.

Hab' ich doch laut in mich hinein gelacht,
Als vor'gen Sonntag Pater Avariſt
Bei Ponte Siſto im Hoſpiz, Ihr wißt,
In ſeiner Predigt wörtlich vorgebracht,

Daß keinem Chriſten, — und ich gab wohl Acht —
Der je verleugnet hätte Jeſus Chriſt,
Und wenn er ſelbſt ein Papſt geweſen iſt,
Die Paradiesthür wird aufgemacht.

Zwei Schnitzer! Erſtens wird ein Papſt da oben
Gewiß nicht von Sanct Peter weggewieſen;
Kollegen thut man ſolchen Schimpf nicht an!

Und, zweitens, wird auch uns der Pförtner droben
Nicht wagen aus dem Himmel auszuſchließen,
Nach Dem, was ihm paſſirt iſt mit dem Hahn.

*) S. No. 14 und 16 der „Zukunft".

Digitized by Google

Die beiden Teſtamente.

Schau, ſagt' ich zu Moſè, gewiſſermaßen
Giebſt Du doch zu, im neuen Teſtament
Steht nichts, was nicht im alten ſtehen könnt'.
Warum denn willſt Du Dich nicht taufen laſſen?

Badanai!*) Der Herr beliebt zu ſpaßen,
Erwidert mir der Jude ganz behend.
Wir beten zu Gott Vater. Nu, am End'
Auf alle Väter wird das Gleiche paſſen.

Hängt nicht der Sohn, lebt ſein Herr Vater noch,
Und hätt' er auch ein „Teſtament" gemacht,
Vom Vater ab, darf nicht zu mucken wagen?

Und Euer Jeſus Chriſtus, hat er doch
Den ew'gen Vater. Wer giebt ihm die Macht,
Daß er uns All' könnt' in die Hölle jagen?

Das beſte Gewerbe.

Erſt war ich Gärtner. Da iſt's ſchlecht gegangen;
Buchhändler dann — nur ſchlechter alleweil!
Zuletzt entſchloß ich mich zu meinem Heil,
Das edle Kupplerhandwerk anzufangen.

Jetzt braucht ums liebe Brot mir nicht zu bangen,
Denn die geſuchtſte Waare halt' ich feil.
Des geiſtlichen Kollegiums dritter Theil
Will den Bedarf nur noch von mir empfangen.

Aebte und Monſignori, Ehefrauen,
Wittwen und Jungfräulein bedien' ich gern,
Und meine Kunden kontentir' ich immer.

Denn Niemand pfleg' ich übers Ohr zu hauen:
Reich ſind an Geld und Titeln meine Herrn
Und ſchön und reinlich meine Frauenzimmer.

Die Geſchichte mit der Tochter.

Grad an dem Mittwoch war's im Karneval,
Da ſah er ſie zuerſt und ging ihr nach
Bis an die Hausthür, wo er mit ihr ſprach,
Und dann hinauf die Stiege, ganz kordial.

*) Badonai! bei Gott!

Digitized by Google

Denk, um Erlaubniß bat er nicht einmal,
Trat ein und faßte sie am Schurz . . . . hernach
Am dritten Tag fühlt sie sich krank und schwach,
So kam's denn, wie's zu gehn pflegt allemal.

Drei Monat später — na, ich sprach mich aus! —
Schickt mir der junge Graf sechs Scudi. Sage
Hätt's etwa sich geschickt, sie auszuschlagen?

Ich nahm sie, weil er doch aus gutem Haus.
Doch, sag' ich, Kind, für deine Schand' und Plage —
Was wollen da sechs lump'ge Scudi sagen!

Der neue Charlatan.

Ein Zahnarzt ist jetzt hier, ein junger Mann
Aus Wien gebürtig, dort am Comersee,
Ein großer Arzt, gelehrter Charlatan,
Der hat für Alles eine Panacee.

Wie der geschickt Euch Zähne reißen kann,
Das Stück für einen Paul, und thut nicht weh!
Wer zehn auf einmal reißen läßt, hat dann
Den elften frei. Ist das nicht billig, he?

Sodann verkauft er für zwei Paul ein Mittel,
Ein Wasser, gut für jegliche Person,
Die sich mit stät'schen Eseln hat zu plagen.

Man taucht 'nen Fetzen von 'nem alten Kittel
Hinein und reibt dann, oder trinkt davon,
Just eh das Thier sich anschickt auszuschlagen.

Der schlimmste Schmerz.

Was wollen Gicht und Wurm am Finger sagen!
Bis morgen magst du alle Leiden zählen:
So gräulich wie uns kranke Zähne quälen,
Christusjesusmarie! kann nichts uns plagen.

'Ne Hölle hab' ich schon seit zwanzig Tagen
Im Mund und leide Pein der armen Seelen.
An Tropfen, Salben, Thee ließ ich's nicht fehlen,
Wundärzt' und Charlatane thät ich fragen —

Nichts hilft! Je mehr ich thu', je weher thut's.
Auch Delarocca*) hat nicht Rath gefunden.
„Bringt nur die Wurzel an die Sonne, Freund!"

*) Ein berühmter Chirurg.

Digitized by Google

Ja Prof't! das Mittel iſt mir wenig nutz.
Hab' ich die Zeit, zu ſtehn auch nur zwei Stunden
Mit offnem Maul, daß drein die Sonne ſcheint?

Die Beichte.

Hättſt du mehr Gutes auf der Welt gethan
Als Alles, was die Menſchheit je geſehn,
Könntſt als ein Heil'ger in der Niſche ſtehn,
Man ſtaunte dich als Tugend-Monſtrum an

Und äßeſt dann — ja leckteſt nur daran —
Freitags ein Schnittchen Wurſt, ſo wär's geſchehn
Ums Seelenheil. Zur Hölle mußt du gehn,
Und Satan läßt dich braten dort fortan.

Drum laßt uns Dank dem lieben Herrgott ſagen,
Da ſeine Güte doch den Weg gefunden,
Wie man in Ruh' und Frieden ſünd'gen kann.

Brauchſt nur vorm Beichtſtuhlgitter dann und wann
Zu knie'n und wirſt von aller Schuld entbunden,
Und hättſt Du einen König totgeſchlagen.

Die guten Soldaten.

Sobald ein König glaubt, daß gegen ihn
Ein andrer nicht korrekt geweſen wär',
Sagt er zu ſeinem Volk: Du biſt nunmehr
Des Königs Feind und haſt in Krieg zu ziehn.

Das Volk, um der Galeere zu entfliehn,
Vielleicht noch Schlimmerm, ſchultert das Gewehr
Und reiſ't wie ein Packet, das übers Meer
Nach England wird ſpedirt und Frankreich hin.

Dann dürfen ſich die Schäflein heimbegeben,
Die, eines Hofes Launen zu Gefallen,
Verſtümmelt wurden und zerfetzt zu Haufen.

Und ſo wird Ball geſpielt mit Menſchenleben,
Als käm' der Schuft, der Tod, nicht zu uns Allen,
Und nöthig wär's, ihm eigens nachzulaufen.

Digitized by Google

Die Donna und ihr Kritiker.

Als ich im ersten Dezemberheft der „Zukunft“ die Kritik des Herrn Professors Eulenburg über die Donna Delinquente las, bestätigte sie mir einen Eindruck, den ich neuerdings öfter empfangen habe; ich finde nämlich, daß sich auf dem Gebiete der Naturwissenschaft wieder die alte aprioristisch-metaphysische Denkart breit macht, die aus Politik und Leben fast verschwunden ist. Vor drei oder vier Jahrhunderten blühte sie in der Politik und man konstruirte den besten aller möglichen Staaten aus abstrakten Ideen heraus; die Phantasie schuf neue Formen sozialer Ordnung, ohne an die Thatsächlichkeiten und Möglichkeiten der gegebenen Verhältnisse sich zu kehren; die Staatsmänner hatten einfach die neue Verfassung zu acceptiren, und damit war die Reform fertig. Die Gesellschaftkonstructeure dieses Schlags ließen gewöhnlich ihren Zorn an Machiavelli aus, der nicht in die Wolken guckte nach den dort oben hängenden Regeln, was man thun *solle*, sondern auf den festen Boden zu seinen Füßen, um zu finden, was man thun *könne*.

Heute tummeln sich solche Raisonneurs auf dem Boden der Naturwissenschaften. Da erscheint nun ein Werk, das ein komplizirtes, heikles, wenig oder vielleicht noch gar nicht ernsthaft bearbeitetes Problem zu beleuchten und durchs Gestrüpp des Urwaldes einen Pionierpfad zu brechen sucht, auf dem nach ihm Andere schreiten können, um neue breite Bahnen zu brechen. Sofort aber ist der Rezensent da, der die Schwächen der Arbeit hervorsucht, Versehen aufdeckt, die man hätte vermeiden können, Hypothesen, die nicht felsenfest fundirt sind; da hätte man noch Dieses untersuchen, Jenes mit Dokumenten belegen sollen, da fehlt hier ein Experiment und mangelt es dort an ausreichenden Belägen ꝛc. ꝛc. — als wenn zwei Autoren, hier also Lombroso und ich, allmächtig, allwissend und allgegenwärtig wären und in ein paar Jahren die große und kleine Welt durchaus studiren könnten.

Weil der Autor nicht das Alles kann, darum trifft ihn der furchtbare Vorwurf des Kritikers; aber der arme Autor ist doch deshalb nicht des Rechtes verlustig, dem Publikum seine Resultate mit den Thatsachen, die sie stützen, vorzulegen, eine Lösung zu geben, die, Das weiß er wohl, naturgemäß provisorisch ist und die durch den weiteren Fortschritt der Forschung berichtigt und vielleicht zersetzt werden wird.

So z. B. spricht Herr Professor Eulenburg unseren Untersuchungen über die Feinheit der Sinnesempfindungen beim Weibe jeden Werth ab, weil sie zu wenig zahlreich und mit zu wenig exakten Instrumenten durchgeführt seien, zumal es sich um eine sehr delikate Materie handele, bei der Alter, Rasse, Klima, soziale Gewohnheiten ꝛc. schon allerlei Differenzen bedingten. Das Alles hatten wir uns nun schon selbst gesagt, — und es ist ja nicht so schwer, darauf zu kommen. Aber da ich — ganz wie Lombroso — nur ein Gehirn, nur zwei Hände und zwei Beine habe, konnte ich nicht beim Beginn unserer Arbeit daran gehen, absolut fehlerfreie und selbst der Kritik Eulenburgs gewachsene Instrumente zu konstruiren, mit ihnen eine Reise um die Welt anzutreten und die Sensibilität von Weibern aller Rassen, mit Rücksicht auf alle Stände und Altersklassen, zu prüfen; noch weniger konnte ich den Strom der Zeit aufwärts schiffen, um alte Römerinnen und andere Damen ausgestorbener Rasse zu untersuchen. Zu so weitschichtigen Untersuchungen würde ein ganzes Leben

Digitized by Google

nicht lang genug sein, und wir hatten doch noch andere, größere Gebiete zu durchstreifen. Wir wissen eben so gut wie unser Kritiker, daß unsere Theorien nicht absolut und unfehlbar sind, daß sie nur eine provisorische Formulirung darstellen und durch weitere Forschungen mancherlei Abänderungen erfahren werden; inzwischen liegt doch aber eine vorläufige Beantwortung wichtiger Fragen vor, die einen Ausgangspunkt für neue, mit vollkommeneren Mitteln und Methoden anzustellende Forschungen gewährt.

Nach Herrn Eulenburg müßte man Teiresias sein, um mit einiger Kompetenz sich über das Verhältniß der männlichen Geschlechtslust zu der des Weibes äußern zu dürfen. Dieses mot ist doch eigentlich nur ein hübscher Scherz. Bekanntlich giebt es heute eine recht vorgeschrittene Kinder- und Thierpsychologie; Romanes deren geistreicher Förderer, wird wohl darauf verzichten müssen, eher Gnade vor Eulenburgs Kritik zu finden, als er nicht nachweisen kann, daß er der Reihe nach Hummer, Ameise, Kanarienhahn und Chimpanse gewesen ist. Uebrigens vergißt Herr Professor Eulenburg, der anscheinend alle unsere Beweisstücke für die geringere erotische Lustempfindung beim Weibe anführt, das Wichtigste, nämlich die Thatsache, daß das Weib sich von der Gesellschaft die Pflicht, bis in ein relativ vorgerücktes Alter hinein keusch zu bleiben, hat auferlegen lassen, — was beim Manne bekanntlich nie gelungen ist, wie u. A. die Erfolglosigkeit aller Anläufe zur Beseitigung der Prostitution beweist.

Mein Kapitel über die weibliche Grausamkeit erklärt Herr Eulenburg für eine bloße Sammlung von Anekdoten, noch dazu von zwecklosen und nichts beweisenden Anekdoten. Vielleicht sind darunter manche wirklich entbehrlich; es bleiben dann noch immer genug charakteristische und beweisende Beispiele übrig. Melius est abundare quam deficere. Aber gerade über Das in unserer Arbeit, was Herr Eulenburg — offenbar verächtlich — Anekdoten nennt, glaube ich dem Leser ein paar Worte sagen zu müssen. Ich habe gegen die Bezeichnung meiner Beispiele als Anekdoten nichts einzuwenden. Wer heutzutage das Gemüths- und Gefühlsleben psychologisch untersuchen will, kann seinen Stoff nicht aus Laboratorium-Experimenten nehmen; Leidenschaften und Charaktere lassen sich nicht experimentell herstellen, lassen sich auch da, wo sie zur Beobachtung kommen, nicht mit Apparaten und Maschinen untersuchen und rechnerisch analysiren. Was soll denn nun hier der Forscher thun? Sein Stoff ist das Erlebniß, der „Fall", die verachtete Anekdote, die oft Tiefen des Seelenlebens enthüllen, in die aprioristische Spekulationen und abstraktes Raisonnement nicht eindringen können. Hunderte und abermals hunderte von einzelnen Thatsachen, von „Anekdoten", sind erforderlich, um die Grundlage einer Hypothese zu bilden, eine Grundlage, die für die erste Orientirung genügt, ohne den Anspruch auf völlige Dynamit- und Bombensicherheit zu besitzen. Diese Thatsachen sind nur aus einer massenhaften, etwas buntscheckigen Literatur zu gewinnen, die ehrwürdige Folianten und Eintags-Pamphlete, vielbändige Memoiren und wissenschaftliche Essais, Kirchenväter und Novellisten, umfaßt; darf man von dem Sammler dieses Materials verlangen, daß er an alle diese Quellen mit der Akribie eines Mommsen herangehen und jede Thatsache der Feuerprobe strengster Quellenkritik unterwerfen soll? Mag schließlich ein Bruchtheil dieser Anekdoten etwas apokryph sein, der Rest von zuverlässiger Qualität schafft dann immer noch eine ausreichende Grundlage. Die Masse der Thatsachen giebt der psychologischen Untersuchung eine Garantie für die

Digitized by Google

hohe Wahrscheinlichkeit der Resultate; der Forscher muß sich hier auf das Gewicht der großen Masse verlassen, wie der Stratege, der den Sieg von der Massenwirkung erwartet. Herr Eulenburg verwundert sich so schrecklich, daß wir Sacher-Masoch citiren; aber wir haben auch von anderen Schriftstellern, von Balzac, Flaubert, Zola, den de Goncourt illustrirende Beispiele hergenommen, und, wie wir glauben, mit voller Berechtigung, denn für die Psychologie der Affekte und Leidenschaften, der die direkte Beobachtung so wenig Material liefert, sind die großen Novellisten und Dramatiker die werthvollsten Gewährsmänner. Ein realistischer Dichter und ein wissenschaftlicher Psychologe haben auf diesem Gebiete im Grunde das selbe Metier; der Forscher, der z. B. das weibliche Gefühlsleben untersucht, spürt die konstantesten und allgemeinsten Merkmale der Gefühle auf, um zu einer Synthese zu gelangen; der Künstler verfährt gleichfalls synthetisch, indem er die einer Gruppe von Individuen gemeinsamen Merkmale in eine individuelle Gestalt konzentrirt und sie über die gewöhnlichen Proportionen hinaus steigert. Große Dichter, die durch eine mächtige Intuition für das Psychologische ausgezeichnet sind, geben deshalb in ihren Geschöpfen wahre Dokumente der menschlichen Natur, Dokumente, die der Forscher freilich nur verwerthen kann, wenn er genügende Behutsamkeit und Unterscheidungsfähigkeit besitzt, die ganz zu übersehen jedoch unklug und pedantisch wäre.

Eulenburg wirft uns nun noch Mangel an historischem Sinn vor; ich weiß aber wirklich nicht, was der historische Sinn mit der Anthropologie des Weibes zu thun hat. Wir wollten nicht eine Kulturgeschichte der Japanesin, Indierin, Deutschen oder Griechin schreiben, wir wollten die allgemeinsten und fundamentalsten psychischen Charaktereigenschaften des Weibes zu allen Zeiten und an allen Orten aufsuchen. Der historische Sinn hätte uns dabei wenig genützt, hätte uns vielmehr an gewisse örtliche und zeitliche Einzelnheiten gebunden.

Auch die Bemerkungen Eulenburgs über den Misoneismus des Weibes scheinen mir wenig gelungen. Er wiederholt den gewöhnlichen und von uns häufig widerlegten Einwand, daß die Frauen fortwährend neue Moden verlangen, vergißt aber, daß Das eben geringfügige Neuheiten sind, die gerade durch ihre Geringfügigkeit Vergnügen bereiten, während große, tiefdringende Neuerungen — intellektuelle, politische, religiöse — eine Anstrengung erfordern, dadurch lästig werden und deshalb den Weibern meistens zuwider sind. Eulenburg könnte eben so gut die Kinder für große Neuerer und Revolutionäre erklären, weil sie alle Augenblicke ein neues Spielzeug vornehmen. Daß die Frauen an gewissen Aufständen theilnahmen, beweist hier gar nichts; sich einer mordlustigen oder todesmuthigen Bande unter dem Zwange eines epidemischen Wahnsinns anschließen ist etwas Anderes, als ein neues System von Gefühlen und Ideen in sich aufnehmen; man kann mit einem Gepäck der primitivsten und rückständigsten Ideen auf den Barrikaden stehen. Eulenburg sucht in der geringeren Bildung der Frauen die Ursache ihrer misoneistischen Haltung; Das mag so sein, aber wir vermissen den Beweis dafür. Zufällig kann ich gerade heute eine Thatsache anführen, die für das Gegentheil spricht; in England, wo ich diese Zeilen schreibe, wird eben dem Parlament ein Antrag auf Verleihung des Stimmrechts für Frauen vorgelegt, und seine eifrigsten Stützen sind — die Tories; Dem, der das englische Parteiwesen und die englischen Frauen kennt, giebt Das doch zu denken.

Digitized by Google

In ihrer Gesammtheit geht Eulenburgs Kritik von idealen Ansprüchen an eine heute unmögliche Vollkommenheit der Forschung aus. Es wäre ja sehr schön, Probleme wie das unsrige mit der Präzision und Exaktheit des Physikers behandeln zu können; aber es wäre chimärisch, zu glauben, daß bei dem heutigen Stande der Forschung soziologische Fragen mit mathematischen Methoden behandelt werden können, oder daß ein Soziologe eine soziale Umwälzung voraussagen könne, wie der Astronom eine Sonnenfinsterniß. Eulenburg wird nun vielleicht antworten: „Ganz recht, aber warum konstruirt Ihr Theorien und wagt Schlußfolgerungen, wenn die fundamentalen Thatsachen dürftig und unsicher sind? Ihr müßtet nur die wenigen, aber absolut sicheren Thatsachen sammeln und in den großen Magazinen der Wissenschaft niederlegen." Aber diese Auffassung müssen wir zurückweisen. Eulenburgs Satz: „Erfahrung und Wissenschaft kennen nichts als Individuen, können es immer und immer wieder nur mit diesen zu thun haben", enthielte, wenn er haltbar wäre, ein vernichtendes Urtheil gegen die Wissenschaft. Gegenüber allen Uebertreibungen des Positivismus und Experimentalismus behaupte ich, daß die einzelne Thatsache nichts, daß die Synthese und die Theorie Alles ist, in dem Sinne, daß die Theorie der Thatsache erst ihre Bedeutung giebt, sie in eine bestimmte Beleuchtung für unsere Anschauung bringt, durch die sie zum Mittelpunkt einer neuen Gedankenverknüpfung wird. Welche Bedeutung hat für sich allein die Thatsache, daß zwei ungestreifte Pferde ein gestreiftes Fohlen zeugen können? Seit hundert Generationen kennen alle Stallknechte und Reiter der Welt diese Thatsache, ohne daß deshalb die Wissenschaft einen Millimeter vorwärts kam; erst als die Theorie von der Entstehung der Arten und der Rückschlags-Vererbung (Atavismus) kam, erhielt diese Thatsache eine ungeheuere Bedeutung, sie wurde genau untersucht und bildete den Ausgangspunkt neuer, weiter führender Entdeckungen. Deshalb sind wir nicht bei den Thatsachen stehen geblieben, sondern haben Synthesen und Theorien aufgebaut, auch wo die thatsächliche Unterlage nicht absolut sicher war, trotz dem Bewußtsein, daß unsere Theorien nach einem oder ein paar Jahrzehnten vielleicht abgewirthschaftet haben werden. Was liegt daran? Das ist der Lauf der fortschreitenden Wissenschaft; der Bau der Erkenntniß erhebt sich über den Trümmern vorbereitender Theorien wie die ewige Stadt auf dem Schutte alter Städte. Unsere Theorien werden den Anstoß zu neuen Untersuchungen geben, die dauerhaftere Resultate liefern werden; darin liegt unser Verdienst, Das ist der Nutzen unserer Mühe. Wenn es nach den Regeln Eulenburgs ginge, besäße die Menschheit an Stelle der mühsam errungenen Gesetze für die Bewegung der Himmelskörper nur einen Katalog von so und so vielen leuchtenden Punkten, an Stelle der Einsicht in die Entwickelung der Lebewelt nur ein Register von Thiernamen, an Stelle eines Einblickes in die Gesetze des sozialen Werdens, eines Ausblicks auf eine edlere, schönere Zukunft nur den Staub der Chroniken, den kalten Leichnam der Vergangenheit.

Für den Fortschritt der Wissenschaft bedeutet eine kühne Theorie, an der zwar der Irrthum haftet, die aber doch die Thatsachen zusammenfaßt, mehr als tausend exakt ermittelte Thatsachen, weil denen der belebende Hauch der Idee, der nach einem noch unbekannten Punkt in unentdeckter Ferne treibende Impuls fehlt, der dem kühnen Forscher als Kompaß dient.

London. Professor Guglielmo Ferrero.

Digitized by Google

Stipendien?

Heute, so schrieb eine Zeitung von Grabow in Mecklenburg, durcheilte das Gerücht von einem im Hotel zum Großherzog von Mecklenburg hierselbst begangenen dreifachen Selbstmordversuch unsere Stadt. In dem genannten Hotel wohnen seit einigen Tagen drei Damen, Mutter und zwei Töchter, welche hier gestern Abend im Schützenhause ein Vokal- und Pedalharfenkonzert gaben. Die beiden Schwestern zeichneten sich schon in ihrer Jugend durch hohe musikalische Begabung aus und hatten die Ehre, schon als Kinder im Alter von sieben und neun Jahren vor der Kaiserin und der damaligen Kronprinzessin zu spielen. Ihnen wurde aus diesem Anlaß vom Kaiser zu ihrer weiteren musikalischen Ausbildung eine außerordentliche Unterstützung zu Theil. Sie beherrschen jetzt nicht nur ihr Instrument mit bewundernswerther Fertigkeit, sondern verfügen auch über eine angenehme Stimme. Dennoch haben wahrscheinlich in letzter Zeit ihre Konzerte nicht die erwünschten Erträge geliefert, so daß sie unter dem Druck der Nahrungssorgen gestern den unglückseligen Entschluß faßten, ihrem Leben gemeinsam durch Vergiften ein Ende zu machen. Ihr außergewöhnlich langes Verbleiben auf ihrem Zimmer ließ den Hotelwirth heute Mittag Verdacht schöpfen, und als man nun an der Thür ängstliches Stöhnen von innen her vernahm und das Pochen und Rufen unbeantwortet blieb, wurde von einem Schlosser die Thür geöffnet. Man fand Mutter und Töchter auf ihrem Lager in Krämpfen und ohne Bewußtsein, jedoch noch lebend, vor. Es wurde ihnen Milch eingeflößt und außerdem wurden andere Wiederbelebungsversuche angestellt, worauf die Lebensmüden bis gegen Abend so weit zum Bewußtsein kamen, daß sie Aufklärung über ihren tragischen Zustand geben konnten. Nach Aussage der Mutter hat diese gestern von Ludwigslust Gift geholt, das die Drei dann gemeinsam genossen haben u. s. w.

Wir haben nicht ohne Entsetzen und nicht ohne das tiefste Mitleiden diesen nackten Bericht zu lesen vermocht. Zunächst stellte man sich vor, wie vielleicht die Mutter, selber als eine Virtuosin außerhalb der bürgerlichen Regel aufgewachsen, mit ihren beiden Töchtern, obwohl sie selbst sich nur eben leidlich früher ernährt hatte, nichts Anderes anzufangen wußte, als, entgegen dem Rathe verständigerer Verwandten, auch sie zu Virtuosinnen zu bestimmen; wie sie gehofft hatte, daß ihnen, durch die praktischen Rathschläge, die sie nur zu geben im Stande war, gelingen könnte, jene Stufe zu erringen, die sie nicht erreicht hatte; und wie sie, als Das nicht gelang, die Schuld daran nicht auf die den Mädchen mangelnde Begabung, sondern auf fehlende Chancen schob. Auch war sie glücklich, als sie, da die Kinder ein Alter von neun und sieben Jahren erreicht hatten, durch einen freundlichen Zufall mit einer Person

Digitized by Google

aus der Nähe des Kaisers bekannt wurde, die ein Konzert vor der Kaiserin und damaligen Kronprinzessin ermöglichte. Es wurde wunderschön remunerirt, sie schwelgte in Wonne, befriedigtem Stolze und Hoffnung für die Zukunft, obwohl die Verwandten und Freunde ihr ausrechneten, daß die Kosten, in die sie sich für das Konzert gestürzt hatte, die namenlose Aufregung, die nicht bald zur Ruhe des Studiums zurückkehren ließ, die gesteigerten Erwartungen und Ansprüche fürs Leben, die die nothwendige Folgeerscheinung der kaiserlichen Auszeichnung geworden waren, wohl genau den Gegenwerth der Einnahmen ausmachten, so daß von einem wirklichen Ueberschusse kaum geredet werden konnte. Sanguinisch und optimistisch, wie die Künstlerin war, hörte sie auf diese gerechten Einwände nicht und verließ sich von jetzt ab auf ihren Stern.

Ihr Stern! er schien in der That hell zu leuchten. Aus dem kaiserlichen Kabinet kam ein Handschreiben, das aus besonderer Gunst zur Ausbildung der Töchter einen größeren jährlichen Beitrag stiftete. Sie waren Stipendiatinnen! Für die nächsten paar Jahre war ausgesorgt. Eine größere Wohnung wurde gemiethet, die doch schon beginnenden Sorgenfalten der Mutter glätteten sich, sie schlief wieder ruhiger, und unbekümmert und hoffnungsfroh wuchsen die Töchter zu schönen Mädchen heran.

Sie waren erwachsen. Das Stipendium hörte auf. Die Karriere begann. Kleine Städte wurden zuerst besucht. Die Schönheit der Töchter gefiel, auch die Musik gefiel im Ganzen. Ein Agent hört sie: für die Großstadt doch nicht bedeutend genug; warten. Vielleicht später.

Vielleicht später. Sie reisen wieder im Lande. Von X. nach Y.; in Y. haben sie vor vierzehn Tagen ein gut besuchtes Konzert gegeben. Das zweite Konzert wird angesagt. Der Bürger denkt: gehen wir noch einmal, wir haben ja wenig Zerstreuung. Man geht noch hin. Es ist etwas leerer im Saal, doch noch nicht entmuthigend. Warten; geduldig sein; unser wartet ja die Großstadt, — denken die Töchter.

Die Kreuz- und Querreisen im Lande dauern fort. Die Bedingungen werden härter. Sie werden in der Provinz bekannt; alle Welt hat sie gehört, bei ermäßigten Preisen noch einmal gehört, nun ist es aus. Jugend, rasch wie sie den Kopf erhebt, läßt rasch den Kopf sinken. Das sind nicht mehr die samosen frischen Mädchen, sagt das Publikum. Das nächste Konzert ist fast nicht mehr besucht. Der Agent braucht nicht selbst zu kommen, um sich zu überzeugen, er erfährt die Sache aus der Provinz und von nun an wird seine Korrespondenz lässiger noch als vorher. Nicht so rasch wie bei den Töchtern, gründlicher aber und dauernd kommt der Gram über die Mutter. Sie sieht das Ende voraus. Nie wird sie mit ihren Mädchen die Großstadt erreichen, hinfahren kann sie, aber sie wird nicht

Digitized by Google

erreichen, daß sie „Talent“ haben, daß sie beachtet werden, und wenn die Sensation ausbleibt, dann bleibt bei ihrem Berufe nicht die Krume Brot. Sie singen und spielen Harfe, die Drei, ziehen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, und wenn ihnen die Fremde schrecklich ist, die unbekannte Gegend, in der Niemandes freundlicher Blick sie aufmuntert, so wird andererseits auch die bekannte Gegend ihnen schrecklich, wo sie die Verwandlungen sehen in dem Blicke der Menschen, von freundlich zu etwas weniger freundlich, von etwas weniger zu kalt, von kalt freundlich zur Kälte. Es ist aus, sie mögen nicht mehr. Sie hassen die Musik, der Ton erstirbt in der Kehle. Man sieht die Perspektive eines Lebens vor sich, das immer im Abnehmen, immer im Abnehmen begriffen ist, trostlos. Man beschließt zu sterben. Die Mutter geht nach Ludwigslust, holt Gift, man schließt sich ein, ein warmer Grog, das Gift hineingeschüttet. Adieu, Kinder, Mutter, Adieu — Gott sei Dank. — Die letzte Scheu ist überwunden; die Todesfurcht haben sie hinter sich, das Glas ist geleert und die Ohnmacht umfängt die Unglücklichen, die mit der Hoffnung auf ein Ende Eingeschlafenen . . . .

Unbewußt stöhnen sie. Das rumort im Nachbarzimmer. Das wird auf den Gang hinausgetragen. Die Meldung geht nach unten zum Wirth. „Die Künstlerinnen oben im zweiten Stock.“ — Ein braver Mann schlägt mit mächtigen Tritten an die Thür; und ein Schlosser kommt. Alle Anstrengungen werden gemacht; ein Arzt ist natürlich auch zur Stelle. Und Gott sei Dank! sagt man, sie erwachen zum Bewußtsein, Gott sei Dank, sie sind dem Leben zurückgegeben; — sagt Ihr wirklich: Gott sei Dank? Haben wir wirklich das Recht, ihnen das Leben zurückzugeben, da sie es nicht mehr haben wollten? Flößt uns das weiße Haar dieser Mutter, die verzweifelte Festigkeit des Entschlusses, die wir auf dem geschlossenen Munde der gleichsam Erstarrten sehen, nicht mehr Mitleid ein? Wir wollen ihnen, die die Todesfurcht überwunden hatten und über jene Grenze schon hinweggekommen waren, welche von dem Gedanken des Lebens zur Vorstellung vom Tode führt und selbst den Muthigsten erzittern läßt, das ihnen zweifelhafte Geschenk des Lebens zurückgeben? so daß, wenn die natürliche Zeit ihres Sterbens eintritt, noch einmal die furchtbare Stunde von ihnen durchgemacht werden muß? Dürfen wir das je? Wir *müssen* es sogar, sagt von einem anderen Standpunkte die Pflicht. Wir kennen auch unsere Verpflichtung; und zu dieser Verpflichtung tritt noch ein Unbewußtes hinzu, das unendliche natürliche Mitleid, das uns ergreift, wenn wir einen Menschen im Todeskampfe sich winden sehen, wenn wir sein Stöhnen hören, wenn röchelnd seine schmerzvollen Laute an unser Ohr dringen. Wie blieben wir denn kalt? und drängt nicht jeder unserer Pulse, so daß wir zu seiner Hilfe

Digitized by Google

eilen müssen und daß wir beglückt aufathmen werden, wenn er wieder die Augen emporschlägt, wenn in regelmäßigem Auf und Nieder sein Athem wieder geht? Wir beugen uns über ihn, und in jener ersten Minute vergessen nicht nur wir, vergißt auch jener Unglückliche, daß und warum er sich des Lebens berauben wollte, und die rein animalische Freude an der Existenz leuchtet beglückt dann und beglückend in den noch gedankenlosen Blicken des eben Erwachenden.

Eine vielleicht nicht ganz unnützliche Erwägung ist nun aber diese. Bei Lichte besehen, hat unsere Freude daran, die Unglücklichen dem Leben zurückgegeben zu haben, eine Art von Aehnlichkeit mit jener Freude, die die Kunstsinnigen unter uns empfinden, während sie fröhlichen Gemüthes — geben ist selig — den Unterhalt bestreiten, der auf ein paar Jahre das Leben eines Kunsteleven sorglos macht. Sowohl wir, die wir uns einer Errettung zu neuem Leben erfreuen, der wir beiwohnen, wie jene immerhin Zahlreichen, welche sich freuen, Stipendien geben oder zu Stipendien verhelfen zu können, wir denken in der Fröhlichkeit unseres Herzens nicht an jene Zukunft, die in beiden Fällen durch unser Bemühen herbeigeführt wird; wir übernehmen den Anfang der Karriere, wir leiten die Einen ins Leben wieder ein, und den Anderen, die ganz jung sind und Künstler werden wollen, trotz der tausend Fälle, die dem in Grabow verzweifelt ähnlich sehen, geben wir immer noch Geld zu Stipendien für ein paar Jahre, weil wir ihren Kummer und Jammer nicht mit ansehen können, ihr Stöhnen und Aechzen nicht hören können. Mache sich Jeder klar, welche Verantwortung er auf sich lädt, wenn er den jungen Künstlern die Pforte zum Leben öffnet. Wer lebt, dem muß das Leben erhalten werden; so lange Einer lebt, muß versucht werden, ihn der Betäubung zu entreißen und ihn dem Leben zurückzugewinnen. Wie hart es uns manchmal auch ankommen mag, es bleibt unsere unabwendbare Pflicht. Ganz anders aber steht es mit dem Inslebensetzen von Künstlern; kein Gebot der Moral heischt von uns Dieses; und was Sophokles sagte: besser ist es, nicht geboren zu sein, diesen Satz dürfen wir, müssen wir, sollen wir — wenn auch nicht auf das Leben im Allgemeinen — doch mit allem uns möglichen Nachdruck auf das künstlerische Leben anwenden. Strebe jeder Erwachsene in seinem Kreise, wohl die Künstler zu unterstützen, Diejenigen, die einmal leben, Diejenigen, die nicht mehr etwas Anderes werden können als Künstler. Alle jungen Leute aber, alle die Sechzehnjährigen, Siebzehnjährigen, Achtzehnjährigen — man prügle sie, man peinige sie, man lasse sie hungern und dürsten, damit sie ihrer Absicht, Künstler zu werden, entsagen. Das lehrt uns der Fall in Grabow, der von tausend ähnlichen Fällen ja nur ein Exempel ist. Diese Stipendien, mit denen man im

Digitized by Google

ganzen Deutschen Reich bekannt und vertraut ist, wenn sie nicht zu jenen wissenschaftlichen Karrieren führen, in welchen eine auch nicht geniale Kraft doch immer sich durch Fleiß nützlich zu erweisen in Stand gesetzt wird, — sondern, wenn sie zu Künstlerlaufbahnen dienen sollen, die, mögen die Zeiten selbst bessere sein, als wir sie jetzt durchmachen, eine höchst unbehagliche Zukunft allen von Haus aus nicht Wohlhabenden bringen, falls nicht eine ganz seltene Genialität oder wenigstens leichte Verwendbarkeit für breite Schichten eine Ausnahme von der Regel bildet, — diese Stipendien sind, harmlos gutmüthig gegeben, so oft nicht allein die Schlepper, ohne welche das Unglück nicht käme, sondern selbst zuweilen die Anlässe, derenwegen verblendete unglückliche Eltern ihren Kindern eine Laufbahn geöffnet zu sehen wähnen, weil ihnen für die ersten Jahre ein Unterkommen gesichert ist. Was kommt danach? Diese Frage fordert eine Erkenntniß der wirklich herrschenden Zustände, die leider nicht so verbreitet ist wie die harmlose Freude am Verleihen von Stipendien.

Es sind neuerdings von berufener Seite Anklagen gegen die Akademien erhoben worden. Herr Geheimrath Dr. Bode, der Direktor der Gemäldegalerie der Königlichen Museen in Berlin, theilte mit, ihm sei berichtet worden, daß von den Schülern der Berliner Akademie der schönen Künste fünf bis zehn Prozent so weit kämen, auf Kunstausstellungen nicht refusirte Bilder zu haben. Ein jedes Verkaufsbureau der Kunstausstellungen, ja jede Zeitung, die Nachrichten über die Verkäufe bringt, theilt uns ferner mit, welcher Prozentsatz von den zu einer Ausstellung zugelassenen Bilder einen Käufer findet. Es ist möglich, daß von einem Jahrgange von zweihundert Schülern der Berliner Akademie ein Bild bis zum Verkaufe gelangt. „Laßt uns", kann jeder patriotische Sachverständige darum nur sagen, „eine Reform der Akademien anstreben, damit diese, wenn möglich, nur ein ganz, ganz kleines Eingangsthürchen erhalten, durch das nur reiche Begabte schlüpfen dürfen. Die vermeintliche Grausamkeit des Beschlusses wollen wir Sachverständigen schon verantworten. An Euch, Ihr Lieben, Guten, Harmlosen, Kunstsinnigen, ist es, die Stipendien Denen, die Künstler werden wollen, zu versagen. Ihr gebt sie: Ihr wißt nicht, was nach den drei oder vier oder selbst fünf Jahren geschieht; wir aber haben das Keuchen der Verzweifelten, den Elendsschrei der Verkümmerten, die Niedergeschlagenheit kennen gelernt, die wie ein giftiger Thau sich über Jahrgänge von Künstlern legte und ihnen die Freude sogar an der Kunst an sich raubte, jene Freude an den großen Genies, die Ihr, Ihr Stipendiengeber, doch habt und die jener Unglücklichen Leben ja auch verklären würde, wenn sie Muße und Freiheit hätten, die schönen Gaben der großen Künstler selbstlos zu genießen. Um der Würde der Kunst wegen wie um der

Digitized by Google

Humanität willen streicht das Stipendienwesen aus Euren Gedanken: ein Genie kommt Euch wahrscheinlich in Eurem Leben nicht unter die Hände, im günstigsten Fall werden Mittelmäßigkeiten großgezogen; in der Mehrzahl der Fälle erzieht man das Unglück."

Und welche andere Verwendung soll dem Gelde zugewiesen werden, das die Freundlichkeit und Wohlgesinntheit humaner Kunstfreunde so gut gemeinten Erziehungzwecken widmen will? O, es giebt eine wundervolle Verwendung hierfür!

Keinen Groschen für Die, die anfangen wollen! Alles Geld, das zur Verfügung steht, aber für Diejenigen, die, am Ende ihrer sogenannten Erziehungjahre, nun von den üblichen Stipendienvereinen im Stiche gelassen und sich selbst überantwortet sind, ohne doch im Stande zu sein, sagen zu können, ihre Erziehung sei fertig und genügend. Alles Geld, das zur Verfügung steht, à fonds perdus ohne Kontrole ihnen überantwortet! Ihnen, d. h. den meistversprechenden jüngeren Adepten; wenn man durch deren Erzieher und Freunde sich hat berichten lassen, daß man ihnen Vertrauen schenken darf, so soll ihrer Ehrlichkeit und Bravheit, zu einer Verwendung, die nicht die edlen Herren vom Senate bestimmen, sondern die die jungen Künstler selbst finden müssen, das Geld freundlich überreicht werden. Wenn solches Geld einigen Nutzen stiften kann — auch Das ist fraglich —, dann wird es nur in solcher Weise dienlich sein. Man betrachte eine solche Verwendung als ein Spiel auf Verlust oder Gewinn. Jedenfalls vermehrt solche Verwendung die Zahl der Kunstleven nicht um einen Einzigen, und die Chance liegt in ihr, daß der junge Künstler, so von dreiundzwanzig bis siebenundzwanzig etwa, wo er direktionlos ist, — wo er nicht weiß, was er soll, und selten, was er will, — mit Hilfe solchen Rückhaltes Reisen machend, wohin es auch sei, Erlebnisse, Erfahrungen, Eindrücke sammelnd, vielleicht zufällig in solcher Zeit der Muße und Sorglosigkeit einen Weg seiner Kunst findet; denn nicht im Zwang offizieller Erziehung, aber auch nicht unter der Last von Sorgen für den folgenden Tag kann der junge Künstler den schwersten aller Uebergänge finden: den von der abgeschlossenen Kunst„erziehung" zum Leben als selbstständiger Künstler. Einem ähnlichen Gedanken hat Eduard Hanslick Ausdruck in seinen Lebenserinnerungen gegeben, wo es heißt, zu wünschen sei die Ertheilung von Stipendien an mittellose talentvolle Künstler. Diese sollen erfahren, daß sich der Staat für sie persönlich interessirt. . . . . Junge Leute vorher dürfen Das weder vom Staat noch von Privatpersonen beanspruchen. Auch wird ihnen absolut kein Dienst damit gethan.

Hamburg. Herman Helferich.

Digitized by Google

Der Strike der englischen Kohlenarbeiter.

Der große Strike der englischen Kohlenarbeiter ist vor wenigen Wochen beendet worden; zunächst freilich nur durch einen Präliminarfrieden, allein es ist zu hoffen, daß ein definitiver Friedensschluß folgen werde. Ich glaube nicht, daß sich auf einer von beiden Seiten die Neigung finden wird, aufs Neue einen industriellen Krieg zu entfachen, der Hunger und Noth für Hunderttausende von Menschen bedeutet und eine gewaltige Schädigung der Volkswirthschaft in sich schließt. Sollte solch eine Neigung aber vorhanden sein, so wäre es wohl Aufgabe der Staatsgewalt, bei Zeiten mit wirksamen Mitteln vorbeugend einzugreifen; denn es ist kein Ausfluß von Staatsklugheit, wenn das ganze wirthschaftliche Getriebe eines Landes und das Wohl und Wehe von Millionen in Abhängigkeit von einem Strike gesetzt wird, der zwischen einigen Dutzend Gewerken und ihren Arbeitern tobt.

Der große Strike der englischen Kohlenarbeiter ist nach mehr als einer Richtung hin von Interesse. In seiner Dauer, seiner Ausdehnung, seinem Ursprung und seinen Begleiterscheinungen, — in alledem war er wesentlich verschieden von seinen Vorgängern.

Von Ende Juli bis Ende November dauerte der trostlose Kampf. Er wies nur einen heiteren Moment auf: eine Anzahl strikender Arbeiter in Leigh richtete an ihre Arbeitgeber die Bitte um Lohnvorschuß. Im Uebrigen waren die Erscheinungen unerfreulicher Natur im Uebergewicht. Kein Arbeiterausstand der letzten Jahrzehnte ist so reich an Gewaltthaten gewesen; in Yorkshire und Staffordshire, vor Allem aber in Süd-Wales, ist es zu Ausschreitungen gekommen, die fast an Zolas Schilderungen in „Germinal" erinnern. Ein Einschreiten der bewaffneten Macht, das nach englischem Gesetz nur im äußersten Nothfalle stattfinden kann, ist in mehreren Fällen erforderlich gewesen, um Ruhe und Sicherheit herzustellen. Das beweist den Ernst der Lage. Wer wollte sich freilich auch darüber wundern, daß sich ungebildete Arbeitermassen in Noth und Elend zu Ausschreitungen hinreißen lassen? Es würde uns schlecht anstehen, in solchem Falle den gestrengen Sittenrichter spielen zu wollen.

Der Strike erstreckte sich im Wesentlichen nur auf die Midlandgrafschaften, deren Gruben etwa drei Fünftel der in Großbritannien selbst zum Verbrauch gelangenden Kohlen liefern; die Zahl der Theilnehmer war aber eine so große wie nie bei einem Strike zuvor.

In den Kohlenwerken der Midlandgrafschaften werden durchschnittlich 300 000 bis 350 000 „Hände" beschäftigt. Rechnet man dazu die Zahl der Familienglieder, so ergiebt sich, daß dort etwa ein und eine halbe Million Menschen vom Kohlenbau leben. Welche Fülle von Noth und Elend also ein

Digitized by Google

vier Monate dauernder Ausstand aller Arbeiter bedeutet, kann man danach leicht ermessen. Ja, das Elend erweist sich als desto größer, wenn man berücksichtigt, daß ein Schließen der Kohlengruben zum Ausblasen der Hochöfen, zur Reduktion des Eisenbahnbetriebes und zur Einschränkung oder Einstellung zahlreicher Industriebetriebe führen muß. So entließ die Midland-Eisenbahn, die bedeutendste Kohlenbahn der Welt, mehrere Tausende ihrer Angestellten, sämmtliche Personenzüge von Sheffield nach Leeds wurden eingestellt, in den großen Glasfabriken von Yorkshire, in einer beträchtlichen Zahl von Eisenwerken in Derbyshire und in den bedeutendsten Papierfabriken mußte der Betrieb aufhören. In einer Reihe von Städten sah man sich genöthigt, das Holzpflaster durch Asphalt zu ersetzen, um Brennmaterial zu gewinnen. In Rothwell eröffneten die Bewohner gegen die Gasanstalt einen regelrechten Boykott, weil sie sich geweigert hatte, von ihrem großen Kohlenvorrathe abzugeben. So ließen sich der Fälle noch viele aufführen, in denen die Schwierigkeit der Kohlenbeschaffung zu bedenklichen Situationen und zu verheerenden Rückschlägen auf Gewerbe und Industrie führte.

Durch seinen Ursprung unterscheidet sich der große Strike von vielen seiner Vorgänger dadurch, daß er nicht dem Verlangen nach Lohnerhöhung, sondern dem Widerstande gegen eine Lohnherabsetzung entsprang. Zum besseren Verständnisse dieser Thatsache sei Folgendes hinzugefügt.

Seit 1888 sind die Löhne in den Midlandgruben etwa um 40 pCt. gestiegen. Sie betragen — nach Giffen — pro Mann und Woche etwas mehr als 16 Shilling netto. Der Steigerung der Löhne steht eine Steigerung der Kohlenpreise (loco Grube) während der gleichen Zeit um 44 pCt. gegenüber. Die Kohlenpreise des Jahres 1892 waren jedoch die höchsten; im Frühjahre 1893 trat, zum Theil wohl in Folge der Vermehrung der Produktion, ein Rückschlag ein. Das hatte zur Folge, daß die vereinigten Bergwerkbesitzer eine Lohnherabsetzung um 25 pCt. ankündigten, obgleich der Rückgang in den Kohlenpreisen im Gesammtdurchschnitt nur 14 pCt. betrug. Hiergegen traten die Arbeiter auf und erklärten, der Arbeiter müsse wenigstens einen zur Fristung seiner Existenz ausreichenden Mindestlohn erhalten und die „living wage", der „Lebenslohn", müsse von den Gewerken ein für allemal als ein dauernder, keiner Herabsetzung unterliegender Bestandtheil der Produktionkosten angesehen werden. Die Antwort auf diese Forderung war der Schluß der Gruben, — und die Arbeiteinstellung begann.

Während sich die Lage für die Midland-Bergleute um so ungünstiger gestaltete, als die erwartete Unterstützung durch die Bergleute von Wales und Schottland ausblieb, und während 1½ bis 2 Millionen Menschen der ärgsten Noth preisgegeben waren, machten diejenigen Bergwerkbesitzer, die noch Kohle auf Lager hatten, bei der Steigerung der Kohlenpreise die besten Geschäfte. Sie waren es auch, die zunächst einem Ausgleiche feindlich gestimmt waren.

Eine Hoffnung inmitten des trostlosen Kampfes erweckte eine Konferenz von Bürgermeistern und Friedensrichtern, die am 9. Oktober in Sheffield zusammentrat und ihre Vermittelung anbot. Es wurde auf dieser Konferenz der Beschluß gefaßt, den Grubenbesitzern den Vorschlag zu unterbreiten, daß die Arbeit zu den alten Löhnen sofort aufzunehmen sei und im Monat Dezember eine Lohnreduktion von 10 Prozent einzutreten habe. Dieser Vorschlag fand indessen nur die Zustimmung der Bergwerksbesitzer von Warwickshire und der Eigenthümer einiger vereinzelter Gruben anderer Ortschaften. In Warwickshire

Digitized by Google

und vereinzelt in einigen anderen Ortschaften nahmen die Bergleute ihre Arbeit demnach wieder auf, wenn auch durch Gewaltthätigkeiten der strikenden Kameraden bedroht; die Mißstimmung legte sich jedoch, als die Arbeitenden die Feiernden zu unterstützen begannen. Die große Masse der Arbeiter und die überwiegende Mehrzahl der Bergwerkbesitzer lehnte jeden Vergleich ab; die Ersten erkannten in einer Sitzung des Grubenarbeiterbundes zu Birmingham zwar die lobenswerthe Tendenz der Sheffielder Konferenz an, beschlossen aber, in eine Lohnherabsetzung auch für später unter keinen Umständen zu willigen; die Grubenbesitzer erklärten, die Frage der Wiederherstellung der alten Lohnhöhe müsse ganz außer Betracht bleiben, die Arbeiter könnten die Arbeit indessen gegen eine 15prozentige (statt einer 25prozentigen) Herabsetzung der Löhne wieder aufnehmen. Der Strike ging weiter. Allmählich aber wirkte der steigende Kohlenmangel und die nationale Verlegenheit so auf die öffentliche Meinung ein, daß die Regirung nicht länger neutral bleiben konnte und sich zur Vermittelung anbot.

Gladstone, der Manchestermann, der bisher den Standpunkt vertreten hatte, daß sich der Staat um die wirthschaftlichen Angelegenheiten seiner Bürger möglichst wenig zu kümmern habe, sah wohl ein, daß eine weitere Prinzipienreiterei seiner Stellung gefährlich werden könnte. Er willigte deshalb ein, daß Lord Rosebery, sein Staatssekretär des Auswärtigen, die Vermittelung zwischen Bergwerkbesitzern und Bergarbeitern übernehme. Eine Konferenz von Vertretern beider Theile trat im Auswärtigen Amte in London zusammen. Das Ergebniß der Verhandlungen war, daß am 20. November in allen Zechen und Bergwerken die Arbeit wieder aufgenommen wurde. Als Bedingungen der Wiederaufnahme wurden vereinbart:

1. Es ist sofort und wenigstens für die Dauer eines Jahres ein Schiedsgericht zu bilden, das aus je 14 Vertretern der Gewerke und der Arbeiter besteht. Diese Vertreter wählen beim ersten Zusammentreten einen unabhängigen Vorsitzenden; können sie sich über einen solchen nicht einigen, so haben sie den Sprecher des Hauses der Gemeinen zu ersuchen, eine geeignete Persönlichkeit zu ernennen. Der Vorsitzende hat die entscheidende Stimme.

Das Schiedsgericht soll die Vollmacht haben, von Zeit zu Zeit und vom 1. Februar 1894 ab den Lohnsatz zu bestimmen. Die erste Sitzung soll am 13. Dezember 1893 im Westminster Palace Hotel abgehalten werden.

2. Die Leute nehmen sofort bis zum 1. Februar 1894 die Arbeit zum alten Lohnsatze wieder auf.

3. Es finden keinerlei Entlassungen statt, sondern jedes Gewerk nimmt seine alten Arbeiter wieder auf.

Wie man aus diesen Bestimmungen ersieht, handelt es sich nach den Londoner Verabredungen weniger um einen Friedensschluß als um einen Waffenstillstand. Allerdings ist in den Londoner Verhandlungen (13. Dezember) auf beiden Seiten das Bedürfniß dauernden Friedens ganz deutlich zum Ausdruck gekommen. Die Möglichkeit eines Neuausbruches des Krieges ist aber vorhanden. Um so mehr drängt sich die Frage auf, welche Lehre aus dem Ausstande der englischen Kohlenarbeiter zu ziehen und wie die Wiederkehr eines Strikes zu verhindern sei, der auf der einen Seite eine gewaltige Schädigung der gesammten Volkswirthschaft in sich schließt und der andererseits Noth und Hunger für Hunderttausende und eine große Gefahr für Staat und Gesellschaft bedeutet.

Digitized by Google

Fürst Bismarck und Herr von Maybach sollen einmal den Plan erörtert haben, in Deutschland oder in Preußen große Kohlenbestände in Vorrath aufzuhäufen, um für den Fall eines allgemeinen Strikes nicht Staat und Gesellschaft ohne Kohlen zu lassen. Der Gedanke verdient entschieden Berücksichtigung, zumal da — wenn auch unter dem Widerspruche eines sozialdemokratischen Führers — schon die Drohung gefallen ist, man werde im Falle einer Mobilmachung den Eisenbahnbetrieb, d. h. den Transport der Armeen, durch einen Ausstand der Kohlenarbeiter zu stören suchen. Von diesen Thatsachen ausgehend, ließe sich gegen die Anlegung großer staatlich-militärischer Kohlenmagazine gewiß eben so wenig sagen wie gegen die Aufhäufung eines Kriegsschatzes, der die ersten Mobilmachungkosten decken soll. Es dürfte deshalb nicht Wunder nehmen, wenn der große englische Strike dazu führen würde, daß die eine oder die andere Regirung dem Gedanken näher träte, im Frieden einen Kriegsschatz an schwarzen Diamanten anzulegen. Weniger einen Kriegsschatz als zunächst wohl das Interesse von Handel, Industrie und Verkehr, oder vielleicht gar nur das Wohl seines Urhebers, hat ein Projekt im Auge gehabt, das durch den englischen Bergarbeiterausstand gezeitigt worden ist.

Der kürzlich verstorbene bekannte Finanzmann und Großspekulant Sir George Elliot hat den Vorschlag gemacht, den gesammten Kohlenbergbau in einem Trust unter staatlicher Kontrole zu organisiren und dem Staate bezw. dem Trust das Recht der Festsetzung der Produktion eines jeden einzelnen Werkes und der Bestimmung der Lohnhöhe einzuräumen. So abenteuerlich und so sozialistisch gefärbt dieser Plan auf den ersten Blick auch erscheinen mag, so viel steht doch fest, daß seine Verwirklichung wohl die Möglichkeit böte, die Wiederkehr ähnlicher wirthschaftlicher Störungen, wie sie beim großen englischen Strike zu Tage traten, zu verhindern. Das Projekt Elliots scheint die interessirten Kreise auch stark zu beschäftigen. Erst kürzlich wurde von den bedeutendsten Kohlengrubenbesitzern des nördlichen Englands in Newcastle eine Versammlung abgehalten, in der allgemein die Ansicht ausgesprochen wurde, daß zunächst eine Probe auf die Ausführbarkeit des Planes in Sektionen eines der großen Kohlencentren des Königreichs ins Werk gesetzt werden solle. Es ist natürlich, daß man der weiteren Entwickelung des Problems von allen Seiten mit großem Interesse entgegensieht. Die englischen Vorgänge haben dazu geführt, daß man auch in Frankreich, analog der living wage, ein „Le Minimum-Salaire" in das Agitation-Programm der Arbeiter aufgenommen hat und daß hier dem Vorschlage Elliots ein Bergwerksreform-Antrag Goblets zur Seite getreten ist. Goblet wollte sich auf das halbwegs Erreichbare beschränken und schlug vor, daß der Staat das Recht zur Expropriation einer Bergwerkscompagnie haben solle, wenn ein Strike länger als zwei Monate gedauert habe, ohne daß es zu einem schiedsrichterlichen Ausgleich gekommen sei. Dieser Antrag scheint wenig Aussicht auf Annahme zu haben. Auch wir aber werden gut thun, die Vorgänge in England aufmerksam zu verfolgen und die Erfahrungen, die man dort sammelt, uns möglichst zu Nutze zu machen. Wenn es die innere Sicherheit und das ganze wirtschaftliche Getriebe eines Landes gebieterisch erheischt, dann ist es am Ende gerechtfertigt, daß mit Systemen gebrochen wird, die eine große ökonomische, sittliche und nationale Gefahr darstellen.

Man hat Gladstone gefeiert, weil er schließlich Derjenige gewesen sei, der die Beilegung des großen Strikes durchgesetzt habe. Ich glaube, daß man in

Digitized by Google

diesem Falle den „grand old man" sehr mit Unrecht mit einem Nimbus bekleidet, der ihm nicht gebührt; ja, ich bin der Ansicht, daß Gladstone, ein getreuer Anhänger Cobdens, die Dinge viel zu lange hat gehen lassen, wie sie gingen, und daß er durch seine Politik des Zauderns einen großen Theil der Schuld an all dem Ungemach auf sich geladen hat, das der Ausstand der Kohlenarbeiter zur Folge hatte. Daß er schließlich dem Drucke der öffentlichen Meinung, vielleicht im eigensten Interesse, nachgab, Das kann man doch ihm wahrlich nicht als Verdienst anrechnen.

Der große englische Strike lehrt, daß die Regirungen auch in Zeiten des industriellen Friedens auf Einrichtungen hinwirken sollen, die geeignet sind, entstehende Zerwürfnisse zwischen Arbeitgebern und Arbeitern rechtzeitig zu erkennen und zu beseitigen. Es ist gewiß eine Ironie des Schicksals, daß in dem Mutterlande der Einigungämter, in England, ein soziales Friedensamt gerade da fehlte, wo es am Meisten von Nutzen gewesen wäre Das beweist aber nur, daß sich das Institut der Einigungämter noch keineswegs genügend Bahn gebrochen hat. Wenn sich auch nicht immer ein Graf Derby oder ein Kardinal Manning finden wird, der an der Spitze eines Einigungamtes stehen kann, so wird es doch gewiß nicht an Personen fehlen, die das Vertrauen der Arbeiter wie der Arbeitgeber besitzen und die Bürgschaft ihrer Unparteilichkeit und Sachkenntniß bieten. Das Richtigste ist jedenfalls, daß zweckmäßig organisirte Einigungämter schon in Friedenszeiten geschaffen werden; im Kriegszustande läßt sich einmal Versäumtes oft nicht allem guten Willen und mit aller Mühe nicht nachholen.

Im Deutschen Reiche hat sich die Regirung der Hoffnung hingegeben, daß die Errichtung von Einigungämtern durch die Organe der Gewerbeinspektion sehr gefördert werden würde. Hierbei hat man aber übersehen, daß in dem größten deutschen Bundesstaate, in Preußen, weil hier die Gewerbeaufsichtbeamten neuerdings mit den Lasten der Kesselrevision beschwert worden sind, die Gewerbeinspektoren selbst in einer bedeutend erhöhten Zahl nicht in der Lage sein würden, sich um die Gründung von Einigungämtern energisch zu bemühen. Ich habe von preußischen Gewerbeinspektoren selbst gehört, daß ihre hauptsächlichen Berufsgeschäfte und namentlich auch ihre Thätigkeit als Kesselrevisoren so große Ansprüche an ihre Arbeitzeit stellten, daß sie sich schon aus diesem Grunde der Förderung einer friedlichen Schlichtung von Arbeitstreitigkeiten nicht widmen könnten. Aber auch die Thatsache darf nicht außer Acht gelassen werden, daß die Thätigkeit der Gewerbeinspektoren hier und da an dem Widerstande mächtigerer Einflüsse und Gewalten gescheitert ist. Sie wird weiter scheitern, wenn man sich nicht an der und jener „maßgebenden" Stelle zu anderen Anschauungen über das soziale Friedenswerk aufrafft. Der Strike der englischen Kohlenarbeiter sollte hierzu allen Anlaß geben.

Ich weiß sehr wohl, daß Einigungämter kein Universalheilmittel für die Verhütung von Lohn- und Arbeitstreitigkeiten sind; aber sie können unter Umständen viel Gutes stiften. Deshalb halte ich es auch für eine wichtige Aufgabe des Staates, daß er die Entstehung und Wirksamkeit dieser für die Sicherung des inneren Friedens immerhin sehr bedeutungvollen Einrichtungen mit seiner ganzen Kraft fördere und unterstütze.

Dr. Kuno Frankenstein,
Dozent an der Humboldt-Akademie.

Digitized by Google

Serbenwerthe.

Diese Zeilen werden in einem Moment geschrieben, da König Milan plötzlich an den Grenzen seines ihm polizeilich verbotenen Königreiches erschienen ist. Die politischen Dinge könnten also in Serbien demnächst eine solche Entwickelung nehmen, daß auch die festeste Säule unter den europäischen Börsen — Wien — zu schwanken begänne. Jedermann kennt das Interesse Oesterreichs für dieses junge Königreich und die Wünsche Rußlands innerhalb der selben Balkansphäre; eine Kollision beider Mächte an diesem entscheidenden Punkte, und wäre sie durch serbische Parteiungen noch so verdeckt, könnte den Geldmarkt an der Donau sogar ungemüthlicher gestalten, als er von dem Generalgouverneur Tauffig-Bodenkreditanstalt jüngst dem ungarischen Ministerpräsideuten geschildert worden ist. Einstweilen freilich scheinen, Dank der Klugheit des Petersburger Herrn von Ehrenthal, auch in dieser wichtigen und heiklen Balkanfrage Russen und Oesterreicher sich verständigt zu haben.

Die Oesterreichische Länderbank ist bekanntlich keine ganz kleine Interessentin an serbischen Werthen, man darf sie daher auch zu den Regisseuren rechnen, welche die letzte Hausse in Paris inszenirt haben. Ueber diese große Kursüberraschung wurde bereits voriges Mal an dieser Stelle Einiges angedeutet. Just in dem Augenblick, wo das entmuthigte Deutschland durch kein noch so günstiges Communiqué von Massenverkäufen seiner serbischen Fonds zurückzuhalten war, that sich plötzlich an der Place de la Bourse zu Paris ein weites Kaufthor auf. Die Kurse begannen wieder zu steigen und die klugen Verehrer des französischen Kapitalsreichthums meinten in Berlin und Frankfurt: die Franzosen sind jetzt von den Russen bewogen worden, Serbien Kredit zu geben, — Das wird ein Kredit, jetzt wird das Land gut! Ganz so einfach aber ist die Sache doch nicht.

Das kundige Auge, das seit mehreren Wochen diese „sympathischen" Effektenkäufe verfolgt hat, wird zunächst Eines dabei vermißt haben: die Mache der Presse. Wie in Paris kein neuer Modebazar ohne den „Figaro" möglich ist, so verträgt auch die dortige Börse kein Poussiren eines Papieres ohne die Unterstützung durch Lettern. Die ganze bisherige Kursbewegung hat der ernsten Fachpresse noch keine Stellungnahme zu serbischen Werthen aufnöthigen können und damit ergiebt sich von selbst, daß die Hausse nicht sehr nachhaltig sein, sondern daß sie eine Treibhauspflanze bleiben dürfte.

Ich müßte mich sehr irren, wenn das Kunststück nicht von der Banque Ottomane und der Oesterreichischen Länderbank in Paris vollbracht wäre.

Digitized by Google

Angefangen hat diese Hausse, als es noch unbekannt war, daß man in Belgrad den Truppen drei Monate Sold schuldig ist, als aber der Generaldirektor Hahn von der Länderbank und auch Herr Berger schon in Paris eingetroffen waren. Würde ich glauben können, daß irgend ein Sterbenswörtchen die Franzosen in einem weiteren Aufkaufen des deutschen Serbenbesitzes scheu machte, so bliebe ich mäuschenstill; aber die Wahrheit kann ruhig gesagt werden: Frankreichs Sparer sind zwar leidenschaftlich genug, ihre Anlagen in Russen nach ihrem politischen sentiment zu beurtheilen — sie sind eben reich genug, um sich Dies leisten zu können —, aber so abgehärtet, um nun auch ohne Weiteres serbische Werthpackete anzuhäufen, ist man dort noch nicht. Sicher erscheint ja, daß man Dies unter Aufhissen der russischen Flagge versucht hat, allein der Baccarat-König Milan wohnte den Parisern zu nahe, als daß sie ohne Mißtrauen bleiben sollten.

Es ist ein gefährlich Ding um das Einführen von „fonds étrangers" in Frankreich. Zunächst geht Alles ganz gut, aber bei einer einzigen schlechten Nachricht pflegt das ganze Mißtrauen dieses Volkes gegen das Ausland zu erwachen und es wirft dann wohl seine Papiere ohne kluges Ueberlegen wieder fort. Deshalb bleibt es immerhin möglich, daß die Banque Ottomane bei diesem Serbenfeldzug noch schließlich viel Geld zusetzt.

Der technische Leiter des Ganzen ist der bekannte, sogar kürzlich dekorirte Pariser Coulissier M. Noël Bardac. Ein seltenes Börsentalent, ohne dessen Thätigkeit die anhaltenden Gewinne der türkischen Finanzgruppe nicht zu denken wären und der bei seiner letzten Anwesenheit in Berlin von der dabei interessirten Bank die Serbenhaussirung übernommen haben soll. Natürlich gegen Bonifikation. Herr Bardac selbst soll mehr von seinen Schweizer Klienten sprechen. In der Eidgenossenschaft giebt es nämlich in Folge gewisser Banken-Kombinationen hübsche Posten von Turban- und auch Serbenwerthen und diese möchte man jetzt großmüthig auch anderen Kapitalisten zuwenden.

Auch von einer weiteren Komoedie soll man sich nicht irreleiten lassen. Der Crédit Lyonais hat nur zum Schein für jene Herren gearbeitet. Er hat sich thatsächlich gehütet, seine Kundschaft — die größte und beste Frankreichs — mit Serben „festzulegen", und in Wien wie in Berlin konnte Dies zwar nicht sogleich, aber doch wenigstens bald erkannt werden. Im wirklichen Bunde mit dem Crédit Lyonais ließe sich allerdings viel machen, aber deren Leiter sind hierfür zu gescheidt, — wenn nicht gar zu „gewissenhaft."

Wie gesagt: inzwischen ist das Schicksal des serbischen Staates wieder einmal auf eine Nadelspitze gestellt und gegenüber einem solchen Stande in der Luftlinie bieten noch so gut verbriefte und sorgfältig kontrolirte Schuldenverwaltungabtheilungen nicht immer den genügenden Schutz. Pluto.

Digitized by Google

Arnims Verurtheilung.

Der Sohn des Grafen Harry Arnim versendet an die Zeitungen abermals ein Schreiben, das, weil darin von der „Zukunft“ die Rede ist, diesmal nicht in voller Ausführlichkeit abgedruckt wird. Da ich die Gewohnheit habe, nur auf solche Briefe zu antworten, die mir selbst zugehen, und da von den Thatsachen, die ich auf Grund des Aktenmaterials hier angeführt habe, keine angefochten werden kann, so brauchte ich mich mit dem Schreiben eigentlich nicht zu beschäftigen. Wenn Graf Arnim-Schlagenthin es für angemessen hält, den Fürsten Bismarck für das Buch des Herrn Blum und für allerlei Korrespondentenweisheit verantwortlich zu machen, trotzdem wiederholt mitgetheilt worden ist, daß der Fürst mit diesen Dingen gar nichts zu schaffen hat und haben will, dann ist Das seine Sache. Im Allgemeinen pflegt man die Verantwortlichkeit für ein Buch, ein Blatt oder einen Artikel bei Dem zunächst zu suchen, der mit seinem Namen dafür eingetreten ist; erst wenn Der die Verantwortlichkeit auf einen Anderen abwälzt, darf man diesen Anderen haftbar zu machen versuchen. Aber vielleicht hat Graf Arnim auch nach dieser Richtung den Rath des — leider ungenannten — Herrn eingeholt, „der die Schule der Höflichkeit in der Wilhelmstraße, noch bevor Fürst Bismarck deren Leitung (der Wilhelmstraße?) aufgab, besucht hat“ und der den koramirenden Brief des Grafen an den Fürsten Bismarck für „formell korrekt“ hält. Alle diese Dinge sind für die Oeffentlichkeit eben so gleichgiltig wie die Vorhaltungen, die Graf Arnim dem Fürsten Bismarck über die Pflichten der Ehrenhaftigkeit und über die angeblich rachsüchtige und grundlose Verfolgung seines Vaters macht. Die thatsächlichen Vorgänge, mit denen sich fünf preußische Gerichtshöfe beschäftigt haben, sind Jedermann zugänglich; und wenn Graf Arnim-Schlagenthin behauptet und beweisen kann, daß sein Vater von Herrn Blum mit Unrecht unehrenhafter Handlungen beschuldigt worden ist, dann braucht er sich nicht mit mehr oder minder offenen Briefen zu bemühen, sondern er kann auf Grund des §. 189 die Klage wegen Beschimpfung des Andenkens eines Verstorbenen erheben und dabei gleichzeitig nach allen Seiten das Verschulden und die Verantwortlichkeit feststellen.

Was mich veranlaßt, hier noch einmal — vorläufig nur flüchtig — mich mit der Sache zu beschäftigen, ist eine Behauptung, die am Schlusse des neuesten Schreibens ausgesprochen wird. Es heißt da: „Wenn er — nämlich Bismarck — noch hinzufügen wollte, daß ihm seit 1876 bekannt ist, daß mein Vater nicht der Verfasser von „Pro Nihilo“ ist, so würde nicht nur in der ihm ergebenen Presse, sondern in der ganzen Welt unendlicher Beifall diese That lohnen.“ Diese Behauptung ist verblüffend; wenn

Digitized by Google

sie begründet wäre, dann hätte Fürst Bismarck wider besseres Wissen geduldet, daß ein Unschuldiger zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt und öffentlich als ehrlos hingestellt worden ist. Es ist deshalb allerdings von erheblichem öffentlichen Interesse, den thatsächlichen Unterlagen dieser für mich wenigstens ganz neuen Behauptung nachzuforschen.

Im Frühling des Jahres 1876 erschien in Zürich die Broschüre „Pro Nihilo, Vorgeschichte des Arnimschen Prozesses". Der Verfasser war nicht genannt; aber nach der ganzen Darstellung und nach zahlreichen stilistischen Eigenthümlichkeiten konnte man nicht im Zweifel darüber sein, daß Harry Arnim selbst die Broschüre geschrieben hatte. Der Oberstaatsanwalt von Luck erhob denn auch gegen ihn die Anklage wegen Majestätbeleidigung, Landesverrathes, verleumderischer Beleidigung des Kanzlers und des Auswärtigen Amtes und am elften Mai 1876 trat, unter dem Vorsitz des Herr von Mühler, der Staatsgerichtshof in Berlin zusammen, um über diese Anklagen zu verhandeln. Arnim war nicht erschienen; ihn vertraten seine Rechtsanwälte Munckel und Quenstedt; unmittelbar vor der Verhandlung traf von Arnim ein aus Florenz datirter Antrag auf Vertagung ein, der die Vernehmung von Entlastungzeugen ermöglichen sollte. Das Gericht beschloß die Vertagung und die Ladung der Grafen Hompesch und Waldbott-Bassenheim und des früheren Präsidenten Thiers; die gleichfalls beantragte Ladung Bismarcks wurde abgelehnt. Am fünften Oktober 1876 wurde die Verhandlung wieder aufgenommen. Thiers hatte erklärt, er wisse zu Gunsten Arnims nichts Erhebliches auszusagen, er sei aber bereit, auf bestimmt formulirte Fragen des Gerichts in Paris verantwortlich sich zu äußern. Arnim hatte aus Ouchy wiederum ein Krankheitattest und einen neuen Vertagungantrag geschickt. Der Gerichtshof beschloß, da das Attest eines ausländischen Arztes zur Entschuldigung des Fortbleibens nicht ausreiche, in contumaciam gegen Arnim zu verhandeln und, da ein Kontumazialverfahren keine Vertheidigung zulasse, auch die Rechtsanwälte Munckel und Quenstedt nicht anzuhören. Die beiden Herren verließen den Gerichtssaal und veröffentlichten am achten Oktober in der Vossischen Zeitung einen Protest gegen das Verfahren. Sie bestritten die Kompetenz des Staatsgerichtshofes, denn ein gegen das Deutsche Reich begangener Landesverrath gehöre vor das Schwurgericht; sie protestirten gegen die Ablehnung des Vertagungantrages und forderten: das persönliche Erscheinen des Angeklagten nach seiner Wiedergenesung, die Oeffentlichkeit des Verfahrens und die Ladung des Fürsten Bismarck, des Feldmarschalls von Manteuffel, des Ministers von Schleinitz, der Herren Thiers, Renault und der Herzoge von Broglie und von Decazes. Vorher war von der Familie des Grafen Arnim der — vergebliche — Versuch gemacht worden,

Digitized by Google

beim **Kaiser** eine Niederschlagung des Prozesses im Gnadenwege zu erreichen. **Ob nach** diesem Verhalten des Angeklagten, seiner Vertheidiger und seiner Verwandten irgend ein Mensch annehmen konnte und kann, daß Harry Arnim nicht der Verfasser der Broschüre war, darüber wird man „nicht nur in der dem Fürsten Bismarck ergebenen Presse, sondern in der ganzen Welt“ wohl keinen Augenblick im Zweifel sein.

Der Protest der Vertheidiger schloß „mit der Behauptung, daß ein Kontumazialurtheil des hohen Gerichtshofes nicht vermögen wird, die Nation zu überzeugen: 1. daß der Graf Arnim ein Landesverräther sei, 2. daß er Se. Majestät beleidigt habe.“ Vorher wurde dem Fürsten Bismarck der Rath gegeben, er möge wegen der in der Broschüre enthaltenen Beleidigungen „diejenigen Gerichte anrufen, welche er in der Regel für kompetent hält, um seine gekränkte Ehre wiederherzustellen.“ Auch in diesen Sätzen wird man vergeblich eine Andeutung dafür suchen, daß Harry Arnim ernstlich bestritt, der Verfasser der Broschüre zu sein. Solche Dinge lassen sich doch nachweisen und ein so geschickter Diplomat wie Graf Arnim würde, im Bunde mit dem ungewöhnlich klugen Herrn Munckel, gewiß nicht schweigend geduldet haben, daß man ihn, unter ausdrücklicher Konstatirung einer ehrlosen Gesinnung, ins Zuchthaus verurtheilt, — für Thaten, die er gar nicht begangen hat. Wenn man aber Entlastungzeugen vorschlägt und Vertagungen beantragt, dann giebt man schon damit zu, daß man der Thäter ist, — mag man auch die Strafbarkeit der That bestreiten. In allen Geschichtwerken, Lexiken und Handbüchern liest man denn auch, daß Graf Arnim der Verfasser der Broschüre „Pro Nihilo“ ist; und es wäre immerhin auffallend, wenn der Sohn des Grafen die Unwahrheit dieser Mittheilung beweisen könnte und sie noch niemals bewiesen hätte.

Graf Henning Arnim behauptet, Bismarck wisse seit 1876, daß Harry Arnim nicht der Verfasser der Broschüre ist. Mindestens eben so lange weiß Das sicherlich auch der Sohn. Das Gesetz hätte ihm, wie gegen Herrn Blum, auch hier längst die Mittel gegeben, nicht durch Rundschreiben, sondern durch gerichtliche Feststellungen die Wahrheit ans Licht zu bringen. Im Jahre 1876, und noch vierzehn Jahre darüber hinaus, war Fürst Bismarck Beamter, und §. 344 des Strafgesetzbuches sagt: „Ein Beamter, welcher vorsätzlich zum Nachtheile einer Person, deren Unschuld ihm bekannt ist, die Eröffnung oder Fortsetzung einer Untersuchung beantragt oder beschließt, wird mit Zuchthaus bestraft.“ So sieht das Verbrechen aus, dessen Harrys Sohn jetzt den alten Fürsten bezichtigt, — hilfreich natürlich vom Börsencourier und der Vossin unterstützt. Es ist das sechste Mal, daß der Arnim-Prozeß einer richterlichen Entscheidung unterliegt, diesmal der durch das Rechtsgefühl der Verständigen, und ich bin nicht zweifelhaft darüber, daß er auch jetzt wieder mit Arnims Verurtheilung enden wird. M. H.

Digitized by Google

Berlin-Friedrichsruh.

Eugen Richter ist böse. Schon seit einigen Wochen leidet er an akutem Agrar-Delirium und sieht in jeder Nachtausgabe Junker tanzen. Nun aber ist er auch auf die Börse böse, deren friedsames Bild freundlich sonst seine im freien Spiel sich regenden Kräfte erhöhte. Und man muß gerecht sein und sagen: diesmal hat Kleon wirklich einigen Grund, auf die handelnden und wandelnden Quiriten böse zu sein. Der Kaiser hat nämlich einen Flügeladjutanten nach Friedrichsruh geschickt und dem Fürsten Bismarck mit einem Handschreiben eine Flasche voll alten Weins überreichen lassen; für diesen neuen Beweis kaiserlicher Huld hat Fürst Bismarck sofort schriftlich gedankt, er hat mit dem Flügeladjutanten Grafen Moltke eine Spazierfahrt gemacht, ihn an seinem Tische als Gast gesehen und es scheint im Gespräch auch die Möglichkeit gestreift worden zu sein, der Fürst könne nächstens in Berlin persönlich sich bei dem Monarchen für wiederholte Zeichen der Theilnahme bedanken. Diese Nachricht hat auf die Berliner Börse „stark befestigend" gewirkt und deshalb ist Herr Eugen Richter so böse. Mit Recht. Denn dafür hatte er sich doch oft genug verbürgt, daß mindestens das liberale Bürgerthum in Stadt und Land — und was könnte liberaler und bürgerlicher sein als die Börse? — von dem alkoholitischen Schwätzer im Sachsenwalde nichts wissen will. Nun schiebt er natürlich die ganze Schuld auf die nichtswürdige Hausse-Spekulation und sucht sich durch rüpelhafte Erfindungen über den Grafen Bismarck-Schönhausen schadlos zu halten, der zum Ordensfest nach dem Schloß befohlen war. An dem Vorgange selbst, der den fetten Tribunen so ärgerlich stimmt, ist nichts Auffallendes. Seit der Günser Depesche hat der Verkehr zwischen dem Berliner Hof und Friedrichsruh eigentlich nie aufgehört, es sind Briefe und Grüße gewechselt worden und in angemessenen Zwischenräumen hat Professor Schweninger Berichte über das Befinden des Fürsten an den Kaiser erstattet. Jetzt darf das Volk einen neuen Beweis kaiserlicher Liebenswürdigkeit verzeichnen und die Freude darüber wird nur verstärkt durch den offiziösen Kommentar, wonach der Kaiser Werth darauf lege, vor der Welt zu zeigen, daß er die außerordentlichen Verdienste des Fürsten Bismarck gern anerkenne und seinen früheren Berather weder von öffentlichen Denkmalen noch aus seiner Nähe zu verbannen wünsche. Einstweilen liegt nur eine persönlich huldvolle Handlung vor, über die man, ohne den Kaiser zu verletzen, sich nicht wundern kann und die man nach keiner Richtung ausbeuten sollte. Die alberne Erfindung, die Opposition Bismarcks habe sich gegen die Person des Monarchen gerichtet, ist längst widerlegt; diese Opposition ist ausschließlich politischer Natur, sie ist eine Pflicht des Schöpfers gegen sein Werk und sie kann deshalb auch dann erst verstummen, wenn dieses Werk wieder im Sinne des Schöpfers gefördert wird. Die Zumuthung, mit dem Glanz seines Namens eine Politik zu umgolden, die er innerlich nicht billigen kann, wird dem Fürsten Bismarck nicht gestellt und sie würde von ihm zurückgewiesen werden. Wenn trotzdem nach jeder freundlichen Annäherung des Kaisers an den Mann, dem das Haus Hohenzollern so viel verdankt, das Gerücht von einer politischen Krisis auftaucht, dann geschieht Das nur, weil der erste Reichsbeamte amtlich erklärt hat, die unentbehrliche Voraussetzung einer solchen Annäherung würde ein erster Schritt des früheren Reichskanzlers sein.

Verantwortlich M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 3. Februar 1894.

Bismarck im Schloß.

Vor fünfzig Jahren schrieb der Junker Otto Bismarck vom Kniephof an die Schwester Malwine: „Blos weil Du es bist, will ich von einem meiner wenigen Grundsätze abgehen, indem ich einen Gratulationsbrief purement pour féliciter schreibe. Selbst kommen kann ich zu Deinem Geburtstage nicht, weil mein Vicekönig noch nicht hier ist, um mich abzulösen; ohnehin würde ich riskiren, daß Du nach Deines ungläubigen Bräutigams Vorbild überzeugt sein würdest, ich käme in Geschäften zu Euch und nicht um Deinetwillen.“ Im Laufe eines an Abwechselungen nicht gerade armen Lebens mußte Junker Otto recht häufig, purement pour féliciter, sogar an erheblich ferner stehende Personen Briefe schreiben und auch daran mußte er, je höher hinauf sein Weg führte und je weiter der kleine Kreis verwandtschaftlichen Verkehrs zurückblieb, immer mehr sich gewöhnen, daß persönliche Freundlichkeit, die er gewährte oder erwiderte, in geschäftliche oder gar gewinnsüchtige Absicht ihm umgedeutet wurde. Er war nie ein Freund des Reisens; am Liebsten saß er auf seiner Scholle, daheim in der Altmark oder im Pommerulaud und später im Lauenburgischen, und bis auf den heutigen Tag kehren, freilich in veränderter Form, vor jeder Uebersiedelung die schreckenden Reisebilder und die „gelinde Wuth“ wieder, die in Schönhausen einst dem jungen Familienvater schlaflose Nächte bereiteten, als er in seines Geistes Auge sich „mit den beiden Brüllaffen auf dem Stettiner Bahnhof“ sah. Von Frankfurt sogar,

Digitized by Google

wo es im Parterre des Taxisschen Palais doch langweilig genug war und „die Stimmung gänzlicher Wurschtigkeit“ in ihm vorherrschend wurde, schrieb er, zwölf Jahre später, wieder an die Schwester Malwine: „Ich habe eine Aufforderung, im Herrenhause zu erscheinen, bekommen, nach deren Inhalt ich zweifelhaft bin, ob Se. Majestät in der That, wie es darin geschrieben steht, mich in Person oder nur seine unterthänigen Herren und Diener en bloc dort zu sehen wünschen. Im letzteren Falle würde ich mich nicht für berufen erachten, meine gewichtigen Geschäfte und den Kamin im rothen Kabinet verwaisen zu lassen, um bei Halle im Schnee sitzen zu bleiben und demnächst unter der Rubrik von ‚Volk, Edelleute, Häscher und Priester‘ den Effekt des großen Ensemble im weißen Saal mit einer Kostümnuance zu beleben. Ich erwarte noch eine Antwort von Berlin darüber, ob ich als Dekoration oder als Mitspieler verlangt werde.“ Diese Stimmungen sind nicht unbekannt geblieben; man weiß, welchen Entschluß vor zwei Jahren die weite Hochzeitfahrt den Brautvater kostete, und wie es von Jahr zu Jahr mehr des Zuredens bedarf, bis der Fürst sich nach Kissingen mobil machen läßt. Deshalb ist es auch nicht weiter wunderbar, daß in der vorigen Woche, als Bismarck dem Kaiser einen Besuch abstattete, die Gegner und auch viele Freunde des alten Kanzlers die Köpfe zusammensteckten und ganz ernstlich glaubten, was der Junker vom Kniephof dem Schwager nur scherzhaft insinuirt hatte, und daß man aus Zeitungartikeln und Gesprächen, hoffend hier und bangend dort, den Verdacht heraushören konnte: „Er kommt in Geschäften zu uns und nicht um Seinetwillen.“

Diesmal hat er nicht erst gefragt, ob er als Dekoration oder als Mitspieler verlangt werde; auf das Mitspielen hat er wohl lange verzichtet und gerade jetzt, wo der Gang der Handlung so vielfach in falsche Bahnen gedrängt ist, kann einen feinen, aber doch schon etwas ermüdeten Spieler die schwere Aufgabe des verantwortlichen Protagonisten kaum verlocken. Einem Gebot der Höflichkeit aber, der germanischen Mannentreue und des patriotischen Empfindens hat Otto Bismarck sich niemals versagt. Die Theilnahme, die der Kaiser von Güns aus dem Leidenden gezeigt, die Grüße, die er von Bremen aus durch den Grafen Wilhelm Bismarck dem Genesenden gesandt hatte, verpflichteten den preußischen Edelmann und den alten Soldaten, persönlich als Dankender vor dem Souverain zu erscheinen, sobald die physische

Digitized by Google

Verhinderung gewichen war. Und nun sandte nicht nur der Monarch eine Stärkung, nun lud auch, in freundlich drängenden Ausdrücken, der oberste Kriegsherr zweimal in zwei Tagen zu seinem militärischen Jubelfest, — und nun gab es für den Generaloberſten kein Säumen mehr. Es war gewiß kein Zufall, daß die Einladung, die „den Mann, der das deutsche Schwert geschliffen hat", nach Berlin rief, die Unterschrift Wilhelm Rex trug; der preußische König beging den Tag, an dem er auf fünfundzwanzig Dienstjahre zurückblicken durfte, und er wollte in seiner Nähe den Generaloberſten nicht missen. Der untrüglich sichere Takt, der ihn stets auszeichnete, hat den Fürsten dann bestimmt, Dank und Glückwunsch schon einen Tag früher dem Kriegsherrn darzubringen; wie er einst den ersten Reisen des jungen Kaisers fern blieb, um nicht auf sich einen Theil der Huldigungen abzulenken, so hat er auch jetzt es für unanständig gehalten, die massige Größe einer bei Lebzeiten schon mythischen Gestalt in den Vordergrund des Festtagsjubels zu drängen. Er hat wieder einmal die größte und seltenste Kunst hoch gestellter Menschen geübt, die Kunst, rechtzeitig zu verschwinden; die Berliner haben ihn kaum gesehen, und während er mit seiner gewohnten Umgebung gemüthlich rauchend beim Kaffee saß, konnte der Kaiser durch die Linden reiten und in jubelnden Zurufen lächelnd den Dank der Bevölkerung entgegennehmen.

Der stürmische Ueberschwang dieses Jubels mag den Monarchen überrascht haben. Er hatte zu seinem Militärjubiläum den Mann geladen, der dem preußischen Heer von allen Lebenden die werthvollsten Dienste geleistet, der früh in ihm das allein taugliche Mittel zum Zweck der deutschen Einheit erkannt und es durch schlimme Anfechtung zur Größe geführt hat, — und nun sah er sich gefeiert, als hätte er eine undenkbare, eine zuvor kaum erträumte Großthat vollbracht. In diesen Ueberschwänglichkeiten, die natürlich in ihren journalistischen Ausläufern noch geschmackloser wurden, verbarg sich doch wohl ein Mißverständniß und ein Keim neuer Enttäuschungen. Als er den Fürsten Bismarck aus seinen Aemtern als Kanzler und Minister entließ, war der Kaiser doch zugleich darauf bedacht, ihn der Armee zu erhalten; er schrieb damals: „Mit weitblickender Umsicht und eiserner Festigkeit haben Sie Meinem in Gott ruhenden Herrn Großvater zur Seite gestanden, als es galt, in schweren Zeiten die für nöthig erkannte Reorganisation unserer Streitkräfte zur Durchführung zu bringen. Sie haben die Wege bahnen

Digitized by Google

helfen, auf welchen die Armee mit Gottes Hilfe von Sieg zu Sieg geführt werden konnte. Heldenmuthigen Sinnes haben Sie in den großen Kriegen Ihre Schuldigkeit als Soldat gethan. Und seitdem, bis auf diesen Tag, sind Sie mit nie rastender Sorgfalt und Aufopferung bereit gewesen, einzutreten, um unserem Volke die von den Vätern ererbte Wehrhaftigkeit zu bewahren und damit eine Gewähr für die Erhaltung der Wohlthaten des Friedens zu schaffen. Ich weiß Mich eins mit Meiner Armee, wenn Ich den Wunsch hege, den Mann, der so Großes geleistet, auch fernerhin in der höchsten Rangstellung ihr erhalten zu sehen. Ich ernenne Sie daher zum Generaloberſten der Kavallerie mit dem Range eines Generalfeldmarschalls und hoffe zu Gott, daß Sie Mir noch viele Jahre in dieser Ehrenstellung erhalten bleiben mögen". An dem selben Tage, wo der große Staatsmann einem General den Platz räumen mußte, wurde er in seiner militärischen Eigenschaft im Range erhöht; und wie die Ordre, die diese Auszeichnung bekannt machte, so trug auch jetzt die gnädige Einladung zu einem militärischen Feste die Unterschrift des Königs von Preußen, der damit unzweideutig ausgedrückt hat, daß er an seinem Ehrentage auf das Erscheinen des Generaloberſten besonderen Werth legte, — wenn er auch den politischen Rath des Fürsten Bismarck entbehren zu können glaubt.

Für so subtile Unterscheidungen, die in der sorgfältig gegliederten Hierarchie eines Beamtenstaates nicht auffallen können, hat das Volk, hat der rasch erweckte und rasch auch wieder eingelullte Enthusiasmus der Massen kein Verständniß und deshalb entstand eine seit den traurigen Märztagen von 1888 und 1890 nicht mehr gespürte Aufregung, als zuerst ein vages Gerücht meldete: Bismarck kommt nach Berlin, Bismarck wird als Gast des Kaisers im Schloß wohnen. Herr von Marschall, dann Herr von Kardorff brachten den Reichsboten die Bestätigung. Es bildeten sich Gruppen, in denen das große Ereigniß besprochen wurde; man wies mit Fingern auf die Trefflichen, die sich jetzt gar so begeistert geberdeten, nachdem sie vor vier Jahren geduldet hatten, daß im Reichstage die Entlassung Bismarcks totgeschwiegen wurde, und nachdem sie noch bis zum Tivolitage den Schein einer Beziehung zu dem Verfehmten selbst ängstlich gemieden hatten; die beste journalistische Hilfskraft des neuen Kurses wurde umlagert und umlauert und man nahm es gern gläubig auf, als

Digitized by Google

dieser ungewöhnlich geschickte Mann, der seine demokratischen Ideale vortrefflich mit unbedingter Caprivitreue zu vereinen weiß, verkündete, die Einladung an den alten sei von dem neuen Kanzler schon längst gewünscht und erbeten worden. Und da man des trockenen Tons bald satt war, wurde man witzig und erzählte, Herr von Boetticher, mit dem Herr Alexander Meyer in huldvoller Haltung sich eben unterhielt, bewerbe sich bereits um einen Posten bei der Elektrizität-Gesellschaft. In die Zeitungen aber drangen solche Späße nicht; da kam nur das Pathos zum Wort und mitunter auch die Angst. Die Einen sagten: Bismarck kommt nur, wenn er Garantien hat und sicher ist, daß er mitspielen soll; die Anderen höhnten: Bismarck hat ein so starkes Gunstbedürfniß, daß er, um einen gnädigen Sonnenstrahl zu erhaschen, mit den Herren sogar, die er früher den Troupier und den Staatsanwalt genannt hat, die feinsten diplomatischen Artigkeiten austauschen wird; und wieder Andere meinten: Er kommt überhaupt nicht, er schützt im letzten Augenblick Krankheit vor, — und wenn er wirklich kommt, dann thut ers, um für seinen Sohn eine Stellung als Botschafter zu erbitten. Die einfachste Erklärung, daß es sich um eine selbstverständliche Pflicht der Höflichkeit gegen den Monarchen und Kriegsherrn handle, wurde nicht angehört; nur die Speichellecker konnten von ihrem Götzen so Etwas behaupten.

Und dann kam er wirklich. Es war ein sehr schöner Tag, der schönste, den wir seit lange erleben durften. Nicht die gewöhnlichen Hurrahbrüller hatten sich aufgemacht; in der Menge, die von früh an die Straßen besetzt hielt, sah man, wie an jenem Nachmittag des neunundzwanzigsten März 1890, die besten Vertreter deutschen Geistes, deutscher Wissenschaft und Kunst und deutschen Gewerbefleißes. In Schaaren erschienen alte und junge Offiziere mit ihren Damen. Es gab ein Wiederfinden, ein Händeschütteln und frohes Grüßen, als sollte durchs Brandenburger Thor endlich die Freude wieder einziehen und das schmerzlich vermißte Behagen am Vaterlande. Wo Einer den Andern erkannte, da sprach er ihn an, ohne nach dem Rangunterschied und den Vorschriften steifer Konventionen erst ängstlich zu fragen. Man sah auf die Uhr und berechnete, wann „er" — Das war in der Stunde nicht mißzuverstehen — seine Hand in die des Kaisers legen würde, und fromme Frauen flehten für diese Minute, die Vieles vielleicht entscheiden sollte, des Himmels Segen herab. An den äußeren

Digitized by Google

Anlaß zur Festesfreude dachte kein Mensch. Da oder dort jubelte wohl ein Binsengemüth besonders laut, weil es hoffte, nun käme die Zeit endlich wieder, die eine bange und bedenkliche Wahl ihm erspart. Vereinzelt freute wohl auch Einer sich, daß in der Stadt, der kein augustisch Alter blühte, einmal doch mit königlichen Ehren dem Genius gehuldigt wurde. Im Ganzen aber überwog die Empfindung, daß hier eine Epoche zum Abschluß kam, die dem Vaterlande kein Heil und dem Ansehen des deutschen Namens schweren Schaden gebracht hatte. Und als der Galakutsche immer brausender erklingende Rufe nachgesandt wurden und die unübersehbare Menschenfluth sich dann zum Schloß wälzte und schob, da war es, als würde ein Fest der Heimkehr gefeiert und als sollte im Rath des jungen Kaisers der alte Fürst bis zum letzten Wank nun wieder den ersten Platz einnehmen. Es war wirklich sehr schön, — auch für Den, der im Lärm der Gassen das Feierkleid seiner Begeisterung nicht gern beschmutzen läßt und der nur in schlechten Theaterstücken, ungläubig lächelnd, es mit angesehen hat, wie mit einem Zauberschlage plötzlich die Charaktere sich ändern.

Das Berliner Tageblatt hat schon die offiziöse und diesmal dennoch buchstäblich wahre Nachricht verbreitet, daß in den Gesprächen des Kaisers mit dem Fürsten — die Herren waren nur während der kurzen Fahrt nach dem Bahnhof mit einander allein — die Politik nicht mit einem Worte berührt worden ist. Man spürt in diesem offiziösen Stoßseufzer die überstandene Angst; für den unbefangenen Betrachter aber bringt auch diese Meldung nur Selbstverständliches. Der Kriegsherr empfängt den Inhaber der höchsten militärischen Ehrenstellung als Gast; er erweist ihm die gnädigsten Auszeichnungen und nimmt im engsten Familienkreise mit ihm das Frühstück ein; der Gast nimmt die Meldungen der Offiziere des Regiments entgegen, zu dessen Chef er ernannt worden ist, er darf den König von Sachsen, einen erlauchten Kriegskameraden, bei sich begrüßen und hat die Freude, an dem rein militärischen Diner später auch seine Söhne theilnehmen zu sehen. Politische Erörterungen haben im Verkehr des Kriegsherrn mit seinem Generaloberst keinen Platz. Es war eine Höflichkeit, daß die höchsten Reichsbeamten und die Minister bei dem hohen Gast ihre Karten abgaben; aber nur die Herzenseinfalt konnte glauben, daß diese Herren empfangen werden wollten oder empfangen wurden. Nur der preußische Ministerpräsident Graf Eulenburg brachte dem Ehrengast

Digitized by Google

des Königs von Preußen persönlich seinen Gruß und man braucht nicht offiziös inspirirt zu sein, um mit einiger Bestimmtheit behaupten zu können, daß auch in dieser kurzen Unterredung die Politik mit keinem Worte berührt worden ist.

Mit begreiflichem Eifer wird jetzt die Botschaft weitergetragen, „an den maßgebenden Stellen" sei man mit dem Ergebniß des Bismarcktages ganz außerordentlich zufrieden. Die wohlwollenden Leute, die sich zum Sprachrohr dieser Zufriedenheit machen, vergessen, daß maßgebend diesmal nur die Empfindungen des Kaisers und seines Gastes sein können. Der Glanz und mehr noch die Herzlichkeit des Empfanges, die liebenswürdige Aufnahme, die mit dem Generaloberſten auch seine Söhne und sein ärztlicher Freund fanden, der familiär heitere Ton, der während der ganzen Dauer dieses militärischen Familienfestes angeschlagen wurde, werden dem Fürsten Bismarck die für einen so alten Royalisten ungemein werthvolle Gewißheit gegeben haben, daß die aus ihm unbekannt gebliebenen Gründen über ihn verhängte Ungnade ihr Ende gefunden hat. Und daß der Kaiser in der Gesellschaft des früheren Berathers, dessen unverminderte geistige Frische er in heller Freude wiederholt bewunderte, sich wohl und behaglich gefühlt hat, geht schon daraus hervor, daß er freiwillig seinen Besuch in Friedrichsruh angesagt hat. Die wirklich maßgebenden Personen scheinen also mit dem Ergebniß des Tages, dessen wahre Bedeutung sie auch vorher wohl weder zu hoch noch zu niedrig geschätzt hatten, durchaus zufrieden zu sein. So oft sie persönlich hervortreten konnten, haben sie auch früher sich stets bemüht, ihre Beziehungen vor jeder Unklarheit zu bewahren. Der Kaiser hat dem Fürsten die Geburt seines jüngsten Kindes angezeigt und, wo er ein Mitglied des Hauses Bismarck traf, ihm niemals die früher gewöhnte Herzlichkeit versagt. Und der Fürst hat bei jedem Jahreswechsel, an jedem Gedenktage des Monarchen mit seinem ehrerbietigen Glückwunsch sich eingestellt und pünktlich an jedem siebenundzwanzigsten Januar das Hoch auf den Kaiser ausgebracht. Was Geberdenspäher und Geschichtenträger ausgeheckt haben, reicht an die Höhe der Stellung der beiden Männer nicht hinan; aber es ist schon ein Gewinn, daß Beide jetzt vor den Augen einer Welt gezeigt haben, wie ungeeignet solche schlau berechneten Kleinlichkeiten sind, ihr persönliches Verhältniß dauernd zu trüben.

Das ist nicht der einzige Gewinn dieses schönen Festtages. Der

Digitized by Google

Kaiser hat deutlicher noch als in der Günser Depesche gezeigt, daß er eine entschlossene und rückhaltlose Opposition gegen die Politik seiner jetzigen Berather nicht als ein persönliches Verschulden oder gar als eine gegen den gekrönten Repräsentanten der Nation gerichtete Gehässigkeit ansieht. Er hat den Generaloberſten mit Ehren überhäuft, obwohl er weiß, daß der also Geehrte seine Unzufriedenheit mit fast allen militärischen und civilen Neuerungen des Caprivismus nicht verborgen hat. Der Jubel, der auf der Straße den Kaiser empfing, entstammte vielleicht einem anderen Gefühl, einer anderen Auffassung des frohen Festes; aber dieser Jubel war reichlich verdient, denn er galt einem Herrscher, der dem starken Selbstbewußtsein das Zugeständniß abgerungen hatte, daß man ein unbedingt treuer Monarchist sein und doch der im Namen des Monarchen geführten Politik widerstreben kann. Und selbst das Mißverständniß der jauchzenden Menge kann Gutes stiften, wenn es dem Kaiser nicht verborgen bleibt, und ihm klar vor die Seele führt, daß er nur die Hand Bismarcks zu ergreifen braucht, um auch in kritischer Zeit sich enthusiastische Volksthümlichkeit zu sichern und an seine Krone einen nie versagenden Talisman zu befestigen.

Auch für den alten Kanzler und seine politische Haltung brachte der Tag keinen geringen Gewinn. Wer ihn wirklich kennt, der war nie im Zweifel darüber, daß in seinem Vorgehen das persönliche Moment keinen Raum fand, daß nicht er selbst und nicht die ihm am Nächsten Stehenden ein Gunstbedürfniß oder einen treibenden Wunsch empfanden, mit aus der Schüssel zu essen. Aber nur Wenige kennen ihn, die Legende, auch die preisende, hat seine Gestalt verzerrt, und so war die Meinung nicht auszurotten, ein Gefühl persönlicher Verbitterung und der Schmerz über erlittene Kränkung dränge den Fürsten in die Rolle des Tadlers und Warners. Mit diesem Wahn ist es nun vorbei. Schon auf dem Marktplatz von Jena hat Bismarck sich dem deutschen Ritter verglichen, der im gesudeltsten Konterfei selbst noch immer das Abbild des Kaisers verehrt und der den kaiserlichen Kommissaren doch in der unzweideutigsten Form seine Meinung sagt. Jetzt hat er Ehren erlebt, wie sie nie zuvor einem nicht in Königschlössern Geborenen in Preußen erwiesen worden sind, und er hat sein persönliches Verhältniß zum Monarchen über jeden Zweifel hinaus festgestellt. Auch der Böswilligste kann ihn jetzt nicht mehr einen verärgerten Nörgler nennen. Mit ganz

Digitized by Google

anderer Ruhe, mit ganz anderer Offenheit und mit unvergleichlich größerem Nachdruck kann er jetzt seine Stimme erheben, wenn es ihm wieder nöthig scheint, vor falschen und gefährlichen Wegen zu warnen, — denn nun muß auch die Kurzsichtigkeit erkennen, daß ein persönlich nach jeder Richtung reichlich saturirter Mann seine Erfahrung und seine Einsicht dem Kaiser und dem Reich nutzbar zu machen versucht.

An den für die Zeitungen maßgebenden Stellen mag das so laut verkündete Gefühl der Zufriedenheit wohl aus dem Glauben stammen, der Kluge sei diesmal klug genug gewesen, nicht klug zu sein. Auch sonst hat man Stimmen gehört, die es beklagen, daß Bismarck nun unter Guirlanden begraben sei. Die Hoffenden und die Fürchtenden werden sich täuschen. So lange Bismarck lebt, kann von einem natürlichen und befriedigenden Zustand der Dinge dann erst wieder die Rede sein, wenn in den entscheidenden Fragen wenigstens sein Rath erbeten und erwogen wird. Der freien Entschließung des Kaisers bleibt es vorbehalten, diesen Zustand herbeizuführen; einstweilen spricht kein Anzeichen dafür, daß der Kaiser die bisher von ihm eingeschlagenen Wege zu verlassen und die bisher von ihm gewählten Berather zu verabschieden wünscht. Graf Caprivi hat sich, wohl nicht leichten Herzens, dazu verstanden, bei dem Manne eine Karte abzugeben, den er im Juni des Jahres 1892 des Verkehrs mit dem Personal der deutschen Botschaft in Wien für unwürdig hielt; aber er würde sicher nicht im Amt bleiben, wenn „die öffentliche Meinung das Recht zur Annahme erhielte, Fürst Bismarck hätte wieder auf die Leitung der Geschäfte irgend welchen Einfluß gewonnen". Der Kaiser, so muß man annehmen, beharrt auf seinem Wege und in dem festen Vertrauen auf seine Berather. Das Volk hat sich dieser Entscheidung in schuldiger Ehrfurcht zu fügen, — und es kann Das um so leichter und angstloser jetzt thun, weil es weiß, daß ihm und seinem Führer noch ein Berather lebt, der für seine sachliche und wohlmeinende Opposition nun an keiner wirklich maßgebenden Stelle mehr den Verdacht einer persönlichen Gereiztheit zu fürchten braucht.

Der Enthusiasmus ist, wie der Haß, ein schlechter Rathgeber. Die jubelnden Massen dachten nicht daran, daß in gewissen Lebensaltern die Charaktere sich nicht mehr ändern und daß weder der Kaiser noch sein Gast eine Haupt- und Staats-Aktion aufzuführen beabsichtigten. Im Deutschen Reich ist Alles unverändert geblieben, nur

Digitized by Google

der freilich allein schon gefährliche Schein einer persönlichen Verstimmung ist beseitigt und die Bahn ist frei für den Rath Suchenden wie für Den, der Rath zu ertheilen für nöthig hält. Darin liegt der wichtigste Werth der festlichen Stunden. Es hieße den Kaiser beleidigen, wenn man ihm die Absicht zutrauen wollte, mit den höchsten Ehren, die er zu vergeben hat, einen unbequemen Mahner zur Ruhe zu bringen; solche frommen Wünsche mögen an untergeordneten Stellen aufgetaucht sein; der höchste Vertreter der Nation aber hat klar und deutlich gesagt: Dieser Mann ist so groß und so unbedingt zuverlässig sind bei ihm deutscher Patriotismus und kurbrandenburgische Vasallentreue, daß ich niemals glauben werde, er könne anders als im Interesse des Vaterlandes und der Dynastie seine Stimme erheben. Erst dieser zuversichtliche Glaube wird dem Fürsten Bismarck gerecht. Er ist nicht in Geschäften nach Berlin gekommen, sondern, um für seine Mannentreue und für die Bereitwilligkeit, in froher und ernster Zeit an die Seite des Souverains zu eilen, vor der Welt Zeugniß abzulegen. Er hat wieder gesehen, was er seinem Volke ist, und er konnte mit dem guten Gefühl scheiden, daß auch sein Kaiser die Bedeutung eines unabhängigen und furchtlosen Mannes zu schätzen weiß. Diese stolze Empfindung wird ihm den Muth und die Lust geben, auch fernerhin, so weit es in seinen Kräften steht, am Wohlergehen des Vaterlandes mitzuwirken. Den sachlich begründeten Widerspruch gegen Maßregeln, die er für verhängnißvoll hält, kann er nicht aufgeben, so lange er nicht den festen Willen sieht, allmählich wieder in Bahnen einzulenken, die seiner Ueberzeugung entsprechen. Persönlich hat er auch früher nichts erstrebt und bekämpft und eine persönliche Genugthuung kann jetzt seine Ansichten nicht erschüttern. Dem obersten Kriegsherrn, der ihm den Stoff zu einem grauen Militärmantel geschenkt hat, wird er in ehrerbietiger Dankbarkeit verpflichtet bleiben; eben so sicher aber wird er dem Versuch sich versagen, auf seine alten Tage noch die ragende Reckengestalt in die knappe Uniform des neuen Kurses zu kleiden.

Digitized by Google

Die Vermehrung der britischen Flotte.

Nach meiner Ueberzeugung giebt es nur eine einzige Frage, die sich an Wichtigkeit derjenigen der Aufrechterhaltung der Einheit des Vereinigten Königreiches gegenüber den irischen Gelüsten nach Lostrennung vergleichen läßt, und Das ist die Frage der äußeren Sicherheit des britischen Weltreiches. Das ist eine Frage, die jedem patriotischen Briten nahe zu Herzen gehen muß, was auch seine politische Parteistellung, was seine Nationalität, was seine sozialen Ueberzeugungen seien. Wenn ich es zu bestimmen hätte, dann würde sie hoch hinaus gehoben über das bloße Parteigezänk, hoch empor in eine Region weit über dem Niveau, auf dem ein so großer Theil der gewöhnlichen öffentlichen Erörterungen in England sich leider zu bewegen pflegt. Vor nicht zu langer Zeit hat dieser Gegenstand das House of Commons beschäftigt. Die konservative Partei beantragte einen Beschluß, der von der Regirung als eine Verurtheilung der Unzulänglichkeit der britischen Flotte aufgefaßt wurde; Gladstone und Sir William Harcourt behandelten diesen Beschluß nicht als eine Frage des Reichsinteresses, sondern als einen Konflikt zwischen den beiden Seiten des Hauses. Ich habe mich damals gegen eine solche Behandlung der Frage gewendet und ich thue Das auch heute noch. Keineswegs zu dem Zwecke, die liberale Regirung zu diskreditiren, oder um vorübergehend für die Partei Kapital aus der Frage zu schlagen, haben wir Konservativen uns zu der Erkenntniß aufgerafft, daß, wenn wir noch weiterhin unsere Pflicht thun wollen, diese Frage in der Oeffentlichkeit nicht länger schlummern dürfe. Alles, was nur geschehen konnte, um die Regirung zum Handeln zu bewegen, war bereits versucht worden. Lord Salisbury berührte den Punkt in Cardiff. In den Zeitungen erhob sich ein langes Hinundwiderreden, in dem House of Commons wurden Anfragen an die Regirung gerichtet, und doch hatte noch Ende Dezember sich die Regirung nicht entschieden, irgend Etwas zu thun. Wohl erst die heftige Debatte, die die Konservativen dann heraufbeschworen, die Thatsachen, die darin vorgebracht wurden, und die starke öffentliche Meinung, von der die Bestrebungen getragen waren, hat die Politik der Regirung beeinflußt, ja sie hat sogar einige Wirkung auf das verhärtete Herz des Sir William Harcourt gehabt. Selbst der Finanzminister fühlte ein menschliches Rühren, als der wohl endgiltige Nachweis geführt wurde, daß die verhältnißmäßige Stärke der britischen Flotte, im Vergleich zu den anderen Flotten, mit denen sie sich eventuell zu messen haben würde, schon augenblicklich nicht sei, wie sie sein sollte, und daß England in drei oder vier Jahren oder auch schon in kürzerer Frist unter gewissen nicht aus-

Digitized by Google

geschlossenen Umständen, denen kein englischer Patriot ohne Bangen entgegensehen kann, sich in einer gefährlichen Lage befinden würde.

Man braucht gar nicht im Einzelnen Vergleiche anzustellen zwischen französischen und englischen Schiffen, Linienschiffen und Kreuzern, alten und neuen Schiffen. Denn es kann keine Frage sein — und kein zuverlässiger Fachmann wird Dem widersprechen —, daß augenblicklich Franzosen wie Russen England an Menge der im Bau begriffenen Schiffe übertreffen und daß unser Vaterland in den letzten anderthalb Jahren einen werthvollen Vorsprung verloren hat, den jetzt schwerlich noch so große Anstrengungen wieder einbringen können. Ein Regiment kann man ausheben und einexerziren in verhältnißmäßig kurzer Zeit. Dazu braucht man nur Rekruten und Geld. Aber kein Geld, keine Energie, keine Organisation, die man möglicherweise zur Verfügung haben könnte, setzen ein Land in den Stand, ein Kriegsschiff in kürzerer Frist als etwa nach drei Jahren in See stechen zu lassen. Wenn es sich also in einem gegebenen Augenblick anderen Flotten gegenüber im Nachtheil befindet, so kann doch keine Anstrengung, kein Opfer die schlimme Lage unter einer Zeit von drei Jahren beseitigen, die schlimme Lage, in die nur die Unachtsamkeit seiner Bewohner es gebracht hat. In diesen Fragen der nationalen Kriegsmacht und Wehrkraft wechseln auf den britischen Inseln ununterbrochen Perioden der Apathie und der Panik. Warum? Es ist nicht gerade sehr würdig, auch nicht gerade sehr praktisch, ja es steht nicht einmal im Einklang mit dem britischen Nationalcharakter. In anderen Dingen ist das englische Volk ein außerordentlich begabtes Geschäftsvolk, ein außerordentlich praktisches Volk, aber in diesem Punkt, und in ihm allein, vergißt es die ganze Frage für eine gewisse Zeit; dann erwacht es und findet sich in einem Zustand der Unterlegenheit hinsichtlich der Rüstungen im Vergleich zu den nationalen Verpflichtungen, die eines Tages zu erfüllen sein könnten. Dann erwacht es mit einem Schlage und beginnt plötzlich, wahnsinnige Vorbereitungen zu treffen, die völlig unnöthig wären, wenn nur alljährlich immer das Nöthige geschehen wäre.

Für diese merkwürdige Thatsache giebt es natürlich Gründe. Vor Allem glaube ich, daß das britische System der Parteiregirungen sich in derartigen Fragen keineswegs von seiner besten Seite zeigt. Ich bin ein so guter Parteipolitiker wie die meisten Briten und unser Reich ist wohl nur durch Parteiregirungen gut zu regiren. Auch von politischen Gegnern lasse ich mir den Parteigeist gefallen. Aber wenn das Parteiempfinden an sich auch noch so nützlich sein mag und ich es persönlich vom öffentlichen Leben nicht ausgeschlossen sehen möchte, so hat es doch wohl, wie andere gute Dinge, auch seine schlechten Seiten. Und eine davon ist, daß man es heute, wo die Parteien so vorzüglich organisirt sind, wo sie in Schlachtreihe stehen, eine der anderen gegen-

Digitized by Google

über, disziplinirt, einexerzirt, organisirt, gerade so macht, wie die beiden Parteien bei einer Partie Fußball: sie denken nur daran, wechselseitig ihr Ziel zu erreichen; so kommt es denn, daß Fragen, um die beide Parteien streiten, oft das Schicksal des Fußballes theilen, d. h. hinüber und herüber geschleudert werden. Dieses Spiel fesselt die gesammte Aufmerksamkeit, und gerade die Fragen, die außerhalb der Parteipolitik stehen sollten, die weder Regirungen stürzen noch andere Parteien ans Ruder bringen können, werden dabei vernachlässigt; sie treten in einer Weise in den Hintergrund, die nicht möglich wäre, wenn sich das Gesammtinteresse des Landes auf sie vereinigte. Das seltsame und vernunftwidrige Ergebniß ist also, daß gerade diejenigen Dinge, in denen alle Anhänger aller Parteien übereinstimmen, am Allerschwersten glücklich durchzuführen sind. Das ist der Hauptgrund — aber nicht der einzige Grund — für diesen Wechsel von Hitze und Kälte gegenüber den nationalen Rüstungen in England.

Es giebt noch andere Gründe, die ein weniger ungünstiges Licht auf unser Parteileben werfen, und diese sind ebenfalls lehrreich. Einer, der sich leicht abstellen ließe, entspringt unserem Kabinetregiment. Die Regirungsgeschäfte werden in einzelnen Aemtern besorgt, im Verwaltungamt, dem Handelsamt, dem Amt des Inneren, dem Schatzamt, u. s. w., die mit fest angestellten Beamten besetzt sind, an deren Spitze aber ein Minister steht, der zu der Regirung gehört, die am Ruder ist: je nach den Umständen also ein konservativer oder liberaler. Diese Aemter führen fortlaufende Akten und leisten eine ungeheuere Menge Arbeit ganz außerhalb des Bereiches der Parteipolitik. Als z. B. die gegenwärtige Regirung ins Amt kam, da hat sich zweifellos jeder neue Minster mit dem alten besprochen, dem er folgte. So erfuhren die neuen, wie die Sachen standen, und führten sie fort, ohne Unterbrechung der Tradition, vermuthlich ohne jede Aenderung in den allgemeinen Gesichtspunkten. Obwohl Parteipolitik das Herz des ganzen Systems ist, so trägt doch keineswegs auch nur der größere Theil der Arbeit der einzelnen Aemter einen Parteicharakter. Im Gegentheil: die Minister der beiden Parteien befinden sich wahrscheinlich in vollständiger Uebereinstimmug über die Führung der Amtsgeschäfte und deren Einzelnheiten. Aber das System, das den gesammten Verwaltung- und Justizdienst völlig beherrscht, berührt die Frage der Reichsvertheidigung gar nicht. Großbritannien hat gar kein Centralamt für die Reichsvertheidigung, keine dauernden Beamten, keinen dauernden Geschäftsgang, den eine Regirung von der anderen übernehmen könnte. Jede Regirung hat ja ihren Marine- und ihren Kriegsminister, aber die Frage der Reichsvertheidigung steht über Beider Kompetenz. Die aus diesem Mangel entspringenden Uebel sind nicht leicht zu überschätzen. Die einzelnen Aemter einer Regirung befinden

Digitized by Google

sich selten ganz im Einklang; die Minister zwar, die in dem selben Kabinet sitzen, schon, aber nicht die Aemter als Ganzes. Wo zwei Aemter an der selben Aufgabe zu arbeiten haben, da wird es immer eine gewisse Reibung geben. Frankreich und Deutschland kennen diese Reibung ebenfalls. Dort arbeiten das Marine- und das Kriegsministerium auch nicht in völliger Eintracht, und in England können wir es darum eben so wenig erwarten. Aber durch dieses Uebel wird in der Regirung viel Zeit verschwendet und den öffentlichen Interessen sehr wenig gedient. Und der Hauptmangel in dem herrschenden System ist das Fehlen einer verantwortlichen Persönlichkeit. Für einen Mißstand in der Marine hat der Marineminister aufzukommen, für einen Mißstand im Heere der Kriegsminister, für einen Verwaltungmißstand der Minister des Innern. Wenn aber das ganze Feld der Reichsvertheidigung übel bestellt ist, so kann man nur das ganze Kabinet zur Verantwortung ziehen, — und ein ganzes Kabinet ist nun einmal keine sehr geeignete Behörde für Einzelnarbeit, auf diesem so wenig wie auf einem anderen Arbeitgebiet der Staatsmaschine.

Dazu kommt noch eine dritte Art von Gründen, die es für den Briten schwierig machen, sich immer die Aufrechterhaltung der Wehrmittel des Reiches als das große Ziel der Staatspolitik vor Augen zu führen. Man braucht den Briten darin nur mit dem deutschen Reichsbürger zu vergleichen. Ein deutscher Reichsbürger hat erstlich den großen Krieg gegen Frankreich von 1870 in seiner eigenen Erinnerung. Sein Vater, Großvater oder doch Einer aus der Reihe seiner Vorfahren hat unter den großen napoleonischen Kriegen gelitten. Die mündliche Ueberlieferung bewahrt noch das Andenken an die französische Invasion, sie berichtet davon, wie Heimstätten angegriffen, wie Lebensmittel requirirt wurden und wie ganz Deutschland von der französischen bis zur russischen Grenze einem fremden Eroberer dienstbar gemacht wurde, wie es dem fremden Unterdrücker Hilfsschaaren zu stellen hatte. Wie mit den Deutschen, so ist es mit den Franzosen. Sie kennen aus der Ueberlieferung die deutsche Invasion von 1814, den Einzug der Verbündeten von 1815 in Paris. Sie können sich vermutlich der großen deutschen Invasion von 1870 noch selbst entsinnen, der Zeit, wo der ganze Osten Frankreichs von feindlichen Heeren überrannt wurde und die Hauptstadt des Landes Monate lang in den Händen des fremden Feindes war. Diese Völker können die Nothwendigkeit der Landesvertheidigung gar nicht vergessen, auch wenn sie wollten. Sie müssen mit Naturnothwendigkeit der Verantwortlichkeit und der Pflichten gedenken, die ihnen ihre Nationalität und ihre Stellung als Reichsbürger auferlegen. Vor ihren Augen sehen sie dicht an ihren Grenzen in Ost und West feindliche Festungen, feindliche Heere. Jeder Einzelne von ihnen muß einen Teil seines Lebens in der

Digitized by Google

Kriegsmacht des Reiches dienen, zu dem er gehört. Jeden Tag muß er sich deutlich die Thatsache vergegenwärtigen, daß er nicht nur der Bürger eines mächtigen Reiches ist, sondern vor Allem der Bürger eines großen Landes, das in beständiger und chronischer Gefahr steht, die er sein Leben lang fern zu halten hat, soweit es in seinen Kräften steht.

Großbritannien bezahlt für seine glücklichere Lage mit der schlimmen Möglichkeit, nur allzu leicht zu vergessen, daß ihm ganz gleich große Gefahren drohen und daß auf den Schultern seiner Bürger keineswegs leichtere Lasten ruhen als auf denen der Deutschen und der Franzosen. Weil Großbritannien ein Inselreich ist, weil es sicherlich unmöglich sein würde, z. B. für Franzosen oder Deutsche, im Augenblick an seine Küsten zu steigen und Kent, Sussex und Suffolk mit einem feindlichen Heere zu überrennen, deshalb, meinen Viele, erfordere die Wohlfahrt des Reiches weniger Opfer, Vorsicht und Wachsamkeit. Nach meiner Ueberzeugung aber hat von allen Reichen der Erde das britische am Wenigsten vertheidigungfähige Grenzen, denn es reicht rund um den Erdball, und wo ein Schiff britische Waaren führt, da ist auch ein Grenzpunkt des britischen Reiches. Dort kann es bedroht werden, dort kann dem Briten sein Eigenthum genommen werden, dort können Interessen gefährdet werden, die an Wichtigkeit das Eigenthum des einzelnen Bürgers weit übersteigen. Ein erfolgreicher Einfall in englisches Gebiet gilt für unmöglich; sicherlich ist er schwierig, aber unmöglich doch wohl nicht. Ja nicht einmal nothwendig. England ist niederzuwerfen, das britische Reich ist zu zerstören, ohne daß nur ein einziger fremder Soldat an diesen Küsten landet. Der Tag, an dem, in Folge eines unglückseligen Zusammentreffens nationalen Unglücks und nationaler Thorheit, eine andere fremde Macht, oder die Vereinigung zweier solcher, Großbritannien die Herrschaft über die See entwinden würde, der würde auch den Zusammenbruch des britischen Reiches sehen. Nicht eine Kolonie, auch Indien nicht, nicht eine der Besitzungen, auf die Großbritannien stolz ist, wäre dann weiter noch sicher zu behaupten. Und wenn sie verloren gingen, dann könnte sich auch Großbritannien selbst, hätte es die Herrschaft über die See einmal verloren, nicht mehr behaupten. Denn die Nahrung, die der Brite braucht, wächst auf fremdem Boden, das Rohmaterial, das die britischen Fabriken zu Industrieprodukten verarbeiten, auf die Englands Größe sich gründet, kommt aus dem Ausland. Und wenn der dichten Bevölkerung zwischen vier Meeren Nahrung und Rohmaterial abgeschnitten werden, wie will sie sich im Daseinskampfe behaupten? Darum muß Etwas geschehen, um diese Gefahren fern zu halten. Wenn aber Jemand meinen sollte, England sei ja ein friedliebendes Land, sei an keinerlei festländischen Verwickelungen betheiligt, die es in einen Krieg hineinziehen könnten, es

Digitized by Google

habe keine natürlichen Feinde, und da es kein Gelüsten nach anderer Leute Besitz trage, so trügen auch Andere kein Gelüsten nach seinem Besitz und so brauche es sich auch nicht gegen Gefahren zu wappnen, die es nach seinem Verhalten nicht verdient, und wenn er daraufhin gegen eine Vermehrung der Rüstungen sein sollte, — dann weiß er eben nichts von der wirklichen Gefahr, die England in Zukunft droht. Allerdings braucht die englische Politik in keiner Weise die Eifersucht fremder Mächte heraus zu fordern, auch steht England mit anderen Staaten nicht in Verträgen, die es verpflichteten, sich in fremde Händel zu mischen. Aber ein Blick über das Europa von heute und über die Motive, die andere Völker beseelen, weckt die Befürchtung, daß wir keiner Epoche unbegrenzten Weltfriedens entgegen gehen. Fremde Völker sind gewöhnt, sich deutlicher auszudrücken, als es in England üblich ist. Ein deutscher Staatsmann zögert nicht, im Reichstag aufzustehen und rückhaltlos auszusprechen, daß Rußland das Land vom Osten, Frankreich es im Westen bedrohe, daß Rußland seine Kriegsmacht um so und so viel Mann verstärke, daß die Organisation der französischen Armee so und so beschaffen sei, und auf solche Erwägungen die Politik zu gründen, die er sein Volk im Hinblick auf die Reichsvertheidigung anzunehmen auffordert. Andere Völker berücksichtigen recht wohl die Kriegsmöglichkeit und sie müssen es thun. In England schließt man gewohnheitmäßig die Augen dagegen, und doch sind in diesem Augenblick französische und russische Werfte fleißig beim Schiffsbau. In Asien gehen Bewegungen vor sich und sind in den letzten zehn Jahren vor sich gegangen, die sich gegen keine andere Macht der Welt richten können als gegen England. Wohl führt weder das französische Ministerium noch der Zar von Rußland Krieg im Schilde; gewiß sind Beide vielmehr ernstlich dem Frieden geneigt. Wenn sie aber ihre Anordnungen für die Zukunft treffen, dann halten sie sich für verpflichtet, den Kriegsfall in Betracht zu ziehen, und die Macht, gegen die sie sich unter anderen für den Kriegsfall rüsten zu müssen glauben, ist England. Wenn der Deutsche ein russisches Armeecorps nach dem anderen sich an der Ostgrenze koncentriren sieht, ist er sich dann nicht klar darüber, daß dieses Heer sich dort sammelt für den Fall eines möglichen Krieges mit Deutschland? Und wenn der Russe den Plan einer strategischen Eisenbahn nach Rußlands Westgrenze verwirklicht sieht, weiß er dann nicht sofort, daß diese Schienenstränge gelegt werden im Hinblick auf einen möglichen Krieg mit Rußland? Wenn der Deutsche an der französischen Ostgrenze Festungen sich erheben und die gesammte Grenzlinie armiren sieht, wenn er erfährt, wie die französische Armee Jahr für Jahr zu höherer Vollkommenheit gebracht wird, so weiß er, daß die Möglichkeit eines Krieges mit Deutschland das Motiv dazu ist. Und wenn der Franzose den deutschen Reichskanzler die Präsenzstärke vermehren

Digitized by Google

und neue Opfer von einer bereits schwer belasteten Bevölkerung fordern sieht, so versteht er es wohl, daß der deutsche Kanzler es für absolut nothwendig hält, Vorkehrungen gegen den Fall zu treffen, daß Deutschland mit seinem westlichen Nachbarn in Konflikt gerathen könnte. Soll England etwa allein mit geschlossenen Augen dasitzen? Hoffentlich, oder sogar wahrscheinlich, wünschen alle europäischen Großmächte, Republiken wie Monarchien, den europäischen Frieden zu erhalten. Das ändert aber nichts an der Thatsache, daß augenblicklich Franzosen wie Russen ihr Schiffsbauprogramm in einem Grade ausgedehnt haben, der nur dem Gedanken entspringen kann, einmal werde doch wohl die Zeit kommen, wo sie einzeln oder vereint mit Großbritannien den Kampf auszufechten haben. Da die Bevölkerung der britischen Inseln völlig freundliche Gedanken gegen jedes andere Volk hat, so ist es für sie schwer, sich diese Dinge deutlich auszumalen.

Der Brite liebt und bewundert die Franzosen, die sich nach einer schweren Niederlage mannhaft erhoben haben. Er weiß, daß sie sich unter großen Schwierigkeiten fähig gezeigt haben, große Opfer zu bringen, er meint, daß sie in der Vergangenheit eine Rolle in der europäischen Völkerfamilie gespielt haben, die er nur ungern entbehren würde, und er ist gewiß, daß sie diese Rolle auch weiterhin spielen werden. Ob der Franzose dem Briten ähnliche Gefühle entgegen bringt, ist doch mindestens sehr fraglich. Nach der französischen Presse und den Berichten von Leuten zu urtheilen, die Gelegenheit gehabt haben, die Stimmungen der verschiedenen Klassen der französischen Bevölkerung zu studiren, scheint es nicht so. Meiner Ueberzeugung nach, ich sage es mit tiefem Bedauern, sind die Franzosen als Volk dem britischen Reiche heute feindlich gesinnt. Und in den unteren Stellen ihrer diplomatischen und Verwaltungbeamtenschaft in Ländern, wo französische und englische Interessen in einer Art Wettbewerb sein sollen, zeigen die französischen Beamten beharrlich die Neigung, der britischen Regirung Schwierigkeiten zu bereiten und sie zu erniedrigen, — ein Zug, den mit ihnen die Beamten keines anderen Volkes theilen.

Ich weiß, daß die Staatsmänner, die jetzt die Geschicke des französischen Volkes leiten, von solcher Stimmung frei sind, und Das ist mir lieb. Aber ein solcher Stand der Dinge schließt seine Gefahren ein und fordert dazu auf, die Reichsvertheidigung rasch und nachdrücklich in den entsprechenden Stand zu setzen. Diese Frage steht außerhalb und über jeder Parteipolitik, aber sie hat doch diese Beziehung zu ihr, daß die Regirung die augenblicklich am Ruder ist, sie nur lösen kann in herzlichem Zusammenwirken mit der konservativen Partei, die ihr dazu ihre Unterstützung freudig angeboten hat und stets gern gewähren wird.

London. Arthur James Balfour.

Digitized by Google

Frauenfrage und Erziehung.

Bei den Deutschen läßt das Bedürfniß nach Licht, Luft und Reinlichkeit noch ungeheuer viel zu wünschen übrig. Die Deutschen sind eine der unreinlichsten Nationen, nicht nur in Orten, wo die Berührung mit den Slaven in Betracht kommt, sondern überall, so daß es als eine ganz ungeheuere Forderung erschien, als 1886 auf der Versammlung des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitpflege für jeden Deutschen wöchentlich ein (!) Bad gefordert wurde; und kürzlich las ich einmal, daß von anderer Seite im Winter für jeden Deutschen wöchentlich zwei (!) Bäder oder ganze Abwaschungen für nöthig gehalten werden. Was müssen reinliche Nationen von uns denken, die in den mittleren Schichten, wie bei den Engländern, täglich baden, oder bei denen, wie bei Japanesen und Anamiten, jeder Mensch täglich mindestens ein Vollbad nimmt. Es ist ein schlechter Trost, daß es bei den Slaven meist noch schlechter ist und daß es bei deren intimsten neuen Freunden, den Franzosen, wohl am Allerschlechtesten bestellt ist, von denen der sehr erfahrene Weltreisende Otto Ehlers meinte, daß sie nur selten ein Bad nehmen, und selbst dann nicht.

In solchen Sachen muß man bei den Kindern anfangen, die dadurch auch abgehärtet und widerstandfähig werden. Die Alten lernen Das nicht mehr. Zum Abhärten gehört aber auch der Aufenthalt im Freien. Man sehe sich nun einmal an, in welcher Weise nicht durch die Mutter beaufsichtigte Kindermädchen mit den armen Dingern umgehen, die bald zu wenig bedeckt sind, bald unter Federn schmoren, die getragen oder gefahren werden ohne Rücksicht auf richtige Haltung oder Lagerung, ohne Rücksicht darauf, in welcher Weise die Sonne die armen Augen trifft. Die Augen sind allerdings auch sonst neben dem Munde viel gefährdet, da ja jede Muhme im hellen Sonnenlichte sehen muß, was das Kind denn eigentlich für Augen hat.

Wachsen dann die Kinder heran, so verlangen Vorurtheil und Affenliebe, daß sich das Kind nicht austummeln darf. Man muß sich nur in Prag einmal im Stadtpark umsehen, worin für viele der bewegungbedürftigen Kinder die Bewegung besteht. Nach Gigerlart gekleidet, werden sie an der Hand der Mutter oder der Kinderfrau oder des „Fräuleins“ einige Male auf ebenem Wege auf- und abgeführt und dann nach Hause gebracht! Alles schickt sich für die armen Kinder nicht. Eingebläut wird ihnen, wann sie zu erröthen haben. Nur natürlich und kräftig dürfen sie nicht sein. So werden sie um ihre Kindheit betrogen, um schon beim Eintritt in die Schule vorlaute, frühreife Laffen oder Gänse zu sein, an denen auch die beste Schule die körperlichen Mängel und die Entwickelung zur Charakterlosigkeit nicht mehr ganz aufhalten kann.

Digitized by Google

Aber selbst die Frauen von Aerzten und Professoren der Medizin sündigen in diesen Sachen. Es sind eben nicht Alle frei, die ihrer Ketten spotten, und im eigenen Hause kommt oft der Herr Doktor nicht zu Wort, da die Großmutter, Mutter oder Tanten die Frau Doktor in der Mache haben über Das, was sich schickt. So muß schon oft in der Wiege die Würde des Standes vom gnädigen Fräulein Säugling gewahrt werden.

So kommt endlich das Kind zur Schule. Was in allen Großstädten am Kinde gefehlt wird, bei uns ist es hier in Prag in erhöhtem Maße der Fall. Während aber der Knabe wenigstens in unbewachten Momenten doch sich einmal herumbalgt oder einen Schneeball wirft, ist das Mädchen schon ganz versessen, wenn es zur Schule kommt. Wie viele Kinder, die nur den Dienstboten überlassen sind, müssen den Weg zur Schule ohne gründliche Reinigung, ohne ordentliches Frühstück machen, weil die gnädige Frau Mutter nicht aus den Federn kann. Aehnliches kommt auch in Arbeiterkreisen viel mehr vor, als man meist glaubt, ganz abgesehen von den traurigen Fällen, wo die Armen die Mittel nicht haben.

Was von jetzt ab kommt, wird nun mit rührender Uebereinstimmung stets der Schule allein zugewiesen. Die Schule bedarf aber der dauernden Unterstützung des Elternhauses, dem das Kind doch von den 24 Stunden etwa 18 angehört, während die Schule nur 6 in Anspruch nimmt, für die sie die Verantwortlichkeit trägt. Die früher gerügten Fehler werden aber nun im Elternhause meist fortgesetzt. Statt für Abwechselung von Arbeit und Erholung zu sorgen und dabei auch die körperliche Kräftigung entschieden zu pflegen, sitzt das Kind zu Hause noch mehr, und seine Erholung besteht in Extrastunden, im Schmökern und Klavierspiel. Die Schule kann gewiß nicht von der Verpflichtung entbunden werden, die Augen des Kindes zu schonen und zu pflegen. Aber das Elternhaus darf darin auch nicht fehlen. Aber wie sind meistens die Winkel beschaffen, die man zu Hause den Kindern zum Lernen und Lesen anweist, weil die guten hellen Zimmer für Fremde oder für den Kaffeeklatsch bestimmt sind. Auch auf dem Gebiete der Charakterbildung und des Wissens ist das Elternhaus nicht zu vernachlässigen. Manche Eltern, welche die Lehrer für die schlechten Zeugnisse ihrer Kinder verantwortlich machen, würden sich manchmal besser selbst fragen, ob etwa bei ihnen der Apfel besonders weit vom Stamme gefallen ist. Und wie soll sich der Charakter entwickeln, wenn die Eltern die intimsten Dinge und die schroffsten und lieblosesten Urtheile über ihre Nebenmenschen vor den Ohren ihrer Kinder entwickeln und wenn sie dann ihre Kinder in allen Dingen in Schutz nehmen, statt sie straff zu Menschen zu erziehen? Die naseweisen, überempfindlichen Bürschchen, die schon in der Schule zum Duell oder Selbstmord greifen, weil sie nicht rechtzeitig

Digitized by Google

einmal eine Tracht Prügel bekommen haben, die zieht das Elternhaus groß und nicht die Schule. Und die Erziehung der Mädchen zur systematischen Ehrabschneidung in jenen geisttötenden, trostlosen Klatschversammlungen, in denen Raben den Dohlen erzählen, daß die abwesenden Krähen auch schwarz sind, kann man denn doch wohl kaum als Erziehung zur Charakterfestigkeit bezeichnen. Anzengruber entwickelt in einem seiner Dramen das Motiv, daß man Vater und Mutter ehren müsse, — aber die „Herren Eltern" müßten auch danach sein!

Im Elternhause wird nach allen diesen Richtungen fast überall gesündigt. Aber Das entbindet die Schule nicht, die Erziehung ganzer Menschen anzustreben. Die Schule ist aber bei uns hiervon noch sehr weit entfernt. In Folge des staatlichen Zwanges, der im Berechtigungwesen liegt und dem der Staat die Gegenpflicht für die Bestandenen zur staatlichen Anstellung und Versorgung nirgends entgegengestellt hat, herrscht bei uns und überall, wo das deutsche — aus der Periode des Humanismus herstammende — System besteht, eine ganz einseitige Ueberschätzung des Wissens. Wahre Kulturfortschritte sind aber noch nie einseitig aus dem Wissen hervorgegangen. Wissen ist auch nur eine Macht, aber nicht schlechtweg die Macht, und das Wissen erfordert zu einem ganzen Menschen und im Interesse des Staates eine Ergänzung und Berichtigung durch Können und Charakter. Dieser Punkt ist fast nur im englischen Erziehungsystem beachtet. Die Werthschätzung des Könnens wurde bei uns dadurch leider verzögert, daß man die Technik nicht als neue Fakultät den anderen gleich berechtigt den Universitäten angliederte, sondern sie zunächst als Hochschulen geringerer Art nebenanstellte. Das hat den Universitäten fast mehr geschadet als den technischen Hochschulen. Unser Jahrhundert ist nicht nur das des naturwissenschaftlichen Erkennens, sondern auch des Könnens, es ist ein naturwissenschaftlich-technisches, in dem auch mit Hilfe der naturwissenschaftlichen Methoden die anderen Gebiete befruchtet und die sozialen Aufgaben erweitert wurden.

Die einseitige Erziehung zum Wissen erzeugte jene blasirte Selbstzufriedenheit und naseweise Kritik, die uns alles Schöne und Gute verekeln möchte, die wir leider bei Gymnasiasten und Studenten, besonders aber bei den eben durch die Staatsprüfungen erfolgreich Gegangenen fast überall finden, bis der harte Kampf ums Dasein sie zum Straucheln bringt und einem wissenschaftlichen Proletariate entgegentreibt oder bis der scharfe Wind des rauhen Daseins ihnen gründlich um die Nase pfeift, ihnen die Dünste austreibt und sie zur Selbsterkenntniß bringt in neuer Thätigkeit. Docendo discimus übersetzte einmal ein Professor: „Wer nichts weiß, wird Privatdozent", womit wohl trefflich angedeutet ist, daß erst das

Digitized by Google

Stadium der durch die Erziehung zum einseitigen Wissen geschaffenen Selbstberäucherung überwunden werden muß, ehe man zu fruchtbarer Thätigkeit gelangen darf.

Diese einseitige Berücksichtigung des Wissens, die zu einem Durchpeitschen des Lernstoffes zwingt, weil der Lehrer sonst die Klassenziele nicht erreicht und sich höheren Ortes Rügen zuzieht, trägt auch die Hauptschuld an der Ueberbürdung. Statt den Lernstoff mit wachsender Anforderung zu sichten, das Ueberflüssige auszuscheiden und entwicklungsgeschichtlich und historisch das Material organisch mit der Aenderung der Bedürfnisse zu ändern und anzupassen, wird das Neue kritiklos auf das Alte aufgepfropft. Die naturwissenschaftliche Methode und einige schöne Erfolge des neusprachlichen Unterrichts könnten doch endlich auch für den pädagogisch mehr zurückgebliebenen Unterricht in den klassischen Sprachen vorbildlich werden.

Unsere Volksschule ist, seit die Grundsätze von Comenius, von Locke und Rousseau, von Basedow und Salzmann, von Pestalozzi und Diesterweg zur Geltung gekommen sind, noch verhältnißmäßig gut daran. Auch an den Universitäten ist es, von den Juristen vielleicht abgesehen, meist nicht schlecht bestellt, wenn auch hier fast überall noch aus falscher Pietät zu viel Ballast mitgeschleppt wird, der für allgemeine Weiterbildung die Zeit nimmt. Am Schlimmsten ist es aber unbedingt in der Mittelschule, die, aus dem Humanismus herausgewachsen, jetzt aber nach den Bedürfnissen der Archäologie eingerichtet, längst aufgehört hat, ihrer hohen Bedeutung gemäß zu leben, die weder volksthümlich noch zeitgemäß ist und deshalb Niemandem nachhaltig Ideale eines zeitreifen und ganzen Menschen einzupflanzen vermag.

Die Ideale ändern sich im Laufe der Zeit und nur der abgeklärte Klassizismus jubilirender Greise war stets und überall darin einig, daß sie in ihrer eigenen Jugend allein die wahren Ideale besaßen, daß aber die neuen Ideale der noch stürmenden und drängenden Jugend und des kraftvollen Mannesalters falsche sind. Gegenüber den Idealen einer früheren Zeit, die viel zu international-humanistisch hindämmerte, hat unsere Zeit die Aufgabe, die Bedürfnisse der Gegenwart und nächsten Zukunft entschiedener vom nationalen Standpunkte aus ins Auge zu fassen: da sind die starken Wurzeln unserer Kraft! Dem muß auch das Unterrichtswesen mehr gerecht werden. Bei der deutschen Eigenheit, das Fremde über Gebühr zu bewundern, haben wir wohl kaum zu fürchten, im Nationalen einmal zu viel zu thun.

Unser ganzes Unterrichtswesen hat einen ganz zerhackten, zerfahrenen Charakter, durch den es dahin gekommen ist, daß die sogenannten Gebildeten den Arbeitern aus dem eigenen Volke oft wie den Angehörigen einer ganz

Digitized by Google

fremden Rasse fast feindlich gegenüberzustehen scheinen. Der Gebildete ist in den Bedürfnissen alter und neuer fremder Völker oft besser bewandert als in denen der Arbeiter und Bauern seines eigenen Volkes, aus dem ihm die Kraft zur Erhaltung der höheren Stände zuwachsen muß, die ohne Zuführung frischen Blutes sonst schnell absterben würden.

Ein gesundes Erziehungwesen muß organisch gegliedert sein, so daß Volks-, Mittel- und Hochschule sich als Glieder eines natürlichen Systems folgen. Jeder muß die Möglichkeit haben, seine Fähigkeiten bis zur höchsten Höhe auszubilden, so daß nach Ueberwindung einer niedrigeren Stufe dem Veranlagten die zunächst höhere erreichbar ist. Auch die Mittelschule verlangt einen einheitlichen Unterbau auf nationaler Basis mit Gabelung in den höheren Klassen für die verschiedenen höheren Berufe. Ich verlange also nicht für Jeden das Selbe, sondern für Jeden das Seine und dazu die Möglichkeit der Ausbildung der Anlagen. Hierbei machen sich die Vorzüge, aber auch die Nachtheile der Geburt und sozialen Stellung, Erbadel und Erbsünde im weitesten Sinne des Wortes, geltend und von einer vollständigen Gleichheit Aller kann selbstverständlich keine Rede sein. Aber so wird das Erreichbare, worauf doch schließlich einmal alle unsere jetzigen sozialen Kämpfe hinstreben, daß Vorrechte ohne Verdienst und Leistung aufhören, daß überall der Tüchtigste an seinen verdienten Platz kommt, daß Rechte nur aus erfüllter Pflicht hergeleitet werden. „Ohne Verdienst der Anerkennung werth" gehalten zu werden durch Gnade und Protektion, wird dann aufhören müssen. Je früher die höheren Stände unter Aufgeben von Vorrechten zu dieser Einsicht und zu solcher Auslese kommen, um so besser werden sie sich nachher zur Führerrolle im Leben eignen.

Aber Das wird wohl noch eine Weile dauern und auf den Bismarck des Schulwesens werden wir gewiß noch lange warten müssen. Das ist aber schon jetzt hervorzuheben, daß das Knabengymnasium für die Erziehung von Mädchen zur höheren Bildung bei seiner eigenen mangelhaften Einrichtung, bei der die Knaben vielfach zu Grunde gerichtet werden, nicht geeignet ist. Die Erfahrungen mit den Mädchengymnasien im Ausland sprechen auch eine deutliche Sprache. Es ist zu beachten, daß die Mädchen körperlich schwächer und schon an sich mehr versessen sind als die Knaben im schulpflichtigen Alter. Die Mädchen lernen in den ersten Jahren aber meist besser als die Knaben, was sie leicht zu einem falschen Ehrgeiz verleitet, der ihnen körperlich noch mehr schaden muß. Man fängt auch bereits an, zu begreifen, daß etwas Anderes in Zukunft angestrebt werden muß, und die letzte Versammlung von Mädchen-Erziehern in Preußen hat bereits ausgesprochen, daß Frauen auch ohne Absolvirung des Gymnasiums zur Universität zugelassen werden sollten. Das geht natürlich nicht, so lange

Digitized by Google

das jetzige Berechtigungwesen besteht, und vor der Hand wird beim Zulassen zum Universitätstudium das Gymnasium verhältnißmäßig noch mehr Opfer an Mädchen heischen, als es bei den Knaben leider der Fall ist.

Das einseitige Wissen führt durch Verleiten zum Halbwissen aber auch zu höchst bedenklichen Zuständen für die Charakterbildung. Die vorher erwähnten Kritikaster unserer Bildungsfabriken werden stets die Propheten des unverdauten Halbwissens unter den Sozialdemokraten und Frauenrechtlerinnen. Diese beiden Gruppen suchen sich für ihre Ideen absoluter Gleichberechtigung stets zu Unrecht auf die Ergebnisse der Naturwissenschaften zu berufen, die laut und überall das Gegentheil lehren, nämlich daß wahrer Fortschritt stets gebunden ist an die Differenzirung der Anlagen, an Ungleichartigkeit. Die Art und Weise, wie von Sozialdemokraten und Frauenrechtlerinnen vielfach geradezu mit Atheismus und Irreligiosität geprahlt wird, muß deshalb doppelt widerlich berühren. Aber wir müssen es auch als Naturforscher entschieden von uns weisen, daß die Naturwissenschaften zur Irreligiosität erziehen. Ich verstehe allerdings unter Religiosität nicht das auf den Knieen-Herumrutschen vor versammeltem Volke, das marktschreierische Verkünden der Wohlthätigkeit in Zahlen, sondern nur das aus tiefstem Herzensbedürfnisse hervorgegangene Handeln, das durchaus an keine besondere Religionform gebunden ist, also, was das Urchristenthum ebenfalls darunter verstand. Wenn der Naturforschung der Vorwurf von politisch-reaktionärer und klerikaler Seite gemacht wurde und oft noch gemacht wird, daß sie zur Irreligiosität und Unsittlichkeit und zum Materialismus erziehe, so muß ich das bündig als Lüge zurückweisen. Bei den meisten dieser Phrasenhelden weiß man überhaupt gar nicht, was sie sich eigentlich unter Atheismus denken. Der Katholik, der Protestant, der Jude, der Muhamedaner denkt sich stets etwas Anderes als der Andere und nur in den leeren Phrasen sind sie einig. Der grobe Materialismus unseres Jahrhunderts war, in dessen ersten Dezennien, als Reaktion gegenüber dem vorausgegangenen, leistungunfähigen schwärmerischen Idealismus in der rücksichtlosen Ausnutzung des Vortheils und der rohen Gewalt einer unbegrenzten Ichsucht von Seiten der politisch Reaktionären und Klerikalen für einen großen Theil der höheren Stände zur Richtschnur für das Leben geworden. Dem gegenüber ist der Materialismus einiger Naturforscher als Reaktion auf die vorausgegangene ausgeartete Naturphilosophie geradezu ein Kinderspiel und es ist andererseits wohl verzeihlich, wenn dieser Materialismus von den unteren Ständen für ihre Zwecke ausgebeutet wurde, nachdem sie vorher und überall das trostlose Beispiel der höheren Stände in einem viel handgreiflicheren und gröberen und unsittlicheren Materialismus gesehen hatten. Der praktische Materialismus der höheren Stände und der Ma-

Digitized by Google

terialismus als naturwissenschaftlich-philosophisches System können doch wohl nicht gut in einem Athem genannt werden. Der erste wirkte durch das schlechte Beispiel nachhaltig und führt noch jetzt von Zeit zu Zeit zu traurigen Orgien, bei denen nur die letzten Ursachen nicht stets mit genügender Unbefangenheit dargestellt werden. Dieser war nie für alle Naturwissenschaften oder alle Naturforscher vorhanden und ist bereits überwunden. Er war nur eine Ausartung der mechanischen Naturbetrachtung von beschränkter Verwerthbarkeit, und unter dem Einflusse der weltumfassenden Lehre von der Erhaltung der Energie und zum Theil auch des Darwinismus ist eine Anzahl Naturforscher bereits zu einer monistischen Auffassung der Natur vorgedrungen, die sich an sittlicher Höhe getrost mit dem Besten messen kann, was bis jetzt von anderer Seite geleistet worden ist, und bei der auch die Einsicht in die Grenzen unseres Erkennens wieder zum Bewußtsein gekommen ist. Die Sittlichkeit eines Robert Mayer und Karl Darwin steht doch wahrhaftig thurmhoch über der so manches Kirchenfürsten und so mancher Kirchen-Leuchte.

Die statistische Thatsache, daß einige der frömmsten Länder die größte Verbrecherzahl aufweisen, daß in Oesterreich in einigen besonders frommen Ländern erst mit der Verbesserung des Unterrichtswesens die Verbrecherstatistik günstiger werde, könnte doch lehren, daß Wissenschaft und Bildung sittlich und veredelnd wirken. Der Beginn der Charakterlosigkeit liegt gewöhnlich in der Faulheit und der Erziehung dazu. In dieser Hinsicht wirkt das Beispiel reicher Müssiggänger überall gefährlich. In dieser Hinsicht wirkt eine große Zahl von Feiertagen gefährlich, weil darin eine sanktionirte Form der Arbeitentziehung gesehen werden kann. Wenn sich die Menschen vertragen müssen, können sich sicher auch die Heiligen vertragen, und man sollte in den katholischen Ländern von Deutschland und Oesterreich ernstlich daran denken, die vielen Feiertage auf die Sonntage zu verlegen und damit kirchlicherseits einen ernsten Schritt zur Erziehung für die Arbeit, die Grundlage jeder Kultur und Sittlichkeit, zu thun. Wir müssen uns stets klar darüber bleiben, daß es auch außerhalb der staatlich anerkannten Kirchenformen eine hohe Sittlichkeit giebt und daß Schule und Elternhaus in dieser Hinsicht nicht zurück bleiben dürfen.

Auch die richtige Körpererziehung wirkt in systematischer Pflege des Turnens, im freien Spiel und den erfrischenden Sports geist- und charakterbildend. Wir treiben, wenn wir die Muskeln üben, auch Nervengymnastik; wir lernen mit dem Körper uns selbst beherrschen, unsere Begierden unterdrücken, uns unterordnen zum Besten des Ganzen.

Zur richtigen Körpererziehung gehört auch eine vernünftige Kleidung, — und hierin wird bei den Mädchen in unverantwortlicher Weise gesündigt.

Digitized by Google

Daß das Schuhzeug der Mädchen natürlich sitzt, für den rechten Fuß anders beschaffen ist als für den linken, daß es den Fuß nicht beengt, wird zu wenig beachtet. Eine auf irgend eine Weise vorhandene Anlage zum Schweißfuß wird durch unpassendes Schuhzeug in ihrer Entwickelung begünstigt und damit die Entstehung der Krampfadern (Varices) und Schwund (Atrophie) der Haut mit ihren Folgen bis zur Bildung von Geschwüren begünstigt. Auch die Blutanstauungen durch die straffen Strumpfbänder wirken in ähnlicher Richtung. Das ist aber für die künftige Mutter sehr schädlich, weil bei dieser in der Schwangerschaft selbst schon ein Krampfadern bildendes Moment gegeben sein kann. Die hohen französischen Absätze wirken auf die Haltung und Stellung des Beckens höchst ungünstig ein und haben es schon dahin gebracht, daß man bei uns einen trippelnden, bachstelzenartigen Gang für graziös hält. Es liegt wenigstens System in der Unnatur. Nur hat keine der Damen, die durch kleine Schuhe über die natürliche Größe ihrer verkrüppelten Füße täuschen will, das Recht, sich über die Füße der Chinesinnen aufzuhalten. Auch eine gesunde kräftige Frau ist annähernd wie der Mann ihre sechs Fuß hoch. Durch die Einführung der englischen Ballspiele, die übrigens zum Theil mit den alten deutschen Spielen identisch sind, wird jetzt eine Wandlung der Anschauungen vorbereitet.

Am Schlimmsten wirkt offenbar aber das Mieder. Die abscheulichen äußeren Entstellungen der unteren Brustpartie, des Bauches und Rückens machen aus der Frau eine Karikatur ihrer selbst, wie ein Vergleich einer geschnürten Salonpuppe mit den edel geschwungenen Linien einer Venus von Milo nur zu deutlich zeigt. Dieses Marterinstrument kommt nun noch in zwei einander theilweise entgegengesetzten Formen vor. Die eine Form ist der bekannte „Apparat der Lüfte", durch den der weiblichen Brust eine unsinnig hohe Lage angewiesen wird, durch die sich die Frauen gegenseitig über ihre Schönheit und Kraft zu täuschen und sich für den Männerfang geeigneter zu machen suchen. In den Extremen kommen dann jene, durch die modernen Gigerl so glücklich ergänzten weiblichen Närrinnen zu Stande, wie man sie in Bädern und besonders in einigen französischen Seebädern fast in Reinkultur findet, von denen beiden ein Beobachter meinte, sie thäten dies Alles nur für die kommenden Generationen, die nie zu Stande kämen, wenn sie sich zeigten, wie sie sind. Die andere Form könnte man vielleicht als Brustquetscher bezeichnen. Sie findet sich vielfach in den Alpen, besonders ausgebildet aber in den schwäbisch-bayerischen Gegenden, deren riesige Kindersterblichkeit durch Entziehung der Mutterbrust ich neulich*) erwähnte. Da es nicht mehr zur Funktion für nöthig gehalten wird, beseitigt man gleich dieses überflüssige Anhängsel, so

*) S. Nr. 16 der „Zukunft".

Digitized by Google

weit es geht! Das ist auch System, aber schön ist es nicht, wie man im Dachauer Moos bei München und in München selbst an Moosbäuerinnen so oft sehen kann. Dafür haben aber auch auf diesen Hochmooren die Männer keine Waden und so wird einigermaßen das Gleichgewicht hergestellt.

Das Schlimmste aber ist, daß bei beiden Formen des Mieders und allen ihren Zwischenformen die inneren Organe des Unterleibes — besonders deutlich die Leber — verunstaltet werden, daß der Magen in seiner Aufnahmefähigkeit und Funktion beeinträchtigt und in allen diesen inneren Verunstaltungen und Funktionstörungen fast unmittelbar die künftige Mutter getroffen und in ihr gleichzeitig eine folgende Generation benachtheiligt wird.

Und doch giebt es eine Entschuldigung dieses Unfugs, die Unwissenheit über Das, was sie thun. Aber diese gehört nach allgemein juristischer Auffassung, wie die Dummheit, zu jenen Gaben, mit denen man schließlich auch keinen Mißbrauch treiben darf.

Die Jungfrau, die in das heirathfähige Alter tritt, die junge Frau, soll zu ihrer Schönheit die Schlankheit einer Venus besitzen, die frei von Fettüberfluß, aber auch nicht übermäßig mager, eine gewisse Garantie für weibliche Körperschönheit, für Kraft und Grazie bietet. Um Das bei der modernen jungen Frau zu erreichen, preßt man das Mädchen in die Formen einer Erwachsenen, macht das Kind zur Karikatur der Frau. Und was erreicht man damit? Das gerade Gegentheil!

Die Proportionen eines Kindes sind ganz andere als die eines Erwachsenen. Davon muß man ausgehen. Bei dem Kinde müssen die unteren Rippen weit ausladen, damit der Magen so viel zu fassen vermag, wie er nicht nur zur Erhaltung sondern auch zum Wachsthum gebraucht, und sich so ausbildet, wie es dem späteren Bedürfnisse eines Erwachsenen entspricht. Weit ausladend, schaffen die Rippen dem Herzen und den Lungen Raum zur Entfaltung und zu jener Kraft, die sie befähigt, einem der schlimmsten Feinde des Kulturmenschen, der Lungenschwindsucht, Widerstand zu leisten. Auch dem später im Training in den Weichenpartien oft überschlanken Rennpferde läßt der Züchter zu dem selben Zwecke als Füllen den Heu- und Weidebauch. Wann werden die Menschen einmal dahin kommen, ihren Kindern so viel wahre Liebe zu erzeigen wie ein Thierzüchter seinen Schutzbefohlenen? Läßt man so dem Mädchen das Entwickeln der ihm eigenthümlichen und nothwendigen Form von Bauch und unterer Brust- und Rückenpartie, so bildet es sich kräftig in Skelet und Muskulatur aus, um sich selbst frei und aufrecht zu tragen und dann, wenn diese Periode überwunden ist, kraftvoll schlank zu den edlen Linien einer Venus auszuwachsen. Zwingt man das Mädchen in das Mieder, so wird dies Alles unmöglich, die Entwickelung wird beeinträchtigt, das Skelet entwickelt sich nicht ausreichend, die

Digitized by Google

Muskulatur bleibt kraftlos und, was anfangs ein unnatürlicher Zwang war, kann zur Nothwendigkeit werden. Eine so verzogene, kraftlose Puppe muß einen Panzer tragen, der nach außen zu halten scheint, wozu die eigene Kraft nicht vorhanden ist, weil sie nicht entwickelt wurde, einen Panzer, an dem später alle Pfeile der Vernunft kraftlos abprallen. Unfähig zum Spiel, unlustig zur Thätigkeit kräftiger Kinder, in allen Bewegungen durch das „es schickt sich nicht" gehemmt, sucht man dann solche Karikaturen der Kinder durch überkräftige Ernährung noch mehr herunter zu bringen und durch frühes Tanzen ein Surrogat der fehlenden wirklichen Grazie zu erreichen:

„Willst Du schon zierlich sein, und bist noch nicht kräftig — vergebens,
Nur aus vollendeter Kraft gehet die Anmuth hervor!"

Statt zum Spiele in freier Luft schickt man die kraftlosen, vorreifen Kinder auf Bälle, die der Berliner Witz Lämmerbälle genannt hat, und wirklich werden hier die Mädchen zu Opferlämmern für die Dummheit, Eitelkeit und Gewissenlosigkeit der Eltern. Die physischen Leistungen im Tanze sind dabei oft so groß, daß sie zum Bewältigen einer Hochtour ausreichen würden, und doch können solche Kinder eine Stunde Gehen schon als eine erschöpfende Leistung empfinden.

Diese falsche Erziehung zur Grazie ohne Kraft hält viele Mütter auch ab, ihre Kinder turnen und Hausarbeiten verrichten zu lassen, und doch wird nur ein kräftiger Arm später bei sich einstellender Rundung zu einem wirklich schönen Frauenarm. Volle Formen sind durchaus nicht immer schöne Formen. Frauen aber, die solche verkehrten Ideen haben, finden gar nichts darin, die überaus einseitige Ausbildung einiger Muskeln beim Klavierspiel herbeizuführen.

In der Schule muß aber auch eine Vorbedingung für einen gedeihlichen Unterricht nach der Hinsicht getroffen werden, daß die Zahl der Kinder in einer Klasse nicht zu groß ist. In der Volksschule sollten nicht mehr als 40 bis höchstens 50 Kinder sitzen, während in Prag, allerdings nur in deutschen Volksschulen unter dem herrschenden czechischen Magistrate, sogar über 100 Kinder in eine Klasse zusammengesperrt werden, wobei sich der Magistrat sogar auf Ministerialverfügungen glaubt stützen zu dürfen. Wenn allein dieser Punkt genügend beachtet und dementsprechend fast überall in Deutschland und Oesterreich die Zahl der Klassen entsprechend vermehrt würde, daß ein wirklich gedeihlicher Unterricht ertheilt werden könnte, so würde nicht nur das Interesse des Volkes gegenüber der einseitigen Betonung des Schulzwanges gewahrt und damit von der Schule ihrem Rechte gegenüber auch ihre Pflicht zur Erziehung von ganzen Menschen voll erfüllt, sondern es würden auch viele Hunderte von Lehrern

Digitized by Google

und Lehrerinnen eine ihre Kraft nicht übersteigende Stellung finden. Für ein wirkliches Kulturvolk sollte diese Aufgabe doch lösbar sein.

Das systematische Turnen ist besonders in geschlossenen Hallen, wie es sich vorwiegend unter dem Einflusse von Spiess in seinen Klassenzielen der Turnkunst gestaltet hat, eine reine Bewegungschule geworden. Es ist durchaus kein genügendes Erholungmittel gegenüber dem Sitzen und der geistigen Thätigkeit, sondern es ist ganz wesentlich selbst Nervengymnastik. Es kann deshalb, in den Schulplan eingereiht, nicht als Erholung aufgefaßt werden. Seine Bedeutung liegt darin, daß es allmählich die volle Herrschaft über den Körper erreichen läßt, wobei die Ueberwindung unzweckmäßiger Mitbewegungen und die stete Aufmerksamkeit das ganze Nervensystem dauernd in Thätigkeit halten und solche Seiten ausbilden, die sonst ruhen würden. Mit Rücksicht auf die von mir schon betonten Erwägungen braucht man bei Mädchen durchaus nicht zu ängstlich im Geräteturnen oder im Turnen mit ihrer Kraft entsprechenden Handgeräthen zu sein. Ausartungen des Geräteturnens, wie sie im Vereinsturnen der Männer vielfach zu beobachten sind, sind beim Mädchenturnen ausgeschlossen. Beim Mädchenturnen werden ganz von selbst Frei- und Ordnungübungen bevorzugt und dagegen ist nichts zu sagen, wenn diese Uebungen nur nicht gar zu sehr in Reigenfererei ausarten. Die Klassenziele dieser — Turnkunst genannten — Bewegungschule können mit zwei bis höchstens drei Stunden wöchentlich mit Leichtigkeit erreicht werden.

Das reicht aber zur Ausbildung des Körpers und zur Erholung von geistiger Anspannung nicht aus. Hier können nur Spiele im Freien und die dem Alter und der Jahreszeit entsprechenden Sports, wie Schwimmen, Schlittschuh- oder Skilaufen, aushelfen und diesen müßten mindestens eine bis zwei Stunden von der Schule pflichtmäßig gewidmet werden, wenn einigermaßen gegen die Schäden unserer sozialen Großstadtverhältnisse ein Gegengewicht geschaffen werden soll. Auch für die größeren Mädchen besitzen wir schöne Fangballspiele und in dem alten deutschen Rasenballspiel, das als Lawn Tennis neuerdings von England wieder zu uns gekommen ist, besitzen wir ein Spiel, das die Schuljahre überdauert und auch den erwachsenen Frauen bis ins Alter hinein gesunde Bewegung verschaffen könnte und das den Frauen aus der Arbeitstube Sonntags sicher zuträglicher wäre als in den Kneipen zu sitzen. Blühende Wangen sind uns bei unseren Mädchen und Frauen nöthiger und schöner als Puder zur Nachahmung der fehlenden Frische und als Polsterungen zum Verdecken der fehlenden gesunden Rundung gekräftigter Formen.

Prag. Professor Dr. Ferdinand Hueppe.

Digitized by Google

Das Räthsel der Kometen.

Wenn wir die „Exposition du système du monde“ von Laplace und Kants „Naturgeschichte des Himmels“ lesen, so werden zweierlei Empfindungen in uns geweckt: der Scharfsinn dieser Forscher erregt unsere Bewunderung, andererseits aber bedauern wir, daß ihre Theorie nur das Planetensystem umfaßt, vor den Kometen aber Halt macht.

Es ist ja richtig, daß Planeten und Kometen sich so wesentlich von einander unterscheiden, daß sie selber auf eine verschiedene Erklärung zu dringen scheinen; aber andererseits können wir uns zu einem Dualismus innerhalb des Sonnensystems doch nur schwer entschließen, und es wird immer ein berechtigter Wunsch des menschlichen Geistes sein, zu einer monistischen Erklärung des ganzen Systems zu gelangen.

Die Uebereinstimmung der von Kant und Laplace theoretisch abgeleiteten Zustände des Sonnensystems mit den in Wirklichkeit gegebenen scheint der Nebularhypothese einen so hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zuzusprechen, daß wir uns nicht entschließen können, diese Grundlage zu verlassen; aber die Schwierigkeit, die Nebularhypothese auch auf die Kometen auszudehnen, will uns fast unüberwindlich vorkommen; denn die Gruppe der Kometen unterscheidet sich von der der Planeten nicht nur in Bezug auf physikalische Beschaffenheit der Weltkörper und deren Bahnverhältnisse, sondern schon darin, daß das Planetensystem einen bewundernswerthen Grad mechanischer Vollkommenheit zeigt, während das Kometensystem vom Standpunkte der Mechanik als unzweckmäßig, ja willkürlich gestaltet erscheint.

Um nun diesen scheinbaren Dualismus zu überwinden, möchte ich von einer theoretischen Voraussetzung ausgehen, die in Wirklichkeit vielleicht nicht gegeben war, aber Vortheile verspricht, weil die Abweichung der Wirklichkeit von ihr auf die Entwickelungsgeschichte des Sonnensystems Licht wirft. Die Grundzüge der Nebularhypothese behalte ich dabei ausdrücklich bei, aber ich übersetze sie ins Ideale.

Nehmen wir an, die Sonne sei in ihrem ursprünglichen nebelartigen Zustand, wobei sie sich bis über die Bahn des Neptun hinaus erstreckte, ein mathematisch genaues Rotationssphäroid gewesen, ihre Materie sei gleichmäßig über diesen ganzen Raum verbreitet gewesen und ihre Entwickelung sei ohne jede Störung vor sich gegangen, so hätten wir als Planetenbahnen eine Reihe von concentrischen Kreisen, deren gemeinschaftlicher Mittelpunkt mit dem Mittelpunkt der Sonne zusammenfallen würde. Die erweiterte Aequatorialebene der Sonne würde ferner zusammenfallen mit den Ebenen der Planetenbahnen. Weder Excentricitäten noch Neigungen der Planetenbahnen wären gegeben.

Digitized by Google

Die Wirklichkeit weicht von diesem idealen Zustand ab. Die Planeten haben excentrische Bahnen und beschreiben Ellipsen, in deren einem gemeinschaftlichen Brennpunkt die Sonne steht, und in welchen die radii vectores der Planeten in gleichen Zeiten gleiche Vektoren beschreiben. In Wirklichkeit haben wir auch für jeden Planeten eine eigene Bahnebene und jede von ihnen ist gegen die Aequatorialebene der Sonne in verschiedenem Betrage geneigt.

Excentrizitäten und Neigungen sind nun gerade jene Elemente, bezüglich deren auch die Kometen vom Ideal abweichen, aber in beträchtlicher Steigerung. Immerhin sind es nur Gradunterschiede, und Das erweckt die Hoffnung, für beide Gruppen des Sonnensystems noch eine gemeinschaftliche Erklärung zu finden.

Das geistige Band, welches die von Kepler aufgestellten Gesetze planetarischer Bewegung verknüpft, hat Newton entdeckt. Es ist die Gravitation. Diese muß auch die Abweichungen der Wirklichkeit vom Ideal erklären, und zwar ist die Ursache leicht ersichtlich: Gravitation besteht nämlich nicht nur zwischen Sonne und Planeten, sondern auch zwischen Planeten untereinander. Wäre also selbst das Ideal einst ganz gegeben gewesen, so mußten doch nachträglich Störungen eintreten, und diesen sind die Excentrizitäten und Neigungen zuzuschreiben.

Wenn nun der Mechanismus unseres Systems sich aus der Gravitation erklärt, die Abweichungen vom Ideal aber aus der gegenseitigen Gravitation der Weltkörper, so läßt sich die Aufgabe, die eine monistische Erklärung des Sonnensystems zu lösen hat, nunmehr genauer präcisiren:

1. Es muß gezeigt werden, daß in Folge der gegenseitigen Gravitation der abgetrennten Weltkörper zwei Gruppen von Weltkörpern entstehen mußten, wovon die eine, die Planeten, nur in geringem Grade vom Ideal abweicht, die andere aber, die Kometen, sehr beträchtlich.

2. Es muß ferner gezeigt werden, warum die erste Gruppe einen permanenten Zustand längst erreicht hat, während bei der anderen noch immer Veränderungen bezüglich der Excentrizitäten und Neigungen eintreten.

3. Es muß — wir können uns dieser schweren Anforderung nicht entziehen — auch die besondere physikalische Beschaffenheit der Kometen, im Gegensatz zu den Planeten, in einen — sei es direkten oder indirekten — Kausalzusammenhang mit der gegenseitigen Gravitation der abgetrennten Weltkörper gebracht werden.

4. Endlich muß aber die gegenseitige Gravitation der Weltkörper auch noch zu erklären vermögen, warum die eine Gruppe, welche den Zustand zweckmäßiger und permanenter Mechanik längst erreicht hat, nur aus wenigen Planeten besteht, die andere, veränderliche Gruppe dagegen aus einer unbestimmbar großen Anzahl von Kometen.

Digitized by Google

Erst wenn wir allen diesen Anforderungen gerecht werden, ist von einer monistischen Erklärung des Sonnensystems die Rede.

Daß nun die Gravitation, soweit sie zwischen Sonne und abgetrennten Körpern besteht, die bestimmte Anordnung unseres Systems nicht erklärt, ist ohne Weiteres klar; denn mit der Gravitation ist jede Excentrizität, jede Bahnneigung und jede Umlaufsrichtung vereinbar; rechtläufige wie rückläufige Kometen gravitiren um die Sonne. Daß ferner die Gravitation selbst im Verein mit der Nebularhypothese die Gestaltung unseres Systems nicht ganz erklärt, Das zeigen die bei den Planeten gelinden, bei den Kometen sehr beträchtlichen Abweichungen vom Ideal.

In der Wirklichkeit sind also überschüssige Glieder gegeben, die sich weder aus der Gravitation, noch aus der Nebularhypothese erklären. Diese müssen also aus der gegenseitigen Gravitation der abgetrennten Weltkörper abgeleitet werden können. Es läßt sich nur diese eine Ursache entdecken, und weil sie die gemeinschaftliche Erklärungursache für alle vier vorhin erwähnten Anforderungen sein muß, muß uns Das vorweg einige Hoffnung geben, das Ziel zu erreichen.

Bei diesem Versuche nun müssen wir uns von jener regula philosophandi leiten lassen, die Newton aufgestellt hat und die auch Kant und Laplace vor Augen behalten haben: „Den Naturvorgängen der gleichen Art müssen, soweit es irgend angeht, die gleichen Ursachen untergelegt werden. So der Athmung beim Menschen wie bei den Thieren; dem Fallen des Steins in Europa und in Amerika; dem Licht eines Küchenfeuers und der Sonne; der Ablenkung des Lichts auf der Erde wie auf den Planeten." (Effectuum naturalium ejusdem generis eaedem assignandae sunt causae, quatenus fieri potest. Uti respirationis in homine et in bestia; descensus lapidum in Europa et in America; lucis in igne culinari et in sole: reflexionis lucis in terra et in planetis.) Newton: principia phil. nat. mathem. III. p. 2.

Die Grundvoraussetzung aller astronomischen Erklärungen ist also die Universalität der irdischen Gesetze. Diese Universalität muß gelten in Bezug auf Astromechanik wie Astrophysik. Diese Regel Newtons muß schon aus logischen Gründen unsere Richtschnur bleiben; denn entweder haben die irdischen Gesetze universelle Geltung, dann ist eine Wissenschaft der Astronomie möglich, und wir können die Gesetze der irdischen Mechanik und Physik auf das Sonnensystem übertragen; oder die irdischen Gesetze haben jene universelle Bedeutung nicht, dann ist eine Wissenschaft der Astronomie unmöglich. Es gehört also zum Begriffe der Wissenschaft nicht nur, daß alle Naturveränderungen nach dem Kausalitätgesetze geschehen, sondern auch, daß diese Kausalität mit der irdischen identisch ist.

Digitized by Google

Nach diesen Vorbemerkungen können wir unser Problem direkt in Angriff nehmen.

Wir haben im Sonnensystem die kleine konservative Gruppe höchst zweckmäßig gelagerter Planeten und die viel zahlreichere veränderliche Gruppe der Kometen mit beträchtlichen mechanischen Unzweckmäßigkeiten. Haben nun aber beide an der Entwickelungsgeschichte des Sonnensystems theilgenommen, so ergiebt sich als nächste Folgerung die, daß sie sich in verschiedenen Entwickelungsstadien befinden, und Das konnte nur dann eintreten, wenn sie nicht in gleichem Maße jenen Ursachen ausgesetzt waren, durch welche die mechanische Zweckmäßigkeit erreicht wurde. Die Gravitation gegen die Sonne ist nun den beiden Gruppen gemeinsam; aber der gegenseitigen Gravitation sind in der That die Planeten weit mehr ausgesetzt als die Kometen. Jene sind auf einen relativ-kleinen Raum zusammengedrängt, fast in der gleichen Ebene; diese dagegen kommen aus allen Richtungen des Raumes und aus ungeheueren Weiten gegen die Sonne heran. Sie sind also der gegenseitigen Anziehung der abgetrennten Weltkörper — es kommen für sie wegen deren schwereren Massen fast nur die Planeten in Betracht — nur periodisch beim jeweiligen Perihelduchgang ausgesetzt, und Das ist ein sehr seltenes Ereigniß bei Weltkörpern, deren Umlaufszeit theilweise Jahrhunderte oder Jahrtausende beträgt.

Damit ist vorerst erklärt, warum die Kometengruppe in Bezug auf die mechanische Anpassung an das System hinter der Planetengruppe zurückgeblieben ist.

Nun bleibt aber noch die besondere physikalische Beschaffenheit der Kometen zu erklären, und da in keiner Weise einzusehen ist, wie die gegenseitige Anziehung die physikalischen Differenzen von Planeten und Kometen herbeigeführt haben sollte, so bleibt nur übrig, sie als eine sekundäre Folge jener gegenseitigen Anziehung anzusehen. Soll nämlich die Nebularhypothese für beide Gruppen giltig sein, so konnte die Sonne nicht von Anfang an Planeten sowohl als Kometen abtrennen, sondern ursprünglich konnten nur planetarische Ringe sich von ihr abscheiden und aus diesen konnten nur planetarische Kugeln entstehen. Zwischen diesem Vorgang also und der Kometenbildung muß noch eine Veränderung eingeschoben werden; denn bis jetzt haben wir überhaupt noch keine Ursache zur Kometenbildung gefunden, und da wir deren physikalische Besonderheit nicht aus einer direkten Thätigkeit der Sonne ableiten können, so bleibt nur die Annahme übrig, daß ein Kausalzusammenhang zwischen den Bahnelementen der Kometen und deren physikalischer Beschaffenheit besteht.

Aber auch diese Bahnelemente können nicht von Anfang an gegeben gewesen sein, weil aus der Achsendrehung eines nebelartigen Rotation-

Digitized by Google

sphäroids nur Ringbahnen entstehen können. Die davon abweichenden Bahnelemente müssen daher ebenfalls späteren Ursprungs sein.

Demnach hätten wir drei Hauptphasen in der Geschichte des Sonnensystems. Zuerst wurden Ringe abgetrennt, dann veränderten die daraus entstandenen Kugeln ihre Bahnen in Folge der gegenseitigen Gravitation, und zuletzt trat — wir werden sogleich sehen wie — auf den stark verwandelten Bahnen die Kometenbildung ein.

Wenn es nun unzweifelhaft richtig ist, daß eine rotirende Sonne nur Ringe abtrennen kann und auch heute nur könnte, so liegt die eigentliche Schwierigkeit unseres Problems in der dritten Phase, weil da geradezu eine Verwandlung der Planeten in Kometen stattgefunden haben müßte.

Nehmen wir die Geschichte des Sonnensystems an dem Punkte auf, wo die Planetenbildung eingetreten war, und untersuchen wir, was die gegenseitige Gravitation bewirken mußte. Das Resultat haben wir vor Augen: es ist die Abweichung vom Ideal. Aber auch den Prozeß können wir noch immer in seinen Nachklängen beobachten, in den noch immer stattfindenden gegenseitigen Störungen. Die Excentrizitäten der Planetenbahnen sind veränderlich; sie nähern sich der Kreisform und entfernen sich wieder von ihr. Die Neigungen der Planetenbahnen wachsen und nehmen wieder ab. Die Knoten, d. h. jene Punkte, wo die Planeten auf- und absteigend die Erdbahn durchschneiden, sind beweglich, und jene Linien, welche die aufsteigenden Knoten mit den absteigenden verbinden, wechseln ihre Lage.

Diese Störungen haben aber ein sehr charakteristisches Merkmal: sie summiren sich nicht, sondern gleichen sich immer wieder aus. Laplace hat nachgewiesen, daß diese Störungen auf die großen Achsen der Planetenbahnen und auf die nach dem dritten Keplerschen Gesetz damit in Verbindung stehenden Umlaufszeiten der Planeten insofern wenigstens keinen Einfluß haben, als deren mittleren Werthe als konstante Größen angesehen werden können.

Daß aber die Störungen sich immer wieder ausgleichen, geschieht vermöge einer Einrichtung, deren ganze Genialität nur der mathematische Astronom würdigen kann. Diese Einrichtung heißt Inkommensurabilität der Umlaufszeiten. Planeten, deren Umlaufszeiten kommensurabel wären, d. h. durch zwei ganze Zahlen oder Bruchtheile sich ausdrücken ließen, würden in Folge der gegenseitigen Gravitation Störungen erfahren, die in der Wiederholung gleichsinnig anwachsen, und Das würde zur Auflösung des Systemes führen. Das wird vermieden bei inkommensurablen Umlaufszeiten, die sich nur durch ganze Zahlen mit unendlichen Dezimalbrüchen ausdrücken lassen.

Digitized by Google

Es hat des Scharfsinnes vieler Jahrhunderte bedurft, bis diese in ihrem mathematischen Ausdruck so klare und einfache Ursache der Stabilität unseres Planetensystems erkannt wurde. Es fragt sich gleichwohl, ob man die Einrichtung selbst eine geniale nennen darf. Wenn man die Entstehung unseres Systems aus natürlichen Ursachen erklären will, kann die Genialität, die Zweckmäßigkeit, zwar im Resultat liegen, aber nicht im Prinzip. Logischer Weise ist die Entstehung des Zweckmäßigen nur in zweierlei Weise denkbar: entweder durch direkte Anordnung, etwa beim Schöpfungakt, oder als indirekt entstanden im Verlauf der Entwickelung. Laplace und Kant nun gingen von der zweiten Annahme aus, aber — und Das eben ist der schwache Punkt bei Beiden — sie haben gerade jenen Faktor außer Acht gelassen, welcher vorzugsweise geeignet ist, die Entstehung des Zweckmäßigen in einem natürlichen Entwickelungprozeß begreiflich erscheinen zu lassen. Dieser Faktor ist erst später und auf einem anderen Wissensgebiete entdeckt worden und Darwin hat ihm den präzisen Ausdruck gegeben: die indirekte Auslese des Zweckmäßigen durch Elimination des Unzweckmäßigen.

Nun sind es sehr schwerwiegende Gründe, die uns hoffen lassen, daß wir mit diesem Erklärungprinzip auch auf dem astronomischen Gebiete Etwas ausrichten werden, und — um es gleich hier zu sagen — es bietet den Schlüssel zu einer monistischen Erklärung unseres Systems.

In der Astronomie ist das Zweckmäßigkeitproblem sehr vereinfacht, weil eben Mechanismen viel einfacher sind als Organismen. Ferner haben wir hier auch nur eine einzige Kraft, die das Unzweckmäßige beseitigen kann, im Gegensatz zu den zahlreichen Vertilgungfaktoren in der Biologie. Diese Kraft ist die Gravitation, und zwar als gegenseitige Gravitation der abgetrennten Weltkörper.

Nunmehr können wir unsere Aufgabe genau formuliren: Es fragt sich, ob die inkommensurablen Umlaufszeiten der Planeten durch indirekte Auslese entstanden sein können.

Eines von Beiden muß eingetreten sein: entweder hat die Sonne in ihrer successiven Verdichtung immer nur solche Ringe abgetrennt, die für die späteren Planeten inkommensurable Umlaufszeiten ergaben; oder die Abtrennung geschah ohne jede Rücksicht auf die später aus der gegenseitigen Gravitation eintretenden Störungen. In diesem Falle müßten kommensurable wie inkommensurable Umlaufszeiten vorhanden gewesen, aber die ersten beseitigt, die letzten in indirekter Auslese erhalten geblieben sein. Für den Naturforscher ist nur die zweite Annahme zulässig.

Die indirekte Auslese mußte nun beginnen einzugreifen, nachdem Planeten abgetrennt waren, welche gegenseitig gravitirten, und die Frage, wie der Prozeß verlief, wird beantwortet durch die Theorie der Störungen.

Digitized by Google

Was bedeutet für einen Weltkörper eine Störung? Dies ist ein einfaches Problem der Mechanik. Wir wissen nämlich, daß die Bewegung eines Gestirns die Resultante von zwei Kräften ist: der Centripetalkraft — die, wenn allein wirksam, den senkrechten Sturz zur Sonne zur Folge hätte —, und der Centrifugalkraft oder Tangentialkraft, die, wenn allein wirksam, ihn in Richtung der Tangente seiner Bahn aus dem System entfernen würde. Da er beiden Kräften unterworfen ist, erfolgt seine wirkliche Bewegung nach dem Gesetz vom Parallelogramm der Kräfte in Richtung der Diagonale, die aber, weil der Ausgleich der zwei Bewegungskräfte auf jedem Punkte der Bahn sich wiederholt, zur Kreisbahn wird.

Tritt nun in Folge der gegenseitigen Gravitation eine Störung ein, so muß davon nothwendig entweder die Centripetalkraft verstärkt werden oder die Centrifugalkraft. Die Vermehrung der Centripetalkraft verwandelt die ursprüngliche Kreisbahn in eine Spiralbahn; planetarische Nebel von dieser Art mußten also von der Sonne wieder aufgesaugt werden. Die Vermehrung der Centrifugalkraft verwandelt die Kreisbahn in eine Ellipse, deren Excentrizität vom Betrag der Vermehrung abhängt, oder Parabel, oder Hyperbel. Die beiden letzten Bezeichnungen bedeuten die Entfernung des Planeten aus dem System.

Nun muß aber sehr betont werden, daß in diesem Falle die Gravitation kein Vertilgungsfaktor ist, sondern die bei Seite geschobenen Planeten noch vorhanden sein müssen. Wir haben also alle Ursache, nach ihnen Umschau zu halten.

Von den elliptisch gewordenen Weltkörpern kennen wir nur die 8 Planeten, deren Excentrizität sehr gering ist. Ellipsen von großer Excentrizität kommen zwar im Sonnensystem sehr zahlreich vor; aber auf ihnen wandeln nicht die vermutheten, durch indirekte Auslese bei Seite geschobenen Planeten, sondern — Kometen.

Können sich Planeten in Kometen verwandeln? Mit dieser Frage ist der schwierigste Punkt unseres Problems berührt. Aber gerade hier kommt uns eine geniale Entdeckung des Astronomen Schiaparelli zu Hilfe. Dieser hat bewiesen, daß einzelne Kometenbahnen mit den Bahnen von Meteoritenströmen identisch sind, wobei der Durchgang der Erde durch diese Ströme zu den bekannten periodischen Sternschnuppenfällen Anlaß giebt.

Bei der Frage nun, wie Kometen in die Gesellschaft von Meteoriten kommen, würde die Annahme den Gesetzen der Mechanik widerstreiten, daß Kometen, einem Meteoritenschwarm begegnend, sich ihm anschließen. Die Zusammengehörigkeit muß tiefer begründet sein, nämlich in einer gemeinschaftlichen Entstehungsgeschichte. Und zwar muß Das von allen Kometen gelten, nicht blos von denen, für welche Schiaparelli es nachweisen konnte.

Digitized by Google

Meteoriten sind nun, da sie zahlreich auf die Erde niederfallen, der näheren Untersuchung zugänglich. Wir wissen, daß sie Fragmente von größeren Gebilden sind, aus Stoffen zusammengesetzt, die auch auf der Erde vorkommen. Große Meteoritenschwärme müssen also entstanden sein durch den Zerfall größerer Weltkörper, und nun dürfen wir allerdings die Frage stellen, ob diese Weltkörper etwa identisch sind mit jenen bei der indirekten Auslese excentrisch gewordenen Planeten, die, wenn sie seither zerfielen, natürlich optisch verschwinden mußten.

Diese Frage könnte aber nur dann bejaht werden, wenn sich ein Kausalzusammenhang finden ließe zwischen sehr excentrischen Ellipsen und dem Zerfall eines Weltkörpers in Meteoriten und Kometen. Dieser besteht aber in der That. Die in langgestreckte Bahnen verwiesenen Planeten sind nämlich während der längsten Dauer ihres Umlaufs der intensiven Kälte des Raumes, beim Periheldurchgang aber, wo sie der Sonne so nahe kommen, einer intensiven Hitze ausgesetzt. Nach irdischen Gesetzen mußte also in gesteigertem Maße Das eintreten, was Afrikareisende als Vorgang in der Wüste Sahara berichten. Gesteinmassen, die tagüber von der tropischen Sonne bestrahlt werden, zerspringen, wenn sie dann nachts einer beträchtlichen Abkühlung unterworfen werden, oft mit heftigem Knall, was schließlich zur Pulverisirung der Gesteine, also zur Wüstenbildung, führt. Bei Planeten von sehr excentrischen Bahnen sind diese Gegensätze von Hitze und Kälte, denen sie abwechselnd ausgesetzt sind, noch viel größer; sie müssen also in Meteoritenströme zerfallen.

Ein weiterer Grund ist der: nach mechanischen Gesetzen erleiden die größten Planeten — Umfang und Dichtigkeit in Rechnung gezogen — die geringsten Störungen, üben aber die größten aus; dagegen können kleinere Planeten nur geringe Störungen ausüben, erleiden aber die größten. Beim Prozeß der Auslese mußten also die größeren zurückbleiben und die kleineren wurden ausgeschieden. Diese mußten aber wegen ihres geringen Umfangs auch rascher abkühlen, zerklüftet werden und zerfallen, nachdem vorher jene Rillenbildung eingetreten war, die wir am Monde beobachten.

Nun haben aber solche Planeten außer ihren festen Bestandtheilen auch noch flüssige, wie die Erde. Es werden also auch Meteoriten aus gefrorenen Meeresresten entstehen, und diese werden beim Periheldurchgang in Folge des kalorischen Einflusses der Sonne verdampfen. Die in der Richtung der Sonne aufsteigenden Dunstmassen werden aber, wie Zöllner gezeigt hat, durch elektrische Erregung — wie sie bei zerstäubenden irdischen Gewässern eintritt — selbstleuchtend und werden von der gleichnamigen Elektrizität der Sonne — die wir als große Elektrizitätquelle kennen — abgestoßen und, in einer von der Sonne abgekehrten Richtung zurück-

Digitized by Google

gekrümmt, in der des radius vector abfließen. Alle diese Merkmale finden wir aber bei Kometen und ihren Schweifen.

Kometenkerne sind also verdampfungfähige Meteoriten. Wenn aber die in der Vereisung zerklüftete Masse solcher Meteoriten in weitere Fragmente auseinanderfällt, so wird eine Theilung eintreten, wie beim Kometen von Biela.

Meteoritenströme nebst den zugehörigen Kometen sind also Weltkörper, die (aus angegebenen Gründen) in Bezug auf zweckmäßige Gestaltung der Bahnverhältnisse weit hinter dem jetzigen Planetensystem zurückgeblieben und noch immer in progressiver Anpassung an dieses System begriffen sind; noch immer werden offene Bahnen in geschlossene — und umgekehrt — verwandelt; es findet also noch immer indirekte Auslese statt. Diese Weltkörper kommen eben bei ihren ungeheueren Wanderungen nur sehr selten ins Perihel zurück; nur in dieser Region aber sind sie Störungen, also der Anpassungmöglichkeit, ausgesetzt. Dagegen sind die Meteoritenströme in Bezug auf physikalische Gestaltung den 8 großen Planeten weit vorangeeilt; sie haben (aus ebenfalls angegebenen Gründen) ihre Phasen rascher durchlaufen.

Wenn also die wirklichen kosmischen Nebel uns die Anfangsform der Entwickelung zeigen, die Saturnringe eine spätere Phase noch immer andeuten, so stellen sich Meteoriten und Kometen als eine Endform in der vergleichenden Astronomie dar.

Aber auch an einer Mittelform fehlt es nicht. Es sind die Asteroiden. Sie stellen den beginnenden Zerfall in zunächst größere Fragmente dar. Ihre Bahnen schließen sich nicht gegenseitig ein, sondern kreuzen sich vielfach. Sogar gibt es eine Region, wo sämmtliche Asteroidenbahnen gemeinschaftlich gleichsam durch einen Ring zusammengehalten sind, in welchem also der Weltkörper gelegen sein mußte, dessen Fragmente sie bilden.

Eine indirekte Auslese muß in unserem Sonnensystem auch darum angenommen werden, weil wir Beweise dafür haben, daß sie auch bei anderen Fixsternen stattfand. Unsere durch den Prozeß der Auslese bei Seite geschobenen Planeten sind nämlich nur soweit noch vorhanden (als Meteoritenströme), als sie elliptisch verblieben. Die parabolisch und hyperbolisch Gewordenen haben das System ganz verlassen. Andrerseits treten in unserem System parabolische und hyperbolische Kometen auf, die, wenn nicht schon dadurch, so doch mindestens durch ihre Rückläufigkeit sich entschieden als Fremdlinge unseres Systems erweisen, die also anderen Fixsternen zugehörten, also ausgewiesen wurden, was auf eine dort stattgehabte indirekte Auslese schließen läßt.

Wenn wir die geringe Anzahl der jetzt bekannten Planeten mit der unbestimmbaren Anzahl der Kometen und Meteoritenströme vergleichen —

Digitized by Google

die Erde allein begegnet innerhalb eines Jahres etwa 100 Strömen —, so ergiebt sich, daß der Prozeß der indirekten Auslese ein sehr energischer war. Als Schauplätze eines Lebens, das mit dem der Erde irgend welche Aehnlichkeit hätte, können die ausgeschiedenen Planeten nicht wohl in Betracht kommen. Man könnte also die Natur anklagen, daß sie bei dieser Auslese mit großer Verschwendung vorging. Aber auch Das steht in Uebereinstimmung mit biologischen Vorgängen, etwa bei der Eierlegung der Fische. In der Biologie ist auf einen um so energischeren Kampf ums Dasein zu schließen, je vollkommener die Anpassung einer Spezies an ihre Existenzbedingungen ist; wir werden also auch aus der so bewundernswerthen Anpassung in unserem Planetensystem auf eine sehr intensive Auslese schließen müssen, also auf eine große Zahl der ausgeschiedenen Planeten: die große Zahl der Kometen bestätigt Das. —

Kopernikus hat dem Sonnensystem seine richtige Gestalt gegeben, indem er die Erde aus dessen Mittelpunkt verwies. Kepler hat die Gesetze der Planetenbewegung aufgestellt. Newton entdeckte als Ursache dieser Gesetze die Gravitation. Kant und Laplace haben die Entstehungsgeschichte des Systems entworfen, indem sie für die Materie des Systems einen Anfangszustand nebelartiger Zerstreuung voraussetzten und die Gravitation seiner in materiellem Zusammenhang befindlichen Theile. Wenn wir nun den Erklärungumfang dieser Theorie erweitern wollen, ohne doch die bisherigen Erklärungprinzipien zu vermehren, so bleibt nur übrig, die gegenseitige Gravitation der von der Sonne abgetrennten Theile zu betonen, woraus eine indirekte Auslese des Zweckmäßigen entstehen mußte. Trotz der Kürze der bisherigen Darstellung, für deren Wahrscheinlichkeit noch eine beträchtliche Anzahl bestätigender Erscheinungen beigebracht werden könnte, hat sich doch deutlich gezeigt, daß der Erklärungumfang der Nebularhypothese in der That erweitert werden kann, wenn wir sie durch die indirekte Auslese bereichern, was wir nicht etwa nur dürfen, sondern müssen. Es stellen sich alsdann Erscheinungen als nothwendig heraus, die bisher unerklärt blieben: die Existenz von Kometen in langgestreckten und auch offenen Bahnen; die große Anzahl der Kometen in Vergleich mit den Planeten; die Vereinigung der Kometen mit Meteoritenschwärmen; die besonderen Bahnverhältnisse der Kometen und zwar in kausalem Zusammenhang mit ihrer besonderen physikalischen Beschaffenheit; die konservative Anpassung der Planeten im Vergleich zur progressiven Anpassung der Kometen.

Wenn wir also Kant und Laplace durch Darwin, die Nebularhypothese durch die indirekte Auslese ergänzen, so gelangen wir zu einer monistischen Erklärung des Sonnensystems, die alle seine Theile umfaßt.

Charles d'Arloz.

Digitized by Google

Argentinien im Jahre 1893.

Es ist fast unmöglich, über die voraussichtliche politische Entwickelung und Zukunft einer der Republiken des spanischen Amerika zu schreiben, ohne in Irrthümer zu verfallen und durch falsche Prophezeihungen die Interessenten zu schädigen. Das Unerwartete, Unberechenbare ist in jenen Ländern meist das Normale, Anarchie oder Diktatur sind in vielen — wie besonders in Mittel-Amerika und Venezuela — das Dauernde. Relative Ruhe und Ordnung herrschen gewöhnlich nur, wenn in Folge einer schweren Heimsuchung allgemeine Erschlaffung eingetreten ist. So war die Lage z. B. in Peru und Bolivia nach dem großen Kriege gegen Chile von 1882 bis 1892. Nachdem sich die „Patrioten" aber in diesen zehn Jahren etwas erholt hatten, gingen die alten Wühlereien in beiden Ländern wieder los. Der Präsident von Bolivia entwickelt sich deshalb mehr und mehr zum Diktator und der von Peru rüstet sich, um die von dem früheren Diktator Nicolas de Pierola an der Grenze vorbereitete Revolution zu bekämpfen.

Als der jetzige Präsident von Argentinien, Herr Dr. Luis Saenz Penna, am 12. Oktober 1892 sein Amt antrat, war man berechtigt, anzunehmen, daß eine Aera der Ruhe und Ordnung, der ehrenhaften und sparsamen Verwaltung, der heilsamen Gesetzes- und Steuerreform anbrechen werde. Aber leider ist das Land vom Oktober 1892 bis Oktober 1893 nie völlig ruhig gewesen und große Summen — die zur Ordnung der schlimmen Finanzlage des Landes dringend nothwendig gewesen wären — mußten zur Unterdrückung von Aufständen und zur Reparirung der von den Rebellen angerichteten Schäden an Eisenbahnen, Brücken, Kriegsmaterial, Staatsgebäuden ꝛc. ausgegeben werden. Gesetzesreformen, Säuberung des Offizier-, Beamten- und Richterpersonals von anrüchigen oder unfähigen Elementen, die Verminderung der inneren Schuld und des Beamtenpersonals sind dadurch theils verhindert, theils erschwert und verzögert worden. Während in allen übrigen hispano-amerikanischen Staaten die Revolutionen fast immer von den gebildeten, reichen und einflußreichen Familien ausgehen, deren verschiedene Gruppen und Cliquen in den Besitz der Macht gelangen wollen, um sich, ihren Verwandten und Freunden zu fetten Stellen zu verhelfen und ihnen die Staatskassen zugänglich zu machen, gehen die Revolutionen in Argentinien fast immer vom Volke aus. Es besteht ein gewisser Gegensatz zwischen den angesehenen, regirenden reichen Kreisen und dem ehrenhaften Mittelstande, der (im Gegensatz zu Chile) stark vertreten ist, und den Landarbeitern. Diese Aristokratie der Criollos war im Besitze der Macht, d. h. der einflußreichen und gut dotirten Stellen, und hatte gar keine Ursachen, eine Revolution zu machen.

Mißbrauchen nun die Gouverneure, Abgeordneten, Richter und Polizeibeamten ihre Macht zu sehr, oder stehlen die Leiter der Banken und Verwalter der Staatskassen im Verein mit ihren Freunden zu frech, dann erhebt sich das Volk und sucht sich mit Gewalt von diesen Caziken und ihrem Anhange, diesen im ganzen Lande durch Freundschaft und Verwandschaft zusammenhängenden Banden von Faullenzern und Staatsdieben, zu befreien. Und meist gelingt Das. So erklären sich fast alle die zahlreichen Revolutionen, die in den letzten zwanzig Jahren in den Provinzen Argentiniens stattgefunden haben. Sie bedeuten keinen Rückschritt des Landes, sondern einen Fortschritt, eine Säuberung.

Digitized by Google

Die rücksichtlosesten Vertreter der Ideen und Interessen dieser sogenannten Aristokratie waren in Argentinien Julio A. Roca, Präsident von 1880—1886, und sein Schwager Miguel Juarez Celman (1886—1890), — ein ganz unfähiger Mensch. Roca hatte es verstanden, ihm ganz ergebene Kreaturen zu Gouverneuren und Kommandanten zu machen, und diese verhalfen weiter ihren Verwandten und Freunden zu autoritativen Stellungen in den Provinzen. Um Justiz und Finanzverwaltung war es schauderhaft bestellt; die Geschichte jeder der zahlreichen verkrachten Provinzialbanken erinnert an den Panamaskandal.

Pellegrini, der von 1890—1892 den Rest der Regirungzeit des nach hartem Kampfe durch die Revolution vom Juli 1890 fortgejagten Juarez präsidirte, wagte nicht, es mit den herrschenden Parteien der Roquisten und Moderni'sten (Juaristen) zu verderben und eine energische Reinigung des Augiasstalles zu versuchen. Trotz aller Wahlbeeinflussungen der Provinzial-Machthaber wurde aber Herr Dr. Saenz gewählt. Er hatte zur radikalen Reformpartei gehört, erklärte aber beim Antritt seiner Regirung: er werde mit keiner Partei, sondern nur mit der Verfassung und dem Gesetz regiren und alle politischen Parteien könnten unter dem Schutze der Verfassung für ihre Ideen wirken. Die mächtigsten Parteien waren außer den bereits genannten die Mitristen (vom ehemaligen Präsidenten Bartol. Mitre geführt) und die Radikalen. Diese rekrutirten sich besonders aus den kleineren Landwirthen, den Nachkommen der europäischen Kolonisten und den noch wenig zahlreichen Industriearbeitern in den Städten.

In der Botschaft bei Eröffnung des Kongresses (1. Mai 1893) wiederholte Herr Saenz diese Erklärung und fügte noch hinzu: „Bei der Besetzung der Beamtenstellen habe ich nie auf die politische Farbe der Kandidaten geachtet, sondern nur auf Ehrenhaftigkeit, Kompetenz und Charakter. Ich bin entschlossen, die Herrschaft der Gerechtigkeit hoch zu halten." Diese so ehrenhafte wie wahrhaft republikanische Erklärung erregte die Entrüstung, ja, den Zorn der Presse aller Parteien. Einen Präsidenten, der ohne eine Partei mit ihren „Ringen" und Cliquen regiren, der nicht seinen Anhängern in erster Linie zu gut besoldeten Stellen verhelfen wollte, hielt man einfach für unmöglich. Aber Saenz ging mit Vorsicht, aber doch immer viel energischer als Pellegrini, an die Beseitigung der unehrenhaften und unfähigen Beamten und Offiziere, an eine heilsame Reform früherer Gesetze und Dekrete. Nur in die Provinzialregirungen konnte er nicht eingreifen. Hier beschloß nun das Volk (unter Führung der radikalen Partei), selbst die Säuberung vorzunehmen.

In Santiago del Estero begann der Tanz und bald hatte sich diese Provinz von ihren Tyrannen und Räubern befreit. Diese riefen nun die Hilfe der Centralregirung an. Artikel 6 der in vieler Beziehung reformbedürftigen Verfassung besagt: „Die Bundesregirung intervenirt in dem Gebiete der Provinzen: um die republikanische Regirungform zu sichern . . . . . oder auf Ersuchen der gesetzlichen Behörden, um sie zu schützen, oder — sollten sie in Folge von Aufruhr oder von Einfällen aus einer anderen Provinz vertrieben worden sein — um sie wieder einzusetzen." Der Kongreß ertheilte dem Präsidenten das Recht, in Santiago del Estero zu intervenirer. Der Präsident erklärte, daß er nicht blind, ohne den Geist und Text der Verfassung zu respektiren, vorgehen könne, und ernannte einen „Interventor", der untersuchen mußte, ob die Behörden mit Recht abgesetzt seien. Dieser erklärte nach genauer Untersuchung:

Digitized by Google

die alte Exekutiv- und Legislativgewalt der Provinz dürfe nicht wieder eingesetzt, sondern müsse durch neu zu erwählende Herren ersetzt werden. Unter dem Schutze des Interventors schritt die Provinz zu wahrhaft freien Wahlen und gab sich ehrenhafte Regenten und Richter. Das ganze Volk und die Presse der Mitristen und Radikalen feierte diesen Erfolg.

Aber hierdurch hatten die Massen in den übrigen mißregirten Provinzen Muth bekommen. Am 21. Dezember 1892 zeigte der Gouverneur von Corrientes offiziell an, daß eine Revolution gegen seine Regirung ausgebrochen sei. Er fügte aber hinzu: er brauche die Intervention der Centralregirung nicht und suche sie nicht nach, da er den Aufstand zu unterdrücken befähigt sei. Da der Kongreß vertagt war, begnügte sich Herr Saenz damit, einen Kommissar nach Corrientes zu schicken, um zu vermitteln und Blutvergießen zu verhindern. Als diese Versuche resultatlos blieben — was bei dem großen Unterschiede der Ansichten der streitenden Parteien nicht zu verwundern war —, wurde dem Kommissar ein General mit Truppen beigegeben, der die Streitkräfte beider Parteien entwaffnen mußte. Hierbei wurden aber die Truppen der Regirung von Corrientes viel wohlwollender behandelt, und da auch die alte, korrumpirte Regirung verblieb, war die Unzufriedenheit sehr groß. Im Januar 1893 brach eine Revolution in Catamarca aus, die in ähnlicher Weise wie die von Corrientes unterdrückt wurde. Die Personen, die sich bei den Unruhen der Zerstörung oder Beschädigung von Nationaleigenthum schuldig gemacht hatten, ließ der Präsident vor die Gerichte stellen. Die Gouverneure von Corrientes (Ruiz) und Catamarca (Ferrary) leisteten der Aufforderung, ihr Amt freiwillig niederzulegen und wirklich freie Neuwahlen zu gestatten, keine Folge. Da war der Ausbruch einer neuen Revolution nur eine Frage der Zeit. Wohl tadelt der Präsident in der citirten Botschaft diese Art der Selbsthilfe und spricht die Hoffnung aus, daß das Volk Hilfe gegen die Verletzung seiner Rechte durch organische und friedliche Mittel finden werde. Das ist in erster Reihe das Wahlrecht, das aber durch brutale Gewalt unterdrückt und gefälscht wurde. Im spanischen Amerika bleibt eben zur Abstellung der schlimmen Schäden oft kein anderer Weg als der der Gewalt, der Revolution.

Bei diesen großen inneren Schwierigkeiten war der Präsident oft gezwungen, ein Ministerium zu wechseln. Er wählte ehrenhafte Männer aller Parteien, vermied aber stets ein vorwiegend radikales Kabinet. Als er aber bis Ende Juni mit allen erdenklichen Kombinationen sein Glück versucht hatte, blieb ihm kein anderer Ausweg, um den immer drohenderen Forderungen der öffentlichen Meinung gerecht zu werden, als ein gemäßigt radikales Ministerium. Zur Bildung dieses am 6. Juli ernannten Kabinetes hatte Mitre beigetragen und klug verhindert, daß es ein rein radikales wurde. Ein solches wäre nämlich sofort auf bewaffneten Widerstand der Provinzialgouverneure (fast sämmtlich Roquisten) gestoßen und es wäre zu einem fürchterlichen Bürgerkriege gekommen. Nun aber waren auch die entschiedenen Radikalen unzufrieden und erklärten sich gegen das neue Kabinet, weil ihnen del Valle (Präsident und Kriegsminister) nur ein Portefeuille angeboten hatte, das sie ausschlugen.

Schon am 8. Juli forderte del Valle den Gouverneur von Buenos-Ayres, Julio Costa, auf: seine Truppen zu entlassen, da das Halten einer Truppenmacht in Friedenszeiten nach der Verfassung (Art. 108) und dem Militärgesetze vom 20. Oktober 1880 nur der Centralregirung erlaubt sei. So

Digitized by Google

hatte das neue Ministerium sich eine Handhabe zur Einmischung in die Provinzen, zur Schwächung der unpopulären, unwürdigen Regierungen geschaffen. In den ersten Tagen des Juli brach die Cedulabank in La Plata, der Hauptstadt von Buenos-Ayres, unter den skandalösesten Umständen zusammen. Die Kassen waren leer, die Verwandten und Freunde des Gouverneurs hatten Hypotheken in Höhe des fünf- bis zehnfachen wahren Werthes ihrer Grundstücke aus der famosen „Bank" erhalten, keine Zinsen gezahlt und die Grundstücke wurden dann der Bank für ein Spottgeld von anderen Helfershelfern wieder abgekauft. Tausende im In- und Auslande waren so um ihre Depots, ihre Ersparnisse gekommen. Jetzt forderte aber die öffentliche Meinung stürmisch die Statuirung eines Exempels. In ähnlicher Weise waren unter der Regirung des Juarez fast alle Staatsbanken ausgeraubt worden, und die Schuldigen sind bis heute fast sämmtlich straflos geblieben. Jetzt aber (seit Juli 1893) sitzen viele Bankbeamte im Gefängniß und werden vor die Gerichte gestellt werden. Der Hauptschuldige der Cedulabank von La Plata, der Bankpräsident Hilarios, hatte sich mit seinem Raube schon vorher nach Europa gerettet.

Das Ministerium del Valle gestattete dem Volkswillen eine gewisse Freiheit, und als Julio Costa sich weigerte, zu gehorchen, seine Truppen zu entlassen und alle Waffen auszuliefern, brach die Revolution mit elementarer Gewalt schnell in Buenos-Ayres und dann etwas zögernder in Santa Fe, Corrientes, Salta, Catamarca und San Luis aus. (Juli und August 1893.) Die Provinzialregirungen wurden durch die Schnelligkeit des Ministers und der Volkserhebung so überrascht, daß sie sich nicht vereinigen und nur schwachen Widerstand leisten konnten. Zu Anfang August schon waren die Revolutionen überall siegreich gewesen, und um Blutvergießen zu verhindern und schnell Ordnung zu schaffen, schickte die Regirung nach allen jenen Provinzen Interventoren mit Truppen, die als Befreier begrüßt wurden. Die Interventoren ernannten neue Beamte, reformirten die Polizei und schrieben Neuwahlen aus. Da das Volk der Hauptstadt und ein großer Theil der reichen und angesehenen Familien dem neuen Ministerium und dem Präsidenten begeisterte Ovationen darbrachte, auch Heer, Flotte und Polizei ihre Pflicht erfüllten, mußte der Kongreß das Vorgehen des Ministeriums wohl oder übel billigen.

In allen fünf Provinzen wurden die kompromittirten Beamten verhaftet und angeklagt. Der Schrecken und die ohnmächtige Wuth der Roquisten und Juaristen war unbeschreiblich, besonders als del Valle auch bei allen verkrachten Provinzialbanken intervenirte. Als aber Herr Demaria am 10. August ein Dekret unterzeichnete, worin er den Staatsanwalt aufforderte, gegen den früheren Präsidenten M. Juarez C. und seinen würdigen Finanzminister Wenceśl. Pacheco wegen Unterschlagung und Börsenspekulation gegen die Staatsinteressen einzuschreiten — da protestirte sein Kollege Lopez! Dr. Saenz hielt zunächst zu del Valle und Demaria, als er aber von Roca und Pellegrini und den verzweifelten Häuptern der angesehensten — und schuldigsten — Familien bestürmt wurde, sie nicht um „Ehre" und Vermögen zu bringen, gab er nach und nahm das Entlassungsgesuch von del Valle und Demaria an. Das neue Ministerium (Präsident Quintana) verlangte und erhielt vom Kongresse sofort die Proklamirung des Belagerungszustandes. Durch den Sturz des Ministeriums del Valle und die neue Intimität mit Roca hat Dr. Saenz bei allen ehrlichen Leuten, die rücksichtslose Bestrafung aller Schuldigen fordern, ungeheuer verloren. Der Sturz

Digitized by Google

dieses Ministeriums ist auch ein ungeheuerer Verlust für Argentinien. Wahrscheinlich bedarf es noch einer neuen großen Revolution, um das Land wieder so weit zu bringen, wie es am 10. August 1893 in der Wiedergeburt mit relativ sehr geringen Opfern vorgeschritten war.

Ruhe und Ordnung herrschten Ende August in allen Provinzen, nur Santa Fe und Tucuman erhoben sich noch gegen die Centralregirung. Auch ein Theil der Flotte und Armee ging zu den Rebellen über. Truppen (an deren Spitze leider Julio A. Roca gestellt werden mußte) und Nationalgarden unterdrückten auch diese Revolution nach kurzem Kampfe und am 3. Oktober war die Ordnung im ganzen Lande hergestellt. Nur diese Revolution hatte einen politischen Charakter, war für das Land unbedingt gefährlich und schädlich und es ist deshalb zu loben, daß der Präsident sie mit Energie niederschlug.

In einem Manifeste vom 4. Oktober ergeht sich der Präsident in optimistischen Angaben über die heutige Sachlage und den Sieg der Ordnung, ohne auf den berechtigten Grund der Erhebung mit einer Silbe einzugehen. Der Präsident behauptet auch, es habe der Revolution „an einer Fahne gefehlt". Das ausgeplünderte, gequälte und getretene Volk, dem die Wahlfreiheit genommen, eine wirkliche Justiz vorenthalten wurde, erhob sich in den sechs wichtigsten Provinzen mit einer Einstimmigkeit und Schnelligkeit wie nie zuvor und auf seiner Fahne stand: Fort mit der Korruption und strenge Bestrafung aller Staats- und Bankdiebe, unehrlichen Richter und Regirung- und Polizeityrannen! Das war, nach meiner Ansicht, ein völlig genügendes Programm, eine sehr sichtbare „Fahne". Die Regirung duldete diese Erhebungen, das Ministerium del Valle förderte sie stillschweigend nach Kräften, und nur Herr Saenz war als Hemmschuh thätig. Man darf ihm aber hieraus keinen schweren Vorwurf machen. Ein gewaltiger Bürgerkrieg wäre unvermeidlich gewesen, wenn man durch Verhaftung und Bestrafung aller Schuldigen die große Mehrzahl der einflußreichen Roquisten, Juaristen und selbst einige Mitristen zur Verzweiflung gebracht hätte. Und dieser Bürgerkrieg, dessen Ausgang zweifelhaft gewesen wäre, hätte die Finanzen des Staates schwer geschädigt, und deshalb wollte Herr Saenz die Verantwortung für ihn nicht übernehmen. Sich an die Spitze der Bewegung stellen, wie es del Valle und Demaria beabsichtigten, wollte der vorsichtige alte Herr nicht, weil er keine starke politische Partei hatte, auf die er sich stützen konnte. Der radikalen Partei fehlte ein positives Programm, anerkannte Führer und eine einflußreiche Presse. Das Vertrauen, das die Nation Herrn Saenz bei seinem Regirungantritte und dann wieder im Juli 1893 bewies, hat sich wesentlich abgekühlt; nur dem Prestige, das Roca noch immer bei der Armee besitzt, ist es zu verdanken, daß nur wenige Offiziere mit ihren Truppen und Schiffen zu den Rebellen übergingen.

Die große Mehrzahl der Argentiner ist mit dem Resultate der Revolution, der Durchführung freier Wahlen und Einsetzung ehrenhafter Beamten und Richter, zufrieden. Es ist aber zu befürchten, daß die fortgejagten Beamten wieder Muth schöpfen und zu intriguiren beginnen. Das wird ihnen dadurch erleichtert werden, daß die neuen Provinzialregirungen sich eben auf keine Militärmacht stützen dürfen.

Die Verfassung, proklamirt in Santa Fe am 21. Oktober 1860, giebt den einzelnen Provinzen fast volle Autonomie mit eigener Verfassung, Ministern,

Digitized by Google

Parlamenten, Justiz- und Finanzverwaltung. Nur Zölle dürfen nicht die Provinzen, sondern nur die Centralregirung für das ganze Land erheben. Diese Verfassung hat der Korruption, der Vergeudung der Staatsgelder und Steuererträge, Thür und Thor geöffnet. Eine einheitliche Regirung, Justiz und Finanzverwaltung, würde Hunderte von Politikern und Beamten aller Art in jeder Provinz überflüssig machen, die Verwaltungskosten würden viel geringer und viel leichter zu kontroliren sein. In dieser einheitlichen straffen Verwaltung, die alle Eifersüchteleien und Streitigkeiten zwischen den einzelnen Provinzen unmöglich macht, liegt die Hauptstärke Chiles. Die Provinzen athmeten auf, als sie durch die Revolten von ihren Regirungen befreit, nur einem „Interventor" unterstellt waren und die Volksmassen wünschten: es möge immer so bleiben. Aber unter Mißbrauch des Wortes „Freiheit" sträuben sich die reichen, gebildeten, regirenden Klassen gegen solche Reform, solche Koncentration, die ihre Macht brechen und sie der zahlreichen Beamtenstellen berauben würde. Der Nationalkongreß ist zur Verfassungänderung berechtigt, das Volk muß also — wenn die Regirung freie Wahlen zum Kongresse ermöglicht — Männer in die Kammern wählen, die solcher Reform geneigt sind. Dann wird die Zukunft Argentiniens fest begründet sein und dieses Land wird die erste Stelle unter den Republiken des spanischen Amerika einnehmen.

Der Aufschwung des Ackerbaues und des Exportes ist auch 1892 und 1893 ein gewaltiger gewesen. 1892 importirte Argentinien für 97,89 Millionen Pes. Gold (à 4 Mark) Waaren und exportirte für 114,56 Millionen. In den ersten 6 Monaten des Jahres 1893 betrug der Import 50,29, der Export 70,35 Millionen. Von Weizen wurden 1892 exportirt 470 109,6 Tons (à 1000 kg) und im ersten Semester 1893 = 670 765 Tons. Von Leinsamen 1892 = 42 987 Tons und im ersten Semester 1893 = 68 149 Tons. Diese rapide Entwickelung ist für unsere so schwer belastete, durch eine kurzsichtige Regirung und eine dem Ackerbau und Handwerk feindliche Gesetzgebung dem Ruin nahe gebrachte Landwirthschaft im höchsten Grade beunruhigend.

Bis heute kommt ja nur ein kleiner Theil des argentinischen Weizens nach Deutschland, aber die Sache dürfte sich bald ändern. Der argentinische Gesandte in Berlin, der berühmte Staatsrechtlehrer C. Calvo, schreibt in seinem Jahresberichte vom 1. Januar 1893: Deutschland sei jetzt im Stadium der Abschlüsse von Handelsverträgen und da sei es wohl möglich, daß auch Argentinien einen günstigen Vertrag, der die Einfuhr seines Weizens und Fleisches erleichtere, erlange. Bei der Weisheit unserer Regirung, die Deutschland durchaus zum Industriestaate machen will, ist diese Bemerkung des argentinischen Diplomaten entschieden sehr zutreffend. Wenn erst Deutschland mehr und mehr zum Stapelplatze für ausländisches Getreide wird, wenn die Anzahl der bankerotten Gutsbesitzer und Bauern rasch steigt, dann wird die Entrüstung aller Ackerbauer bald so groß werden, daß sie in die interessante Gruppe der „Nörgler" eingezeichnet werden müssen. Und diese werden, wenn sie klug sind, nicht erst warten, bis sie zu Proletariern, Fabrikarbeitern und Vagabunden herabgesunken sind, sondern möglichst bald den guten Rath, den Staub von ihren Schuhen zu schütteln, befolgen. Und da wüßte ich wirklich auf der ganzen Erde kein anderes, besseres Land, wo noch ca. 10 Millionen Ackerbauer billig für alle deutschen Kulturen passendes Land erwerben können, als Argentinien.

Dr. H. Polakowsky.

Digitized by Google

Herr Alexander Meyer, der Kulturhistoriker.

Herr Dr. Alexander Meyer, M. d. R., ehemals stellvertretender Vorsitzender der Berliner Stadtverordneten-Versammlung und Ritter eines hohen Ordens, ist vor kurzer Zeit zu der Einsicht gekommen, daß selbst jahrzehntelanges Spaßmachen in zwei Parlamenten nicht hinreicht zur Unsterblichkeit, und flugs wurde er Kulturhistoriker. Im Verein Berliner Presse war es, wo er debutirte. Dieser Verein veranstaltet in jedem Winter eine Reihe von Vorträgen, deren Besucher in der Mehrzahl so aussehen, als ob sie die Wilhelmine Buchholz zweimal lesen könnten. „Ueber den Zucker" lautete das Thema, das sich Herr Meyer auserwählt hatte, und wer etwa erwartet hatte, eine launige Tischrede von dem runden Herrn zu hören, der verrechnete sich gründlich. Es war eine wissenschaftliche Leistung von „gediegen-deutschem Ernst", wie der Börsencourier sagt; der frischgebackene Kulturhistoriker hatte ein ganz reines Vorhemdchen angezogen und war sehr feierlich anzusehen, als er vor den wißbegierigen Weiblein und Männlein sich verneigte.

Und nun berichtete er, daß die Alten den Zucker nicht gekannt, aber den Honig als süße Würze hochgeschätzt haben, daß die Redewendung: „wo Milch und Honig fließt", 21 Mal in der Bibel wiederkehrt, daß zu Caesars Zeit ein Bienenzüchter, Namens Vejanus, jährlich für 2500 Mark Honig verkauft hat, daß Aristophanes als Besänftigungmittel für den Höllenhund Cerberus ein Stück Honigkuchen empfiehlt, daß Alexanders des Großen Feldherren erzählen, in Indien bringe ein Schilfrohr Honig hervor, daß aber das „Saccharon" der Alten mit unserem Zucker nicht identisch sein könne; der Koran erwähnt, nach Meyer, unter den verheißenen Freuden des Paradieses den Zucker nicht; durch die Kreuzzüge erst wurde das kostbare Gewürz aus dem Orient nach Europa übertragen, wie der verdienstvolle Forscher feststellte. Durch die Entdeckung Amerikas wurde das Zuckerrohr in die Gegenden verpflanzt, in denen es später seine größte Bedeutung erlangte; schon auf seine zweite Fahrt nahm Columbus Rohrstauden mit und konnte berichten, daß sie sich in Amerika trefflich entwickelten. In Deutschland war noch lange der Zucker etwas überaus Seltenes und Kostbares. Als 1511 Ulrich von Württemberg heirathete, überlegten die Stände lange, ob sie Zucker anschaffen sollten, entschieden sich aber für Süßholz. Hans von Schweinichen kaufte seiner Geliebten Zucker „zu ein oder zwei Thaler" u. s. w. u. s. w.

Aber nicht mit der Aufzählung solcher trockenen geschichtlichen Thatsachen begnügte sich unser Forscher, er wußte auch aus alter Zeit manche Kochrezepte, in denen der Zucker vorkommt, und viele poetische Proben anzuführen, die den Zucker verherrlichen, so die Rezepte des Arnaldus Villanovus, Stellen aus Hafiz-Dimeschki, aus Mahmud Ibn-El-Husein, aus Wilhelm von Orange, Dschelâleddin Rûmi, Shakespeare und Anderen. Selbst einen Brief der Prinzessin Liselotte, der sich gegen Süßigkeiten ausspricht, hat der unermüdliche Gelehrte bei dieser Gelegenheit zu Tage gefördert.

Der Eindruck auf die Zuhörer war denn auch nicht gering. Wer immer strebend sich bemüht, der wird auch anerkannt im deutschen Publikum, und auf dem Nachhauseweg war man einig, daß zu solch' einem gediegen-ernsten kultur-

Digitized by Google

geschichtlichen Vortrag doch sehr große Kenntnisse und sehr viel Arbeit gehören; da muß man alte und neue Sprachen kennen, sogar orientalische, muß in Chemie und Technik beschlagen sein, und wer weiß worin noch. Und das Alles hat er allein ans Licht gezogen und zusammengestellt, Alles das Werk eigenen Forschersleißes, wenn er es auch nicht ausdrücklich gesagt hat. Der Mann muß ja hunderte von Büchern durchgelesen haben. Es ist doch ein universaler Mensch, dieser Alexander Meyer!

In Halle an der Saale lebt ein bescheidener Gelehrter, der es verschmäht, den Angehörigen der großen Familie Buchholz Vorträge zu halten: Edm. O. von Lippmann mit Namen, der hat ein Buch geschrieben, betitelt „Geschichte des Zuckers, seiner Darstellung und Verwendung seit den ältesten Zeiten bis zum Beginn der Rübenzuckerfabrikation". (Leipzig 1890). Dort ist mit einem unglaublichen Gelehrteneifer Alles zusammengetragen und zu einem organischen Ganzen verarbeitet, was sich in den Schriftdenkmalen der Literatur besitzenden Völker bis in die Anfänge dieses Jahrhunderts über den Gegenstand auftreiben ließ. Dort kann man z. B. lesen, daß die Redewendung: „wo Milch und Honig fließt", 21 mal in der Bibel vorkommt (S. 6); ferner vom Bienenzüchter Besanus mit seinem lohnenden Honighandel (S. 15); von Cerberus und dem Honigkuchen (S. 9); von dem Schilfrohr mit Honig, über das Alexanders Feldherren berichten (S. 60); von dem Saccharon der Alten (S. 64); von dem Fehlen des Zuckers im Koran (S. 107); daß die Kreuzzüge dem Occident die Kenntniß des Zuckerrohrs vermittelten (S. 169); daß Columbus schon auf seiner zweiten Reise das Zuckerrohr nach Amerika übertrug (S. 257); daß man in Württemberg noch 1511 Süßholz anschaffte (S. 279), daß der Ritter von Schweinichen seine Geliebte mit Zucker „zu ein oder zwei Thaler" beschenkte (S. 281). Ferner theilt Lippmann die Kochrezepte des Arnaldus mit (S. 289) die Stellen aus Hafiz-Dimeschki (S. 114) und Mahmud Ibn-el-Husein (S. 114), aus Wilhelm von Orange (S. 198), aus Dschelâleddin Rûmi (S. 154), aus Shakespeare (S. 276), den Brief der Liselotte (S. 347) u. s. w.

Man kann nun über das Verhältniß der beiden Zuckerhistoriker zu einander verschiedener Meinung sein. Es mag sein, daß Meyer seinem Meister und Vorgänger mit einer Bewunderung gegenüber steht, die er nicht durch Worte profaniren will, so daß er sich auf schweigende Verehrung beschränken muß. Das kommt vor. Oder wir müssen die Erklärung in seinem Vorleben suchen. Herr Meyer war, ehe er zur Kulturhistorie umsattelte, Nationalökonom und als solcher ein rühmlichst bekannter Freihändler.

Was ein richtiger Freihändler ist, der pfeift auf den Schutz jeder Produktion, und die Theorie vom freien Spiel der Kräfte gilt ihm vor Allem als die Erlaubniß, mangels eigener, mit den Kräften Anderer freies Spiel zu treiben. Als Anfang war Meyers Geschichte des Zuckers eine beachtenswerthe Leistung, man darf danach noch viel von ihm erwarten. Als sehr brauchbare Forschungsgebiete empfehlen wir ihm das wenig bekannte Werk Avé-Lallements über das Diebswesen in allen Zeiten. Ein Buch über den Eigenthumsbegriff bei den uncivilisirten Völkerschaften dürfte ebenfalls unschwer aufzutreiben sein. Vielleicht beschenkt uns Herr Meyer, wenn er noch einige Jahre weiter geforscht hat, auch mit einer „Geschichte der Skrupellosigkeit". Also vivat sequens!

Dr. Karl Hager.

Digitized by Google

Paralipomena zum Bismarcktage.

Fürst Bismarck hat Glück. Einst, als er des Präsidiums im preußischen Ministerium müde geworden war, wünschte er sich, nicht als Staatsmann, sondern als Soldat die höchsten Ehrenstellen erreicht zu haben, und nun hat ihm sein militärischer Rang zu dem an äußeren Ehren jedenfalls reichsten Tage seines Lebens verholfen. Als er vor zwei Jahren in Lenbachs Hause vom Münchener Magistrat begrüßt worden war, da meinte er, ihm sei zu Muthe wie einem Primaner, der mit einem guten Abiturientenzeugniß abgeht, und nun ist dieses Zeugniß ihm auch von der Hauptstadt seines engeren Vaterlandes mit dem Prädikat summa cum laude ausgefertigt worden. Zwar, die Kommunalverwaltung, die sich beim siebenzigsten Geburtstag des Fürsten durch einen Magistratsdiener vertreten ließ, schien von der Anwesenheit ihres neben Virchow doch auch immerhin berühmten Ehrenbürgers nichts zu wissen und Herr Zelle hatte nicht einmal ein paar Fähnchen herausgehängt. Aber die Bürgerschaft behandelte den angejahrten Primaner recht gut und die Presse verschaffte ihm gar noch ein letztes Glück: das, über sich selbst Nekrologe zu lesen. Wahrhaft rührend war der Eifer, den plötzlich hereinbrechenden Gast zu bestatten. Schon bevor er angelangt war, hatte Herr Richter ihn als einen „hinfälligen Greis" mit „menschlicher Theilnahme" begrüßt und in dieser Leichenträgertonart ging es weiter, bis dem Scheidenden für „seinen kurzen Lebensabend" die herzlichsten Wünsche nachgerufen wurden. Ganz besonders findige Reporter, die auf offiziöse Nachrichten Werth legen, haben sogar herausgebracht, daß der Fürst kaum wiederzuerkennen ist und daß die Argen, die von seiner Frische und Rüstigkeit erzählten, ganz sträflich gelogen haben. In Friedrichsruh kann an jedem Tage Jeder sich überzeugen, wie aufrecht und rasch der Fürst vorwärts schreitet, ohne je sich einer Stütze zu bedienen, und er kann von Freunden des Hauses hören, daß der hinfällige Greis politische Vorträge von der Dauer einer Stunde und mehr zu halten vermag, ohne dabei zu ermüden. Aber auch die letzte öffentliche Leistung lobt die gute Natur des Fürsten und seinen Schweninger. Er hat in Kürassieruniform etwa neun Stunden lang im Eisenbahnwagen gesessen; dazwischen ist er die Front der Ehrencompagnie abgeschritten, hat den Kaiser, die Kaiserin, den Prinzen Heinrich begrüßt und mit ihnen dejeunirt, der Kaiserin Friedrich und dem König von Sachsen seine Ehrerbietung bezeigt, Meldungen entgegengenommen, mit alten Bekannten, wie dem Fürsten Pleß und den Grafen Eulenburg und Henckel, geplaudert, dann an einem Diner zu elf Gedecken theilgenommen —: nach vierjähriger, fast ununterbrochener Ruhe ist Das für einen hinfälligen Greis sicher eine recht respektable Leistung. Es wird sich deshalb empfehlen, die Nekrologe doch einstweilen lieber noch zurückzustellen. Schon vor Monaten sprach der alte Kanzler den Wunsch aus, für einen Theil des Winters seinen Wohnsitz in Berlin zu nehmen; hoffentlich führt er jetzt diese Absicht aus und giebt den Berlinern die Gelegenheit, ihn nicht nur in der Galakutsche, sondern auch als einfachen Spaziergänger unter den Linden zu sehen.

* * *

Drei Bilder aus dem Bismarck-Museum in Schönhausen: I. Photographie des Prinzen Wilhelm von Preußen, des jetzigen Kaisers, mit der Widmung: „Zum Zeichen seiner treuen Anhänglichkeit und herzlichsten Verehrung. Cave, adsum. 1. April 1884". II. Kreidezeichnung des jetzigen Kaisers. Das Bild

Digitized by Google

zeigt eine Division der deutschen Panzerflotte klar zum Gefecht und trägt die Widmung: „Sr. Durchlaucht dem Fürsten Reichskanzler zum Zeichen wärmster Verehrung und treuester Freundschaft zum Weihnachtfeste verehrt." (1884.) III. Porzellan-Tablette mit kunstvoller Malerei. Geschenk Wilhelms des Zweiten zu Weihnachten 1888. Das Bild trägt die Inschrift In trinitate pax und es zeigt die Wappen der Dreibundsmächte und daneben den Fürsten Bismarck als wachenden Herold, der über den dreieinigen Frieden die Standarte hält. Es ist noch ein Bild des Kaisers da, eine mißlungene Kopie nach Angely, die der Fürst bei seiner Entlassung aus dem Staatsdienst vom Monarchen erhielt. . . . .

* * *

Der Börsenbeobachter der Vossischen Zeitung leistete sich über die „Aussöhnung" die folgenden Niedlichkeiten: „Das bloße Gefühl, daß ein geschichtlicher Akt von großer Bedeutung sich vollzog, wenn auch vielleicht nur von großer menschlicher Bedeutung ohne jede politische Zuthat, genügte, um die Massen zu elektrisiren. Und doch — sollte die Börse wirklich ein so kurzes Gedächtniß haben, um nicht mehr zu wissen, was Fürst Bismarck für die Börse und das mobile Kapital gewesen? Der Staatsmann, unter dem aus dem Munde eines seiner ersten Mitarbeiter das häßliche Wort von dem Giftbaum fiel, der Staatsmann, der den Antisemitismus begünstigte und den Haß gegen die Börse mit großzog, der die agrarischen Interessen über die des beweglichen Kapitals jederzeit stellte, die Schutzzollpolitik, das feindselige, mit Kampfesparagraphen ausgestattete Absperrungsystem der Staaten inaugurirte? Welche Wohlthaten könnte sich die Börse erhoffen, wenn dieser Staatsmann wieder ans Ruder käme oder auch nur seinen Rath wieder in die Wagschaale der Politik legen dürfte?" — Der Mann, der in so unanfechtbarer Form die Bilanzen des alten und des neuen Kurses zieht, heißt Moritz Meyer. Vielleicht kann Herr Glöß ihn nächstens einmal in Moabit als Entlastungzeugen gebrauchen.

* * *

Pindter!! Norddeutsche Allgemeine Zeitung vom Juni 1892: „Eine Aeußerung des Fürsten Bismarck, welche den Kaiser mittelbar beschuldigt, bereits im Herbst 1889 von der Absicht, den Fürsten Bismarck zu entlassen, den Kaiser von Rußland unterrichtet zu haben, widerstrebt so sehr dem monarchischen Gefühl, daß wir dabei nicht verweilen mögen . . . So stehen die Männer, denen die ehrenvolle Berufung zu Theil geworden, das Werk des Fürsten Bismarck fortzuführen, vor der Aufgabe, ihre Arbeit vor Allem zu schützen vor dem Mann, dessen Schöpfung sie erhalten sollen . . . Niemand kann den Umfang des Schadens ermessen, den der Fürst dem eigenen Vaterlande zuzufügen Willens ist." Norddeutsche Allgemeine Zeitung vom 26. Januar 1894: „Fast vier Jahre sind verflossen, seit sich Kaiser Wilhelm II und Fürst Bismarck von Angesicht zu Angesicht gegenüberstanden. Heute kommt der Fürst, um sich bei Sr. Majestät persönlich zu melden und als Gast des Kaisers im Königlichen Schlosse zu verweilen. Er wird erfahren, daß, wie bei dem Monarchen, so auch bei der Bevölkerung der Reichshauptstadt und der gesammten deutschen Nation die Dankbarkeit für seine unvergleichlichen Verdienste um das Vaterland unvermindert geblieben ist." — Der Stil ist doch schwerer zu ändern als die Gesinnung.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 10. Februar 1894.

Der russische Vertrag.

Graf Schuwalow, der sehr klug und sonst auch sehr still in Berlin den Selbstherrscher aller Reußen vertritt, hat plötzlich einiges Geräusch verursacht: er hat, so zu sagen aus heiterem Himmel, einen Toast auf den Grafen Caprivi ausgebracht. Darüber verfiel die Berliner Presse zuerst in ein Schelten, dann in ein Sinnen und endlich in ein Staunen, als auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Umwege über Wien die offiziöse Botschaft verbreitet wurde, der überraschende Trinkspruch sei „an die Adresse des Fürsten Bismarck und seines Heerbanns gerichtet, denen er zeigen solle, wer in Petersburg als Freund und wer als Gegner eines guten Verhältnisses zwischen Deutschland und Rußland betrachtet wird.“ Mit wie wenig Weisheit die offiziöse Presse geleitet wird, Das weiß man nicht erst seit vorgestern; mit wie geringem Verständniß sie aber auch gelesen wird, Das zeigte sich klar, da der Wiener Faschingscherz wirklich einzelne brave Männer zur Entrüstung gegen die Russen im Allgemeinen und den Grafen Schuwalow im Besonderen trieb. Diese guten Menschen und schlechten Politiker glaubten allen Ernstes, der russische Botschafter, der auch in der Zeit der Ungnade ein persönlicher Freund des Fürsten Bismarck und seines Hauses geblieben ist, habe das politische Wirken des Mannes verherrlicht, unter dessen Geschäftsführung die Tage von Kronstadt und Toulon sich ereignet haben und mit dessen huldvoller Förderung Herr von Stablewski Primas von Polen und Herr

Digitized by Google

von Koscielski, der Verfasser der gegen Rußland gerichteten Polen-Marseillaise, zur sichersten Stütze des preußischen Staates und des Deutschen Reiches geworden ist. Graf Schuwalow ist mit den Personalverhältnissen der verschiedenen Reichsämter wohl vertraut genug, um genau zu wissen, wo die Gegner einer politischen Verständigung zwischen Deutschland und Rußland sitzen, und um in der Presse ihre leise fortwühlende Maulwurfsarbeit zu spüren; aber er ist als Diplomat und Geschäftsmann auch erfahren genug, um politische nicht mit wirthschaftlichen Beziehungen zu vermengen. Er vertritt das Zarenreich und er ist russischer Großgrundbesitzer; mit diesen beiden Eigenschaften haben seine Privatgefühle für den Fürsten Bismarck und seine Privaturtheile über die staatsmännische Befähigung des Grafen Caprivi nicht das Geringste zu thun. Das Zarenreich wünscht, die Vortheile der neuen deutschen Handelspolitik einzuheimsen; die russischen Großgrundbesitzer wünschen, ihrem überschüssigen Getreide den deutschen Markt eröffnet zu sehen. Soll der Vertreter des Zaren und der russischen Agrarier da nicht in aufrichtiger Dankbarkeit sein Glas erheben und den Mann feiern, der beide Wünsche erfüllen will? Der Botschafter weiß, daß Bismarck die Anregung solcher Wünsche ihm so gut wie seinem österreichischen Kollegen rundweg abgelehnt hätte; aber er weiß auch, daß der alte Kanzler für das geschickte Benehmen eines erfahrenen Geschäftsmannes immer das klügste Verständniß gehabt hat. Graf Schuwalow trinkt auf das Wohl des Vaters der Handelsverträge, — und die Berliner Offiziösen sind unvorsichtig genug, dieses bedenkliche Lob eben so eilig in alle vier Winde zu telegraphiren wie die allzu reichliche Anerkennung, die von Paris aus jetzt der deutschen Kolonialpolitik gezollt wird. Die inspirirten Herren scheinen sich mit dem längst schon überflüssigen Beweis dafür plagen zu wollen, daß die Leitung der deutschen Staatsgeschäfte im ganzen Auslande frohen Beifall findet und daß nur im Deutschen Reich selbst einige thörichte Querköpfe immer noch unzufrieden sind und nicht einsehen können, wie herzensgut man es mit ihrem Vaterlande meint — in Petersburg, in London und in Paris.

Leider sind andere Völker nicht so naiv. In Frankreich, das Beispiel Ferrys beweist es, kann einem Politiker kein größeres Unglück begegnen, als daß er von deutschen Staatsmännern und Zeitungen gelobt wird. In England würde ein Ministerium unhaltbar sein, dessen

Digitized by Google

Kolonialpolitik den Beifall der Franzosen fände. Und sogar die in der Kultur doch erheblich zurückgebliebenen Russen scheinen nicht gerührt von der zärtlichen Theilnahme, der ihr wirthschaftliches Wohlergehen und — unglaublich, aber wahr! — selbst die Gesundheit des Zaren jetzt in einem Theile der deutschen Presse begegnet. Eigentlich müßten sie sich darüber freuen, daß in den selben Blättern, wo unter der Rubrik Rußland sonst nur von blutrünstiger Barbarei, Kosakenspargel, schamloser Geistesknechtschaft, von Attentaten und Bankerotten gesprochen wird, nun plötzlich so friedsame und freundliche Weisen erschallen und daß da nicht einmal die — natürlich englische — Meldung, der Zar sei vergiftet worden, Aufnahme fand. Aber die Barbaren scheinen doch schlauer zu sein, als man gewöhnlich denkt: sie wittern in der Zwischenhändlerpresse die Lust an einträglicher Schachermachei und sie bleiben bei allen streichelnden Liebkosungen völlig ungerührt, weil sie ahnen, daß, ist den Handelnden und Wandelnden der reiche Profit erst gesichert, das Kratzen und Hetzen gleich wieder anfangen wird. Der Anblick ist nicht neu; über politische Urtheile und Vorurtheile hat noch immer der Handelsgeist triumphirt. Als Richard Cobden in Rußland viel Geld verdient und nach seiner Rückkehr in die Heimath bemerkt hatte, daß durch die im Portfolio erfolgte Veröffentlichung geheimer russischer Staatsschriften die Engländer gegen das Zarenreich aufgebracht waren, da schrieb er, im Jahre 1836, rasch die Broschüre Russia by a Manchester Manufacturer, um seinen Landsleuten zu beweisen, daß die Eroberung Konstantinopels durch die Russen dem Interesse Englands dienlich und daß die Sorge um Indien gegenstandslos sei. Warum auch nicht? An Rußland war ja noch viel zu verdienen. Auch unsere Cobdenitenpresse, die, nach der Feststellung des Berliner Landgerichtes, „in der groteskesten Weise" sich an den — nach eigener Angabe streng konservativen — Reichskanzler „herangedrängt" hat, vergißt gern Zorn und Schmerz über Barbarei und Judenaustreibungen, wenn der ersehnte Handelsvertrag nur das Geld im Kasten klingen läßt. Aus diesen höchst modernen und aus den vorhin erwähnten naiven Elementen setzt die Claque für den Vertrag sich zusammen, den man, abermals etwas unvorsichtig, den russischen nennt, obwohl er in erster Linie doch ein deutscher sein sollte.

Auch viele industrielle Produzenten bemühen sich um den Vertrag und es ist, Dank der Bereitwilligkeit des Herrn Lieber, der mit

Digitized by Google

etwa vierzig schwarzen Männern den Herren Caprivi und Marschall zur Hilfe kommen will, ihrer Umsicht bereits gelungen, bis auf acht noch fehlende Stimmen die Mehrheit zusammenzutreiben. Die Herren haben durch den Zollkrieg außerordentlich schwer gelitten, sie haben, in der sicher falschen Voraussetzung, daß die russische Regirung über unsere Verhältnisse nicht unterrichtet ist, und auch wohl in einem lobenswerthen Gefühl nationalen Taktes, ihre Leiden verheimlicht und sie sehnen nun um so eifriger das Ende des Kriegszustandes herbei, als diesmal wirklich — im Gegensatz zu den früheren Handelsverträgen — für einzelne Industriezweige, namentlich für Kohle und Eisen, beträchtliche Konzessionen erreicht worden sind. Es ist das gute Recht der Industriellen, ihre Interessen kraftvoll und nachdrücklich zu vertreten, und nur läppische Heuchelei oder graue Theorie kann über die Vertretung von „Sonderinteressen" und über „künstlich" geschaffene Gegensätze zetern. Die Gegensätze sind da, sie weisen den Interessen von Stadt und Land, von Produzenten und Händlern, verschiedene Wege, und wenn die Interessen des Handels, der möglichst billig kaufen und möglichst viel Umsatz erzielen will, und des beweglichen Kapitals seit langen Jahren in einer ausgezeichnet organisirten und reichlich subventionirten Presse vertreten sind, so müssen die Werthe schaffenden Stände, um im Gedränge nicht überrannt zu werden, endlich wohl auch ihre Stimmen erheben. Die wichtige Frage ist nur, ob die industriellen Förderer des sogenannten russischen Vertrages ihre wahren Interessen auch wirklich erkennen. Die Verträge vom Jahre 1891 haben ihnen keine Vortheile gebracht, denn darin waren die scheinbar ansehnlichen Konzessionen so schlau bemessen, daß die inländische Produktion im Verhältniß zum Import immer noch billiger arbeiten konnte und daß die österreichischen Industriellen jetzt sehr vergnügt erklären können, die deutsche Konkurrenz habe ihnen keinen nennenswerthen Schaden zugefügt. Wenn von Rußland ein besseres Resultat erreicht worden ist, so dankt Das die Industrie hauptsächlich der wirksamen Agitation der deutschen Landwirthe, — und schon diese Erwägung sollte sie davor warnen, aus der seit 1879 mit Vortheil festgehaltenen Interessengemeinschaft sich zu lösen. Der Handelsvertrag mit Rußland wird durch die Schädigung unserer Landwirthschaft die Absatzfähigkeit deutscher Industrieprodukte im Inlande schmälern; er wird die schon im ersten Halbjahr 1893/94 um fast 32 Millionen

Digitized by Google

Mark verkürzten Zolleinnahmen des Reiches noch weiter vermindern und neue Steuern nothwendig machen, die, so lange die Legende von den „schwächeren Schultern" ein gläubiges Gehör findet, im Wesentlichen wieder einzelne Zweige der Industrie zu tragen haben werden. Dafür sollen glänzende Export-Aussichten und eine von allen offiziösen Zungen nicht laut genug zu preisende Stabilität der Verhältnisse den ausreichenden Ersatz gewähren. Von einer Stabilität kann aber bei einem Lande mit unsicherer Valuta ernstlich nicht die Rede sein und die Export-Aussichten werden sich nach einiger Zeit wahrscheinlich in dichte Nebel verflüchtigen. Rußland ist noch für Jahre hinaus auf gewisse deutsche Produkte, besonders aus der chemischen und der Eisen-Industrie, angewiesen; diesen Produkten kann und muß es die Einfuhr erleichtern; aber es kann und wird die eigene junge und rasch erstarkende Industrie nicht schädigen, sondern im Gegentheil sich bemühen, ihr die Absatzmöglichkeit durch die gesteigerte Kaufkraft der Landwirthschaft zu erhöhen. Ein russischer Finanzminister, den keine öffentliche Kontrole hemmt, der den Zeitungen, den Banken, den Produzenten geheime und bündige Vorschriften machen, der im Transportwesen und in den Kursverhältnissen nach selbstherrlichem Ermessen schalten kann, der braucht bei der Gewährung von Konzessionen nicht allzu ängstlich zu sein, weil er Mittel genug hat, diese Konzessionen, sobald sie ihm lästig werden, in ihrer Wirkung ganz oder doch zum Theil wieder aufzuheben. Was im konstitutionellen Ungarn möglich war, wird im absolutistischen Rußland viel eher noch möglich sein. Es ist sehr zu befürchten, daß unsere Industriellen sich die Sympathien der Landwirthe entfremden, ohne auch diesmal der verheißenen Vortheile froh zu werden; aber auch wenn sie diese Vortheile einstrichen, so würde Deutschland auf dem Wege dieser Export-Politik immer mehr in seiner Ernährung vom Auslande abhängig und in Kriegszeiten von der Gefahr einer Hungersnoth bedroht werden, während gleichzeitig Rußland gerade durch den erleichterten Absatz seiner landwirthschaftlichen Produkte die Kaufkraft der Bevölkerung und also den inneren Markt seiner Industrie kräftigen könnte.

Mit Ausnahme vereinzelter strebsamer Existenzen ist in den Kreisen unserer Industrie denn auch keinerlei Enthusiasmus für den wohl nur vorläufig letzten der neuen Handelsverträge zu entdecken. Die verständigeren und weiter blickenden Herren verhehlen gar nicht,

Digitized by Google

daß sie, trotz den jetzt durchgesetzten Konzessionen, viel lieber zu dem bis zum Jahre 1891 wohlthätig wirkenden Zustande der Tarifautonomie zurückkehren möchten, aber sie sagen: Wir sind nun einmal in eine Zwangslage gebracht und wir müssen die Folgen früherer Beschlüsse tragen, obwohl wir diese Beschlüsse für unklug und unheilvoll halten. Diese Zwangslage — ein Begriff, der dem Deutschen Reich zwanzig Jahre lang unbekannt blieb — hat ja in allen Phasen der allerneuesten Handelspolitik eine tragikomische Rolle gespielt. Zuerst sollte die Zwangslage gegeben sein, weil am 1. Februar 1892 fast sämmtliche Handelsverträge abliefen und eine vertragslose Zeit „drohte"; warum Deutschland diese Zeit mehr als andere Mächte fürchten sollte, Das ist das Geheimniß der an entscheidenden Stellen von Mitgliedern des Cobdenclubs beeinflußten Reichsregirungen geblieben. Dann kamen die Verträge mit Rumänien, Serbien und Spanien; neue Zwangslage, denn nun sollte der Reichstag durch sein Votum für die ersten Verträge gebunden sein. Und jetzt heißt es wieder: Ihr habt den Vertragsstaaten und den meistbegünstigten Ländern den Konventionaltarif bewilligt und Ihr dürft deshalb Rußland nicht verweigern, was allen Anderen gewährt worden ist. Mit Recht hat der gewissenhafte und kluge Graf Kanitz gesagt: „Noch niemals hat die Regirung eines Landes mit so freigiebiger Hand Geschenke ausgetheilt wie jetzt die deutsche Regirung; an einem einheitlichen Plan für diese ganze handelspolitische Aktion aber scheint es von vornherein gefehlt zu haben." Und es entsteht nun die Frage, ob es patriotisch ist, unter allen Umständen die Fehler einer schlecht berathenen Regirung mitzumachen, oder ob ein höheres Verdienst um das Vaterland nicht vielleicht darin besteht, der Fortführung einer fehlerhaften Politik jede Unterstützung zu versagen und mit aller Kraft zu versuchen, wie früher begangene Irrthümer wieder gut zu machen sind. Wer dem Reichstag sagt: Deine Mehrheit war im Dezember 1891 zwar kurzsichtig, aber Du mußt aus ihren Beschlüssen dennoch unbedingt die Konsequenzen ziehen, der handelt genau so weise wie ein Mann, der mit einem Fuß in den Sumpf gerathen ist und der nun nichts Besseres weiß, als geschwind nun auch den zweiten Fuß hineinzustecken, weil Das ja nur die „Konsequenz" des ersten Irrschrittes ist.

Auch politische Rücksichten werden wieder ins Treffen geführt. Die ersten Verträge sollten, nach dem Wort des Grafen Caprivi,

Digitized by Google

„unsere Verbündeten stärken"; über den Werth und die Zweckmäßigkeit dieses Wortes, das uns in die Rolle des mit Opfern Werbenden drängte, kann man zweifelhaft sein, nicht aber darüber, daß diese Wirkung nicht erreicht worden ist. Jetzt soll Rußlands berechtigte Empfindlichkeit geschont werden. Alle vernünftigen Leute, die nicht durch baltische, polnische, jüdische oder englische Interessen beeinflußt sind, wünschen, daß wir mit dem Zarenreiche in freundschaftlichen Beziehungen leben; Das könnten wir erreichen, wenn wir uns um die inneren Verhältnisse Rußlands möglichst wenig bekümmern und weder polnischen noch englischen Wünschen uns dienstbar machen. Nichts aber zwingt uns, mit wirthschaftlichen Opfern um die Freundschaft der Russen zu werben; es stände traurig um das Deutsche Reich, wenn es seine politische Stellung nur noch für den Preis von Tributzahlungen behaupten könnte. Wenn der Reichstag, als einer der zur Gesetzgebung berufenen Faktoren, den jetzt vorliegenden Vertrag verwirft und deutlich zu erkennen giebt, daß er den Weg zur unbeschränkten Tarifautonomie und zum System des nationalen Zollschutzes zurückzuschreiten wünscht, so kann der Beauftragte des Bundesrathes ruhig und loyal den Russen erklären: Wir finden für den Vertrag keine Mehrheit; unsere Produzenten wollen zu den wirthschaftlichen Grundsätzen des Fürsten Bismarck zurückkehren und die Regirungen halten diesen Wunsch für berechtigt; ihre Aufgabe wird es nun sein, in einem Uebergangsstadium, während dessen Dauer Ihr mit den anderen Staaten gleich günstig gestellt werden sollt, die Wirkungen der früher abgeschlossenen Verträge so zu modifiziren, daß Euere Einfuhr nicht schlechter als die anderer Länder behandelt wird; die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland wünschen wir so freundlich zu gestalten, wie es unseren Interessen entspricht, deren wirthschaftliche Vertretung Ihr uns ganz gewiß nicht verargen könnt. Vielleicht könnte der General von Caprivi eine solche Erklärung nicht abgeben: die Stellung dieses Herrn gilt aber, seit seinem Wiener Erlaß vom Kaiser eine so erfreuliche Nachschrift gegeben worden ist, in den für Preußen immer besonders wichtigen Kreisen der Armee ohnehin als unhaltbar. Mit einem Toast des russischen Botschafters würde die Erklärung jedenfalls nicht beantwortet werden; aber dafür könnte der Mann, der sie abgäbe, des freudigen Dankes der im eigenen Vaterlande Werthe schaffenden Stände gewiß sein.

Digitized by Google

Bei einem parlamentarischen Abendessen hat der Kaiser die Erwartung ausgesprochen, die Reichstagsabgeordneten würden, wenn es zur Abstimmung über den russischen Vertrag kommt, ihrer Verantwortung sich voll bewußt sein. Diese Erwartung sollte bei jeder Abstimmung selbstverständlich sein; aber es ist gut, daß sie diesmal noch besonders nachdrücklich ausgesprochen wird. Der ganze deutsche Bauernstand ist gegen den Vertrag, — nicht nur, wie uns vorgelogen wird, eine selbstsüchtige Sippe von Großgrundbesitzern, die aber in ihrem Werth für den preußischen Staat auch nicht unterschätzt werden dürfen. Der gerade vom Liberalismus gern citirte Freiherr vom Stein hat gesagt: „Die Vereinigung der großen Grundeigenthümer sichert die Person und die Würde des Regenten, die den Angriffen ausgesetzt ist des neuernden Unternehmungsgeistes des Mittelstandes, der stets dahin strebt, seine Eitelkeit zu befriedigen durch Herabwürdigung der oberen Stände und der ebenfalls Gefahr läuft durch die Habsucht des Pöbels, dem nach dem Vermögen der Reichen gelüstet." Der deutsche Grundbesitzer und Bauer verlangt nicht, wie Fälscher behaupten, die Garantie einer bestimmten Rente; er verlangt nur, daß seine Produkte nicht durch den Massenimport aus Ländern, die billiger produziren können, im Preise herabgedrückt werden, und Das ist so gut sein Recht, wie es das Recht des deutschen Arbeiters ist, gegen die Schleuderkonkurrenz chinesischer Kulis sich zu wehren; wenn Leitartikel und Feuilletons plötzlich zu Spottpreisen vom Auslande bezogen werden könnten, dann würden am Ende auch die Federhelden, die so mannhaft jetzt gegen die agrarische Begehrlichkeit zu Felde ziehen, von den „Sonderinteressen" einen anderen Begriff bekommen. Der deutsche Bauer fühlt instinktiv, daß erst der Handelsvertrag mit Rußland den entscheidenden und für zehn Jahre nicht mehr rückgängig zu machenden Schritt auf dem Wege bedeutet, der mit Nothwendigkeit zu weiteren Herabsetzungen der landwirthschaftlichen Zölle führen muß. Nicht die Bauern treiben eine demagogische Agitation, sondern die Leute, die ihnen sagen, daß ein niedriger Getreidepreis unter allen Umständen ein Glück für ein Land ist. Selbst Cobden hat, als es sich um die Löhnung seiner eigenen Kattundrucker handelte, zugegeben, daß billigere Kornpreise auch die Arbeitlöhne herabdrücken müssen. Und von Napoleon, der abwechselnd mit caesaristischen und demagogischen Mitteln arbeitete und der deshalb unablässig nach niedrigen Getreidepreisen strebte, hat der

Digitized by Google

neben Colbert wohl klügste Nationaloekonom Frankreichs, Chaptal, gesagt: Il ne sentait pas que l'aisance pour les hommes des champs fait la richesse d'un Etat, parce qu'alors ils consomment les produits des fabriques qu'ils peuvent acheter; alors ils payent gaiement leurs impositions; alors ils améliorent leurs domaines; alors ils donnent du travail au mercenaire. Dieser Worte, die mit den wirthschaftlichen Anschauungen Bismarcks übereinstimmen, sollten die Volksvertreter sich erinnern und sie sollten, nach dem Rath des Kaisers, ihrer Verantwortung sehr ernstlich sich bewußt sein, bevor sie einen Vertrag bewilligen, der unserer schwer um ihr Dasein ringenden Landwirthschaft neue Opfer auferlegt, der die Reichseinnahmen abermals schmälert und neue Steuern nöthig macht und der, weit entfernt, die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland zu verbessern, im Gegentheil unsere Landbevölkerung mit einem sehr gefährlichen Unmuth gegen das Zarenreich erfüllt. Die Polen, die einst wüthende Agrarier waren, wissen sicher ganz genau, warum sie für den russischen Vertrag stimmen wollen: ihr ganzes Sinnen und Trachten ist nur auf einen Krieg gegen Rußland gerichtet und sie hoffen, daß die Verarmung des deutschen Bauernstandes sie diesem Ziel um ein Beträchtliches näher bringen wird.

Auch sonst ist die voraussichtlich bald gesicherte Mehrheit in ihrer Zusammensetzung nicht uninteressant. Wenn die Getreidezölle unter allen Umständen verderblich wirkten, dann, sollte man meinen, dürften die bürgerlichen Demokraten und ihre sozialistischen Genossen nicht für Verträge stimmen, die auf zehn Jahre hinaus die bekannten nothwendigsten Lebensmittel immerhin noch erheblich belasten; sie müßten vielmehr für eine autonome Beseitigung der Zölle agitiren. Aber die Herren sind schlauer, als ihre Theorien aussehen; die Sozialdemokraten sind schon zufrieden, wenn die Unzufriedenheit der Bauern ihrer Landagitation die Wege bahnt; und der im Liberalismus organisirte Zwischenhandel sucht raschen und reichen Profit und weiß auch, daß solche Großstadtpolitik am Wirksamsten seine politischen Geschäfte besorgt. Den Beiden gesellt sich der nicht agrarisch interessirte Theil des Centrums, der von der Repolonisirung des Ostens und von der Besetzung wichtiger Stellen mit Katholiken die Erfüllung lange genährter Wünsche erhofft, und die fehlenden Stimmen werden vom Bataillon Kosciesko, gegen Schulkonzessionen,

Digitized by Google

beschafft. Diese Phalanx sollten die noch Schwankenden prüfen, — und auch die leitenden Männer, die als Führer auf unübersehbaren Wegen jetzt Vertrauen heischen, sollten sie, sammt den bisher von ihnen vollbrachten Thaten, recht sorgfältig ins Auge fassen. Jede Aenderung der Handelspolitik ist schließlich doch eine Vertrauensfrage und in der Wahl der Männer, denen man Vertrauen schenken will, kann man gar nicht vorsichtig genug sein.

Sehr eifrig wird jetzt nach der Stellung des Fürsten Bismarck zu dem neuen Vertrage geforscht und auf beiden Seiten sucht man diesen mächtigen Verbündeten sich zu gewinnen. Der alte Kanzler hat nicht die geringste Veranlassung, früher, als es ihm nöthig scheint, mit seiner persönlichen Ansicht über eine Situation hervorzutreten, die er nicht geschaffen hat und die unter seiner Geschäftsleitung unmöglich gewesen wäre, weil es damals Zwangslagen für Deutschland überhaupt nicht gab. Seinen Widerspruch gegen eine Handelspolitik, die er für verhängnißvoll hält, hat er niemals ängstlich verborgen, eben so wenig aber seinen Wunsch, das Verhältniß zu Rußland wieder freundlicher gestimmt zu sehen. Es ist geschmacklos, ihn auf eine Parteischablone festnageln zu wollen. Man kann mit einiger Sicherheit annehmen, daß er für eine Brüskirung Rußlands sein Ansehen niemals einsetzen würde; noch sicherer aber ist, daß er für die Fixirung eines Systems nicht zu haben ist, das ihm unheilvoll scheint, weil es das Deutsche Reich seiner tarifarischen Selbständigkeit beraubt und den wichtigsten Gewerbestand dem Untergang nahe bringt. Er würde den Hilfe heischenden Agrariern vielleicht erwidern: Warum habt Ihr im Dezember 1891 nicht auf meinen Rath gehört? Und den Regirungen, die ihn etwa zum Kronzeugen wünschten, würde er antworten, was er im Oktober 1877 dem Grafen Andrassy sagte, als der seine Hilfe für einen Handelsvertrag mit Oesterreich in Anspruch nahm: „Sie wenden sich da an die falsche Adresse; Alles, was ich für Sie thun kann, ist, meine Meinung über den Handelsvertrag zu verschweigen."

Digitized by Google

Frauenerziehung und Frauenthätigkeit.*)

Nicht nur im Freien, sondern auch zu Hause könnte für die Bewegung der Mädchen in viel ausgiebigerem Maße gesorgt werden. Die Genußsucht der höchsten Stände hat allmählich alle Klassen ergriffen und die Frau zur Vernachlässigung ihrer Pflichten im Hause geführt. Die höhere Tochter darf sich doch ihre Finger nicht beschmutzen und verderben Dafür muß sie sich aber Hühneraugen sitzen, um Schundromane lesen zu können und ihr Gemüth zu verrohen. Die Fabrikarbeiterin lernt überhaup nichts für den Hausstand, aber die Tochter des Arbeiters oder Bauern die dient, ist sich in solchen Häusern ohne tüchtige Hausfrau selbst überlassen lernt nichts, was sie im Hause brauchen kann, und trägt so die Nachtheile dieses Systems nach unten weiter. So wird die Frau dem Hause entfremde und treibt dann auch den Mann aus dem Hause, wenn Das nicht bereits anderweitig besorgt sein sollte, und in den Arbeiterkreisen legt der Mann dann oft den ganzen Verdienst im Wirthshause an und die Frau in eitlem Tand. Mögen die falschen Ideen der Sozialdemokraten auch einen großen Theil der Schuld an diesen Dingen haben, der Antheil der gebildeten Frauen an diesen trostlosen Zuständen kann nicht verkannt werden. Die Entziehung von den Hausfrauen-Pflichten ist ein soziales Vergehen schlimmster Art.

Diese Vernachlässigung der Pflicht macht sich aber leicht auf Generationen hinaus bemerkbar, weil die Kinder solcher Frauen von vornherein zur Vernachlässigung der Pflicht groß gezogen werden. Die „Kochkurse" der höheren Töchter erzielen denn in der That auch Wunderleistungen. Und doch besteht hier die in ihrem Vordersatze unbestreitbare richtige Volksmeinung, daß 6 mal 6 gleich 36 ist, eben so auch unbestreitbar in ihrem Nachsatz zu Rechte. Die Frau ist in diesen Dingen die Hälfte, die erhaltende Hälfte der Nation. Wie ganz anders und kräftiger sehen die Mädchen aus, wo eine tüchtige Hausfrau sie zur Thätigkeit im Hause und in der Küche anhält. Diese Arbeit ist aber echte Nationalökonomie und ein wichtiger Theil des Wohlstandes der Nation. Das ist für die Mädchen wichtiger, als Verlesungen über Nationalökonomie zu hören und dann nichts zu verstehen und zu können. In Deutschland ist es glücklicherweise hierin noch hin und wieder ganz gut bestellt und besonders unser kerniger Grundbesitzerstand, der einen Stolz darein setzt, lieber auf eigener Scholle zu herrschen, als byzantinische Dienste zu leisten, läßt für die Zukunft manches Gute hoffen.

Diese soziale Seite der Frage muß ich aber noch nach einer anderen Richtung betonen. Wenn die Frau ihre Pflicht nicht thut, so müssen andere Kräfte die Arbeit besorgen, die dann allerdings auch meist danach ist,

*) S. Nr. 16 u. 18 der „Zukunft".

Digitized by Google

und die Zahl der Dienstboten wird größer, als es dem Einkommen der Männer entspricht. Dabei kann man aber meist die Beobachtung machen, daß bei sonst gleichen Verhältnissen die Lebenshaltung mit der Zahl der Dienstboten nicht besser, sondern schlechter wird. Wo die Frau aber selbst als Konkurrentin des Mannes im Erwerbsleben auftritt, kommt noch hinzu, daß sie sich mit geringerem Verdienst begnügt und daher auch die Bezahlung des Mannes herabdrückt. Dadurch wird der Mann vom Heirathen erst recht fern gehalten und das ungünstige Verhältniß der Unverheiratheten beider Geschlechter noch mehr verschoben. Der Verdienst solcher gleich Gestellten summirt sich aber durchaus nicht, wenn sie sich heirathen, da der Verdienst der Frau an die selbe Arbeitweise geknüpft ist. In einer solchen Ehe muß dann ein Dritter das Haus besorgen oder man verzichtet von vornherein auf Haus- und Familienleben und kommt damit zu dem Standpunkte, den ich auf das Schärfste verurtheilen mußte. Eine gelehrte Frau aber, die ein Geschäft eröffnet, die als Anwalt oder Arzt thätig ist, vielleicht eine Kanzlei oder Klinik einrichten will, ist der häuslichen Seite ihrer Thätigkeit genau so wenig gewachsen wie ihr männlicher Konkurrent und sie muß sich nach einer anderweitigen Unterstützung umsehen.

Man kann der Frage aber auch noch von dem Standpunkte näher treten, ob denn die Leistungen der Frauen so bedeutend sind, um ihnen überall die Gleichberechtigung mit dem Manne zu sichern. Wenn talentvolle Frauen sich den höchsten Aufgaben der Männer gewachsen halten, so können sie sich viel weniger auf die kleine Zahl der im Laufe der Geschichte auf verschiedenen Gebieten erfolgreich thätig gewesenen Frauen berufen als auf manche „Leistungen" moderner Männer. Wenn man z. B. hört, daß zum Zustandekommen einer ganzen Operette sich schon vier Männer verbinden mußten — zwei für den fehlenden Inhalt, zwei für die fehlende Musik —, so kann man den Frauen kaum so Unrecht geben, wenn sie sich den Männern für gewachsen halten, und Blumenthals scharfer Ausspruch: „Wenn zwei Romane einem dritten gleich sind, so sind es drei Romane von der Marlitt" paßt doch entschieden auch auf die Mehrzahl der Romanschriftsteller. Die männlichen Kritiker machen aber einen großen Unterschied, je nachdem sie wissen, ob eine Arbeit von einer Frau ist, oder glauben, daß sie von einem Manne ist. Im zweiten Falle loben oder vermöbeln sie das Werk nach Inhalt und Form, aber mit der Person des Verfassers geben sie sich nicht ab. Wenn es sich aber um eine Frau handelt, so wird sicher eine bösartige Einleitung über die Leistungen der Frauen im Allgemeinen vorausgeschickt, auch wenn das Ergebniß ein nur günstiges ist: die captatio malevolentiae hat ihren Dienst geleistet und Etwas bleibt hängen.

Wir müssen deshalb als ehrliche Forscher untersuchen, was wirklich an

Digitized by Google

der Sache ist. Einige Beispiele dürften genügen. Eine Sophie Germain vermochte ein mathematisch-physikalisches Problem zu lösen, an dem zunächst sogar das Genie eines Lagrange, vielleicht des Größten aller Mathematiker, gescheitert war, und in der Erkenntnißtheorie war sie sogar, über Kant hinausgehend, einem Comte vorausgeeilt, dessen Fehler sie zu vermeiden mußte. Wer kann dieser Frau den Ruhmestitel eines echten Genies vorenthalten? Frau Kowalewski hat zwar in der Wissenschaft keine neuen Probleme gestellt oder gelöst, aber sich erfolgreich an der Lösung schwieriger mathemathischer Aufgaben betheiligt, über die auch sehr bedeutende der zeitgenössischen Mathematiker nicht hinausgekommen sind. Wer kann ihr den Ruhm vorenthalten, daß sie mindestens ein sehr starkes Talent gewesen ist? Fräulein Mester hat sich in der Urgeschichte einen wohlberechtigten Ruf erworben. Auf den wissenschaftlichen Gebieten der Medizin haben auffallender Weise nur wenige Frauen Tüchtiges geleistet, eine weit über das Mittel hinausgehende Leistung ist mir nicht bekannt, wohl aber recht tüchtige Arbeiten. Das ist um so auffallender, als bei den Naturwissenschaften nur Anlage und Arbeitmöglichkeit in Betracht kommen. Man braucht nicht Professor oder Assistent an einem Institute zu sein, um Etwas zu leisten, und Arbeitmöglichkeit ist Frauen in genügendem Maße geboten. Etwas Anderes ist es auf dem eigentlich ärztlich-klinischen Gebiete. Hier macht das Material zu einem guten Theil die Autorität. Unter einem reichhaltigen Material sind auch interessante Fälle, die anregen und Forschungen zeitigen. Die Kasuistik und die mit ihr gegebene Erfahrung macht sich der rein wissenschaftlichen Seite gegenüber sehr stark bemerkbar und dazu kommt noch die Kunstseite der Frage. Hier können nun die Frauen geltend machen, daß man Frauen noch nirgends zu ersten Assistenten befördert und ihnen damit das ganze Material noch nie eben so wie den Männern zugänglich gemacht hat. Es kommt weiter hinzu, daß bei vielen Frauenkrankheiten die Frau lieber eine Aerztin zu Rathe ziehen möchte und daß die Aerztin als Frau bei Kinderkrankheiten dem Kinde doch von Natur näher steht. Bei diesen beiden Gruppen kommt noch außerdem in einzelnen Ländern die soziale und Kulturauffassung der Frau zu Hilfe, so daß auch die Bedürfnißfrage in gewissen Grenzen bejaht werden muß. So wird es nicht zu vermeiden sein, daß bei uns Frauen als Aerztinnen zugelassen werden. Aber sobald wir uns auf einen umfassenderen Standpunkt stellen, müssen wir auch sagen, daß im Großen und Ganzen bei der Ueberzahl der Aerzte, deren Existenzbedingungen unter einer überstürzten Gesetzgebung immer mehr erschwert werden, von einer eigentlichen Bedürfnißfrage doch gewiß keine Rede sein kann. Denn die Aerztinnen werden fast stets nur in den Städten wohnen und nur auf dem Lande herrscht vielfach noch ein fühlbarer Mangel an Aerzten.

Digitized by Google

Eine Reform des Hebammenwesens, wobei die natürliche Anlage der Frau zur Krankenpflege wesentlich mit in Betracht kommt, würde vielen gebildeten Frauen einen dankbaren und lohnenden Erwerb eröffnen. Eben so bleibt die Ausbildung der Krankenpflege noch arg hinter den Bedürfnissen zurück. Auf diesem Gebiete ist aber die Frau unübertroffen. Was wir jetzt an großen Fortschritten zu verzeichnen haben, ist vorwiegend Frauen zu verdanken, und von Miß Florence Nightingales Auftreten im Krimkriege an sehen wir bis heute in Krieg und Frieden in den Seuchenlazarethen praktische Frauen ihr Liebeswerk üben und reformirend wirken. Was Männer hierin gethan haben, war kaum mehr als die Kodifizirung der Arbeiten von Frauen.

Auch auf dem Gebiete der Erziehung ist eine Erweiterung der Frauenthätigkeit noch sehr wohl möglich. Ich entsinne mich noch der Versuche, die gemacht wurden, den Frauen den Beruf als Turnlehrerin zu verschließen oder zu beschränken. Jetzt weiß Jeder, daß Frauen das Mädchenturnen mit günstigstem Erfolge zu ertheilen vermögen. Das Gleiche kann man von dem höheren Frauenunterricht in Töchterschulen und Seminaren sagen. Man läßt hier wohl Frauen zu den Prüfungen zu, und einzelne Damen haben die Befähigung zur Ertheilung des höheren Unterrichts glänzend nachgewiesen, — aber der Staat stellt diese Frauen trotz ihrer Fähigkeiten nicht an und verleiht die Stellen ohne Ausnahme an Männer, die oft aber weit hinter diesen Frauen zurückstehen. Für diesen Theil der Frauenbildung kann man wohl unbedenklich die Forderung aufstellen: den Frauen die Frauen! Nur das Vorurtheil hindert. Für die Mehrzahl der den Frauen längst offen stehenden Berufe macht sich ein Mangel des Fachunterrichtswesens geltend, der meist schon bei den Haushaltungsschulen zu vermerken ist. Die nothwendigen Reformen dieses Fachunterrichts würden die Frauen viel leistungfähiger machen, ohne daß es nöthig wäre, neue Gebiete zu erschließen. Allerdings müßte auch die unehrliche, widerwärtige Konkurrenz aufhören, die Mädchen und Frauen der besser situirten Kreise den zur Existenz auf die Handarbeit angewiesenen Mädchen und Frauen bereiten, nur um ein Taschengeld für Tand zu erhalten. Dadurch werden auf einigen Gebieten des Frauenerwerbs die Preise so herabgedrückt, daß eine abscheuliche Ausnutzung der weiblichen Arbeitkräfte durch gewissenlose Kaufleute herbeigeführt wird, welche Hunderte von Mädchen wirthschaftlich, gesundheitlich und sittlich zum Niederbruche führt und sie jener mala vita in die Arme treibt, deren Darstellung durch die Bellincioni sogar einige Mütter veranlaßte, ihre Töchter bis herab zu etwa zehn bis zwölf Jahren ins Theater zu führen, — wahrscheinlich zur Ausbildung in der höheren Sittlichkeit. Ob die Unkenntniß des Italienischen eine hinreichende Begründung zu einer solchen Charakterausbildung ist?

Digitized by Google

Unter den angestrebten neuen Gebieten sind besonders die gelehrten Berufe zu verzeichnen, zu denen der Zudrang besonders durch die Ueberschätzung vom Werth des reinen Wissens veranlaßt ist, wie ich früher erwähnte. Daß aber gerade diese Berufe, die so viele kräftige Männerexistenzen vorzeitig vernichten, für Frauen sonderlich zuträglich sind, kann man nicht behaupten. Die Zahl der Erkrankungen der blutbereitenden Organe — Bleichsucht (Anämie), weißes Blut (Leukämie) — ist in den Seminaren sehr groß, die Zahl der vorzeitigen Niederbrüche in den Nerven (Nervosität, Hysterie, Neurasthenie) ist erschreckend. Hiermit nimmt aber die Möglichkeit, das Ziel ganz zu erreichen, ab. Dies lehren auch die Erhebungen in der Schweiz. An den deutschen Universitäten der Schweiz haben in 25 Jahren bis 1891 789 Frauen studirt, von denen 141 = 16,6 pCt. das Doktoreramen machten und nur 26 = 3,8 pCt. die Staatsprüfungen ablegten; in der französischen Schweiz studirten in 17 Jahren bis 1893 179 Studentinnen, von denen nur 12 = 6,9 pCt. die Staatsprüfungen ablegten. So wenig bekommen in Deutschland nicht einmal die Juristen fertig, auch wenn sie sich auf der Universität selbst unter Bismarcks Mindestforderung von vier Arbeitsstunden halten.

So sehr wir auch die Charakterfestigkeit vieler dieser Frauen bewundern müssen, die alle möglichen Schwierigkeiten zu überwinden hatten, welche für den Mann nicht existiren, so sehr müssen wir auch betonen, daß im Allgemeinen die gelehrten Berufe im Universität-Studium den Frauen nicht bekömmlich sind. Immerhin existirt eine Anzahl hoch beanlagter Frauen, die den Anstrengungen der gelehrten Berufe gewachsen sind und sie ganz auszufüllen vermögen. Diesen Frauen muß wie jedem Menschen das Recht zugestanden werden, ihre besonderen Anlagen zur vollen Höhe und Leistungfähigkeit auszubilden. Aber bei der geringen Zahl dieser Frauen würde mit ihrer Zulassung zu den gelehrten Berufen die Lösung der Frauenfrage kaum gestreift. Außerdem darf diesen wenigen Frauen zu Liebe nicht auf eine Lösung der Frauenfrage verzichtet werden, bei der das Staats- und Volkswohl voll gewahrt wird.

Die jetzige höhere Töchterschule erzieht noch viel zu sehr zum Halbwissen, zu Blaustrümpfen, die zur Zeit in der berüchtigten Berliner Geheimrathsjöre die höchste Entwickelung gefunden haben. Solche höheren Töchter sind nur genießbar, wenn ein gesunder Mutterwitz ihr Geschnatter verdaulich macht, und dann verzichtet man gewiß gern auf die Verunzierung des gesunden Geistes durch solche zerhackte wissenschaftliche Wochenübersichten; sonst werden sie nur wie manche Arzeneien in vergoldeten Pillen einigermaßen annehmbar gesunden.

Eine Reform des Mädchenunterrichtes scheint mir in dem Sinne

Digitized by Google

nothwendig, daß die Erziehung mehr im Hinblick auf das Haus, die Familie, die praktische Humanität, erfolgt, damit die Frau im Stande ist, ihre Pflichten ganz zu erfüllen, und damit uns von dieser Seite das Schicksal des alten Rom erspart werde. Gerade so, wie es beim Knabenunterricht anzustreben ist, kann aber hierbei in den entsprechenden Klassen eine Gliederung des Unterrichts für die praktischen und für die gelehrten Berufe für die wenigen hierzu körperlich und geistig Veranlagten erfolgen.

Ein solcher Seminarunterricht läßt das Selbe erreichen, vermeidet aber manche der Gefahren, die den Mädchen aus dem jetzigen Knabengymnasium in höherem Maße als den Knaben erwachsen müssen. Geschieht Dies, dann kann die Mädchenerziehung so geleitet werden, daß auch die zu den selbständigen praktischen Berufen und zu den gelehrten Fächern übergehende Frau immer wieder den Anschluß an die national-wichtigeren Aufgaben der Frau als Gattin, Mutter, Hausfrau findet, wovon bei den jetzigen Bestrebungen der eigentlichen Frauenrechtlerinnen keine Rede ist.

Mit dieser Auffassung wird jeder einzelnen Frau die Möglichkeit eröffnet, ihre besonderen Fähigkeiten auszubilden und nutzbringend zu verwenden in Gründung einer ausreichenden Sondereristenz, aber es wird auch der vom sozialen und nationalen Standpunkte viel wichtigere und schließlich sogar allein entscheidende Gesichtspunkt gewahrt, daß die Frau in der Erfüllung ihrer Frauenpflicht auch ihr Frauenrecht findet. Die Bildung der Frau im Sinne der Aneignung eines Wissens, das unserer Kulturstufe entspricht und das sie zur Erziehung ihrer Kinder befähigt, ist damit sehr wohl vereinbar, da es gerade bei der wirklichen Bildung mehr auf das Viel als das Vielerlei, mehr auf die Art und Verarbeitung des Stoffes als auf das Füttern mit allen und noch einigen geistigen Speisen ankommt.

Wird bei den Bestrebungen nach Frauen-Rechten der unerläßliche Standpunkt des Rechtes und der Pflicht als Frau nicht vernachlässigt, so wird die Frage, ob die Frau die bessere Hälfte und damit der Feind der nur guten Hälfte sei, gegenstandlos und eben so ist es mit der Auffassung Lombrosos, daß sie die unbedingt schlechtere Hälfte sei. Die geistig, sittlich und körperlich gesunde Frau ist die volle Hälfte alles Dessen, was ein Volk in geistiger, sittlicher und körperlicher Hinsicht ist, und wo Dies der Fall ist und wo es ehrlich angestrebt wird, können wir der Frau noch jetzt das Wort freudig zurufen, mit dem einst Aeschylos seine „Eumeniden", die den Weg zur neuen, höheren Kultur und edleren Sitte schildern, schloß: „Es geleite sie Jubel und Danklied."

Prag. Professor Dr. Ferdinand Hueppe.

Digitized by Google

Themis am Webstuhl der Zeit.

Wenn der Bauer dem Advokaten seinen Fall vorträgt und der Jurist Bedenken äußert, dann wundert sich jener, daß man nicht einfach im Gesetzbuch nachschlagen könne, wer „Recht kriegt". Auch weniger Naive denken sich die Rechtspflege manchmal nicht viel anders und in dieser Ansicht steckt ein Korn von Wahrheit. Der Richter arbeitet noch weniger schöpferisch als andere Beamte, im Civil- und Strafprozeß rein kritisch, fast unbeeinflußt durch Rücksichten der Zweckmäßigkeit. Er entscheidet nur über den für diesen Fall festgestellten Thatbestand, nur nach bestehendem Recht, nur mit Wirksamkeit für diesen Prozeß. Seine Thätigkeit läßt sich zurückführen auf den Syllogismus: Rechtsnorm (Obersatz), Thatbestand (Untersatz), Entscheidung (Schlußsatz). Hinzu kommt, daß das Urtheil die Kämpfe im Innern des einzelnen Richters oder im Schooße des Kollegii nicht wiederspiegeln, vielmehr — als ein Staatshoheitakt — sich bestimmt, ja mit einer gewissen Unfehlbarkeit der Außenwelt geben soll. Treffend spricht deshalb Goethes Gerichtsrath in der „Natürlichen Tochter" von „seiner Enge reingezogenem Kreis".

Aber mit dem Eins! Zwei! Drei! ist es auch in der Urtheils-Fabrik nicht gethan. Auch hier gilt, daß

— „Ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt".

Die Normen liegen nicht kasuistisch bereit, sie wollen von einem wissenschaftlich gebildeten Geiste aufgefaßt, ausgelegt, analog angewendet werden. Die Thatsachen sind nach Erheblichkeit und Unerheblichkeit zu scheiden, aus Ungewißheit, bewußter und unbewußter Unwahrheit herauszuschälen. Durch die äußere Erscheinung des Gesagten, Gethanen, Unterlassenen ist hindurchzudringen zum inneren Meinen, zur Willensrichtung. Nicht nur Rechts-, auch Lebens- und Menschenkenntniß und umfassende Bildung sind erforderlich. Bei dem heutigen mündlichen Verfahren muß der Richter schnell auffassen und, was er weiß und kann, schnell zur Hand haben.

Er urtheilt aber nicht blos über geschichtlich abgeschlossene Entwickelungen, sondern auch — und zwar weit häufiger — über Das, was gährend in der Zeit sich rührt. Ja, man kann sagen: je heftiger die „Lebensfluthen, der Thatensturm" der Gegenwart, desto mehr Wellen schlägt sie auch in die Gerichtssäle; je aktueller, unfertiger, gährender die Bewegung, desto öfter kommt es zum Konflikt der Einzelnen unter sich und mit der Staatsgewalt. Wirthschaftliche, politische, intellektuelle, künstlerische,

Digitized by Google

ethische, religiöse Strömungen hat der Richter vor sich — „ein ewiges Meer, ein wechselnd Weben, ein glühend Leben". So schafft er am sausenden Webstuhl der Zeit und wirkt der Gerechtigkeit lebendiges Kleid.

Aufmerksame Beobachtung des jüngst Geschehenen und des Geschehenden ist unerläßlich. Mangelnde Kenntniß davon ist schädlich, zuweilen vorkommender Stolz auf diesen Mangel lächerlich; die Anerkennung, welche lebensfremde Destillate aus Akten, Paragraphen und Präjudizien nicht selten finden, ist gemeingefährlich. Jeder Rechtsfall hat ein Milieu, in dem er spielt, hat Voraussetzungen allgemeiner Natur, die dem Richter nicht jedesmal vorgetragen, noch weniger bewiesen werden können, deren Kenntniß er mitbringen muß. Er muß sich angeeignet haben und fortdauernd kontroliren ein Bild von der Entwickelung in der Welt, in seinem Staate und Volke, in seinem Bezirke, wenn er der aus dieser Entwickelung hervorgegangenen Einzelnerscheinung gerecht werden will. Zu diesem Bilde gehört: wie sich die Lage der verschiedenen Berufsstände gestaltet hat und gestaltet — des Landmannes, Handwerkers, Industriellen, Kaufmannes, Lohnarbeiters —, die Tendenz des Immobilienverkehrs in Stadt und Land, Baustellen-, Häuser- und Landwucher, Bauschwindel, Baukrisis, Wohnungnoth oder Wohnungüberfluß, Arbeitmangel, Arbeitgelegenheit, Nothstand, Kreditirung-Unwesen im Kleinverkehr, Art des Konkurrenzkampfes, Waarenfälschung, Verlauf des gerichtlichen und polizeilichen Kampfes gegen Verbrecher, Vagabunden, Prostituirte, Praktiken, Redeweise der wirthschaftlichen Erwerbszweige, Namen, Wesen, Gliederung, Zwecke, Evolutionen der verschiedenen Parteien — und vieles, vieles Andere.

Umfassende, gründliche allgemeine Bildung, ohne Stillstand, mit lebendiger Theilnahme auch an den Erscheinungen der Gegenwart, ist ein nothwendiges Rüstzeug des Richters. Nicht selten fehlt es daran, sogar auf dem Gebiete der literarischen, künstlerischen, religiösen Bewegung, das der Vorbildung des deutschen Juristen am Nächsten liegen sollte.

Man findet aber zuweilen sogar eine bewußt-absichtliche Absperrung von dem Blick auf die Zeit und in die Zeit, eine sonderbar jüngferlich-zimperliche Selbsteinkerkerung in einen bestimmten Kreis und in bestimmte Anschauungmittel, eine in unsrem Beamtenthum neuestens wieder wachsende Scheu, von „inkorrekten" Dingen auch nur Kenntniß zu nehmen. Ich erinnere mich des Urtheils eines preußischen Apellation(!)-Gerichtes über eine platte und zahme Broschüre, enthaltend die „Resultate" des Büchner-Vogtschen Materialismus: offenbar merkten die Herren nicht, woher das Zeug stamme, hatten nie über diese Dinge Etwas gelesen und urtheilten, als ob zum ersten Male Jemand von Bibel und Gesangbuch sich so weit entfernte. Man braucht ja den „Vorwärts" oder Ibsen oder Gerhart

Digitized by Google

Hauptmann oder Zola — oder meinetwegen die „Zukunft“ — nicht zu billigen, aber man soll von solchen Erscheinungen sich doch einige Kenntniß verschaffen, auch wenn man nicht Polizeilektor ist. Selbst die allerextremsten Richtungen muß man kennen, und zwar nicht blos aus dem Material des Einzelnfalles, um über diesen urtheilen zu können. Wie häufig weiß z. B. vom Anarchismus der Richter nichts weiter, als was der Kriminalwachtmeister X. vor ihm bekundet und was er über die letzten Bombenattentate in seiner Zeitung gelesen hat. Er hat kaum je davon gehört, daß jene Strömung insofern aus gläubigstem Idealismus fließt, als sie das Zusammenleben der Menschen ohne Obrigkeit, Strafe, Staat, in Tugend und Glück, für möglich hält und herbeiführen will. Er vermag die verschiedenen Spielarten darin nicht zu unterscheiden; gemeine Verbrecher, die sich ein theoretisches Mäntelchen umhängen, in Wahrheit aber unter allen Umständen stehlen und morden würden, und selbstlose, heldenmüthige Fanatiker. Vielleicht würde, wenn er ernstere Spezialstudien nicht gemacht hat, eine gewisse Anschauung in ihm geweckt werden durch die Erinnerung an das mit künstlerischer Kraft gezeichnete Bild, das Zola im Germinal von dem massenmordenden und kaninchen-hätschelnden, blutigweichen Anarchisten bietet. Aber Zola als Hilfsmittel der Rechtsprechung!

Nichts irriger als die Meinung, solche Abkehr von den Zeiterscheinungen verbürge größere Unparteilichkeit. Die Art von Unbefangenheit wird allerdings vorhanden sein, die aus ungetrübter Unkenntniß entspringt. Um so tiefer wird der Richter im Banne der eigenen Herkunft, Klasse, Erziehung, Umgebung, Interessensphäre stecken. Allerdings soll er auf höherer Warte stehen als auf der Zinne der Partei — soweit Das dem Menschen gegeben ist. Niemand aber kann aus der Subjektivität heraus; Niemand kann — und soll — Menschen und Dinge abgelöst von Menschen, Dingen, Zeitströmungen richtig beurtheilen. Es ist sehr nützlich, sich über diese Beschränktheit klar zu sein. Man achtet dann wenigstens auf die Schranken, aus denen heraus man entscheidet. Man entgeht der Naivetät, das Eintreten für die eigene Meinung, das eigene Klasseninteresse, die eigene Partei, Neutralität in den Meinungs-, Klassen-, Interessen-Kämpfen zu nennen. Man prüft dann wenigstens sorgfältiger, ob nicht auch die abweichende Strömung lauterer Quelle entspringt, Keime der Wahrheit, der geschichtlich nothwendigen Entwickelung mit sich führt. Alles natürlich in den Grenzen des Gesetzes; was dieses vorschreibt, verbietet, straft, Das bindet den Richter ohne Rücksicht auf Meinungverschiedenheiten über den Werth der Norm. Aber es bleibt noch Spielraum genug, den nicht Jurisprudenz im engeren Sinne, den nur allgemeine Bildung, und zwar moderne Bildung, ausfüllen kann. Selbstverständlich handelt es sich dabei nicht um die Hin-

Digitized by Google

gabe an irgend welche gerade herrschende oder moderne Strömung; im Gegentheil, die möglichst umfassende Kenntniß aller soll von der Herrschaft einer einzelnen möglichst frei machen. Der Richter soll die gar verschiedenen Farben sehen, in denen die Volksseele schillert; Das schärft ihm den Blick.

Immerhin bleibt er unter dem Einfluß seiner eigenen Gesammtanschauungen. Es ist ein sonderbarer, aber recht häufiger Irrthum der Richter und ihrer Kritiker, von solchem Einfluß mache man sich in der amtlichen Thätigkeit vollständig los. Dem gegenüber behaupte ich: der Einfluß zeigt sich in einer sehr großen Zahl der Fälle, dem Richter bald bewußt, bald unbewußt, bald vermeidlich, bald nothwendig. Er zeigt sich zuweilen — sehr ehrenwerth, wenn auch nicht richtig — derart, daß im Sinne der eigenen Richtung zu *wenig* gethan wird, um nur ja nicht parteiisch gegenüber einer abweichenden zu sein oder zu scheinen; ich erinnere mich einer berühmten Untersuchung wegen eines polizeilichen Uebergriffes, wo aus solcher Stimmung heraus die liberalen Mitglieder des Gerichts für unschuldig, die streng konservativen für schuldig gegen den angeklagten Beamten stimmten. Häufiger wohl zeigt sich die Wirkung positiv, im Sinne der *eigenen* Stellung zu den Zeitproblemen. Der Richter sieht die Sache anders an, je nachdem er mehr oder weniger streng monarchisch, konservativ, liberal, demokratisch, kapitalistisch, sozialreformerisch, staatssozialistisch, manchesterlich, agrarisch, religiös, antisemitisch u. s. w. ist. Alle diese Richtungen haben ja ihre Anhänger auch am Richtertisch. Giebt es doch heute sozialdemokratische Rechtsanwälte, sehr weitgehend staatssozialistische Geheimräthe, vielleicht nicht minder weitgehende Richter. In der Schweiz war ein Sozialdemokrat längere Zeit Staatsanwalt; in New-York soll seit einigen Wochen ein Anarchist zu diesem Amte gewählt sein.

Gerade die Stellung zum Sozialismus ist recht lehrreich für den Einfluß der Zeitströmung auf die Rechtspflege. Er greift weit hinaus über die Aenderung des positiven Rechts, die durch die Aufhebung des Sozialistengesetzes eingetreten ist; auch dieses hatte ja sozialistische, selbst sozialdemokratische Gesinnungen, Aeußerungen, Bestrebungen an sich nicht verboten oder bedroht. Aber erinnern wir Alle, auch die Richter, uns nur einmal, was Alles wir vor zwanzig Jahren sozialdemokratisch nannten und wie wir dazu standen. Was damals an Eingreifen des Staates, an Bewegungsfreiheit der Arbeiter, an Beschränkung der Unternehmer, den Zeitgenossen eine phantastisch-revolutionäre Forderung schien, ist zum Theil schon verwirklicht, zum Theil als berechtigtes Ziel anerkannt. Was damals sozialdemokratisch hieß, heißt heute großentheils sozialpolitisch. Was damals gemeinschädlich, repressionbedürftig schien, gilt heut für erträglich, ja für gemeinnützig. Man lese zur Probe Akten, in denen geringe Ausschreitungen

Digitized by Google

bei Strikes, Vergehen gegen das Sozialistengesetz, Geheimbündelei und Dergleichen überaus streng gestraft sind, wegen der großen Gemeingefährlichkeit der Richtung und ihrer Anhänger, und man prüfe, wie frembartig Einen Das heute anmuthet, wo ganz das Selbe sich in freiester Oeffentlichkeit breit macht. Heute empfindet man als anachronistisch, daß vor Kurzem ein — vom Reichsgericht reprobirtes — Landgericht annahm, sozialdemokratische Interessen könnten deshalb nie „berechtigte" sein, weil sie „der Rechtsordnung zuwiderliefen."

Gehen wir die Strafgesetze und ihre Handhabung durch, so begegnen wir fast überall den Einflüssen der Zeit- und Parteiströmungen.

Der Prozeß Geffcken zeigte die Meinungverschiedenheiten darüber, was strafgesetzlich geschützte Staatsgeheimnisse sind, und darüber, ob man einem Mann von der Gesammtrichtung des Angeschuldigten Gutgläubigkeit zutrauen dürfe. Die Aera der Majestätbeleidigungen 1878/79 stand zweifellos unter dem bis in die Gerichtssäle reichenden Einfluß der Volkserregung durch die Attentate, namentlich in den Strafmaßen. Wie sehr aber die Auffassung dieses Vergehens von der Anschauung des Richters über staatsbürgerliche Rechte und Pflichten überhaupt, und dem Monarchen gegenüber insbesondere, berührt wird, — Das hat die „Zukunft" vor nicht langer Zeit erlebt. Man denke ferner an die oft so zweifelhafte Frage, ob die Ausübung eines Amtes „rechtmäßig" oder nicht, der Widerstand gegen den Beamten daher strafbar oder straflos ist; die Antwort wird nur zu leicht beeinflußt durch die größere oder geringere Neigung zu autoritativer Repression oder freiem Sichauslebenlassen. Wenn die Sozialdemokraten ankündigen, in die Dörfer gehen zu wollen, und ein Gutsbesitzer öffentlich räth, sie gewaltsam hinauszuwerfen, so wird ein Richter, der jede sozialdemokratische Agitation für eine Friedensstörung hält, wohl zweifeln können, ob die Abwehr dagegen den öffentlichen Frieden gefährdet oder nicht vielmehr sichert. Das selbe Moment der „Gefährdung des öffentlichen Friedens" steht in dem „Kanzelparagraphen", der zur Zeit des Kulturkampfes entstand; wie sehr die Meinungen darüber, was der Geistliche sagen darf und soll, nach Zeit, Bekenntniß, Partei geschwankt haben und noch schwanken, ist allgemein bekannt. Besondere Schwierigkeiten macht ferner einer unparteiischen Rechtspflege die Strafdrohung gegen Denjenigen, welcher „erdichtete oder entstellte Thatsachen, wissend, daß sie erdichtet oder entstellt sind, öffentlich behauptet oder verbreitet, um dadurch Staatseinrichtungen oder Anordnungen der Obrigkeit verächtlich zu machen." Je nach den Resultaten seiner Beobachtung des Lebens hält der Eine vielleicht Thatsachen für notorisch, die dem Andern erdichtete oder entstellte sind — z. B. Bevorzugung oder Vernachlässigung einzelner Berufsstände, des

Digitized by Google

Adels, des Grundbesitzes, der Besitzenden überhaupt, der Juden, der Katholiken, Soldatenmißhandlungen, Uebergriffe der Exekutivbeamten, weit verbreiteten Servilismus, Laster und Unsittlichkeit in diesen oder jenen Kreisen, — lauter Thatsachen, die man nicht durch die Beweisführung im Einzelnprozesse darthun oder widerlegen kann. Und wiederum die Entscheidung, ob die Absicht dahin ging, die Einrichtung oder Anordnung „verächtlich zu machen", hängt davon ab, welches Maß von Unverletzlichkeit man der Autorität überhaupt zubilligt.

Ganz unabweisbar zeigen sich die Wirkungen des verschiedenen religiösen Standpunktes bei der Gotteslästerung und der Beschimpfung der Religionsgesellschaften, ihrer Einrichtungen und Gebräuche. Dem streng Bibelgläubigen wird Goethes: „Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße, im Kreis das All am Finger laufen ließe" — schon dicht an Lästerung streifen; wegen mancher auf Gott bezüglichen Stellen im Faust würde der Staatsanwalt heute zweifellos anklagen, wenn sie, durch einen großen Namen nicht gedeckt, neu ans Licht kämen. Luther ist den Katholiken ein verlaufener lüderlicher Mönch, der eine bestehende hohe Kultur ruinirt und unsägliches Unglück über die Menschheit gebracht hat; wie leicht wird eine drastische Charakteristik in diesem Sinne dem Protestanten als Beschimpfung erscheinen. Und auf der andern Seite: Angriffe auf die Jesuiten, auf den Heiligen- und Reliquienkultus! Der Gegensatz protestantisch-katholisch wird auch in der Rechtspflege durch bloße Gesetzeskenntniß nicht überwunden; er hat sich noch neuerdings bei den Besprechungen des Trierer Jubiläums gezeigt. Bald ist freigesprochen, obwohl die Satire, die Karikatur gewiß zahllosen Katholiken als „rohe Herabwürdigung" erschien, — bald sind Ausdrücke wie „reaktionärer Fanatismus", „finsterer Aberglaube und mittelalterliche Geistesknechtschaft" für strafbar erklärt, obwohl sie dem protestantischen Empfinden von Millionen doch nur völlig adaequat dünken. — Zahlreiche Urtheile ferner zeigen mit Bezug auf „unzüchtige" Handlungen und Schriften den Einfluß der verschiedenen Anschauungen über die Berechtigung des geschlechtlichen Momentes in Literatur und Kunst, die verschiedene Stellungnahme zum Realismus und Naturalismus; wie verschieden ist auch das Empfinden des „Unzüchtigen" in den verschiedenen Ländern (Deutschland, Frankreich, England) und wie stark wechselt es zeitlich in dem selben Lande!

Die Entwickelung vollzieht sich im Kampfe; Handlungen und Meinungen lassen sich nicht ablösen von ihren Trägern, den Personen; die Kritik, der Kampf muß sich daher auch gegen diese richten. Ueberaus häufig wird deshalb die Frage praktisch, wo die Grenze zwischen erlaubter Kritik und strafbarer Ehrverletzung liege. Diese Grenze allgemein giltig

Digitized by Google

und für alle Fälle erkennbar zu ziehen, ist dem Gesetzgeber stets unmöglich gewesen und wird es stets bleiben. Die selben Worte liegen in dem einen Fall, bei dem einen Angreifer, mit Bezug auf den einen Angegriffenen diesseits, dann wieder jenseits der Grenze. Behaupte ich von einem Anderen eine angeblich ehrenrührige Thatsache, so fragt sich: was ist in meinem, des Anderen, des Richters Sinne ehrenrührig? Wir haben erlebt, wie die Ansichten hierüber betreffs des Vorwurfes sozialdemokratischer Bethätigung gewechselt haben; wir können es jederzeit erleben betreffs der Behauptung, daß ein Anderer Ahlwardtsche Bestrebungen unterstütze — oder an der Börse spekulire — oder in deutschen Kolonien Sklaven für sich arbeiten lasse. Noch schwerer ist oft die Entscheidung, wo nur ein angeblich beleidigendes Urtheil, eine Aeußerung über Eigenschaften, Fähigkeiten des Anderen in Frage steht. Dazu tritt noch die Komplikation, daß der Kampf sich naturgemäß gegen hervortretende Personen richten muß, häufig also gegen höher und hoch gestellte — daß man mithin den Maßstab feineren Ehrgefühls anzulegen, auch das staatliche Bedürfniß der Autorität-Erhaltung zu berücksichtigen hat. Und andererseits hat der Gesetzgeber selbst sogar ausdrücklich (§ 193 des Strafgesetzbuchs) ausgesprochen, daß die Rücksicht auf die Unverletzlichkeit der Ehre nicht allen anderen vorgeht, daß die Ehrverletzung im Dienste des einzelnen oder des allgemeinen Interesses unter Umständen straflos sein kann. Innerhalb des so abgesteckten Spielraumes hat der Richter zu entscheiden, ob es strafbar ist, Bismarck mit einem Schornsteinfeger zu vergleichen (wie es thatsächlich vorgekommen ist), einen Minister „unfähig", „beschränkt", „gemeinschädlich", „verschwenderisch" zu nennen, von „jesuitischer Schlauheit", „jüdischer Dreistigkeit", „Pfaffenthum", Ausbeutung, Protzenthum, Byzantinismus, Streberthum ꝛc. zu sprechen. Glaubt man in der That, daß es für die Entscheidung gleichgiltig bleiben kann, ob der Richter die Ansichten Bebels oder Bismarcks, Stoeckers oder Rickerts, des alten oder neuen Kurses theilt, ob er das Bedürfniß, die Autorität zu schützen oder das der ungehinderten Entwickelung voranstellt, ob er religiös oder irreligiös, evangelisch oder katholisch ist?

Nur zu nennen brauche ich ferner den „groben Unfug". Liegt dieses Delikt vor, wenn man Reklameschilder aushängt, antisemitische Bilderbogen ausbietet, Arbeiterposten gegen Strikebrecher ausschickt, sich als Wahrsagerin anpreist, Kupferkreuze gegen die Cholera vertheilt, Sensationsnachrichten verbreitet, Tauben schießt oder Pferde in Distanzritten zu Tode hetzt, am Sedantage eine schwarze Fahne aushängt? Selbst wenn man von dem ganz naiven Standpunkt absieht, wonach (leider nicht selten) jeder grellere Gegensatz gegen die herrschenden oder gegen die eigenen Anschauungen, sobald er sich äußerlich bethätigt, als Unfug gestraft wird, so bleibt noch ein

Digitized by Google

weites Feld für die Subjektivität des Richters. Ich will nur das letzte mir bekannt gewordene Beispiel citiren: im Königreich Sachsen wurde vor Kurzem in dritter Instanz die (an sich erlaubte) Vertheilung sozialdemokratischer Flugblätter als grober Unfug gestraft, weil sie in Folge des damit verbundenen Aufsehens die sonntäglich-dörfliche Ruhe gestört habe.

Sogar die Delikte gegen das Eigenthum und die Civilprozesse um Mein und Dein bleiben nicht unberührt vom politischen und wirthschaftlichen Standpunkt des Richters. Ich erinnere an die Diätenprozesse des preußischen Fiskus gegen Abgeordnete: waren die Gelder von der Partei „zur Förderung unerlaubter Absichten" gegeben? Ferner die Frage, was Betrug ist; vor Jahren klagte ein Staatsanwalt deshalb Leute an, weil sie die zuerst erhaltene Nachricht von einem großen Schiffbruch zu einer Baissespekulation benutzt hatten; das Oberlandesgericht aber entschied, auf Fruktifizirung überlegener Kenntniß beruhe recht eigentlich der legitime Handel. Und was ist Arglist, Chicane, Wucher ꝛc.? Bekanntlich gilt beim Berliner Landgericht einigen Kammern die Klage aus Differenzgeschäften, anderen der Einwand des Spiels für unanständig, ja unsittlich. Die verschiedenen Anschauungen über das Verhältniß der Gesellschaftklassen, Ausbeuter und Ausgebeutete, Rechte und Pflichten des Dienstherrn und Arbeitgebers, Vermiethers und Miethers, zeigen sich, weit über den Rahmen des positiven Rechtes hinaus, häufig wirksam. Um so mehr, wenn man das Recht, wie z. B. Professor Menger, für durchtränkt von ungerechter Bevorzugung der Besitzenden erachtet. Aber auch ein praktischer (Berliner) Richter schrieb jüngst: Die bisherige Annahme der Willensfreiheit beider Theile bei Abschluß der häufigsten Verträge ist unwahr, eine Fiktion; Wohnungmiether, Versicherer unterschreiben die gedruckten Formulare nicht, weil sie deren Inhalt wollen, sondern weil sie nicht anders können, sonst nirgends ankommen, aber doch wirthschaftliche Bedürfnisse befriedigen müssen, also gezwungen. Wie weit gehende Folgen muß — oder kann doch — solche aus dem „allgemeinen Leidens- und Krankheitzustande unseres Gesellschaft- und Rechtsorganismus" gewonnene Anschauung für die Anwendung des Civil- und Strafrechtes haben!

Nicht anders im Ehe- und Vormundschaftrecht. Ich erinnere mich eines hochgestellten Richters, der auf Grund seiner religiösen Ansichten bei Scheidungen fast immer abweichend von den Beisitzern votirte. Religionunterricht der Dissidentenkinder! Die Entscheidung hängt größtentheils davon ab, wie weit man im Geiste des Rechts- und Verfassungstaates die religiöse Individualfreiheit einerseits, die Staats- und Kirchengewalt andererseits erstreckt. Ueberwiegen die Vortheile oder die Schäden frühzeitiger Ehen? Soll die Jugend, namentlich die handarbeitende, früher

Digitized by Google

oder später selbständig ihr Leben regeln gegenüber elterlicher und vormundschaftlicher Gewalt? Soll Gesindedienst oder Fabrikarbeit gewählt werden? Auf welche Art der Erbtheilung, der Grundstückübernahme ist hinzuwirken?

Für die Würdigung des subjektiven Momentes menschlicher Handlungen, der Glaubwürdigkeit, des Beweisresultates, ist die Beurtheilung der Gesammtrichtung des Menschen, seiner Berufs- und Gesellschaftklasse, von größter Wichtigkeit. Ich erinnere an den jüngst vorgekommenen Fall des Hamburger Staatsanwalts, der die Sozialdemokratie als Partei der Neigung zum Meineide zieh. Ja, wenn er — oder ein Richter — von solcher Neigung überzeugt ist, dann mag die Verwerthung der Ueberzeugung ihm eben so geboten erscheinen wie diejenige anderer Beobachtungen und Kenntnisse. Die Forderung, nur Dasjenige zu berücksichtigen, was in diesem Prozeß verhandelt und bewiesen ist, geht zu weit; fast alle Feststellungen werden vermittelt oder doch unterstützt durch allgemeine Erfahrungsätze, deren Richtigkeit im einzelnen Falle nicht bewiesen oder widerlegt werden kann, z. B. daß vielfach Vorbestrafte in ihrem Leugnen nicht glaubwürdig sind, daß unbescholtene, uninteressirte Personen unter dem Eide die Wahrheit zu sagen pflegen u. s. w. Wem nun z. B. die Unglaubwürdigkeit des Juden, des Jesuiten, des Börsenspekulanten, des Agitators, des Polizisten, des Militärs (bei Soldatenmißhandlungen) eine Thatsache der Erfahrung ist, der wird kaum umhin können, sie zu verwerthen. Ueber den bei gerichtlicher Austragung der Zeitkämpfe meistbetheiligten Beruf, die Journalisten, schrieb 1886 ein in der Berliner Strafrechtspflege thätiger Richter bei Besprechung des § 193 des Strafgesetzbuchs: „beinahe nie" wolle die Presse durch ihre Angriffe berechtigte Interessen fördern, sie wisse sehr wohl, daß ihre Artikel an den Verhältnissen nichts änderten; „überwiegend" sei das Bestreben gerichtet auf Unterhaltung der Leser, auf den Ruf energischen Auftretens, auf Erweiterung des Absatzes und der Inserate, also auf Vermögensvortheile, auf welche der Schreiber der ehrverletzenden Aeußerung kein Recht habe. Aehnlich „meist" die Redner in Versammlungen; auch sie sorgten für ihren Ruf, Ehrgeiz, Lebensunterhalt, nicht für die vorgeschützten Interessen. Also eine Art von Präsumtion, die zur Bestrafung führt. Und welche Folgen für die Strafabmessung!

Es fehlte dabei nur noch die Feststellung, daß der Schriftsteller „beinahe stets" seine Bestrafung nur zur Reklame benutzen werde; von Staatsanwälten haben wir auch Das ja gelegentlich ohne jeden Beweis, also doch wohl auf Grund ihrer allgemeinen Anschauung von der Presse, gehört. Auch die Richtersprüche liefern aber Beispiele so luftiger Erwägungen; das neueste mir bekannt gewordene ist die Verurtheilung eines jüdischen Kaufmanns wegen leichter Beleidigung zu Gefängnißstrafe, „weil

Digitized by Google

eine Geldstrafe doch von der Judenschaft im Ganzen aufgebracht werden würde". Indessen, selbst wenn man von solchen Extravaganzen absieht, ist die Strafabmessung recht eigentlich das Gebiet der Verwerthung politischer, sozialpolitischer, religiöser, ethischer Anschauungen. Sie darf und muß ja die Löblichkeit, Entschuldbarkeit, Gefährlichkeit des vom Angeklagten verfolgten Zweckes berücksichtigen. Naturgemäß zeigen sich dabei als Folgen verschiedener Ansichten weitgehende Verschiedenheiten in gleichartigen Fällen, ja im Einzelnfall zwischen den Gerichtsmitgliedern und den Instanzen. Der Eine nimmt bei politischen Delikten „ehrlose Gesinnung" an und verhängt Zuchthaus, der Andere Festunghaft. Der Eine erwägt Jugend und schlechte Erziehung als Milderungsgrund, der Andere stellt die zunehmende Verrohung der Jugend und die Möglichkeit der Besserung durch lange Freiheitstrafe in den Vordergrund. Die Ansichten über den Werth des Militärdienstes als Erziehungmittel beeinflussen die Entscheidung über Belassung der bürgerlichen Ehrenrechte, das Vertrauen oder Mißtrauen der Polizei gegenüber die Verhängung der Polizeiaufsicht, die Stellung zur Alkoholfrage die Berücksichtigung der Trunkenheit und Trunksucht, die philosophischen und psychologischen Schattirungen die Annahme oder Ausschließung der vollen Zurechnungsfähigkeit. Je nachdem der Richter das zu schützende Rechtsgut des öffentlichen oder privaten Lebens höher oder geringer bewerthet, bemißt er die Strafe. Wer an unverschuldete Nothlage, Arbeitlosigkeit, Ausbeutung zahlreicher Mitbürger glaubt, ist milder bei Bestrafung des Bettelns, des Landstreichens, der Sachenverschleppung seitens des Wohnungmiethers und anderer Vergehen wider das Eigenthum. Die Stellung zur Frage der Prostitution wirkt auf das Strafmaß für diese und für die Kuppelei. Der Eine hält Raufereien für ein althergebrachtes, unvermeidliches Anhängsel der Volksbelustigungen, der Andere für eine schwere, mit harten Strafen auszurottende Gefahr. Ausschreitungen des Sozialdemokraten, des Antisemiten, des Agrariers, des Freidenkers, des Ultramontanen, des Jesuitenhassers, des Bismarck- oder Caprivi-Anhängers müssen verschieden gestraft werden, je nachdem man beim Angeklagten das Streben für Wahrheit und Recht, für das allgemeine Wohl und für das Heil des Vaterlandes, oder Beschränktheit, Rohheit, Neid, Eigennutz, Bosheit voraussetzt. Ist das Verbrechen, wie die neue Formulirung lautet, als „antisoziale" Erscheinung zu bekämpfen, so müssen ja — auch im Rahmen der bestehenden Strafmittel und Strafmaße — die verschiedenen Anschauungen über Wesen und Entwickelung, Pathologie und Therapie der Gesellschaft vom größten Einflusse sein. Lauter Imponderabilien, bei denen auch der Richter der Zeitströmung nachgiebt oder sich ihr entgegenstemmt, niemals aber der Kenntniß und Prüfung auch der bestrittensten Zeitprobleme entrathen kann. Verstärkt

Digitized by Google

zeigt sich der Einfluß solcher im Einzelnfall unkontrolirbarer Prämissen durch die vielfältige Mitwirkung von Laienrichtern und durch die Betheiligung der Staatsanwälte, — zwei Klassen von Justizpersonen, denen der Vortheil entgeht, den berufsmäßiges Richteramt für (relative) Objektivität bietet. Je lebhafter die Kämpfe werden, je umstrittener alle Gebiete des geistigen, künstlerischen, sittlichen, religiösen, wirthschaftlichen Lebens, desto häufiger das Hineinspritzen der Welle ins Tribunal, desto häufiger auch die Versuchung oder der Zwang zur Stellungnahme des Richters, desto häufiger wird Anstoß gegeben. Daher die traurige Zunahme der Ablehnung von Richtern wegen „Befangenheit", obwohl der gute Wille zur Unparteilichkeit sicher nicht nachgelassen hat.

Alle jene imponderablen Einwirkungen auf die Rechtspflege sind und bleiben zum großen Theile unvermeidlich, so lange Richter Menschen mit beschränkter Einsicht, Kinder ihrer Zeit, ihres Volkes, ihres Standes bleiben, so lange den Menschen jedes Verstandesurtheil durch die Subjektivität vermittelt wird, so lange der zu beurtheilende Mensch und die zu beurtheilende That ein aus dem Gesammtgetriebe nicht auslösbarer Theil bleibt. Das hat auch sein Gutes. Es stärkt die Einsicht, daß die Rechtspflege nicht blos im luftigen Reiche der Logik zu wirken hat, daß sie auch bei der Kärrnerarbeit der Einzelnentscheidungen den Ausblick auf das große Ganze nicht verlieren darf. Es schwächt den Einfluß des thörichten Satzes: fiat justitia, pereat mundus.

Der Richter soll die unbestrittenen Ueberzeugungen seiner Zeit und seines Volkes kennen und achten. Er soll die sich bekämpfenden Strömungen im Auge behalten, Entwickelungskeime finden und berücksichtigen. Er soll nicht vergessen, daß auch die zeitweilig unbestrittensten Meinungen wechseln, — selbst über das Wahre, das Göttliche, das Sittliche, das Gerechte und namentlich das Nützliche. Nicht der Richter soll die Palme im Streit des Tages vertheilen. So wenig wie möglich soll er der einen oder andern Richtung sich gefangen geben. Zum Mindesten von der Leidenschaft der Kämpfer soll er frei sein. Die Schranken seiner Objektivität soll er sich zum Bewußtsein bringen, die durch Vorbildung und stete Uebung gewonnene Schulung zur Unparteilichkeit bewahren und mehren. Soweit Das möglich ist, bleibe er neutral. Muß er verwerthen, was auf umstrittenem Gebiete Geschichte und Leben, Denken und Glauben ihn gelehrt haben, dann spreche er ohne Ueberhebung und ohne Zaghaftigkeit, unbekümmert um den Beifall der Menge wie der Mächtigen. Wie sagt doch Gustav Freytags greiser Bauernrichter? „Wer in des Kaisers Amt reitet, und wer mit dem Fronboten naht, der sorgt nicht um kalten Gruß."

Jr.

Digitized by Google

Die Bodenverstaatlichung.

Wir leben in einer Zeit, in der man mit rein ethischen Erwägungen zwar Gesellschaften für ethische Kultur gründen, aber, um mich vulgär auszudrücken, im praktischen Leben keinen Hund vom Ofen locken kann. Der Opportunismus ist uns derart in Fleisch und Blut übergegangen, daß man sich bei den Männern, die in Staatsleitung, Industrie, Bodenkultur, Handel u. s. w. maßgebend sind, also in den Kreisen, ohne deren Mitwirkung auf eine friedliche Umgestaltung unseres Wirthschaftlebens zu rechnen ist, nur mit praktischen Vorschlägen Eingang verschaffen kann. Mögen daher die Theorien von den allgemeinen Menschenrechten, wie sie Spencer vorführt, noch so einleuchtend sein, sie würden von genau der selben Einwirkung auf die volkswirthschaftlichen Gestaltungen bleiben, wie es die Lehren der Bergpredigt auf der Menschen Verhalten im täglichen Leben geblieben sind. Anders muß sich das Ergebniß stellen, wenn es gelingt, den Beweis anzutreten, daß im Rechte des Privatbezugs der Grundrente die soziale Krise begründet ist, daß sie ohne eine Reform des Bodeneigenthumsrechts immer acuter werden und daß unser ganzes Staatswesen unfehlbar einer Katastrophe zutreiben muß. Dann kann es sich nicht mehr um die Frage handeln, ob diese Reform überhaupt durchgeführt werden soll, sondern nur darum, wie sie auf möglichst wenig unser bestehendes Wirthschaftsystem erschütternde Weise vollzogen werden kann. Alle Einwände müßten in den Hintergrund treten, alle Nachtheile müßten ertragen werden; denn es hieße dann einfach: entweder die Bodenverstaatlichung oder den Umsturz, vorausgesetzt, daß andere eben so radikale Mittel verschmäht werden, weil sie sich weit weniger mit den Geboten der Gerechtigkeit vereinen lassen, wie z. B. die Aufhebung des Erbrechtes oder die Konfiskation noch weit größerer Theile des Einkommens auf dem Wege der Steuergesetzgebung.

Ich habe mich bemüht, die betreffenden Beweise zu liefern, als ich früher hier darlegte, wie 1. die Krise dadurch hervorgebracht und ständig verschärft wird, daß immer größere Theile der Einkommen nicht in arbeitbethätigender Weise, sondern in Tributrechte häufender und dadurch die Kaufkraft des Volkes unterwühlender Weise Verwendung finden, wodurch die Produktion ständig mehr hinter der Produktivität der Arbeit zurückbleiben muß. 2. Daß die Grundlage der solche Wirkungen erzeugenden Tributrechte im reinen Zins beruht, der wiederum aus der privaten Grundrente entstanden ist und mit ihr verschwinden wird.

Wenn meine Beweise gelungen sind, dann muß die Frage des „Wie" der Durchführung, oder die der nebensächlichen schädlichen Einwirkungen der Reform völlig in den Hintergrund zurücktreten. Nichtsdestoweniger kann es nicht unwichtig erscheinen, zu untersuchen, ob die Durchführung wirklich solche und so viele Schwierigkeiten biete, wie unsere Gegner glauben. Daß wir Bodenreformer des europäischen Kontinents nicht auf dem Standpunkte Georges stehen, der eine einfache Wegsteuerung der Grundrente vorschlägt, also eigentlich eine Konfiskation, ist bekannt. Der bei uns beliebteste Vorschlag ist der der Abtaxation des Bodens

Digitized by Google

zum heutigen Werth und der Zusprechung des Vorkaufsrechtes an den Staat zu diesem Preis auf ewige Zeiten. Hiermit würde der Gesellschaft der Theil des zukünftigen Werthzuwachses zugesprochen, der nicht der Arbeit des Grundeigenthümers zuzuschreiben ist, das sogenannte „unearned increment". Hier finden wir uns nun sofort in voller Gegnerschaft mit Herrn Minister Dr. Schaeffle. Er will zwar zugeben, daß mancher Grundbesitzer ohne eigene Arbeit unverdientes Renteneinkommen bezieht, wofür er der Gesammtheit nichts leistet, dagegen findet er, daß Fälle vorkommen, in denen der Grundeigenthümer wirklich der Gesammtheit eine Gegenleistung bietet, z. B. „im Staatsdienst, in der Armee, im Parlament, in der freien Besorgung der Selbstverwaltung, in der Erziehung, in der Versorgung arbeitunfähiger Personen (Wittwen, Waisen, Greise) und sonst. Diese Rente müßte in anderer Form auch der Staat der Zukunft geben. Diesen sozialen Zwecken müßte auch aus dem Ertrag der allgemeinen Zeitpachtrente der Bodenverstaatlicher Unterhalt gewährt werden."

Wenn nun aber bewiesen würde, daß, wenn der Raub unterblieben, die Armuth nicht entstanden wäre, die jetzt die Wohlthätigkeit in Bewegung setzt? Wenn der Raub an all dem Unheil Schuld war, das jetzt so großer Kraftanstrengungen zu seiner Milderung bedarf? Wie, wenn es sich um einen Brandstifter handelte, der, um im Wirrwarr hundert Mark stehlen zu können, ein Haus im Werthe von hunderttausend anzündete und hernach dem verarmten Hausbesitzer zehn Mark Almosen gab?

Um zu sehen, daß diese Voraussetzung aber thatsächlich eintrifft, dazu braucht man nicht einmal auf dem Boden meiner Krisentheorie zu stehen.

Man braucht nur aufmerksam Thorold Rodgers berühmtes Werk „History of Agriculture and prices in England" zu lesen, um klar zu sehen, wie Grundherrentyrannei aus dem wohlhabenden Bauern- und Landarbeiter des fünfzehnten Jahrhunderts den elenden Pauper des neunzehnten machte, nicht zum geringsten Theile durch die schändlichen Enclosures (Aneignung) der Commons (des Gemeinlands). Allein von 1710 bis 1843 wurden sieben Millionen Morgen auf diese Weise dem Volke gestohlen, mehr als ein Drittel der Kulturfläche Englands. Daß auch in Deutschland verwandte Verhältnisse vorkamen, darüber braucht man u. A. nur Knapps „Bauernbefreiung und Ursprung der Landarbeiter in den älteren Theilen Preußens" nachzulesen. Es handelt sich nicht darum, welche Dienste gewisse Grundeigenthümer freiwillig dem Staate leisten; es handelt sich darum, ob die Gesammtheit dieser Dienste auch nur annähernd dem Werthe der von ihnen geernteten Grundrente des Volksbodens entspricht. Daß sie schon weit, weit hinter dieser zurückblieben, als sie dem Gesetze nach noch diese Dienste in der Feudalzeit zu leisten hatten, ist bekannt. Die für das Lehen schuldigen Kriegsdienste wurden meist gegen das Volk oder in Privatfehden abgeleistet; der Dienst, der dem Volke durch die grundherrische Gerichtsbarkeit erwiesen wurde, bot mehr Schatten- als Lichtseiten, wie ja heute noch Englands Strafgesetzgebung Spuren davon zeigt, weil sich die Hauptschärfe des Gesetzes gegen solche Vergehen richtet, die den Grundherren unbequem sind. (Die harten Wildgesetze z. B.). Auch wurde die Gerichtsherrlichkeit als ein werthvolles Recht und als Ablösungobjekt betrachtet, nicht aber als Gegenleistung. Daß die Kirche zur Mästung ihrer hohen Würdenträger einen größeren Theil ihrer Renten als zur Hebung der Volkserziehung und für Wohlthätigkeitzwecke verwandte, ist ebenfalls bekannt.

Die Grundrente Deutschlands wird heute auf etwa 3 Milliarden ge-

Digitized by Google

schätzt. Welch verschwindend kleiner Theil wird hiervon direkt in Form von Grundsteuern bezahlt und wie weit bleibt die Gegenleistung noch hinter dem Bezuge des Volkseinkommens zurück, wenn wir sogar die höchste Schätzung der freiwilligen Dienste eintreten lassen! Auch die Griechen und Römer sowie die amerikanischen Sklavenbesitzer leisteten dem Staat unentgeltliche Dienste, die sie nur leisten konnten, weil ihre Sklaven für sie arbeiteten. War deswegen eine hierauf begründete Vertheidigung der Sklaverei berechtigt? Zeigt aber nicht Spencer, wie die Aneignung des Bodens die Nichtbodenbesitzer zu Sklaven der Monopolisten macht?

Nach der allgemein angenommenen Ricardoschen Theorie ergiebt es sich klar, daß die Grundrente den Theil des Einkommens aus dem landwirthschaftlichen Betriebe darstellt, der den ortsüblichen Arbeiter- und Unternehmerlohn sowie den Zins des in Betracht kommenden Kapitals, d. h. alles Dessen, was nicht im Bodenkauf selbst angelegt wurde, übersteigt. Die Grundrente darf in keiner Weise mit dem Konjunkturgewinn zusammengeworfen werden. Erstens kommt dieser eben so in der Landwirthschaft vor wie in der Industrie, zweitens ist er nur ein Ausgleich des Konjunkturverlustes, keine Einkommenquelle im Großen und Ganzen wie die Grundrente. Ferner darf auch die Grundrente nicht mit der der besonderen Wirthschaftlichkeit gewährten Prämie verwechselt werden. Eine solche Prämie ist in der Landwirthschaft eben so zu verdienen wie in der Industrie. Sie bildet einen Theil des Durchschnittslohnes der Arbeit und kommt in Abzug, ehe es Grundrente giebt.

Die Grundrente ist, wenn ich dem Wortlaut Ricardos näher folge, der Ueberschußertrag, welcher bei Aufwendung gleichen Kapitals und gleicher Arbeitleistung über den Ertrag des für die betreffende Kultur ungünstigsten noch in Benutzung genommenen Bodens hinaus erzielt wird. Was demnach der einzelne Bauer durch besondere Wirthschaftlichkeit mehr aus seinem Lande erzielt, ist nicht Grundrente, sondern Arbeitlohn oder Kapitalprofit. (Arbeitlohn natürlich im weiteren Sinne genommen, den Lohn der Unternehmerarbeit in sich schließend). Wenn, wie bedeutende Agronomen behaupten, es wahr ist, daß die größten Fortschritte in der landwirthschaftlichen Kultur auf Pachtboden gemacht wurden, dann stellt sich die Richtigkeit des eben Behaupteten noch viel deutlicher heraus; dann hat sogar die besondere Wirthschaftlichkeit des Pächters die günstigen Resultate nicht in Folge des Prämienreizes der Grundrente, sondern trotz der abschreckenden Wirkung der Grundrente, erzielt. Ist es doch den Pächtern gut bekannt, daß, wenn derartige Fortschritte, nicht auf einem einzelnen Pachtgut, sondern im großen Durchschnitt gemacht werden, die Grundrente ihrer Pachtherren steigt und die Pachten in die Höhe gehen. Soll es etwa ermuthigend für den irischen Pächter wirken, wenn, nachdem er mit sauerer Arbeit einen Sumpf in einen Garten verwandelt hat, zur Strafe ihm die vierfache Pacht abgefordert wird, wie Dies mein Freund Russell Wallace in seinem Buche „Landnationalisation" berichtet? Der Arme verlangte gar keine Prämienfunktion zu seinen Gunsten. Alles, was er wünschte, war, daß die Prämie nur nicht gegen ihn funktionire. Er wäre überglücklich gewesen, wenn er nur die Gewißheit gehabt hätte, daß die Folge seiner „Wirthschaftlichkeit" keine Erhöhung der von ihm bezahlten Grundpacht bewirken würde, eine Erhöhung, die übrigens im Einzelnfall keine solche der Grundrente in sich schließt, sondern nichts ist als die Konfiskation eines Theils des Ertrags des Kapitals und der Arbeit des Landwirths.

Digitized by Google

Es giebt keinen größeren Gegner einer gedeihlichen landwirthschaftlichen Kultur als die private Grundrente, wenn ich sogar von ihren allgemeinen volkswirthschaftlichen Wirkungen ganz absehe. Nirgends können wir hiervon ein deutlicheres Bild bekommen als in England und Schottland, wo mehr und mehr die Ackerfläche sich vermindert, weil andere volkswirtschaftlich ungünstiger wirkende Bodenverwendungen den Grundeigenthümern eine höhere Rente bringen. Während sonst die Geschichte uns den Boden der Wildniß erst vom Jäger, dann vom Hirten und zuletzt vom Ackerbauer benutzt zeigt, wird seit Jahrzehnten der britische Boden vom Acker zur Wiese, von der Wiese zum Wildpark zurückverwandelt, weil eben nur Privatinteressen in Frage kommen. Was liegt dem Lord daran, daß England heute nur noch etwa 23 pCt. seines Getreidebedarfs selbst baut, während noch in den fünfziger Jahren 73,5 pCt. gebaut wurden; was geht Das ihn an, wenn ihm nur der Jagdpächter eine höhere Pacht zahlt als der Farmer? Als Bodeneigenthümer kann der Staat die Rücksicht auf die höchstmögliche Grundrente den volkswirthschaftlichen Rücksichten unterordnen. Sein Interesse ist ja mit dem der Mehrzahl identisch.

Daß die Aussicht auf höheren Unternehmergewinn in der Landwirthschaft gerade so günstig wirken muß wie in anderen Produktionzweigen, ist klar; daß aber der Tribut, der aus dem Unternehmergewinn zu zahlen ist, und der sich, mit der Höhe des durchschnittlichen Unternehmergewinns erhöht, stimulirend wirken soll, Das ist weniger begreiflich. Wenn Jemand behaupten sollte, daß der Schuhmacher um so mehr in seiner Thätigkeit stimulirt wird, je höher sein Erfolg die Miethe des Hauses, in dem er wohnt und arbeitet, hinauftreibt, so würde man ihn auslachen, wenn er nicht etwa in bitterer Satire die Stimulirung zu immer angestrengterer Arbeit, um die höhere Miethe erschwingen zu können, meinen sollte. Steht denn etwa der Grund und Boden, auf dem der Landwirth arbeitet, in anderem Verhältniß zu ihm wie das Haus des Schuhmachers zu diesem? So gut wie er auch Eigner seines Landes sein kann, kann auch der Schuhmacher im eigenen Hause wohnen. Warum wird aber in diesem Falle Jeder die beiden Verhältnisse streng auseinander halten und in jenem nicht? Warum wird es Niemand einfallen, zu behaupten, das Geschäft des Schuhmachers erfordere als Stimulirung die Hoffnung auf eine Steigerung des Miethwerths seines Hauses? Weil jedes Kind gewöhnt ist, die Eigenschaften des Schuhmachers als Gewerbtreibender und Hausbesitzer als ganz getrennte Dinge zu betrachten, die nicht das Mindeste mit einander zu schaffen haben. In Ländern, wo auch das Zusammenfallen der Grundherreneigenschaft mit der des Ackerbaugewerbetreibenden zu den Ausnahmefällen gehört, werden solche Verwechselungen weniger vorkommen. In Irland wird Niemand so naiv sein, die Grundrentenzunahmen resp. die Aussicht darauf als „Prämienfunktion" zur Hebung der Landwirthschaft zu betrachten, weil die Erfahrung hier auf dem Gebiete der Landwirthschaft genau das gleiche Bild gezeitigt hat, das wir in unseren Städten auf dem des Gewerbes täglich beobachten können. Gerade wie hier die ständige und berechtigte Klage eine schwere Schädigung des Gewerbes in der Thatsache findet, daß im Großen und Ganzen die Miethen im Verhältniß der Zunahme des Verdienstes steigen (besonders genau bei den Ladenbesitzern zu beobachten), so ist, wie gezeigt, die Hauptbeschwerde des irischen Ackerbauers, daß im Verhältniß seines Erfolges die Pachten in die Höhe gehen.

Wenn es wenigstens noch wahr wäre, daß die Grundrente wirklich dem selbstwirthschaftenden Landwirth zu Gute käme, so ließen sich doch mildernde Um-

Digitized by Google

stände bei der Verurtheilung des Privatbezugrechtes finden; aber es ist entschieden nicht wahr. Der Theil, der so bezogen wird, ist ein derartig verschwindender, daß wir von der in der Mathematik in solchem Falle ertheilten Erlaubniß Gebrauch machen und den verschwindenden Resttheil als eliminirt betrachten dürfen. Ist er es heute noch nicht vollständig, so brauchen wir unsere bisherige Entwickelung nur ein paar Jahre fortgehen zu lassen, und wir sind so weit. Die Verschuldung des Bodens auf der einen Seite und die Latifundienbildung auf der anderen wächst so entsetzlich rasch, daß es schon eines starken Optimismus bedarf, um sich leichten Herzens darüber hinwegsetzen zu können. Sogar in den Vereinigten Staaten, jenem Riesenlande, das bei richtigen Bodengesetzen der ganzen Menschheit Platz bieten könnte, ist bereits der größte Theil des Landes in das direkte oder indirekte Eigenthum einiger Tausend Menschen übergegangen. Drei Achtel des Landes werden bereits im Pachtbetrieb bebaut; die Latifundienbildung geht in riesigem Verhältniß vor sich und die Bodenverschuldung wächst von Jahr zu Jahr ganz enorm.

In dem Paradiese des Kleinbauern, in Frankreich, ist, nach Toubeau, nur ein Zehntel des Landes Eigenthum selbst den Boden bearbeitender Bauern. Die Hälfte des kultivirten Bodens ist Pachtland (auch nach Leroy-Beaulieu) und von der anderen Hälfte gehört nur ein Drittel den Kleinbauern. Das Uebrige besteht aus Wäldern, Haiden, Stadtboden ꝛc.

Die Bodenverschuldung Frankreichs wird gegenwärtig etwa 25 Milliarden Franken betragen, die Deutschlands etwa 40 Milliarden Mark. Wenn man bedenkt, daß der Hypothekenzinsfuß doppelt so hoch ist wie der, zu dem sich die Grundrente zum Bodenpreis kapitalisirt, so sehen wir, daß unsere Bauern im Großen und Ganzen nur noch nominelle Besitzer des kleinen Theiles des deutschen Bodens sind, der ihnen überhaupt gehört. Der kleine Rest, der noch fehlt, um auch die letzte Spur eines freien Bauernthums verschwinden zu lassen, wird immer schneller dem Uebrigen folgen; denn die Zunahme der Bodenverschuldung ist in Deutschland gegenwärtig etwa eine Milliarde per Jahr.

Schade, daß wir nicht mehr den Gebrauch der alten Griechen haben, die auf verschuldetem Lande Steine anbrachten, auf denen die Höhe der Verschuldung angegeben war! Unser Deutschland würde einem riesigen Kirchhofe gleichen, auf dessen Steinen in Fraktur zu lesen wäre: „Hier liegt ein unselig verstorbenes freies Bauernthum. Es lebt zwar noch in der Einbildung gewisser Professoren, hat aber in Wirklichkeit bereits seine Auferstehung als Hypothekensklave des Kapitalismus gefeiert.“

Wirklich helfen kann dem Bauer nur eine Reform, die das Uebel an der Grundursache anpackt, an der Wurzel der Krise, unter der alle Bevölkerungsklassen leiden: dem Rechte der individuellen Bodenaneignung.

Welche ernsten Argumente sollten aber sonst noch gegen die Bodenverstaatlichung vom Standpunkte des Bauern aus vorgebracht werden können? Sind nicht heute schon Pächter mit genügendem Kapital — das sie nicht so dumm waren im Bodenkauf festzulegen — und günstigen Pachtbedingungen besser daran als kleine Schuldbauern, denen das Messer des Wucherers an der Kehle sitzt? Ist der Name nicht leerer Schall? Kann sich der Miteigenthümer des Gemeindebodens nicht mit größerem Rechte Grundbesitzer nennen als der nominelle Eigenthümer unserer Zeit, dessen Grundstück schon längst Eigenthum des Kapitalisten ist, für den er die Rente einkassirt? Man braucht nur einmal diejenigen Gemeinden der Schweiz zu besuchen, in denen noch der Gemeindebesitz herrscht,

Digitized by Google

und die Leute zu fragen, ob sie mit unseren Eigenthumsbauern tauschen wollen! Wie erst, wenn die sozialpolitischen Wirkungen des allgemein durchgeführten Gesellschaftbesitzes eingetreten sind!

Abgesehen von diesen wird vor Allem der Bauer mehr und günstiger eingetheiltes Land zu bewirthschaften haben. Im Durchschnitt wird er bei uns etwa 8 Hektar in einem Komplex erhalten, während z. B. in Baden heute auf den Betrieb nur zwei zerstückelte Hektar kommen, wofür in den alten Provinzen Preußens auf 15632 Gutsbezirke durchschnittlich 2523 Morgen entfallen. Die Rente wird wieder in seine Tasche zurückkehren; denn was er als Bodenmiether zahlt, erhält er als Bürger entweder direkt zurück, wie es noch heute in manchen deutschen Gemeinden der Fall ist, in denen sich in der Almend ein Rest des alten germanischen Gemeineigenthumrechts erhalten hat (Klingenberg in Bayern vertheilt ganz ansehnliche Beträge), oder indirekt, indem ihm dadurch andere Steuern erspart werden, die ihn viel ungerechter treffen; denn die Grundsteuer ist die beste und gerechteste Steuer, wenn sie im Verhältniß der dem Steuerzahler unverdient zufallenden der Natur und Gesellschaftarbeit verdankten Mehrwerthe erhoben wird. Bei der Wichtigkeit der Frage mag es nicht unangebracht erscheinen, zwei Beispiele zu geben, von denen eines einen Fall vorführt, in dem die in der Grundrente verkörperte Mehrwerthsschöpfung zumeist den Naturkräften, einen anderen, in dem sie beinahe ausschließlich den gesellschaftlichen Zusammenhängen zu verdanken ist.

Als ich 1870 im Staate Virginien Eisenbahnschwellen schlagen ließ, wurden mir am Mataponaifluß Strecken Landes gezeigt, auf denen der jährliche Holzzuwachs ein Klafter per Morgen betrug, für das gewöhnlich ein Dollar im Stamm bezahlt wurde. Dieser Zuwachs fand ohne irgend welche menschliche Arbeit statt; denn Forstwirthschaft war in jener Gegend ein unbekannter Begriff. Freilich hing der Werth davon ab, daß Menschen Bedürfniß für Holz hatten, daß Holz nicht überall in beliebigem Quantum zu haben ist wie die Luft, und daß Menschen dieses Holz mit weniger Arbeit zum Verbrauchsort schaffen konnten als das irgendwo gratis erlangbare Holz. Einige Stunden weiter ins Land hatte solches Holz gar keinen Werth. Wenn es doch an das Ufer des schiffbaren Flusses geschafft wurde, so geschah es, um Arbeitgelegenheit für Holzhauer und Fuhrleute (oft aus Waldbesitzern selbst bestehend) zu finden. Eine Grundrente wurde nicht erzielt; was bei dem Flußlande als solche erlangt wurde, war daher dem Umstande zuzuschreiben, daß ein Dollar Fuhrlohn erspart wurde, in Verbindung mit dem menschlichen Bedürfniß an Holz und seiner ungenügenden Befriedigung, die bei der Herbeischaffung des entfernteren Holzes noch eine volle Vergütung für das aufgewandte Kapital und die verwandte Arbeit übrig ließen. Ohne diese gesellschaftlichen Zusammenhänge hätte die Produktivkraft der Natur keinen Werth für Menschen gehabt; aber ohne die Produktivkraft der Natur wäre überhaupt kein Holz vorhanden gewesen. Ohne das betreffende Stück Land hätten aber beide Wertherzeugungelemente ihre Wirkung nicht ausüben können. Das Land war das Medium, in dem diese Kräfte zum Ausdruck gelangten, und sein Besitzer erntete den Ertrag dieser Kräfte als von ihm unverdienten Mehrwerth, als Grundrente. Nehmen wir nun an, daß der Staat, als Repräsentant der menschlichen Gesellschaft, wieder in das ihm rechtmäßig gebührende Eigenthumsrecht des genannten Waldlandes getreten sei und es an einen Holzhändler verpachtete, so würde er selbstverständlich ihm einen Dollar per Klafter Steuer oder Pachtgebühr —

Digitized by Google

wie wir es am Liebsten nennen wollen — abverlangen. Der weiter zurückliegende Waldbesitzer, dem keine Grundrente bleibt, der mit seiner Bewirthschaftung nur den ortsüblichen Arbeitlohn, Unternehmergewinn und Kapitalzins erlangt, zahlt keine Steuer. Und nun kommt ein Gegner und schreit Zeter und Mordio darüber, daß die Bewohner der Flußufer allein sämmtliche Steuern (wir nehmen an, daß die Grundrente alle Staatsbedürfnisse deckt) aus ihrer und ihrer Arbeiter Tasche bezahlen müssen! Erhalten etwa diese Leute trotz der Steuer weniger Lohn, Unternehmergewinn und Kapitalzins als die weiter zurückliegenden steuerfreien Holzhändler? Worüber beklagen sie sich denn? Ist ihre Steuer denn etwas Anderes als das Inkasso eines einem Anderen gehörenden Guthabens? Wäre die Nichtbezahlung des nicht ihrem Verdienst, sondern der Natur- und Gesellschaftarbeit entspringenden Mehrwerths nicht etwa gerade so gut eine Unterschlagung wie die des Steuerbeamten, der aus seinen Einnahmen nicht nur seinen rechtmäßigen Gehalt, sondern auch den dem Staate zukommenden Theil zurückbehielte?

Ein anderes Beispiel. Ecke der Friedrichstraße und der Linden liegt in Berlin ein Grundstück, auf dem das Café Bauer errichtet ist. Der Wirth des Cafés, von dem wir annehmen wollen, daß er der Eigenthümer des Grundstückes sei, nimmt nicht nur ein, was er für Löhne, Waaren ꝛc. auszugeben hat, sondern außerdem noch den durchschnittlichen Unternehmerlohn sowie Kapitalzins, den Zins des Hausbaukapitals inbegriffen. Er nimmt noch eine weitere etwa eben so große Summe über dies Alles hinaus ein, die ein gerade so fleißiger Wirth in der Lüneburger Haide nicht einnimmt. Woher kommt diese Extra-Einnahme? Daher, daß die gesellschaftlichen Zusammenhänge weit mehr Gäste an der Friedrichstraßenecke vorbeiführen als durch die Lüneburger Haide. Der Mehrverdienst des Berliner Wirths ist also nicht seiner eigenen Arbeit zuzuschreiben, denn während sich seine Arbeit auf die der Organisation und Uebertwachung beschränkt, hat der Lüneburger, der kein Dienstpersonal hat, die schwersten Dienstleistungen allein zu besorgen. Der Mehrverdienst ist der Gesellschaftarbeit zu verdanken (die Naturarbeit, die sich in beiden Fällen in der Tragekraft des Erdbodens äußert, wollen wir weglassen), die sich in besonderer Intensität auf diesem speziellen Stücke Erdboden verdichtet, und wenn einst Stadt und Staat, denen das Aequivalent dieser Gesellschaftarbeit nach Erlangung des Eigenthumsrechts des betreffenden Grundstückes excl. Haus mit Recht zufällt, nachdem die große Reform durchgeführt ist, wenn diese Korporationen von dem Wirthe eine entsprechende Bodenmiethe oder Bodensteuer verlangen, während der Lüneburger frei ausgeht, dann schreien unsere Gegner wieder, weil die armen Berliner Wirthe allein besteuert werden und mit ihnen ihre Arbeiter, indessen die Lüneburger frei ausgehen. Das seltsamste Argument aber ist die Hineinziehung der armen Arbeiter; man möge diese einmal fragen, ob sie nicht gern die ganze Steuer respektive Pacht allein zahlen wollen, wenn sie dafür, statt um kärglichen Lohn (der sich übrigens um keinen Pfennig erhöhen würde, wenn der Herr steuerfrei wäre, denn die Grundsteuer ist bekanntlich nicht abwälzbar) für Andere arbeiten zu müssen, selbstwirthschaftende Staatsbürger werden können, was ihnen ein Leichtes wird, wenn meine Zinstheorie richtig ist und fleißigen Leuten nach der Bodenverstaatlichung billiges Kapital ausgiebig zur Verfügung steht.

Und weil dieses Steuerprinzip das einzig gerechte ist, wird auch nie eine Zusammenrottung einer Steuerzahlergruppe, die, weil ihr Gewerbe am

Digitized by Google

Meisten Boden braucht, am Meisten zahlen (d. h. vorlegen) müssen, eine Aenderung des Systems befürchten lassen. Ist etwa der staatliche Pächter etwas Anderes als der Steuerpächter? Er übernimmt die Aufgabe, die vom Boden gebrachte Einnahme dem Staat einzukassiren, und findet den Staat mit einer Pauschalsumme ab. Doch ich kann mich jedes weiteren Wortes darüber enthalten, wenn ich eine Stelle aus einer Rede übersetze, die Mr. Ballance, der Premierminister von Neu-Seeland, einst hielt:

„Wir wollen annehmen daß wir nur Staatsland hätten. Wir würden dann auf der einen Seite eine Anzahl Ackerbauer sehen, die dem Staat Pacht bezahlen, und auf der andern eine größere Anzahl, die von ihren Löhnen lebt, meist in den Städten, und einen Vortheil aus diesen Pachtgeldern zieht, zufrieden in dem Bewußtsein, daß sie an der Prosperität des Ackerpächters ihren Theil haben. Aus Selbstinteresse würde die zahlreichere Klasse ihre Stimme gegen die Störung eines Systems erheben, das zu ihren Gunsten wirkt."

Angenommen sogar, daß die Mehrzahl der Bürger Bodenbenützer und Pachtzahler wären, so würden doch immer Die, welche weniger Pacht zahlen, in der Mehrheit sein und sie würden nicht im Interesse der großen Pachtzahler gegen das System auftreten.

Der oft benutzte Popanz der sinkenden Grundrente braucht uns nicht zu schrecken. Die Vertheidigung der Bodenherren mit dem Argument, daß sie in Zeiten rückläufiger Grundrente die Verluste auf ihre Schultern nehmen, könnte gerade so gut von dem Anwalt eines Räubers vorgebracht werden, der als Rechtfertigung des Raubes das Argument gebraucht, das sein Klient ja das Risico des Kursrückgangs der gestohlenen Staatspapiere auf sich genommen habe. Wenn die Stadt Berlin 1870 dem Rathe des Professors Adolf Wagner gefolgt wäre, wenn sie den Zuwachs der Grundrente seitdem weggesteuert und wenn sie die so erlangte Einnahme zur Abzahlung des ganzen Bodenwerths verwendet hätte, so wäre sie heute schuldenfreie Besitzerin ihres Grundes und Bodens mit einer jährlich wachsenden Grundrente von im Augenblicke über 80 Millionen Der Zins des Hauskapitals ist natürlich nicht inbegriffen, da dieses Privateigenthum geblieben wäre. Wenn dann Jemand käme und der glücklichen Stadt riethe, die Grundrenten ohne Verzug wieder den Privatbesitzern auszuliefern, wofür diese aber auch die Gefahr des Rückgangs der Renten auf ihre Schultern nehmen, so würde man ihn auslachen. Und gerade so werden einst, wenn längst der abbezahlte Boden dem Staate gehört, unsere Nachkommen über die heutigen Argumente unserer Gegner lachen. Der wichtigste Grund der Rentensteigerung der technische Fortschritt, wird nie rückgängig werden, wenn wir den sozialen Fortschritt nicht dahinter zurückbleiben lassen; und was das zweite Steigerungsmoment, die Bevölkerungzunahme, betrifft, so sehe ich auch hier keinen Grund zur Besorgniß. Die Bevölkerung steigt sicher nicht, weil sich die Grundrente hebt (in Irland hat das Heraufforciren der Grundrente durch Herabpressen des ortsüblichen Arbeitverdienstes in 30 Jahren die Bevölkerung von 8 Millionen auf 5 reduzirt, trotzdem sich die Landwirthschaft bedeutend hob), sondern die Grundrente steigt, wenn sich die Bevölkerung vermehrt. Vorübergehende Momente des Rückgangs gleichen der rückweichenden Welle der vorschreitenden Fluth und können die Wirkungen des grundlegenden Gesetzes nicht aufheben.

Wir brauchen aber gar nicht das Moment der steigenden Grundrente, um die Möglichkeit des Auskaufs der Grundeigenthümer in die Hand zu bekommen. Wir gebrauchen nur die Gewißheit, daß der für die in Zahlung gegebenen

Digitized by Google

Pfandbriefe zu zahlende Zins nicht die Höhe der vom Staate dafür eingenommenen Grundrente erreicht, und Das ist auch der Fall, wenn der Zins bei sogar gleichbleibender Grundrente fällt. Der Zins fällt ja heute schon ganz erheblich, und der Grund davon ist für Den leicht verständlich, der sich meiner früheren Arbeiten erinnert. Wir haben nämlich gesehen, wie in Folge des Zinseszinses die jährlich zurückgelegten und nicht in Werkzeugen, sondern in Kapital in meinem Sinne, d. h. in Tributrechten, Anlagung findenden Einkommenüberschüsse der Reichen riesig wachsen und bereits die Jahressumme von 10 Milliarden überstiegen haben. Da die Betreffenden mit Recht eine Scheu vor den riskanten Anlagen in Werkzeugen haben, so werden sie immer eifriger um die gesicherten Kapitalwerthe. Deren Menge ist aber eine beschränkte, trotz der so rasch wachsenden Staatsschulden; denn diese nehmen nur um 2 Milliarden per Jahr zu und es gilt, über zehn Milliarden jährlich unterzubringen. Auch die übrigen Werthe dieser Kategorie nehmen nur langsam zu. Die Zahl der neu gebauten Eisenbahnen, der neu eröffneten Bergwerke 2c. steht in keinem Verhältniß zu den Anlage suchenden Ersparnissen.

Was thun? Nothgedrungen sucht die große Masse Anlagen in Bodenwerthen, also in Grundbesitz und Hypotheken. Der Boden geht, wie bekannt, mehr und mehr in den Besitz der Reichen über, einerlei ob sich dieser Uebergang direkt durch Bodenkauf oder indirekt durch Hypothekenbelastung vollzieht. In Deutschland allein ist in den letzten Jahren, wie schon erwähnt, die Zunahme der Bodenverschuldung eine Milliarde per Jahr; in anderen Ländern ist sie meist entsprechend. Die Bodenwerthe bilden nun ein Gefäß mit elastischen Wänden, das sich im Verhältniß der Inanspruchnahme ausdehnt. Ich meine natürlich damit nicht, daß sich der Boden in seiner Fläche ausdehnt, sondern, daß dessen Werthsumme sich im Verhältniß der Nachfrage vergrößert, oder mit anderen Worten: daß die Zinsfußrate sinkt, zu der sich der Bodenpreis aus der Rente kapitalisirt. Wenn dieser Zinsfuß z. B. 5 pCt. ist, werden 100 Mark Rente sich für 2000 verkaufen, bei 2½ pCt. zu 4000. Im gewöhnlichen Leben drückt man sich dann jedoch anders aus. Man sagt: Bodenkapital rentirt zu 5 pCt., zu 2½ pCt.; denn mein Gut ist 2000, 4000 Mark werth und ich ziehe nur 100 Mark Rente. Wenn man nun bedenkt, daß im Durchschnitt die Hälfte der Bilanzen des Nationalreichthums oder des Volksvermögens aus dem Marktwerthe des Grundes und Bodens besteht, so ist leicht begreiflich, wieso trotz der vielen Milliarden per Jahr, die jährlich neu in dieser Anlageform untergebracht werden, das Anlagefeld immer ausreicht und doch der Zinsfuß nicht zu rasch fällt. Wir können den Bodenwerth der hauptsächlichen Kulturländer rund auf etwa 1000 Milliarden taxiren, die sich im Durchschnitt vielleicht zu 3 pCt. (der Zinsfuß der Bodenwerthe bleibt wegen des erwarteten Werthzuwachses und aus anderen Ursachen etwa 1 pCt. unter dem der Staatspapiere des betreffenden Landes) aus 30 Milliarden Grundrente kapitalisiren. Es bedürfte nun schon eines weiteren Kapitalangebots von 500 Milliarden, um diesen Zinsfuß nur um 1 pCt. herunterzubringen, also von 3 auf 2 pCt., oder den Staatspapierzinsfuß von 4 auf 3 pCt. Anders wird aber die Sache liegen, wenn die Hauptkulturländer nach und nach zur Bodenverstaatlichung übergingen und durch ein dem Staate eingeräumtes Ankaufsrecht zu einem fest bestimmten Preise die elastischen Preiswände in feste verwandelten. Das andrängende Kapitalsangebot würde keinen Platz mehr in dem angefüllten Bodenwerthraume finden und müßte unter den anderen Kapitalwerthen wählen, unter

Digitized by Google

denen die guten Staatspapiere die beliebtesten sein würden, weil sie am Meisten Sicherheit gewähren, besonders wenn sie für Bodenkauf ausgegeben sind und die Zinsen mit der Grundrente garantiren. Der Andrang würde den Zinsfuß in weit rascherem Maße herunter bringen, als es heute schon der Fall ist. Die hierdurch ermöglichten Konversionen würden die Zinsausgaben des Staates ständig vermindern. Erbsteuern, vielleicht Aufhebung des Intestaterbrechts in der Seitenlinie, Steuern auf von der Spekulation in der Umgebung der Städte der Bebauung entzogenes Land ꝛc., würden den Prozeß der Amortisation um so mehr beschleunigen, als im Verhältniß der Einlösung die Zinszahlungen weiter vermindert würden und also auch die Möglichkeit der Amortisation sich vergrößerte. Daß dann nach und nach auch die bisherigen Staatsschulden amortisirt würden, daß der Staat dann ebenfalls in den zinsfreien Besitz der Eisenbahnen und Bergwerke kommen und zum größten, ja zum einzigen wirklichen Kapitalisten (im Sinne meines Kapitalbegriffes) würde, ist selbstverständlich, und schließlich bliebe dem Privatkapital nur noch die Anlage im Werkzeugkapital übrig, das, wenn die zinshaltende Macht der Tributwerthe durch deren Verstaatlichung gebrochen wäre, keinen Zins mehr bringen würde.

Wenn Das richtig ist, so muß die Bodenverstaatlichung, weit entfernt davon, dem schädlichen Kapital der Tributwerthe das Gegengewicht zu entziehen, im Gegentheil dieses ganz vernichten und nur das nützliche Kapital der Werkzeuge und des sonstigen wirklichen Gütervorrathes übrig lassen.

Freilich setzt die Erwartung des Eintretens der beschriebenen Wirkungen auf den Zins die internationale Durchführung der Reform voraus, aber an einer solchen ist wenig zu zweifeln. In den anglo-sächsischen Ländern ist die Bewegung für die Verstaatlichung des Bodens im raschen Fortschreiten begriffen, und wenn erst diese riesigen Staatenkomplexe, wenn ganz Großbritannien und Irland, die Vereinigten Staaten, Kanada, Australien u. s. w. im Vereine mit uns die Bodenverstaatlichung durchgeführt hätten, dann wäre das Anlagefeld des aus Tributrechten bestehenden Kapitals bereits derart verengt, daß der Zinsfuß auf ein Minimum sinken und die krisenbildenden Wirkungen des Zinses verschwinden müßten. Längst vorher würde aber der Anblick der segensreichen Einflüsse, welche die Rückeroberung des Gottesbodens durch die Volksgemeinschaft im Gefolge haben muß, auch die noch rückständigen Nationen nachhinken lassen. Aber wenn uns auch Niemand so bald folgte, die Zinswirkung würde doch schon kräftig genug sein, in Verbindung mit der auch heute ständig weiter gehenden Weltströmung des Zinsrückgangs, daß auch ohne steigende Grundrente ein genügender Ueberschuß vorhanden wäre, um die Amortisation der Pfandbriefe beginnen zu können. Das Gesetz des Zinseszinses wird dann schon für die Beschleunigung sorgen. Das deutsche Land den Deutschen! Nicht den Fideikommissen, nicht dem internationalen Kapitalismus! Zurück zum alten germanischen Recht des Bodengemeinthums, nur mit den heutigen Kulturverhältnissen besser entsprechenden Benützungbedingungen, — und fort mit dem auf die freie deutsche Erde angewandten römischen Sachrecht, dem Nessushemd, das die sterbende Roma dem jungen germanischen Riesen überwarf! Mit diesem Wahlspruch hoffen wir auf den Sieg.

Lugano. Michael Flürscheim.

Digitized by Google

Vom Steuerzahlen.

Steuern zahlen und sterben, hat Franklin einmal gesagt, muß Jedermann. Der Trost, der in diesen Worten liegen soll, ist nicht ohne Weiteres als ein unumschränkter anzuerkennen. Sterben kann Jeder nur einmal, und zwar ohne Ansehen der Person und mit der selben radikalen Vollständigkeit. Deshalb enthält man sich auch der Proteste gegen das Sterben und tröstet sich mit dem Gedanken, daß dagegen kein Kraut gewachsen ist. Anders mit dem Steuernzahlen. Dieses ist eine variable Größe, variirend nach Zeit und Raum, nach Person und finanzministerieller Weisheit. Aus eben diesem Grunde heißt es hier nicht: Wie Gott will, ich halt still! sondern im Gegentheil: Will Miquel, schrei ich schnell! Von derartigem Geschrei hallen soeben der Markt, die Gassen und die meist nur wenig über diesem Gassenniveau gelegenen Redaktionzimmer wieder.

Die Form, in der sich bei uns Das abspielt, was man euphemistisch Steuerdebatten nennt, ist eine höchst primitive:

Finanzminister: „Diese Steuer ist die einzig wahre, Das ist so klar, daß jede weitere Empfehlung überflüssig wäre". Chor der Nichtinteressenten: Sehr richtig! Chor der Interessenten: Oho!

Oppositionredner: „Diese Steuer ist die ungerechteste aller Steuern, eine steuerpolitische Mißgeburt". Chor der Interessenten: Sehr richtig! Chor der Nichtinteressenten: Oho!

Bei aller Achtung, die unserem Parlament verfassungmäßig gebührt, kann doch von den bisherigen Steuerdebatten kaum behauptet werden, daß es solche „höheren Stils" waren. Von dem überwiegenden Theil der Preßerörterungen kann füglich ganz geschwiegen werden. Diese Erörterungen halten sich naturgemäß auf dem denkbar niedrigsten Niveau. Die Redaktionbibliothek, wenn eine da ist, geht über Roschers Finanzwissenschaft kaum hinaus. Mit dieser bewaffnet erklärt man (vide Roscher Finanzw. S. 129), daß „jede bisher angewandte Form, den Tabak einer hohen Besteuerung zu unterwerfen, auf die größten Schwierigkeiten stößt", daß (vide Roscher, Finanzw. S. 392) die Besteuerung des Weines „in Weinbauländern überaus schwierig" ist, und daß (vide Roscher, Finanzw. S. 443) für die neuerdings von Agrariern und Sozialisten [hierin ist Roscher übrigens bereits überholt] so viel geforderte Börsensteuer „der Neid kein guter Rathgeber" ist. Der Rest ist sogenanntes Zahlenmaterial der Interessenten, mit dem sich natürlich Alles beweisen läßt.

Ich möchte hierbei übrigens ausdrücklich den Verdacht von mir weisen, als ob ich die Steuerprojekte der Regirung für besonders genial oder auch nur brauchbar ansehe. Angenommen aber, diese mechanischen Eingriffe in die staatsbürgerlichen Portemonnaies, diese simplen Rechenkunststücke verdienten wirklich jene epitheta ornantia, so müßte doch schon die ganze Art, wie diese Entwürfe empfohlen und vertheidigt werden, gegen sie einnehmen. Für die Stempelsteuer ist doch thatsächlich nur ein einziger Grund angeführt, ihre „Popularität"; dieser Grund allein dürfte aber kaum hinreichen, am Allerwenigsten für die jetzige Form des Steuerplanes. Für die Weinsteuer (vielleicht ist meine Rede verwerflich, denn de mortuis nil nisi bene!) aber ist im Wesentlichen nur der Grund geltend gemacht worden, daß der Wein des Menschen Herz erfreut und die Freude ein steuerkräftiges Gefühl ist. Für den Satiriker ergötzlich war der Streit um die dritte im Bunde, die Tabaksteuer. Nach dem Muster jener Waschfrau, die den

Digitized by Google

kupfernen Kessel erstens gar nicht geliehen hatte, zweitens ihn längst zurückgegeben hatte, drittens ihn als so werthlos erachtete, daß es sich nicht lohnte, ihn zurückzuschicken, erklärte die Regirung: Erstens trägt die Tabaksteuer der Konsument, zweitens findet trotz der Preiserhöhung kein Konsumrückgang statt, und drittens ist der durch die Steuer hervorgerufene Konsumrückgang von höchster sozialpolitischer Bedeutung. Ein ganz vollkommner Widerspruch ist gleich geheimnißvoll für Weise wie für Thoren.

Es muß überhaupt ausgesprochen werden, daß sich sowohl bei der preußischen wie bei der Reichsfinanzreform unser Reichssäckelmeister mehr als kluger Finanzmann denn als genialer weitblickender Finanzpolitiker erwiesen hat. Wer will sich allerdings hierüber wundern zu einer Zeit, da die gesammte Steuerpolitik, besonders soweit ihre praktische Ausübung in Frage kommt, noch kaum mit der schüchternen Nasenspitze aus nicht allzu reinlichen Windeln hervorguckt. Wir haben heute in allen Staaten kein Steuersystem, sondern ein Steuerragout; kaum irgendwo aber ist dieses Ragout so unschmackhaft wie in Deutschland. Zwischen einem wirklichen Steuersystem und Dem, was man bei uns als solches ausgiebt, ist ein Unterschied wie zwischen den Kasernen, die für den bestimmten Zweck eingerichtet sind, und den Bürgerquartieren, die von Fall zu Fall je nach plötzlich eintretendem Bedürfniß improvisirt werden. Jetzt sind Bürgerquartiere, ich wollte sagen Steuern, für hundert Millionen — man wird sich auch mit der besseren Hälfte begnügen — zu beschaffen. Der Finanzminister, der so manchen alt vergrabnen Schatz weiß, geht ein Bischen revidiren. Er greift hinein ins volle Menschenleben, aber was er interessant findet, paßt zumeist zu dem bisherigen „Steuersystem“ wie die Faust auf das Auge, das er auf ein neues Steuerprojekt geworfen hat.

Wenn Herr Miquel heute Etwas entdeckt, dann ist es sicher indirekt. Für das neunzehnte Jahrhundert ist das Vorherrschen der indirekten Steuern zweifellos charakteristisch. Das Zeitalter der Aufklärung ist an dem Steuerzahler spurlos vorübergegangen. Man will ihn nicht darüber aufklären, was er eigentlich zahlt; man versetzt ihn durch die indirekte Besteuerung in einen Zustand der Hypnose, man suggerirt ihm, daß nicht er Steuern zahle, sondern der Tabak, oder der Wein. Die große kindische Lüge von der „Steuerkraft des Tabaks, des Weins“ ꝛc. ist eine jener Widersinnigkeiten, die späteren Geschlechtern über die Kapazität der früheren ernste Bedenken aufsteigen lassen werden.

Es ist heute unmöglich, das verschleierte Bild des Steuersystems der Zukunft zu lüften. Selbstverständlich wird es auch hier nie ein Allheilmittel, ein impôt unique geben. Weder eine Besitzsteuer noch eine progressive Einkommensteuer sind für sich allein geeignet, den Staatsbedarf zu decken. Denn da Irrthümer, Ungerechtigkeiten und Steuerhinterziehungen, so lange die Menschen Menschen sind, nie ganz vermieden werden können, würde sich so jeder Irrthum jede Ungerechtigkeit vervielfältigen. So lange man aber in der Steuerpolitik mit dem Bürgerquartiersystem der Gegenwart wirthschaftet, ist es naturgemäß, daß man zu den hypnotischen Steuern, den indirekten, greift, die dem Steuerzahler das Geld mit Hilfe der Narkose schmerzlos herausziehen. Wer jedoch weiter auslugt, den kann der jetzige Kampf um die Steuerprojekte, von denen eins so gut und so schlecht ist wie das andere, kalt lassen. Kommen wird doch einst der Tag, wo der heutige Grundsatz der Steuerpolitik: „Woher nehmen?“ verwandelt wird in einen anderen, der da lautet: „Woher nicht nehmen?

Dr. Berthold Prochownik.

Digitized by Google

Theater.

Papa Sarcey, der beste europäische Theaterkritiker — der beste, weil er der einzige ist, der ohne Murren und Grollen das Theater nimmt, wie es ist —, schrieb in seinen Nekrolog über das in Paris friedlich bestattete Hannele des Herrn Hauptmann neulich sehr lustige Sachen. Das Stück fand er natürlich ganz miserabel; aber er höhnte auch sehr nett und, wie immer, gar nicht bitter das lärmende Häufchen, das in Paris sich heute einer Erneuerung des Theaters vermißt, und er schüttelte sich vor Lachen über die Einfältigen, die wirklich glauben, diese Clique habe auf das Publikum, das echte, das seine Plätze bezahlt, irgend welchen Einfluß. Ganz allerliebst beschrieb er, wie diese Leute alle paar Wochen ein neues und allerneuestes Theater entdecken, in allen Windrichtungen ihre Muster suchen, jede thörichte fumisterie für ein poetisches Meisterwerk ausschreien, — und wie das Publikum immer doch ganz gelassen beim Alten bleibt, bei den alten Stücken und beim Rath des alten weisen Sarcey. Ein Irrthum nur ärgerte mich ein Bischen: der fette Francisque meint nämlich, diese spaßhaften Zustände herrschten allein in Paris; die Deutschen scheint er so ungefähr für halbe Skandinaven zu halten, für fremde Männer aus fernem Land, und er beurtheilt ihren Theatergeschmack nach dem Hannele, von dem man ihm erzählt hat, es sei in Deutschland ein Zugstück. Ohne ironische Glossen über solche teutonische Verirrung geht es dabei selbstverständlich nicht ab und der feiste Pfiffikus bedankt sich schließlich noch bei Herrn Antoine dafür, daß er ihn zwar sträflich gelangweilt, ihm aber doch wenigstens einmal gezeigt habe, was in Deutschland gefällt.

Der gute Sarcey! Er ahnt nicht, daß bei uns diese rettenden Thaten noch weniger als in Paris ein Publikum haben und daß die Zustände, die er witzig schildert, in Berlin noch viel spaßhafter sind. Einige junge Leute, von denen Keiner ein brauchbares Theaterstück schreiben kann, haben sich als Bühnenreformatoren aufgethan und verkündet, die wahre dramatische Kunst fange da erst an, wo jede dramatische Wirkung versagt. Das Publikum glaubt ihnen nicht, aber in der Presse haben sie ihre Verbündeten; jeder Feuilletonverkäufer will ein ganz moderner Mensch sein, und da er

Digitized by Google

nichts kennt, nichts gelesen hat und nichts lesen will, so wähnt er allen Ernstes, mit den Herren Hauptmann, Halbe, Tovote, Hollaender, — und wie sie sonst heißen, breche das Morgenroth einer neuen und großen deutschen Dichtung herein. Daß alle diese mehr oder minder fein und hübsch begabten Herren, an der Höhe wirklich großer Dichter gemessen, nur winzige Seitenschreiber sind, daß sie für ihre Zeit noch nicht einmal annähernd die Bedeutung haben wie etwa Gutzkow für das stürmende Märzgeschlecht —: Das darf man nicht sagen, sonst ist man kein wahrhaft moderner Geist. Es leben in Deutschland doch immer noch einige Dichter: Fontane, Heyse, Groth, Hopfen und mancher Andere, aber von denen hört man nichts, die Zeitungrichter zucken die Achseln über sie und halten sich an die von ihrer Gnade geköntten Modernen. Was bekümmert es so einen Feuilletonpascha, der nichts kann und nichts weiß und darum Theaterkritiken schreibt, daß elf Zwölftel mindestens aller ragenden Litteraturwerke dem Volke und auch den sich höchst gebildet Dünkelnden noch völlig unbekannt sind? Er kennt diese Werke ja selbst nicht, er hat auch von der Geschichte und den Lebensbedingungen des Theaters keine Ahnung, hat von Schauspielkunst nur, was zufällig nach Berlin verweht worden ist, gesehen und glaubt sich auf der Mittagshöhe der Zeit, wenn er die gelben oder grauen Bändchen durchblättert hat, die ab und zu von dem Wirken und Schaffen der Ganzmodernen tröstende Kunde bringen. Ein wunderhübscher Terrorismus hat sich allgemach so herausgebildet: gelobt wird nur noch, wer zur Clique gehört, und da Theaterdirektoren und Verleger von dem leeren Wahn nicht lassen wollen, daß gute Kritiken nützen können, so erleben wir, wie die Lobesversicherung-Anstalt von Tag zu Tag reichlicheren Zulauf erhält. Die Herren Wildenbruch, Sudermann, Spielhagen, Fulda, die ihr Leben lang andere Wege gegangen sind und deren Bestrebungen mit der neuesten Heilslehre auch nichts zu schaffen haben, die sogar haben mit dem Klüngel ihren Frieden gemacht und sich in die Genossenschaft eingekauft. Natürlich, denn nun werden sie gelobt, nun haben sie eine Partei, die unentwegt für sie eintritt und, wenn die Sache einmal schief geht, gehörig auf das Publikum schimpft, weil das solche Geister nicht zu begreifen vermag. Für Jeden, der keine Stücke und keine Romane schreibt, ist der Anblick dieser Lümmel-Tyrannis sehr spaßhaft und er genießt die reinsten Freuden, so oft der schlecht gefütterte Hofhund irgend eines mit der Moderne ramschenden Verlegers ihn ingrimmig anbellt; für die Anderen aber, namentlich wenn ihr Bemühen der Bühne gilt, mag der Zustand wohl weniger behaglich sein.

Vor einigen Wochen oder Monaten wurde irgendwo ein kleines Märchenspiel vom Herrn Hans Hopfen aufgeführt; es war im Gedanken nicht klar und plastisch genug, aber es war in prachtvoll frechen Versen geschrieben

Digitized by Google

und ganz erfüllt von der derben Frische und Kraft, die in guten Stunden das etwas fahrige Temperament des Bayern so anziehend machen. Das Stück fand keinen rechten Erfolg und die kritischen Buben trampelten es tot; was ist ihnen Hopfen? Jetzt hat man im Neuen Theater uns den „Amerikafahrer", ein angebliches Scherzspiel vom Herrn Max Halbe, vorgespielt, wohl die läppischste und witzloseste Nachäffung des Nürnberger Meisterstils, die je auf eine Bühne gelangt ist; das Publikum hat mit einer wahren Engelsgeduld die tötliche Langeweile und die rüden Pickelhäringzoten des Stückes über sich ergehen lassen, das selbst bei einer Germanisten-Kneipe noch ausgezischt worden wäre, und es hat erst, als die Sache einfach unerträglich wurde, um für sein Geld Etwas doch wenigstens zu haben, sich auf eigene Faust amusirt. Dafür wird es in den Zeitungen nun angepöbelt, denn Herr Halbe gehört zur Schaar Derer, die man unter allen Umständen loben soll und muß. Ich habe gar nichts gegen Herrn Halbe; sein Schauspiel „Jugend" ist ein ungemein wirksames Theaterstück, aus dem ein in eigenen Lauten redender Lyriker mitunter hervortritt; seinen Amerikafahrer aber, der mich noch vor Schluß aus dem Theater trieb, hätte kein Publikum der Welt erduldet und kein Theaterdirektor, selbst ein dramaturgisch so kläglich berathener wie Herr Lautenburg nicht, hätte solchen öden und frostigen Ulk angenommen, wenn er nicht auf die Cliquengefühle der lieben Preßdespoten gerechnet hätte.

Mein Geschmack trifft mit dem des Publikums nur äußerst selten zusammen; aber das Theater ist nicht für mich, sondern für das Publikum da, das nach harter Arbeit und nach den treibenden Sorgen des Tages abends Unterhaltung sucht und Zerstreuung: starke Emotionen oder einen lustigen Spaß, der einer mäßigen Massenintelligenz entspricht. Gerade deshalb bewundere ich Sarcey so aufrichtig, weil er den Geschmack des Publikums hat und immer sicher sein kann, daß, wenn er geweint oder gelacht hat, auch Tausende nach ihm weinen und lachen werden. Ich spreche immer nur persönliche Eindrücke aus und erzähle, wie auf mich die Erscheinungen auf und vor der Bühne wirken; eigentlich ist Das nur für mich interessant, allenfalls noch für die paar Leute, denen eine so rückhaltlose Subjektivität ein individuelles Vergnügen bereitet. Der eigentliche Theaterkritiker aber, dem die Menge vertrauensvoll folgen kann, der muß den Geschmack des Publikums haben und nur über das Wesen der dramatischen und der schauspielerischen Kunst etwas besser als seine Gemeinde unterrichtet sein. Wir haben, seit Karl Frenzel sich aufs Altentheil zurückgezogen hat, solchen trivialen und doch gründlich in seinem Fache gebildeten Kritiker nicht mehr und deshalb ist unser Publikum führerlos: was ihm gefällt, das wird von den in der Einbildung maßgebenden Kritikern zerrissen, und was denen

Digitized by Google

gefällt, das mag wieder das Publikum nicht. Mich reizt der Lorbeer Sarceys nicht und ich möchte auch nicht die Lobhudeleien auf dem Gewissen haben, die Herr Frenzel recht oft über Erbärmlichkeiten geleistet hat; mir ist es nur ein Bedürfniß, in ihren Aeußerungen und in ihren sozialen und künstlerischen Wirkungen die Intelligenzen zu betrachten, die vor Charleys Tante oder vor Herrn Wicherts Byzantinismen sich in hellem Entzücken bäumen, und daneben noch flüchtig den Jahrmarkt der Anmaßungen zu durchwandern, den kleine, unwissende und ungebildete Bürschchen aufgebaut haben. Aber schlimm ist es doch, daß der deutsche Sarcey uns fehlt, der das Publikum sicher leiten und den Direktoren die Kassenerfolge machen kann.

Der wäre auch der rechte Mann, um über ein anderes Schauspiel zu schreiben, das gleichfalls im Neuen Theater aufgeführt worden ist: „Gisela“ vom Fräulein von Schabelsky. Der echte Sarcey würde sagen: C'est un beau drame romanesque, assez vif, et qui a plu énormément. Und dann würde er umständlich die Handlung erzählen: wie ein verarmtes und schönes Edelfräulein einen unfähigen Baumeister heirathet, wie sie die einträgliche Gunst eines Fürsten erwirbt und ihren korrekten Lumpen von Mann an ihrer Schleppe zu Titeln und Ehren schleift, wie das wüste Paar in das Getriebe eines Duodez-Parlaments geräth, wie endlich ein starrköpfiger Ehrenmann ihm die Wahrheit sagt, — und viele andere „spannende“ Sachen. Ich würde gegen dieses Theaterstück und seine oft brutalen Wirkungen ungerecht sein. Mir gefällt daran eigentlich nur die Keckheit, mit der ein lohnender und gar nicht mehr seltener Typus gegriffen ist: der gesellschaftlich hoch gestellte Zuhälter, und vielleicht noch die pathetische Wuth der Deklassirten, der die Schande erst Ehren bringt, über die glatte Schmutzerei einer lackirten Welt. Die oberflächliche Art aber, Menschen auf eine Farbennuance zu stimmen, und ein im Empfinden und im Geschmack unsicher tastender Sinn der Verfasserin stören mir den Genuß an einem Theaterstück, das, ohne höheren literarischen Anspruch, mit Nachtwandler-dreistigkeit aufgethürmt ist und das dem Gaumen des wirklichen, zahlenden Publikums ganz vortrefflich mundet, weil es in seinen Aufregungen und in dem bunten Gewirr seiner nicht eigentlich unwahren, aber allzu rasch hingepinselten Figuren immer verständlich ist und immer auch amusant. Psychologie für Damen, Politik für Damen, soziale Satire und verstiegenes Pathos für Damen. Wenn dieses Damendrama mit einigem äußerlich-literarischen Aufputz versehen und wenn es nicht so skandalös liederlich inszenirt worden wäre — auch aus der Darstellung trat nur Herr Rittner, diesmal ganz ausgezeichnet, glänzend hervor —, dann hätte es wahrscheinlich einen lärmenden Saisonerfolg erreicht und könnte, besser als Hannele, dem braven Sarcey klar machen, was in Deutschland gefällt. M. H.

Digitized by Google

Neues von der Börse.

Die Gräfin Olga Sukareff in Sardous „Fedora", die im vierzehnten Jahre bereits von ihrem Gatten geschlagen, im sechzehnten Wittwe, im achtzehnten auf dem Walfischfang war und dies Alles noch nicht als hinreichende Zerstreuung ansehen konnte, hätte nur zur Börse gehen sollen, vielleicht thäten ihr dann nicht mehr die Kinnbacken vom Gähnen weh. Müßte man über das Geschäft selbst sprechen, so genügen gegenwärtig die letzten Worte Hamlets vom Rest und vom Schweigen; — der Verkehr ist mehr zur Unterhaltung, der Lärm zum dumpfen Gemurmel geworden; aber die verschiedenen Emotionen, denen die deutschen Börsen gerade in jüngster Zeit unterlagen, haben doch ein allgemeineres Interesse.

Zuerst die Hausse auf die unerwartete Wiederannäherung des Kaisers an Bismarck. Es war gerade ein Tag, wo von Serbien das dickste Gewölk aufzog und man das in seiner Festigkeit „nicht umzubringende" Wien bereits im bösen Fallen sah; allein wenn der Telegraph auch hundert Milans gemordert hätte, die eine Nachricht aus Friedrichsruh glich Alles wieder aus. Nicht, daß man etwa an eine Wiedereinsetzung des ehemaligen Kanzlers glaubte oder daß die Spekulation sentimental wurde, weil Undank nicht mehr der Welt Lohn sei; vielmehr hoffte man hier gegen das System Caprivi: „und auch zu schwanken hierhin und dorthin" fortan ein stärkeres Gegengewicht zu erblicken. Es ist kaum möglich, daß eine Person bei Handel und Wandel weniger unbeliebt sein könnte als Graf Caprivi, daß man alle nur möglichen Staats-Erscheinungen der letzten Jahre noch unpersönlicher und wohlwollender betrachte, als Dies thatsächlich geschieht, und dennoch müßte man in unserer Wirthschaftgeschichte weit, weit zurück blättern, um eine so allseitige Unzufriedenheit zu finden, wie sie heute gegen diejenige Regirung besteht, die Graf Caprivi mit seinem Namen zu decken den Auftrag hat. Notabene: darunter ist auch die Börse, die doch bei einer Verwerfung des russischen Handelsvertrages einen Kursrückgang erleben würde, also durchaus keine Opposition sans phrase übt.

Die Aufregung, in welche sich die Börse bei der ersten diesjährigen Bankenpublikation versetzte — wie gewöhnlich die der Nationalbank für Deutschland —, war zwar nicht allzu groß, aber dennoch nicht ganz überlegt. Ein Institut, das selbst mit einem auf 36 Millionen erhöhtes Kapital in den letzten vier Jahren durchschnittlich 6¼ Prozent macht (9, 6½, 5 und 4½ Prozent), braucht noch keineswegs die Erbitterung der Aktionäre und den Anstoß zur allgemeinen ökonomischen Bekümmerung überhaupt zu veranlassen. Und nehmen wir ganz rücksichtlos das Resultat des verflossenen Jahres für sich allein: welcher Bankier hat denn 1893 vier und einhalb Prozent schließlich mit seinem Gelde verdient? Und nun erst die Kunst, 36 Millionen zu verzinsen! Die neuen Einkommendeklarationen zeigen ja bereits Furcht erweckende Ausfälle in der Bankbranche, ja, ein Bankier, der wahrscheinlich des Anstandes halber das Einkommen von 1892 einfach wiederholt hat, soll sofort eine Vorladung erhalten haben, weil die meisten Bankiers beträchtliche Mindererträgnisse deklarirt hätten. Die 4½ Prozent Dividenden erträgt noch dazu die Nationalbank ohne Effekten und Konsortial, die gegen den vorjährigen Gewinn von M. 537 000 diesmal einen Verlust von M. 400 000 ergaben. Es muß sich hier jedenfalls in erster Linie um Griechen handeln, während bei der leidigen Art, kleine Vorberichte zu veröffentlichen (Kursscharmützel für die Börse), die

Digitized by Google

Million noch ganz unklar ist, die der Reservefonds vorsichtiger Weise an Konsortial-Konto abgeben soll. Es giebt in Berlin große Blätter die über diesen Jahresabschluß politische (!) Leitartikel angefertigt haben, ohne auch nur einmal die Aktiven und Passiven geschäftmäßig beurtheilen zu können. Ja, wenn man populär sein will! Gewöhnlich entgehen Einem dabei die schönsten Gelegenheiten. Der Witz des ganzen Berichtes liegt nämlich keineswegs darin, daß er schlecht ist, sondern daß er zu schlecht scheint. Für jeden Erfahrenen, der nicht an Ziffern wie an einer Angelschnur zappelt, muß nämlich der ungünstige Charakter der Nationalbankpublikation etwas Auffallendes haben. Unwillkürlich fragt man sich, welches Interesse bei einer solchen Darstellung mitgewirkt haben kann. Sicher ist, daß die Entleerung des Reservefonds um volle zwei Drittel den äußern Rechnungwerth der Aktie herabmindern wird. Wünscht man Dies etwa? Warum war diese bedenkliche Frage noch nirgends gedruckt zu lesen, wo die Strömung doch antibanklich genug ist? Noch auffallender ist ein Umstand, dessen närrisches Gegentheil z. B. in einem Leitartikel der „Voss. Ztg." umständlich dargelegt wird —: die Flüssigkeit der Bilanz. Man könnte sich förmlich fragen: Was bedeutet Dies? Die „Vossische" setzt aber ihr stumpfes Tranchirmesser an und findet die Tratten von 17 Millionen bei einem Aktienkapital von 36 Millionen Mark zu hoch, — als ob Dies ein abnormes Verhältniß wäre; die Kreditoren zum Betrage von 32 Millionen seien zu groß, wo doch thatsächlich als Debitoren noch 10 Millionen Mark gegenüberstehen. Die Thatsache, daß allein an Wechseln über 22 Millionen Mark im Portefeuille liegen, kann man doch nur als günstig ansehen, denn eine bessere Anlage kennt bekanntlich der solide Kaufmann nicht. Selbst die Steigerung der Konsortialverbindlichkeiten um 5 Millionen Mark verliert ihre Schattenseite, da es sich doch dabei um deutsche und oesterreichische Bahnunternehmungen handelt, wahrscheinlich Kleinbahnen und Objekte von Eisenbahn-Rentenbanken. Wie trugschlüssig macht sich nun der Leitartikel der „Vossischen"! „Die Börse nimmt keinen besonderen Anstoß", meint sie, „an der Thatsache, daß die Verpflichtungen der Bank allein aus Accepten 17,43, daneben aus sonstigen Geschäften 32,37 Millionen betragen, während ihnen an Forderungen, Baarbestand, Wechseln, Werthpapieren natürlich eine erheblich größere Summe gegenübersteht." Kann man in einem Tadel mehr Lob aussprechen? Nun kommt aber ein weiser Nachsatz: „Allein wenn man eine Krisis in Rechnung zieht, muß man füglich als recht bedenklich ansehen, daß eine Aktienbank mehr Schulden hat, als ihr ganzes Grundkapital nebst Reserven beträgt. Ihre eigenen Verbindlichkeiten muß die Bank in schwierigen Zeiten sofort erfüllen können. Von ihren Schuldnern aber werden erfahrungsgemäß nur zu viele säumig, wenn nicht zahlungunfähig." Jetzt möchten wir diejenige Bank incl. der Reichsbank, Bank von England und Bank von Frankreich sehen, deren „Schulden" nicht weit größer als ihr Aktienkapital nebst Reserven sind. Das ist eben Sache der Disposition, das Steuerruder richtig zu führen, und auch der unvorhergesehenen Fälle zu gedenken, wozu natürlich unberufene Kritiken nicht gehören. Es handelt sich ja gar nicht darum, irgend ein gewinnlustiges Bankunternehmen zu verschönen; aber gerade das Hauptbedenken, daß die Bilanz zu schlecht scheint, wird zur Freude einer größeren oder kleineren Anzahl von Klugen absolut nicht bemerkt. Im Uebrigen ist es unwahrscheinlich, daß irgend ein anderes großes Institut in Berlin einen gleich niedrigen Ertrag hat, denn das griechische Engagement bei der

Digitized by Google

Nationalbank — die allerdings mehr als irgend eine ihrer Berliner Kolleginnen mit der Börse intim ist — bildet doch eine Ausnahme.

Auch bezüglich des Fallissementes eines altrenommirten Mannheimer Hauses — mit Filialhaus in Frankfurt a. M. — hat die Presse zum Theil merkwürdig geleadert. So sprach ein führendes katholisches Blatt von dem Schaden, den hier Handel und Gewerbefleiß durch die Spielwuth erleide. Nun kann man doch aber zwei Thatsachen nicht wie von ungefähr totschlagen, nämlich, daß die 13 Millionen Mark Accepte, welche die Firma auf sich laufen hat, aus so legitimen Waaren-Krediten stammen, daß die Deckung zumeist ganz sicher ist; und daß ferner die Depositen von circa 14 Millionen Mark völlig unversehrt sind. Zwei bis drei Millionen Mark, die vielleicht in diesem Konkurs verloren werden, treffen in erster Linie Börse und Bankfach. Will man also ehrlich sein, so erinnere man sich des alten Dieners des Cinq Mars, der zu seinem jungen heißblütigen Herrn sagte: „Wenn der Herr Marschall von Effiat einen Pfaffen verbrennen sah, so kümmerte er sich nicht im Mindesten darum, sondern ließ die Herren Das unter sich abmachen." Damit ist jene Mannheimer Katastrophe, die an einem schönen Montagmorgen die ganze Einwohnerschaft wie ein Blitzstrahl traf, ihres bedauerswerthen Charakters noch nicht im Mindesten entkleidet. Allein der Schreck und die Verzweiflung der zahllosen Deponenten, die im ersten Augenblick doch nicht wissen konnten, daß man ihr Vermögen unangetastet gelassen hatte, dann die peinliche Verlegenheit der gewichtigen Firmen, die dort ihren Kredit zu finden gewohnt waren! Man bedenke nur u. A., daß die 13 Millionen Mark Tratten auf ein in Konkurs gegangenes Haus, mangels Sicherheit sofort den Verkäufern präsentirt werden können; welche Unmengen von Dispositionen und Indispositionen Dies binnen Tagesfrist hervorrufen kann, wie viele Bilanzen noch in der Sonntags- und Montagsnacht angstvoll zusammengestellt wurden, um solche am andern Morgen auf die Reichsbank zu tragen. Man tadelt jetzt die Höhe der Tratten, aber sehr mit Unrecht, denn da gerade dieser Theil des Geschäftes sich als solid herausstellt, ist doch auch dessen Nützlichkeit bewiesen. Merkwürdig genug, daß der Waarenkredit besser von Privatfirmen als von Banken gepflegt werden kann, obgleich diesen jetzt wieder auch dieses Erbstück zufallen dürfte. Was hier ein altes Bankhaus schließlich zu Fall gebracht hat, war weder Verschwendungsucht noch eigentlich Spielwuth, sondern mehr eine Passivität gegenüber verschiedenen leitenden Beamten. Diese hatten schließlich ihre Firma so „hineingesetzt", daß man eine Rettung nur noch in Spekulationen sah. Und um das Uebel voll zu machen, bohrten sich auch noch spekulative Kunden ins Fleisch des Geschäftes, deren Engagements nach und nach ins Riesenhafte gingen. Ein einziger Tabakfabrikant hatte 10 000 Stück Kreditaktien à la baisse laufen, was weit über ½ Million Differenzen machte. Wer nicht Kaufmann ist, wird dieses verrückte Engagement seitens eines einzigen Kunden ganz unbegreiflich finden; aber zuerst waren es vielleicht nur 200 Kreditaktien, und als dann Verlust darauf lag, verdoppelte und verdreifachte man den Einsatz, — jene unselige Unfähigkeit, sich von einem Schaden rückhaltlos und rasch zu trennen, jener verhängnißvolle Hang, wenn man einmal im Verluste steht, doch noch immer auf einen guten Ausgang zu hoffen. Mit allen solchen Dingen wird man wirthschaftlich leichter fertig als psychologisch.

Bei dieser Gelegenheit tritt aber wieder ein Schematismus in unserer

Digitized by Google

Gesetzgebung zu Tage, der gerade hier zu den krassesten Folgen führen konnte. Wie bereits angeführt, müssen die 13 Millionen Mark Tratten auf Maaß nach dem Gange der Wechselordnung nunmehr an die Aussteller, also an die ursprünglichen Kreditnehmer, zur Einlösung zurückgehen. Diese Aussteller können längst Deckung eingesandt haben, besonders jetzt, wo Geld billig ist; in diesem Falle ist ihre Remesse in die Konkursmasse gegangen, während sie die Tratte selbst an Stelle der Falliten einlösen müssen. Bei einem Wechsel von 50 000 M. oder 100 000 M., der derart zwiefach bezahlt wird, kann man sich in Folge Dessen die unvermuthetsten und auch ungerechtesten Fallissemente denken. Wenn eine Bierbrauerei oder selbst ein Domkapitel ein einfaches Konto bei Maaß hat, so sind Eingänge darauf vor Risiko nicht zu schützen; die Deckung eines Wechsels könnte aber sehr gut den Charakter eines Depositums erhalten, so daß die legale Abnormität — einer Doppelleistung für einen einfachen Gegenwerth — aus den Bedrohungen des Handelsstandes endlich wegfiele.

In wenigen Monaten wird dieser Lärm vergessen sein, der das sonst nahezu steppenruhige Mannheim so aufgeregt sah wie dereinst bei der Erstaufführung von Schillers Räubern. Alle gefürchteten Mißtrauensfolgen werden dann nicht schwerer zu greifen sein als die nach dem Falle Barings und des Comptoir d'Escompte; allein vielleicht gäbe es doch ein Mittel, Spekulationen in solchem Umfange wie hier gesetzlich unmöglich zu machen. Gelobt sei dasjenige Mitglied der Börsen-Enquête-Kommission, das genial genug wäre, eine derartige Abwehr so zu erdenken, daß das Rezept nicht schlimmer als die Krankheit wird. Auf den Messias warten wir aber noch. Und trotzdem hätte diese Enquête manches Gute wirken können, ohne etwas ausgesprochen Persönliches gegen den Börsenmenschen selbst. Fast Jeder trug aber noch seine Lieblingstendenzen mit hinein, z. B. Graf Arnim, der sonst unter den Börsengegnern am Gescheidtesten sprach, aber gerade zur Zeit der Mannheimer Katastrophe erklärte, daß in Süddeutschland das Termingeschäft nahezu gar nicht vorhanden sei.

Heiter ist der Zufall, daß kürzlich 3prozentige Konsols fielen und man Dies auf Verkäufe der Reichsbank und Seehandlung zurückführte, die vor einiger Zeit, um den Kurs zu halten, große Käufe in diesem Papiere vorgenommen hatten. Derartige Interventionen sind an sich gewiß nur lobenswerth, aber sie repräsentiren immerhin Etwas, was der Aberglaube stets mit besonderem Abscheu zu bedecken pflegt. Und nun gar solche ersten Institute! Dabei ist ein Leiter der Seehandlung kürzlich unter die Privatbankiers gegangen und hat sich mit dem bekannten Bürgermeister a. D. Dr. Rosenthal zusammengethan. Als sich dieser nach dem Beschlusse Frankfurts wegen der Elektrizitätwerke aus seiner Thätigkeit bei Siemens & Halske sehr rasch zurückzog, glaubten Eingeweihte nicht, daß die Weiterungen mit dem klugen und noch dazu reichen Juristen lange dauern würden. Nun kommanditiren plötzlich Siemens & Halske, die ja erst selbst ein Anlehen aufgenommen haben, die Herren Rosenthal & von Kloenne (eben von der Seehandlung), und zwar für elektrische Finanzirungen, — den profitabelsten Zweig des ganzen Siemensschen Geschäftes. Noch zerbrach man sich den Kopf, was dieses Alles bedente, als bereits das erste Geschäft der neuen Firma gemeldet wurde. Aber etwas Elektrisches? Nein! Die Firma hatte bei dem Pachtausschreiben von Selters den Zuschlag des Fiskus erhalten. 340 000 Mark jährlich ist der Preis und kapitalisirt ergiebt Dies weit mehr als die ganze Kommanditirung von Siemens & Halske. Pluto.

Digitized by Google

Notizbuch.

Ein Münchener Blatt erschien zur Feier des Karnevals neulich ganz mit erfundenen Nachrichten gefüllt. Der Einfall war lustig und er scheint sofort den Neid der Berliner Kolleginnen erweckt zu haben, die nun täglich gleich zweimal aus den nicht immer sauberen Fingern allerlei Lügen saugen. Die Bekanntmachung des neuen Handelsvertrages, die, seltsam genug, mit der Fastnacht zusammenfiel, hat die Pächter der schwarzen Kunst außer Rand und Band gebracht; und die allerdings überraschende Thatsache, daß unmittelbar vorher der Kaiser ganz persönlich mit allem Nachdruck für den Vertrag ein getreten ist, hat den letzten Rest von Ueberlegung verscheucht. Die Herren Meyer und Genossen stimmen lärmende Loblieder auf den unermeßlich großen Grafen Caprivi an, der Alles so herrlich gefüget hat. Daneben aber wird auch, nach der bewährtesten Erpressermethode, gedroht, so daß die Russen einen merkwürdigen Begriff von der Art bekommen müssen, wie bei uns zu Lande Geschäfte gemacht werden. Als ob plötzlich die Seligkeit des Deutschen Reiches von der Annahme des Vertrages abhänge, so wird, noch ehe die einzelnen Tarifpositionen gründlich geprüft sein können, dafür Propaganda gemacht. Der Reichstag soll nach einer Ablehnung sofort aufgelöst, die unfügsamen Beamten sollen für ihre parlamentarische Abstimmung strengstens disziplinirt werden und dem Kaiser insinuirt man gar die unglaubliche Behauptung, die Verwerfung des Vertrages müsse zu einer bedrohlichen Verstimmung führen, weil man in Rußland nicht wisse, daß in diesen Fragen bei uns der Reichstag mitzuentscheiden hat. Herr Witte wird über diese nicht gerade schmeichelhafte Erfindung freundlich schmunzeln. Hoffentlich läßt man sich aber auch in Deutschland nicht aus der besonnenen Ruhe schrecken. Es handelt sich um eine rein geschäftliche Frage der Zweckmäßigkeit, die mit hoher und höchster Politik gar nichts zu thun hat. Die Franzosen sind mit den Russen doch gewiß jetzt politisch sehr eng befreundet und sie nehmen auf deren Empfindlichkeit jede erdenkliche Rücksicht; aber Das hindert sie nicht, ihren Getreidezoll zu erhöhen, obwohl diese Erhöhung gerade den russischen Weizenimport trifft. In Frankreich ist man eben realistisch und verständig genug, um durch politische Erwägungen sich nicht das Nationalvermögen verringern zu lassen, und man erinnert sich dort rechtzeitig des napoleonischen Ausspruches: Un peuple, dont la force nationale repose sur une bonne agriculture, est invincible. Die Franzosen führen eine gleitende Zollskala ein und bestimmen, daß erst bei einer bestimmten Preishöhe der Zoll fallen soll, — in der ausgesprochenen Absicht, ihrer Landwirthschaft gute Preise zu schaffen, und ohne sentimentale Rücksicht auf den Händler und den fabelhaften Nichtskalskonsumenten. So handeln republikanische Staaten, so handelt Frankreich und Nordamerika; sie denken gar nicht daran, auf das Gewinsel von der Vertheuerung der nothwendigsten Lebensmittel zu hören und in langjährigen Verträgen ihre tarifarische Selbständigkeit aufzugeben, — und sie stehen sich ganz vortrefflich dabei. Nur bei uns ist der Handel das verhätschelte Kind der regirenden Herren und nur bei uns läßt man sich erzählen, der weiße Zar werde die Kosaken alarmiren, um für seinen überschüssigen Roggen lohnende Unterkunft zu finden. Für solche Fastnachtspäße ist die Sache doch eigentlich zu bitter ernst und nach dem Aschermittwoch wenigstens sollten die nüchterne Klugheit und das nationale Selbstgefühl allmählich doch wieder in ihre Rechte treten.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 17. Februar 1894.

Der Triumph des neuen Kurses.

In Orleans hat Herr Flourens, der frühere Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, neulich eine auch für deutsche Hörer recht interessante Rede gehalten, in der Wahrheit schlau mit Dichtung gemischt war und deren nicht eben tiefer, aber recht anmuthiger Lauf in das Ergebniß mündete: seit Bismarck gegangen ist, liegt die Entscheidung über Europens Geschicke im Belieben des Zaren Alexanders des Dritten. Wer nach den Zeitungen die Weltgeschichte beurtheilt und nicht bedenkt, daß ein Einzelner, ein absoluter Herrscher oder ein mächtiger Staatsmann, heute die Ereignisse nicht mehr machen, sondern nur aus ihnen lernen und durch seine Erfahrung aus ihnen für sein Land Nutzen ziehen kann, der wird sehr leicht zu ähnlichen Beobachtungen, wie Herr Flourens, gelangen; denn diesem Alexander, an dem bisher eigentlich nur zwei werthvolle Monarcheneigenschaften zu erkennen waren, von allen freilich nicht die unwichtigsten: Unsichtbarkeit und Schweigsamkeit, — ihm ist eine Macht zugefallen, wie selbst Nikolaus sie sich niemals träumen durfte. Englands Politik steht unter dem Eindruck seiner Entschlüsse; Frankreich neigt sich seinem Wink und ist froh, nachdem es mit eigenen Souverainen, mit legitimen und illegitimen, schlimme Erfahrungen gemacht hat, in der Ferne doch wenigstens einen ungefährlichen und sehr starken Monarchen zu haben; asiatische Fürsten nahen huldigend seinem Hof, der Sultan läßt ihn, so oft sein Weg nach dem Süden führt, durch Gesandtschaften begrüßen, und nun

Digitized by Google

erlebt er gar, daß im Deutschen Reich, dessen Verfassung doch nicht nach dem Muster von Afghanistan eingerichtet ist, der Gedanke an seine freundliche oder ärgerliche Stimmung die politischen Erörterungen beherrscht. Dieser letzte Triumph des Zarismus wurde allerdings nur durch eine Lüge möglich, die an würdeloser Frechheit alles bis dahin Geleistete übersteigt: der Deutsche Kaiser, so wurde berichtet, sollte bei einem Abendessen die Annahme des russischen Vertrages mit dem Hinweis auf eine sonst zu befürchtende Verstimmung des Zaren empfohlen haben. Das ist natürlich eine dreiste, den Kaiser beschimpfende Erfindung; kein Monarch kann den Vertretern des Volkes, dessen höchster Repräsentant er ist, zumuthen, in einer wirthschaftlichen Frage von größter Bedeutung sich von der Rücksicht auf einen fremden Herrscher leiten zu lassen. Der Kaiser hat das selbstverständliche Recht, wann und wo es ihm passend erscheint, rückhaltlos seine Ansichten auszusprechen; so lange solche Aeußerungen nicht in beglaubigter Fassung vorliegen, entziehen sie sich der öffentlichen Betrachtung, — Denen zur Freude, die in kritischer Zeit einen Monarchen nicht gern allzu häufig ohne ministerielle Bekleidungstücke hervortreten sehen. Es ist schon traurig genug, wenn die Ansicht des Kaisers mit der des größten und sicher des besten Theiles der Nation so selten zusammentrifft; schmählich aber ist das Beginnen, durch erfundene Aeußerungen den Namen des Kaisers und damit des ganzen Volkes vor der eifrig horchenden Welt herabzuziehen, nur um recht rasch ein gutes Geschäftchen machen zu können. Jede nicht völlig sinnlose deutsche Politik muß danach streben, in stolzer Selbständigkeit mit Rußland in Freundschaft zu leben und dabei doch den Moment zu vermeiden, den Herr Flourens bereits gekommen glaubt. Ein Volk, das in der Wahrnehmung seiner Interessen ängstlich nach den Stimmungen des benachbarten Herrschers fragen müßte, hätte der Großmachtstellung sich freiwillig begeben und die äußerste Demüthigung würde ihm sicher nicht lange erspart bleiben.

Die munter erfundenen Worte des Kaisers, die in Rußland natürlich mit Behagen abgedruckt werden, sind nicht etwa die einzigen Lügen, die man uns jetzt auftischt. Die Börsenpresse, deren führende Organe ja längst sämmtlich offiziös geworden sind, ist außer Rand und Band: täglich erzählt sie zweimal pünktlich uns von dem großartigen Triumph des neuen Kurses, von den unermeßlichen Erfolgen des großen Grafen Caprivi, vom Riesenmaß der erreichten Konzessionen,

Digitized by Google

vom gesicherten Weltfrieden; und diese Märchenschilderungen eines dem staunenden Blick sich eröffnenden Schlaraffenlandes werden fleißig durch die Vorführung ausländischer Preßstimmen unterstützt. Im Vatikan und in Paris soll man vor den hochpolitischen Folgen des neuen Handelsvertrages zittern, in Wien, in London und im weltlichen Italien soll über das große Werk eitel Jubel herrschen. Diese Scherze sind nicht neu, aber sie sind nie zuvor vielleicht mit solchem Eifer und mit so großen Kosten in Szene gesetzt worden. Ob schließlich der Aufwand nicht müßig verthan sein wird? Die gläubige Naivetät, die nicht ahnt, wie man die französische, die englische und leider auch einen Theil der deutschen Presse beeinflussen kann, die stirbt allgemach ja doch aus. Lothar Bucher erzählt, daß vor der Gründung des Cobdenclubs englische Freihändler den Korrespondenten festländischer Blätter für jeden im Sinne des Freihandels geschriebenen Artikel noch einmal das Honorar zu bezahlen pflegten, das diese Herren von ihren Redaktionen erhielten; seitdem ist dieses vortreffliche System noch erheblich ausgebildet worden, und wo wesentliche Interessen des Zwischenhandels und der Börse in Frage kommen, da fehlt das nöthige Geld niemals. Der ganze ausländische Preßlärm ist für uns werthlos; er ist entweder direkt bezahlt oder von den Interessen der betreffenden Länder oder endlich vom Interesse des Freihändlerthumes diktirt. In Paris und im Vatikan weiß man ganz genau, daß der Handelsvertrag an den politischen Gruppirungen nichts ändert, und wenn mans nicht wüßte, dann könnte man in Petersburger Zeitungen lesen: „Rußlands auswärtige Politik ist für die nächste Zukunft so klar und fest präzisirt, daß die Thatsache des Aufhörens eines Handelskrieges sie nicht beeinflussen kann". Und zum Ueberfluß können die Franzosen noch täglich in den selben Blättern lesen, daß ihnen, trotzdem sie dem russischen Weizen neue Zollschranken aufthürmen wollen, die Freundschaft der Russen ungeschmälert erhalten bleibt. Die russische Presse wird diesmal überhaupt sehr geschickt dirigirt: sie sagt nicht zu viel und nicht zu wenig, sie zeigt eine freundliche Ruhe und das dem russischen Finanzminister am Nächsten stehende Blatt, die Moskowskija Wedomosti, ist sogar angewiesen, Einiges über die angeblich zu hohen Konzessionen zu zetern, die Deutschland davontragen soll.

Und die deutsche Presse? Du lieber Gott, sie thut, was sie immer thut: sie sagt, was die Abonnenten und die Inserenten gern hören

Digitized by Google

wollen. Der Landwirth ist ein schlechter Inseratenkunde und er ist meistens nur auf sein Kreisblättchen abonnirt. Was man so die öffentliche Meinung nennt, Das wird in den großen Städten gemacht. Da giebt es nun Zeitungen, die unter allen Umständen den Grafen Caprivi stützen wollen; andere, die den Export-Interessen der Seestädte oder einiger Großindustrieller dienstbar sind; wieder andere, die von Banken und Börsengeschäften leben; und endlich solche, die in der Verdrängung der Landwirthschaft ihre politische Aufgabe sehen. Allen diesen Meinungfabriken kann man es nicht im Mindesten übel nehmen, wenn sie auf Kommando für den russischen Vertrag eintreten: die Exporteure, die Börsenleute, die großen Zwischenhändler werden eine Weile sicher beträchtliche Umsätze machen, auch die Seestädte werden einstweilen Vortheile haben und die Stellung des Grafen Caprivi kann die Annahme des Handelsvertrages befestigen. Es ist ganz verkehrt, diesen Leuten jetzt bittere Vorwürfe zu machen; viel nützlicher wäre die Untersuchung, wie man es verhindern kann, daß eine kleine Clique, die überall nur die engherzigsten „Sonderinteressen" vertritt, durch ihre finanzielle Macht und durch ihre schlaue Organisation in der Presse die Herrschaft über alle vaterländischen Angelegenheiten erhält. Bis dagegen ein wirksames Mittel gefunden ist, muß man sich der Unklugheit der Tyrannen von heute freuen, deren tollwüthiges Geheul am Ende auch die trägste Gleichgiltigkeit aus dem Schlummer scheuchen muß. Daß sie einen Handelsvertrag, dessen Vortheile und Nachtheile nüchtern und gelassen zu berechnen wären, als ein hochpolitisches Ereigniß und einen diplomatischen Erfolg ersten Ranges ausposaunen, kann nur zu sorgfältigster Prüfung dieses Meisterwerkes einladen.

Nach einem üppigen Festmahl haben die russischen Unterhändler Berlin verlassen. Die Tischkarte enthielt allerlei niedliche Anspielungen auf das herrlich vollbrachte Werk; es gab — eine zarte Aufmerksamkeit für den wichtigsten deutschen Kollegen — poularde à la Thielemann; dann langouste de la Méditerranée à la russe, — womit hoffentlich das Mittelmeer nicht als russischer See proklamirt werden sollte; ferner entremets du traité allemand-russe; und das Mahl, das mit Caviar begonnen hatte, schloß sinnig und symbolisch mit Fruits de France. Dann fuhren die Herren fröhlich heimwärts, um Herrn Sergej Julitsch Witte von ihren Erfolgen zu berichten. Der besten Aufnahme können sie sicher sein, denn sie haben ihren Auftrag glänzend

Digitized by Google

erfüllt: alle erstrebenswerthen Vortheile haben sie eingeheimst, ohne irgendwo mehr zu bewilligen, als sie sollten und durften. Herr Witte wird deshalb auch ganz sicher sehr gern die Rechnung für den reichen Abschiedsschmaus bezahlen.

Der Handelsvertrag ist inzwischen nebst dem Schlußprotokoll veröffentlicht worden; im Wortlaut sieht er doch erheblich anders aus, als man nach den vorausgehenden Mittheilungen annehmen mußte. Es war erzählt und auch hier erwähnt worden, für Kohle und Eisen seien beträchtliche Konzessionen erreicht. Der Zoll auf Kohlen ist nun allerdings um die Hälfte ermäßigt worden, aber — nur bis zum ersten Januar 1898; dann kann der Zoll für die auf dem Landwege eingeführte Kohle erhöht werden, wenn die entsprechende Zollerhöhung auch die seewärts eingeführte — englische und belgische — Kohle trifft. Rußland bindet sich also auf nicht ganz vier Jahre, während Deutschland für zehn Jahre die Bestimmung über seinen Tarif verliert. Die Eisen- und Maschinen-Fabrikanten scheinen mit der ihnen gewährten geringen Zollermäßigung leidlich zufrieden zu sein, — wahrscheinlich, weil sie den ihnen besonders lästigen Zollkrieg um jeden Preis beendet sehen möchten und weil sie nicht bedenken, wie nach dem Abschluß eines russisch-österreichischen Handelsvertrages die Dinge sich gestalten könnten. Von Konzessionen für die Textilindustrie kann man ernsthaft nicht sprechen; die Ermäßigung des Zolls ist da rein dekorativ und kann den Import nach Rußland nicht im Geringsten erleichtern. Was sonst noch erreicht worden ist, steht ungefähr auf der Höhe der für frische Gemüse erlangten Zollfreiheit, die jetzt als ein bedeutender Gewinn für die deutsche Landwirthschaft angepriesen wird. Von Konzessionen, die auch nur annähernd der Einräumung des deutschen Getreidemarktes entsprechen, kann also höchstens interessirte Uebertreibung reden. Die waren auch niemals beabsichtigt; in dem Gespräch, das am vierzehnten Oktober 1893 hier veröffentlicht wurde, hat Herr Witte gesagt: „Von absoluter Gleichheit der Konzessionen kann doch ernstlich nicht die Rede sein. Wenn ich, weil mirs Vergnügen macht oder weil mirs gut bekommt, hier auf den Tisch springe, so kann ich von Ihnen doch deshalb nicht verlangen, daß Sie die ‚Konzession' machen, mir nun gleich nachzuspringen. Sie können vielleicht nicht springen, Sie haben auch gar kein Interesse daran, zu springen, und Sie antworten auf meine Zumuthung: Ich will Ihnen gern jeden Gefallen

Digitized by Google

thun, aber springen kann ich nicht. Deutschland ist auf den Tisch gesprungen. Es hat seinen früheren Tarif, auf den wir uns eingerichtet hatten, herabgesetzt". Das ist ganz logisch und vom russischen Standpunkt durchaus vernünftig: Deutschland hat anderen Ländern seinen Konventionaltarif gegen geringe Konzessionen oder auch ohne jede Gegenleistung eingeräumt, es darf also auch von Rußland nicht mehr erwarten als kleine Gefälligkeiten.

Herr Witte hat den ganzen Feldzug mit einer Umsicht und Energie vorbereitet und geführt, die heute leider unseren Neid erwecken müssen. In dem Kampftarif vom Jahre 1891 fand er ein brauchbares Werkzeug zu Unterhandlungen; dieser Tarif war bereits so festgesetzt, daß er die Möglichkeit hübsch aussehender und für Rußland doch fast unschädlicher Konzessionen bot, und er hatte in erster Reihe den Zweck, den Russen die Vortheile unserer Kornzollermäßigung zu sichern. Sein eigentliches Ziel hat Herr Witte in der Denkschrift zum letzten Budget deutlich bezeichnet: er will das Zarenreich vom Auslande ganz unabhängig machen und den inneren Markt so kräftigen, daß er später auch das jetzt überschüssige Getreide aufnehmen kann. Dazu aber braucht er zunächst eine erleichterte Ausfuhr, die den Landwirthen Geld bringt; in zehn Jahren ist die sibirische Bahn gebaut — schon in vier Jahren wird der Bahnbau weit genug fortgeschritten sein, um Rußland mit Kohlen zu versorgen — und die Eisenschätze des Urals sind dem ganzen Lande zugänglich gemacht; in zehn Jahren wird durch die gesteigerte Kaufkraft der Landbevölkerung — der bei den herrschenden Valutaverhältnissen auch die in Gold zu leistenden Zahlungen noch reichlichen Vortheil bringen — die russische Industrie so gekräftigt sein, daß sie so ziemlich alle Bedürfnisse zu decken vermag. Und bis dahin kann der Finanzminister durch Industrieprämien, durch Kursschiebungen, zeitweilige Einfuhrverbote, geheime Ukase und eine zweckmäßige Gestaltung der Eisenbahntarife, Alles zum Besten seines Landes lenken. Der Handelsvertrag bindet zwar in gewissen Grenzen die Frachttarife; im Schlußprotokoll steht aber die merkwürdige Klausel, daß die vereinbarten Grundsätze der Tarifbildung, wenn die am Verkehr betheiligten Privatbahnen sich ihnen nicht unterwerfen, auch für die Staatsbahnen nicht mehr bindend sein sollen.

Das ist der Weg, den Herr Witte mit der Zustimmung seines Gebieters gehen will; er will die vorläufig noch ganz geringe Konsum-

Digitized by Google

fähigkeit des Volkes erhöhen und allmählich dann ganz auf den Export und Import von und nach Europa verzichten. Die deutsche Politik strebt danach, den Export von Industrie-Erzeugnissen mit aller Kraft zu steigern und das Land vom Getreide-Import mehr und mehr abhängig zu machen. Wenn die Vertreter dieser grundverschiedenen Ansichten einen Handelsvertrag schließen, wird Einer ganz sicherlich der Dupirte sein. Es kann zweifelhaft scheinen, ob Herr Witte — oder sein Nachfolger — das lockende Ziel erreicht; unzweifelhaft aber ist, daß die Kaufkraft der langsam erst in die Kulturbedürfnisse einrückenden russischen Bevölkerung in zehn Jahren sich außerordentlich erhöhen und daß zugleich auch die Hebung der in kaum noch geahnter Fülle dort schlummernden Bodenschätze Fortschritte machen muß. Wenn die sibirische Bahn alle Theile Rußlands mit Kohlen und Eisen versorgt, wenn die chemische und die Textil-Industrie sich selbständig entwickelt hat, — wo sind dann die Vortheile unserer Export-Politik? Getreide können wir freilich auch aus anderen Ländern bekommen, die uns dann aber die Bedingungen diktiren werden und die in Kriegsfällen versagen können; für den Ueberschuß der künstlich aufgepäppelten Export-Industrie aber werden wir neue Absatzgebiete nicht mehr entdecken und der innere Markt wird so geschwächt sein, daß in allen Betrieben, in den industriellen wie in den landwirthschaftlichen, die Proletarisirung im Eilmarschtempo vorschreiten wird. Der lachende Erbe dieser Politik wird nicht Herr von Stumm, sondern Herr Bebel sein.

Die Rechnung ist für Jeden, der nicht nur handeln und wandeln und von der Hand in den Mund leben will, unendlich einfach und man braucht durchaus nicht ein wüthender Agrarier zu sein, um in dem Abschluß eines russischen Handelsvertrages auf zehn Jahre ein nationales Unglück zu sehen. Die industriellen Produzenten, die um diesen Preis sich jetzt aus der wohlthätigen Interessengemeinschaft mit den Bauern lösen wollen, die sind zum größten Theil von der Angst gejagt: sie fürchten eine Verewigung des Zollkrieges oder gar schlimmere Verwickelungen und sie trauen den leitenden Männern nicht die Geschicklichkeit zu, ohne noch schwerere Opfer uns aus der „Zwangslage" zu befreien. Ob Das nun gerade ein Triumph des neuen Kurses zu nennen ist, darüber kann man verschiedener Ansicht sein.

Wenn sie sich durch das verlogene Geschrei über die hochpolitische Bedeutung des Vertrages nicht betäuben lassen, dann können unsere

Digitized by Google

Produzenten in nüchterner Ruhe jetzt noch erwägen, nach welcher Richtung ihr wahres Interesse weist. Die Angst vor dem Zaren oder vor einem unabsehbaren Zollkriegszustande darf sie nicht schrecken. An eine Brüskirung Rußlands denkt kein vernünftiger Mensch; Rußland, auch darüber hat Herr Witte sich offen ausgesprochen, verliert jede Veranlassung zu einem Zollkriege, sobald die seine Interessen schädigende Wirkung der früheren deutschen Handelsverträge beseitigt wird. Das ist möglich, wenn man den Russen die jetzt vereinbarten Zugeständnisse etwa auf ein Jahr bewilligt und gleichzeitig — auf der Basis des Kardorff'schen Antrages — gegenüber den früheren Kontrahenten die Währungverhältnisse sachgemäß regulirt. Nur auf diesem Wege kann das Deutsche Reich den allein wünschenswerthen Zustand der Tarifautonomie wieder erreichen, sich vor neuen Steuern bewahren, die heimische Produktion in vollem Umfange dauernd schützen, die Schwächung des inneren Marktes verhindern und künftigen internationalen Verwickelungen ruhig entgegensehen. Wird der Vertrag aber jetzt auf zehn Jahre bewilligt, dann werden nicht nur die mit Oesterreich und Italien erlebten Enttäuschungen sich wiederholen, sondern es wird auch ein Zustand geschaffen, von dem auf die Dauer einzig und allein Rußland den Vortheil hat: unsere Landwirthschaft, und mit ihr der ganze Binnenhandel, wird verarmen und unsere Export-Industrie wird in dem Augenblick gerade den höchsten Punkt ihrer Leistungfähigkeit erreicht haben, wo das Zarenreich ihr die Grenzen sperrt und sie einen irgendwie ausreichenden Ersatz für diesen gewaltigsten Markt nicht mehr zu finden vermag. Die Herren, die seufzend jetzt erklären, man könne den Konsequenzen früher begangener Fehler sich nicht entziehen, sollten sehr ernstlich doch überlegen, ob der Versuch nicht lohnt, mit einem kräftigen Ruck auch den ersten Fuß aus dem Sumpf zu reißen. Viel Zeit haben sie zu dieser Ueberlegung freilich nicht: Herr von Stablewski war in Berlin, allerlei heimliche Unterhandlungen und offene Einschüchterungen sind im Werke und die verständige Einsicht würde, wie im Jahre 1891, wieder zu spät kommen, wenn nach der Annahme des russischen Vertrages erst der größte und dann wohl auch letzte Triumph des neuen Kurses über alle Dächer gebrüllt worden ist.

Digitized by Google

Der zweite internationale Folklore-Kongreß.

Unter den Gegengewichten, welche die moderne wissenschaftliche Entwickelung gegen die immer mehr um sich greifende Spezialisirung der gelehrten Arbeit zu schaffen versucht hat, stehen die Kongresse obenan. Sie sollen in erster Linie verschiedene und doch benachbarte Wissensgebiete in Berührung bringen und in Berührung erhalten. Wo es dem Einzelnen nicht mehr möglich ist, die gesammte Fachliteratur des Nachbarfeldes zu beherrschen, und wo er nur allzu leicht Gefahr läuft, ihre Ergebnisse in seinen eigenen Arbeiten ganz zu vernachlässigen, da soll die persönliche Berührung mit Vertretern verwandter Fächer, da sollen Vorträge aus solchen Fächern nachhelfen und wenigstens Pfade weisen. Die europäischen Anthropologenkongresse sind das Muster für alle verwandten Gebiete geworden, und gerade in diesen jüngeren Wissenszweigen, denen es selbst noch an einer ausgebildeten Methode fehlt, ist das Bedürfniß nach solchen Zusammenkünften besonders stark. Naturforscher, Mediziner und Mathematiker, sie alle suchen Zusammenschluß, und so werden die Kongresse geradezu zur Rundschau über Das, was seit der letzten Tagung auf dem engeren Felde geleistet worden ist, wenn der weiteren Oeffentlichkeit auch nicht selten ein völlig klares Bild davon fehlt, um was es sich eigentlich gehandelt hat. Das hängt zusammen mit unserem modernen Zeitungwesen und einem Zuge unserer Zeit nach Anhäufung großer Materialmengen. Von jedem Kongreßtag, womöglich von jedem Vortrag, bringt die Zeitung den Bericht eines — Reporters, der selbst wohl einen gehörten Vortrag annähernd richtig auszugsweise wiedergeben kann, aber von der Sache selbst nichts versteht und völlig außer Stande ist, aus einer Reihe von gehörten Meinungen selbständig das Resultat zu ziehen. So schädigen solche Berichte in weiteren Kreisen eher den Ueberblick über die Sache, als daß sie ihn förderten. Und vier Wochen später, wo ein verständiger Bericht wirklich zu liefern wäre, ist die Sache nicht mehr „aktuell", und nur ganz selten faßt ein offiziell ausgegebener Band die zu Tage getretenen Leistungen dauernd zusammen. Wo Dies geschieht, da sollte die Presse die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, einmal einen Blick auf solche Sammelarbeit zu werfen.

Zu einem stattlichen Band vereinigt, liegen jetzt die Leistungen des zweiten internationalen Folklore-Kongresses vor*), aus denen Jeder, Fach-

*) The International Folk-Lore Congress 1891. Papers and Transactions edited by Joseph Jacobs and Alfred Nutt. London, David Nutt. Das Wort Folk-Lore ist schwer zu übersetzen; gemeint ist eine Lehre vom Werden der Völker, im vollen Umfange, eine volksthümliche Wissenschaft.

Digitized by Google

mann und Freund der Volkskunde, reiche Belehrung schöpfen kann, deren Material die ganze Erde umspannt und deren Ideen die Schwerter darstellen, welche die Vertreter der einzelnen Richtungen gegen einander schwingen. Den sozialistischen Kämpen für das Mutterrecht können sie lehren, daß dieser selige Zustand nur eine flüchtige Episode im einzelnen Stammesdasein gewesen sein kann, dem Menschenrechtsschwärmer gewaltige Begabungsklüfte zwischen den einzelnen Rassen vor Augen führen, den klassischen Philosophen damit betrüben, daß die Ehe zwischen Odysseus und der sinnigen Penelopeia auf bedenklich thönernen Füßen steht, und dem Sucher der arischen Urheimath klar machen, daß ein paar Knochen, mit einem Märchen verglichen, doch etwas beneidenswerth Positives sind.

Der erste internationale Folklore-Kongreß hatte im August 1889 in Paris getagt. Dort war der Beschluß gefaßt worden, alle zwei bis drei Jahre künftig einen solchen zu halten, und zwar den nächsten in London, wo durch die Folklore Society, die namhafteste und fleißigste Folkloremateriasammlerin der Welt, schon allein die Vorbedingung für das Gelingen gegeben war. 1878 gegründet, hat sie es durch ihre Zeitschriften wie durch das persönliche Ansehen ihrer Mitglieder rasch zur Blüthe und zum Weltruf gebracht. Die äußerlich bedeutsamste Schöpfung des ersten Kongresses ist die Wahl eines internationalen Folklore-Rathes, der aus den namhaftesten Folkloristen aller Länder zusammengesetzt, die neue Wissenschaft nach außen vertreten sollte. Er sollte ein Band sein zwischen den Fachleuten der verschiedensten Nationen und, immer von einem Kongreß bis zum andern fungirend, die Veranstaltung des nächsten Kongresses in die Hand nehmen. Offiziell ist er auch höchster Gerichtshof in Folkloresragen. Aber Das ist ein unglücklicher Gedanke. Welche wissenschaftliche Frage läßt sich durch einen Mehrheitbeschluß entscheiden? Die Zusammensetzung des Folkloreraths ist in mehr als einer Hinsicht bemerkenswerth. Von den 83 Mitgliedern sind 23 Engländer und mindestens 25 Franzosen. Dazu kommen zwei Oesterreicher, die Herausgeber der Ethnologischen Mittheilungen aus Ungarn, Antony Hermann, und der Herausgeber des „Urquell", Friedrich Krauß, und vier, sage vier Deutsche, oder seit Reinhold Köhlers Tode nur noch drei: Steinthal, der Herausgeber der Zeitschrift für Völkerpsychologie in Berlin, Karl Weinhold, der Vorsitzende des Vereins für Volkskunde in Berlin, und der Keltist E. Windisch in Leipzig. Namen wie Wilhelm Hertz, den Verfasser des „Werwolf" und des „Giftmädchens", wie Wilhelm Schwartz, den Sammelgenossen Kuhns und Verfasser des „indogermanischen Volksglaubens" und der „prähistorisch anthropologischen Studien", wie August Leskien oder Rudolf Hildebrand, die größte deutsche Volkslied-Autorität, Heino Pfannenschmidt, den Verfasser der „germanischen Erntefeste", Ludwig Laistner, Eugen Mogk,

Digitized by Google

Ulrich Jahn, W. Wollner, sucht man vergebens. Diese Liste der Lücken ließe sich leicht auf den dreifachen Umfang bringen, wenn man den Kreis so weit ziehen wollte, wie er für Engländer und Franzosen gezogen ist. An fleißigen und tüchtigen Arbeitern auf dem Gebiete der eigenen Volkskunde wie auf dem der wandernden Novellenstoffe hat es ja in Deutschland nicht gefehlt, wenn der Arbeitkreis auch noch immer keinen rechten Mittelpunkt gefunden hat. Wie kommt es, daß so viele der bedeutendsten deutschen Namen fehlen? Die Grundlage dieses Rathes bildeten das Comité de Patronage und das Comité d'Organisation des ersten Pariser Kongresses, in denen naturgemäß Franzosen überwogen. Aufgestellt wurde die vorzuschlagende Liste von einem englischen Ausschuß und angenommen von einem Londoner Kongreß, zu dem kein einziger deutscher Folklorist erschienen war, obgleich das deutsche Wintersemester erst vierzehn Tage nach dem Kongreß begann und Einladungen in genügender Zahl ergangen waren. So konnte auf dem Kongresse nach einem speziellen Kenner der germanischen Mythologie gerufen werden, ohne daß sich ein solcher fand. So konnte es kommen, daß der stattliche Band Papers and Transactions zwei große und ein paar kleine Arbeiten in französischer Sprache enthält, aber keinen einzigen deutschen Beitrag. Das Ausland ist also nicht schuldig daran, sondern lediglich die deutschen Folkloristen selbst.

Trotzdem hat die deutsche Wissenschaft an Dem, was auf dem Kongreß geboten worden ist, ganz hervorragenden Antheil. An vielen Stellen, wenn auch lange nicht in dem Umfang, wie sie es verdient hätten, sind deutsche Arbeiten benutzt und als Quellen genannt worden, von Grimms Märchen und Reinhold Köhlers trefflichen Aufsätzen bis zu Symons deutscher Heldensage in Pauls Grundriß der germanischen Philologie. In Hunderten von kleinen Bächen münden deutsche Geistesprodukte hier in den großen Strom der internationalen Wissenschaft ein, wenn auch die Germanen hier immer noch Teutonen heißen und das nordische „saga" beharrlich mit dem deutschen „Sage" verwechselt wird.

Die Hauptfrage, die den Kongreß beschäftigt hat und die in den meisten bedeutenden Vorträgen berührt wurde, wird nur durch die Geschichte der volksthümlichen Forschung verständlich. Noch die Brüder Grimm sahen in unseren Volksmärchen und Sagen Reste eines deutschen, ja, eines gemeingermanischen mythologischen Systems, eines großen ausgebildeten Götterglaubens. Wolf und Simrock folgten ihnen darin. Da kam Theodor Benfey mit seinem „Pantschatantra", in dem er zeigte, daß zahlreiche solche „Märchen" wandernde Stoffe sind, die zum größten Theil aus Indien stammen und auf allerhand literarischen und unliterarischen Wegen, die sich vielfach noch heute deutlich verfolgen lassen, meist in geschichtlicher Zeit nach

Digitized by Google

Mittel- und Westeuropa gekommen sind. Aus dem mythologischen Reste war das Märchen plötzlich eine literarische Dichtung geworden, deren Verfolgung durch Länder und Völker zur Hauptaufgabe der Forscher wurde. Da fanden denn die fleißigen Sammler des britischen Weltreichs die selben oder ähnliche Geschichtchen in Hinterasien, in Centralafrika und bei den Indianern. Sollten sie dorthin ebenfalls gewandert sein? Dazu richtete man das Augenmerk mehr auf Volksbrauch und Volkssitte, und da fand sich denn das wunderbare Ergebniß, daß unter einer gewissen Kulturstufe nahezu der gesammte Volksbrauch übereinstimmt, die gesammten Formen der wichtigeren Handlungen im Menschenleben typisch sind. Hatte hier auch ein Volk den gesammten Volksbrauch des Erdballs erfunden und dann an die anderen Völker abgegeben? So vielleicht im Jahre 7000 vor unserer Zeitrechnung? Bis zum Extrem durchgeführt, war die Migrationtheorie zum augenscheinlichen Unsinn geworden. Da trat Tylor ein mit seiner Early history of Mankind und Primitive Culture. Es war kein Zufall, daß ein Engländer diese beiden grundlegenden Bücher schrieb. Die Thatsache, daß in den britischen Kolonien Tausende von hochgebildeten Engländern mitten unter Halbwilden leben oder doch mit ihnen in ununterbrochene Berührung kommen, mußte zu den Beobachtungen führen, die Tylor systematisirte. Mit ihm tritt das anthropologische Element in die Volkskunde ein und zwar zunächst unter der Form des unveränderlichen Typus. Der menschliche Geist hat eine gewisse Konstitution, die in ihren Hauptzügen auf allen Kulturstufen die selbe ist und die nothwendig zu gewissen Formen des Lebens, ja, zu bestimmten geistigen Schöpfungen führen muß, sobald die äußeren Daseinsbedingungen nur annähernd die gleichen sind. Unter ähnlichen Umständen kann so auf dem Erdball fünfzig Mal die gleiche Geschichte entstehen. Vor Allem gilt es, die Eigenschaften des Primitive Man, des Urmenschen, genau zu bestimmen. In der Jagd nach diesem Idol hat wieder Tylor und seine Schule schwer gesündigt. Benfeys Migrationtheorie und Tylors anthropologische Auffassung waren es, die sich auf dem zweiten internationalen Folklore-Kongreß theoretisch scharf gegenüberstanden, ohne daß eine Annäherung erfolgt wäre. Ein Mitglied des Kongresses hat dem Trugbild des typischen Urmenschen tüchtig zugesetzt und ein anderes in einer hübschen Arbeit über das Märchen von Lady Featherflight für derlei Geschichten die Migrationtheorie scharf vertreten: „Ursprung und Geschichte einer über viele Länder verbreiteten Erzählung lassen sich handgreiflich darstellen unter dem Bilde einer Pflanzenart, die in einer frühen Kultur in so ferner Zeit entstanden ist, daß sie von dem ersten sichtbaren Moment ihrer Geschichte einen Kulturcharakter besitzt. Unter dem Einfluß der Civilisation spaltet sich diese Art in verschiedenen Gegenden in

Digitized by Google

verschiedene Gattungen, von denen jede wieder in Folge der Vortheile, die sie zu bieten scheint, nach fernen Gegenden gebracht werden kann. Dort überlebt sie vielleicht die Urart, aus der sie sich entwickelt hat." Der verdiente Präsident des Kongresses, der sich gleich im Beginn das Paradoron geleistet hatte, er wisse in der That nicht, wie sich die Folklorewissenschaft von der Anthropologie unterscheide, und sein Parteigänger Hartland mußten sich sogar vorhalten lassen, daß sie in Folge ihrer Bildung der Wahrscheinlichkeitrechnung zu fern stünden, um ermessen zu können, wie gering die Wahrscheinlichkeit eigentlich sei, daß sich selbst nur die kleinste Geschichte zweimal selbständig entwickele. (Der Präsident Andrew Lang ist ein Zögling von Oxford, das Mathematik und Naturwissenschaften wie moderne Sprachen völlig vernachlässigt.) Das war eine wenig feine persönliche Bemerkung, der aber die Wahrheit zu Grunde liegt, daß sie diesen Punkt völlig ignorirten.

Den springenden Punkt hat der Kongreß nicht gefunden, wie die Diskussionen überhaupt sehr oberflächlich waren: Brauch und Vorstellungen einerseits und förmliche Geschichtchen andrerseits sind scharf zu scheiden. Daß z. B. eine Eheschließung bei den Eskimos und irgend welchen Kaffern unabhängig dadurch vollzogen werden kann, daß das Paar sich die Hände reicht, oder gemeinsam Etwas ißt, liegt auf der Hand. Hier ist der Brauch thatsächlich nichts als die Zusammenfassung einer sich von nun an hundertmal wiederholenden Thatsache. Eben so liegt der Fall, wenn sich der Urrationalismus das Wachsen des Baumes erklärt, indem er eine menschliche Seele darin wohnen läßt. Der Mensch, der Alles nach seinem Maße mißt, muß dazu kommen. Anders wird sofort der Fall, wenn eine Reihe einzelner Vorstellungen zu einem Geschichtchen auf einen Faden gereiht, ja in bestimmter Weise verbunden werden. Da wird nicht viel Anderes übrig bleiben, als mit Hilfe der Wahrscheinlichkeitrechnung heraus zu dividiren, unter wie vielen möglichen Fällen der rechte eintreten muß, damit es stimmt. Man muß sich nur einmal vergegenwärtigen, was Das heißt. Nehmen wir einmal eine Anekdote von nur sechs kleinen Zügen. Unter diesen sind 720 Variationen möglich. Die Wahrscheinlichkeit, daß sich zweimal der selbe Entwickelungprozeß vollzieht, ist $\frac{1}{518\,400}$. Unter 518 400 möglichen Fällen muß also ein bestimmter eintreten, damit das Ergebniß das gewünschte ist. Aber Das genügt noch nicht. Dabei ist noch vorausgesetzt, daß unter sämmtlichen Vorstellungen, welche zwei verschiedene Gruppen Menschen haben, gerade bestimmte sechs herausgenommen werden, um eine Geschichte zu bilden. Setzt man beide Male die Zahl aller in Betracht kommenden Vorstellungen nur gleich 600 und dazu als identisch, was sie nicht sein können, — wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, daß unabhängig

Digitized by Google

von einander zweimal die selben sechs Vorstellungen ausgehoben werden? Das Ausrechnen ist in diesem Falle müssig.. Die erhaltenen Billionen sind noch mit dem Nenner des obigen Bruches zu multipliziren. Und dann soll man annehmen, daß unter so und so vielen Trillionen möglicher Fälle gerade der eine einzige eingetreten sei, in dem zwei kongruente Geschichten entstünden? Selbst wenn man sich allerhand Abzüge erlaubt, indem man immer je zwei Vorstellungen von vornherein als sich so nahestehend betrachtet, daß sie sich von selbst zusammenschließen, also weniger als ein Milliontel der Fälle als thatsächliche Möglichkeiten setzt, kommt man noch in die Millionen. Ehe man zu einer solchen Annahme berechtigt wäre, müßten alle Migrationmöglichkeiten rundweg abgeschnitten sein, — wir müßten z. B. bei den Marsmenschen die Siegfriedsage wiederfinden. In diesem Falle würde ich wohl auch die anthropologische Hypothese vorziehen, aber auch erst dann, wenn auch noch die Möglichkeit abgeschnitten wäre, daß irgend ein witziger Gott sich etwa einen Spaß gemacht habe. Und sobald Götter ins Spiel kommen, läßt sich nun einmal schwer Etwas beweisen.

Das ist aber immer erst *ein* Punkt. Einen solchen typischen Urmenschen, wie ihn Tylor annimmt, hat es nie und nimmer gegeben, viel weniger ganze Heerden von ihm. Es ist ein reines Phantom der Anthropologen. So wenig wie zwei Thiere, sind zwei Menschen einander gleich. Auch nicht zu verschiedenen Zeiten sind alle oder auch nur viele Menschen durch die absolut gleiche Entwickelungstufe hindurch gegangen. Dieser typische Urmensch, der allenthalben die gleichen „Mythen" schaffen könnte, um gleich das trügerische Fachwort zu brauchen, existirt gar nicht und hat nie existirt.

Das Geistesleben des Menschen ist ein verhältnißmäßig spätes Produkt im Vergleich zu seinem Handeln. Das war schon da, als unsere Ahnen noch auf Bäumen wohnten und mit der schwanzlosen Schmalnase bedenkliche Aehnlichkeit hatten, ja, weit früher, als ihr „erster" Urahn zum ersten Male nach Nahrung schnappte. Die Thätigkeit der Sinne als der Erzeuger von Vorstellungen, die selbständig neben der Befriedigung der Triebe stehen, setzt erst sehr viel später ein. Nicht, was der Mensch um sich sieht, bestimmt zuerst den Inhalt seines Geisteslebens, sondern, was er *thut*. Der Hund hat heute vielfach die selbe Umgebung wie der Mensch und doch nicht das selbe Geistesleben. Die unendlich langsame Entwickelung des malerischen Sehens, des Beobachtens, wie ein Naturgegenstand farbig und von Licht umspielt erscheint, beweist allein schon den unendlich geringen Einfluß der Umgebung auf den menschlichen Geist. Als Kopernikus bereits die Sonne in den Mittelpunkt unseres Planetensystems stellte, konnte man noch keine Falte zeichnen, und als Darwin die Entwickelungsgeschichte der Arten aufdeckte, malte man immer noch, als ob alles Licht von einem

Digitized by Google

Punkte auf die Objekte falle. Lange ehe die Dichtung Bilder aus der eigenen Gegenwart zu schildern, ja nur einen kleinen Kreis von Menschen anschaulich zu machen vermochte, konnte sie das Dreinschlagen und Reden der Menschen darstellen.

Der Mensch hat nicht nur zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Ansichten gehabt, sondern selbst Dinge, die wir heute als in der menschlichen Organisation ruhende betrachten, haben sich erst spät, erst in geschichtlicher Zeit, entwickelt, z. B. das kausale Denken. Dessen noch ungeschriebene Geschichte ist vielleicht die lehrreichste, die es für den Menschen von heute giebt. Aus den verschiedensten Epochen dieser Geschichte leben auch heute noch Reste unter uns, und es ist nicht unwichtig für die Gegenwart, diese Reste als solche zu erkennen.

Aus dem Zweckhandeln entspringt das Zweckdenken. In unbewußter Ueberschätzung menschlicher Willenskraft nimmt der ferne Vorfahr von uns die Erfüllung eines Wunsches, die er gar nicht kontroliren kann, an, sobald eine menschliche Handlung dessen Richtung irgendwie andeutet. Unwissend, was man wirklich thun müsse, um einen gewünschten Erfolg zu erzielen, thut er blind tappend Etwas, was ihm für sein unkausales Denken in dieser Richtung zu liegen scheint, und setzt den wirklichen Erfolg als selbstverständlich voraus. Der Wilde wirft zornig einen Ast in der Richtung, wo sein Feind wohnt, und nimmt an, daß er ihn damit trifft, auch wenn jener Meilen entfernt ist. Selbst noch wer Jemandem einen Erdenkloß ins Haus trug, um einen Acker, auf ihn zu übertragen, und wer den Erdenkloß bewahrte, um sein neuerworbenes Eigenthumsrecht am Feld immer nachweisen zu können, war der Ueberzeugung, daß gerade Das die einzig sichere Art der Uebergabe sei, so nahe uns auch der Gedanke liegt, daß jeder andere Erdenkloß von einem anderen Feld daneben auch als Beweis vorgebracht werden könne. In der gesammten Magie, in den Amuleten, in dem Glauben an eine magische Wirksamkeit des Gebetes haben wir Reste dieser alten Auffassungweise.

Der sogenannte Animismus ist erst die zweite Stufe. Er ist das Produkt einer Art von Urrationalismus. Daß durch solche eine Richtung andeutende Handlungen, oder wie der Wilde sichs denkt, durch den dazu benutzten Gegenstand allein, eine solche Wirkung ausgeübt werde, erscheint doch als zweifelhaft. Jeder solche Zweifel — das zeigt z. B. deutlich auch die Geschichte des Christenthums — kommt zuerst dadurch zum Ausdruck, daß man nach Gründen sucht, die landläufige Ansicht zu stützen. So findet man als Grund für die Wirksamkeit des untauglichen Instruments den Umstand, daß in ihm eine Seele wohnt, ein Geist, ein Etwas, das den Lebenden von dem Toten unterscheidet. So kommt man zum Wohnen

Digitized by Google

von Geistern in Objekten und in allen Dingen überhaupt. Die Wirksamkeit der Instrumente selbst bleibt aber ganz außer Zweifel. Auf dieser Denkstufe steht der gesammte Spiritismus und ein gewisser Theil der älteren Theologie sowie z. B. der Volksglaube an die Segenskraft der blühenden Bäume der Weihnacht.

Einen Schritt weiter geht der Symbolismus. Er fußt auf folgender Schlußkette: Ich Menschchen setze zwei Dinge in Parallele, z. B. ein Stückchen Fleisch mit einer Warze; um sie zu identifiziren, bringe ich sie in Berührung. Jetzt vernichte ich das Fleisch, lasse es unter der Dachtraufe verfaulen, und dadurch vergeht gleichzeitig selbstverständlich die Warze. Während die katholische Abendmahlslehre noch auf der Magiestufe steht, steht die lutherische Lehre mit ihrem „in, mit und unter" auf der dieses Symbolismus, der erst im Calvinismus einem fortgeschritteneren weicht.

Diese primitiven Denkstufen fallen in ihrer Entwickelung alle drei in vorgeschichtliche Zeit. Beim Anbruch geschichtlicher Helle kennen alle Völker schon eine ganze Reihe von Zweckschlüssen, die dem kausalen Denken näher kommen, ohne daß darum jene Reste der drei Vorstufen des kausalen Denkens verschwunden wären. Die Erkenntniß, daß es nützlicher sei, selbst anzufassen und den Stein den Berg hinauf zu wälzen, als ihn zu beschwören, hinauf zu wandeln, ist das Ergebniß der gewaltigsten geistigen Revolution, die die Menschheit bisher durchzumachen gehabt hat und noch durchzumachen hat; denn auch unter den Kulturvölkern ist diese Ansicht theoretisch noch keineswegs sehr allgemein. Ihr völliger Sieg würde nichts Anderes als den Untergang des gesammten Glaubens an eine bewußte transscendente Welt bedeuten.

Mit der Entwickelung des menschlichen Denkens hat die Folkloreforschung künftig zu rechnen. Noch versucht sie hier und da, alle die Dinge, die sie auf einem Felde vorfindet, in ein System zu bringen und so Etwas zu schaffen, was es nie gegeben hat. Was ist Rest einer älteren Auffassungschicht, was ist Keim einer jüngeren? Das sind die Fragen, die zu lösen sind. Diese aber können einzig gelöst werden mit Hilfe einer Weltanschauung-Geschichte, die auf die lokale Entwickelung eingehendste Rücksicht nimmt, und dazu ist wieder die genaueste chronologische Datirung der Einzelnzüge nothwendig.

Gerade das chronologische Element aber ist auf dem Kongreß in auffallender Weise vernachlässigt worden. In diesem Punkte zeigt sich das Fehlen deutscher Vertreter nur allzu deutlich. Während auf alles Oertliche peinlichst Bedacht genommen ist, ist das zeitliche Element so gut wie gar nicht erwähnt werden. Ob das Märchen von dem Helden, der sich als Besitzer der Zunge des Drachen als dessen Töter ausweist, schon von

Digitized by Google

Wolfdietrich erzählt wird, der sich mit Ortnits Wittwe Liebgart vermählt, nachdem er den Mitbewerber Lügen gestraft hat, ist ganz gleich, ob sich in der Geschichte portugiesische Namen finden, ebenfalls —: wenn die Geschichte heute bei den afrikanischen Negern erzählt wird, so darf sie trotz der fremden europäischen Namen als wesentlich echte Negergeschichte gelten. Das ist eine richtige anthropologische Sünde und leider nicht die einzige.

Seit Karl Müllenhoff 1884 in der Vorrede zu Wilhelm Mannhardts „Mythologischen Forschungen" es ausgesprochen hatte, „jede Sage sei ein bestimmtes historisches Produkt, nicht nur von der Seite ihres Ursprunges, sondern auch der ihres Inhaltes betrachtet, und die Anschauung, die sie enthalte und wiedergebe, sei nicht von der Stelle, an die die Ueberlieferung sie setze, zu verrücken, ohne diese von ihrem Standpunkte und damit auch die historische Aufgabe und den Zweck der Forschung zu verrücken" —, seitdem ist in der deutschen Forschung das historische Element immer mehr an die Stelle des systematischen getreten. Diese Betrachtungweise ist auf Volksbrauch und Volksglauben ausgedehnt worden, obwohl sie hier noch keineswegs ausreichenden Boden gewonnen hat. Die Berührung mit der Entwickelunglehre hat das Idol des „Urmenschen" zerstört und auch theoretisch das Werden an die Stelle des Seins gesetzt. Mit der nachdrücklichen Vertretung dieses Standpunktes hätten ein paar tüchtige deutsche Arbeiten vorgetragen werden sollen. Wegen der außerordentlichen Wichtigkeit der Frage ist es doppelt zu bedauern, daß Das nicht geschehen ist. An einer Stelle ist die Frage trotzdem gestreift worden, von Alfred Nutt, in seiner Arbeit über die Probleme der Heldensage: „Datirungfragen sind in solchen Forschungen von alleroberster Wichtigkeit", — und es ist bezeichnend, daß er unmittelbar von der Beschäftigung mit deutschen Arbeiten kam, auf die sich seine Ausführungen in weitem Umfange stützen.

Trotzdem die Vertreter der sogenannten anthropologischen Richtung, alle mehr oder weniger Laien auf dem Gebiete wissenschaftlicher Folkloreарbeit, den Mund ziemlich voll genommen haben, so hat doch keiner auch nur versucht, die Gründe der Historiker zu widerlegen, — obgleich ihnen die schwersten Argumente gar nicht entgegengehalten worden sind. Die Uebertreibungen der anthropologischen Auffassung sind zurückgewiesen worden und damit ist wieder einmal eine nicht ungefährliche Einseitigkeit aus der jungen Wissenschaft ausgemerzt.

Glasgow. Dr. Alexander Tille.

Digitized by Google

Offener Brief an den Grafen Caprivi.

Eurer Excellenz erschien es nöthig, im Reichstage jüngst die ausdrückliche Versicherung abzugeben: daß nicht grundsätzliche Feindschaft, sondern herzliches Wohlwollen für die Landwirthschaft Sie beseele, und daran knüpften Ew. Excellenz den Wunsch nach Belehrung darüber, ob denn überhaupt noch und wie der deutschen Landwirthschaft geholfen werden könne. Das zu hören, war uns lieb; tröstet es doch, bei Lebzeiten noch zu wissen, daß nicht grundsätzliches Uebelwollen einst, sondern warme Liebe Einen zu Grabe geleiten wird; auch ist unsere Genugthuung nicht gering, inzwischen, im Gegensatz zu den Gepflogenheiten früherer Regirungen, die Sorge für das Landeswohl einmal selbst übernehmen zu dürfen. Logisch folgt daraus freilich, daß gegenüber Ew. Excellenz thatsächlichen gesetzgeberischen Vorschlägen stille Ergebung in Ihre Autorität uns fürder nicht ansteht, vielmehr muß, wenn der Aufforderung entsprechend wir uns verständlich machen sollen, laut nun und deutlich gesprochen sein.

Als am 17. Februar 1893 Ew. Excellenz den bevorstehenden Tivolibund der Landwirthe begrüßten, geschah Das mit den Worten:

> „Ich besitze kein Ar und keinen Strohhalm und wüßte nicht, wie ich dazu kommen sollte, agrarische Politik zu machen. Ich werde den agrarischen Forderungen entgegentreten, denn die thatsächlich stattfindende Einfuhr von Lebensmitteln erweist doch schlagend, daß Deutschland am Ende seiner agrikulturellen Leistungfähigkeit angelangt ist und mehr und mehr, wie seine Bevölkerung zunimmt, auf Auslandsversorgung angewiesen sein wird, in seiner Handelspolitik auf diese also sich einzurichten hat, so daß die deutschen Landwirthe der industriellen Bevölkerung nur danken sollten dafür, daß diese das Opfer agrarischer Zölle noch weiter zu bringen geneigt ist."

Wegen der in den Eingangsworten sich ausdrückenden schweren Beleidigung: nur ein sittlich verderbter Egoist könne Agrarschutzpolitik treiben wollen, zitterte bittere Entrüstung durch die deutschen Lande, so weit eine Pflugschaar den Boden furcht. Und zur Entrüstung gesellte die schwere Sorge sich: wohin Deutschlands Nationalwohl gerathen werde, wenn der erste Lenker seiner Geschicke nicht weiß, daß die deutsche Landwirthschaft in wenigen Bezirken erst, in Theilen von Sachsen, Braunschweig und dem Rheinland, an die technischen Grenzen der Produktionfähigkeit gelangt ist, während unter dem hindernden Einfluß der Auslandskonkurrenz die Hälfte des deutschen Bodens auf mittlerer Betriebsintensitätstufe verharrt und ein Viertel für die Nahrungmittelproduktion so gut wie brach noch liegt, so daß, wenn eine hinreichende Sicherung gegen das Ausland die erforderlichen Meliorationen und die technisch mögliche höchste Betriebsintensität durchweg ausführen und anwenden ließe, der deutsche Grund und Boden eine für die doppelte Bevölkerungzahl ausreichende Nahrungmittelmenge erzeugen würde. Daß solche Unbekanntschaft mit den heimischen Agrarverhältnissen Ew. Excellenz veranlassen werde, die im österreichischen Handelsvertrage bereits begonnene Politik folgerichtig bis zum Ruin der deutschen Volkswirthschaft durchzuführen, diese schwere Befürchtung will heute in Erfüllung gehen:

Digitized by Google

es fehlte nur der gleichfalls um den Preis einer Herabsetzung der Agrarzölle erreichte russische Handelsvertrag noch, dann sind die im letzten Jahrzehnt im sicher geglaubten Schutz gegen das Ausland hier und da bereits in Ausführung begriffenen Meliorationen wieder entwerthet, ist aller landwirthschaftliche Fortschritt aufs Neue gelähmt und die Abhängigkeit der Ernährung Deutschlands vom Auslande besiegelt.

Ich will aber nicht in den Fehler vieler Agrarier verfallen, die leider allerdings lange Zeit hindurch ihre Forderungen einseitig nur vom landwirthschaftlichen Interessenstandpunkt verfochten haben und so der gegnerischerseits geflissentlich verbreiteten irrigen Anschauung Vorschub leisteten, die wirthschaftlichen Interessen der nationalen Berufe — Landwirthschaft, Industrie, Handwerk, Binnenhandel, Arbeiterschaft — seien einander entgegengesetzt; was Ew. Excellenz es ja sehr erleichterte, die pseudoliberale Phrase vom „gerechten Ausgleich der widerstrebenden Interessen" und vom „Schutz des armen Konsumenten" weidlich gegen unser Gewerbe zu nutzen für die ausschließlichen Interessen des für den Weltverkehr lediglich begeisterungsfähigen Großhändlerthums. Ich will vielmehr nachstehend den Beweis antreten dafür, daß eine völlige wirthschaftpolitische Interessensolidarität besteht zwischen allen nationalen Erwerbsständen, und ferner dafür, daß die von Ew. Excellenz verfolgte Handelspolitik diesem gemeinsamen Interesse aller produktiven Gewerbe zuwiderläuft.

Im Alterthum war jeder Staatsbürger, als Haupt einer Familie, Inhaber eines größeren oder kleineren Grundbesitzes. Zum Grundeigenthum rechneten auch die zu dessen Bewirthschaftung erforderlichen Arbeitkräfte, die Sklaven. Die Gesammtheit dieses Sachen- und Personenbesitzes jedes freien Mannes bildete im „Oikos" eine nach außen fest abgegrenzte, in sich selbständige wirthschaftliche Einheit, die durch das Haupt der Familie, den Oikosherrn, repräsentirt und geleitet wurde. Selbständige Wirthschaften freier Staatsbürger bestanden neben den Oikoswirthschaften ursprünglich nicht. Es gab noch keine landwirthschaftliche und gewerbliche Arbeittheilung und im Oikos floß in Eins zusammen, was heute in allen Kulturstaaten in „Erwerbs"- und in „Unterhalts"-Wirthschaft sich trennt. Jede Oikoswirthschaft war darauf angewiesen, für direkte Befriedigung der gesammten Bedürfnisse — Wohnung, Nahrung Kleidung — selbst zu sorgen. Die naturalen Mittel zu gewinnen für diese direkte Befriedigung aller Bedürfnisse war Wesen und einziger Zweck der Wirthschaft, die, da sie in den Sklaven Arbeitkraft einschloß, selbstproduktives Vermögen darstellte und so ihren Zweck in einem nach außen hin vollkommen unabhängigen Wirthschaftleben auch vollständig zu erreichen vermochte. So lange die Bedürfnisse des Oikosherrn und seiner Angehörigen in Wohnung, Nahrung, Kleidung schlicht und an Zahl beschränkt waren, fand in der That keinerlei wirthschaftliche Kommunikation der einzelnen Oikoswirthschaften untereinander statt; das „Geld" war noch ein unbekannter Begriff. Jede Wirthschaft richtete die Roherzeugnisse des Bodens selbst her und verfeinerte diese, bis sie als fertige Speise, fertige Kleidung, fertiges Geräth oder Gebäude zu direktem Genuß und Verbrauch geeignet waren, so daß, vom Standpunkt der heutigen Volkswirthschaftlehre, gesagt werden kann: „Die Oikoswirthschaft schloß die Urproduktion sowie Gewerbe und Industrie ein und machte den Handel so vollkommen entbehrlich."*)

*) Pohl in Thiels Jahrbüchern. 1881. X. 4.

Digitized by Google

Im Laufe der Zeiten trat zu Tage, daß in einzelnen Oikoswirthschaften vorübergehend mehr, in anderen weniger Produkte erzielt wurden, als für die eigene Bedürfnißbefriedigung nöthig war. Bei der Elastizität der Bedürfnißgröße eines Oikos ließen geringfügigere Differenzen zunächst durch Steigerung oder Einschränkung des Verbrauchs, demnächst durch Aufspeicherung von Ueberschüssen sich ausgleichen. Es lag aber nahe, daß benachbarte Oikoswirthschaften begannen, in gegenseitigen Tauschverkehr zu treten, indem die eine Wirthschaft z. B. vorhandenen Ueberschuß an Getreide benutzte, um etwa bestehendem Viehmangel abzuhelfen durch Austausch mit einer Wirthschaft, in der das entgegengesetzte Verhältniß eingetreten war. Als man im Laufe der Zeit für den Zweck solchen Austausches über engere Raumgrenzen hinaus in Verbindung trat, nachdem durch Erweiterung der Verkehrsmittel die einzelnen Wirthschaften in die Lage kamen, oft auf sehr weite Distanzen sich zu ergänzen, als man ferner die Naturschätze fremder Länder kennen lernte und sie in den eigenen Bedürfnißkreis aufnahm, war der direkte Austausch von Erzeugniß gegen Erzeugniß nicht mehr angängig und der menschliche Verstand wurde dahin geführt, für die Erleichterung dieses Austausches ein tertium comparationis sich zu schaffen. Er fand es in den Edelmetallen, und so entstand das Geld.

Geld an sich ist für eine direkte Bedürfnißbefriedigung nicht geeignet. Niemand konnte es um seiner selbst willen besitzen wollen. Der einzelne Oikosherr schätzte das Geld nur deshalb, weil er in ihm ein vorzügliches Mittel fand, vorhandene Naturalüberschüsse auf sehr bequeme Art aufzuspeichern, um im Falle eines Mangels die Ausfälle damit wieder zu decken. Wenn zwar Aristoteles das thätige Streben des Oikosherrn immer noch mehr auf die ihm zugehörigen Menschen als auf den Sachbesitz gerichtet sein läßt, so hatte doch zu dieser Periode das Geld bereits begonnen, der Durchgangspunkt zu sein für das wirthschaftliche Denken vieler Staatsbürger, denn es hatte die formale Möglichkeit für eine Vermögensbildung sehr erleichtert und die Entstehung einer neuen, früher nicht gekannten Kategorie selbständiger Wirthschaften begünstigt: des Standes der Kaufleute, die zwischen die einzelnen Oikoswirthschaften sich stellten und den Austausch unter ihnen vermittelten. Bald gelang es diesem Stand, der durch Klugheit sich auszeichnete, bei der beiderseitigen Geldwerthabgleichung so erhebliche Ueberschüsse zu eigenem Nutzen zu erzielen, daß er durch rasche Vermögensbildung in eine erhebliche soziale Bedeutung hineinwuchs.

Da die Kapital- oder Handelswirthschaft Lebensbedarfsartikel nicht selbst erzeugt, sondern nur in den bei Vermittelung des Waarenverkehrs erzielten Geldwerthüberschüssen das indirekte Mittel gewinnt für demnächstigen Einkauf der zur eigenen Lebensführung erforderlichen Bedarfsartikel, so findet bei ihr ein dem wirthschaftlichen Denken des Oikoswirths grundsätzlich entgegengesetztes Denken statt. Für diesen ist in den Dingen die naturale Beschaffenheit das Entscheidende, d. h. die stoffliche Fähigkeit, ein Bedürfniß zu stillen; und die schwankende, von außen erst beigelegte Eigenschaft des „Geldwerthes" interessirt ihn nur beiläufig und nur in Bezug auf die etwa vorhandenen aus seiner Wirthschaft abzustoßenden Naturalüberschüsse. Dem Handelswirth dagegen ist von vornherein „Geldwerth" der alleinige Maßstab, an dem er alle Dinge mißt, auf der Erzielung von Geldwerthüberschüssen beruht allein seine wirthschaftliche Existenz, und indem „Erwerbs-" und „Unterhalts-"Wirthschaft ihm völlig sich trennen, wird bloßer Gelderwerb sein ausschließliches wirthschaftliches Ziel.

Die Summe der im Handel bewegten im Verhältniß zu den von der

Digitized by Google

Gesammtheit des Volkes verbrauchten Bedarfsartikel war aber im Alterthum noch außerordentlich gering, und da das Uebergewicht in der Staatsverwaltung für lange Zeit noch auf Seite der Oikosherren verblieb, so mochten die Handelswirthschaften immerhin bezüglich ihrer Vermögen kapitalistisch denken und handeln: im Leben des Volkes blieb die oikosmäßige Denkweise noch herrschend. Eine allmähliche Wandlung fand erst statt, als in Folge der Einflußnahme des Christenthums ein erheblicher Bestandtheil aus dem Rahmen der Oikoswirthschaft mehr und mehr auszuscheiden begann: die Arbeit. Der erste Schritt hierzu war vorher schon theilweise geschehen durch die Trennung zunächst des Gewerbes (Handwerks) von der Oikoswirthschaft und durch seine Ansiedelung in Städten. Die Handwerks- oder Industriewirthschaft erzeugt, ähnlich der Oikoswirthschaft und im Gegensatz zur Handelswirthschaft, aus Rohstoffen durch Verfeinerung zum Konsum fertige Gebrauchsartikel, — aber sie erzeugt diese nicht, wie die Oikoswirthschaft, mit der Absicht eigenen Verbrauches, sondern, wie die Handelswirthschaft, zum Zwecke des Verkaufs und sie hat andererseits die benöthigten Rohstoffe selbst einzukaufen. Erst in der durch den Verfeinerungsprozeß erzielten Geldwerthdifferenz gewinnt auch der Industriewirth das indirekte Mittel zum demnächstigen Erwerb der ihm nöthigen Lebensbedarfsartikel und auch ihm trennt „Erwerbs-" und „Unterhalts"-Wirthschaft sich vollständig. Damit errang die kapitalistische Denkweise weiteres Terrain im Volke, denn es war damit auch für den Oikoswirth die Zahl der Dinge erheblich gewachsen, die er fortan unter dem Gesichtswinkel des Geldwerthes zu betrachten hatte. Eine größere Menge von ihm erzeugter Rohstoffe trat in den Handelsverkehr und eine größere Menge fertiger Verbrauchsartikel floß, mit der Eigenschaft des Geldwerthes behaftet, wieder in seine Wirthschaft zurück. Der entscheidende Schritt zur Gewinnung des Uebergewichtes der kapitalistischen Denkart ward im vorigen Jahrhundert gethan, als durch Aufhebung der Leibeigenschaft und der Robot der Faktor „Arbeit" sich vollständig emanzipirte und damit die gesammte Betriebskraft für den vom antiken „Oikos-" zum modernen „Land"-wirth nun gewandelten Staatsbürger unter den Gesichtspunkt des Geldwerthes trat. Auch ihm trennte sich nun Erwerbs- und Unterhaltswirthschaft und nur noch unter der Voraussetzung der Erzielung eines Geldwerthüberschusses zwischen Ein- und Ausfuhr in seinem Betriebe ist seine wirthschaftliche Existenz möglich.

So sehr, je nach Betriebslage und Grundstücksgröße, auch heutzutage noch Unterschiede bestehen in mehr oder weniger krasser Ausprägung des kapitalistischen Gedankens zwischen dem Inhaber der intensiven, in allen Branchen hochpotenzirten Wirthschaft in verkehrsreicher Gegend und dem litthauischen Kleinbauern, der ohne Knecht und Magd vielleicht in nur eigener Arbeitleistnug seine Hufe bebaut und dessen Frau heute noch kein Linnen und kein Kleidungstück als nur eigen gewebtes und selbst geschneidertes im Hause duldet: auch er muß schon kapitalistisch in seinem Betriebe denken, sonst jagt der Hypothekenherr wegen Zinsen oder der moderne Staat wegen Steuern ihn von seinem Hofe. Ich beabsichtige nicht, darüber hier Erwägungen anzustellen, welche Wirkungen dieser Entwickelungprozeß in kultureller Beziehung hervorbrachte und welcher Segen und Unsegen in sozialer Hinsicht daraus erwuchs. Ich bitte nur, als Fazit dieser Untersuchung die Thatsache zu beachten: daß, was in früherer Zeit in hunderttausend je völlig selbständigen Einheiten, nur von der Landesgrenze umschlungen, nebeneinander bestand, in allen Kulturstaaten heute sich aufgelöst und durch einander geschoben hat, eingeschmolzen ist zu dem Riesen-

Digitized by Google

oikos des modernen Staates und seiner Gesammtvolkswirthschaft, die nun, ein lebendiger Körper, durch jede Beeinträchtigung eines wesentlicheren Organes nothwendig am Gesammtwohlbefinden schweren Schaden leiden muß.

Ein paar Dutzend solcher Riesenoikoswirthschaften, die Kulturstaaten, stehen nun neben einander, und wie der Binnenhandel des Alterthums begann, die hunderttausend einzelnen Oikosgrenzen innerhalb des Staatsgebietes niederzuzwingen, so ist das manchesterliche Prinzip seit Jahrzehnten an der Arbeit, die Dutzende Staatenwirthschaften aufzulösen und einzuschmelzen zu einem einzigen Weltwirthschaftverbande.

Eurer Excellenz flüchtiger Betrachtung erscheint nun, Ihre Reichstagsreden erweisen Das, dieses Bestreben, weil in der natürlichen Entwickelung begründet, grundsätzlich berechtigt und fördernswerth, denn es sei klar, daß die Menschheit am Besten fahren werde, wenn sie die Bedingungen ihrer Existenz ausnütze, da, wo diese von der Natur am Günstigsten dargeboten werden. Dabei verabsäumt Ew. Excellenz, ich erlaube mir, weiterhin Das unter Beweis zu stellen, aber die Erwägung, daß die konsequente Verfolgung dieses Prinzips nothwendig zur Entvölkerung aller von der Natur weniger begünstigten Länder und damit zum Untergang dieser Nationen führen muß, zum Vortheil der begünstigteren Erdtheile. Das freilich ist in den Augen eines Weltbürgers völlig gleichgiltig, ihm kann und will ich also mit diesem Argument nicht beikommen, er erwidert nur: ubi bene, ibi patria. Ich täusche mich aber wohl nicht in der Annahme, daß Ew. Excellenz in der Eigenschaft als Kanzler des Deutschen Reiches diesen Kosmopolitismus grundsätzlich zu fördern nicht berufen sind und daß Sie daher theoretisch der von uns Schutzzöllnern verfochtenen Anschauung zustimmen müssen: jedes Volk ist, wenn seine wirthschaftlichen Lebensinteressen Das erfordern, sittlich berechtigt und verpflichtet, selbstthätig hindernd in den sogenannten natürlichen weltwirthschaftlichen Entwickelungprozeß einzugreifen.

In den vier Begriffen: Blutsverwandtschaft, Stammeszugehörigkeit, Staatsbürgerthum und Menschheit drückt eine mit der Bandeserweiterung thatsächlich sich abschwächende Interessengemeinschaft sich aus. Es wird der schwärmendste Kosmopolit, der das wirthschaftlich egoistische Streben der Nationen so gern für sittlich schlecht erklärt — sein interessantester Typus ist Henry George, der uns schlechthin Diebe nennt — kaum wohl zaudern, wie er sich entscheiden solle, wenn er vor die Wahl gestellt ist, mit einem nur für eine Hilfeleistung ausreichenden Mittel Einem von zwei ihm nahenden Bedürftigen zu helfen: seinem leiblichen Bruder oder einem Hottentotten. Was dem Kosmopoliten hier einem Blutsverwandten gegenüber recht ist, das lasse er aber den Nationen billig sein gegenüber ihren Landesgenossen.

Ew. Excellenz muß also, ich drückte meine Ueberzeugung schon dahin aus, amtlich mit uns der Meinung sein: das materielle Wohl der deutschen Staatsbürger hat Deutschlands wirthschaftpolitische Maßnahmen ausschließlich zu diktiren und Deutschland hat seine eigene Volkswirthschaft unbekümmert um das Gedeihen oder Nichtgedeihen anderer Volkswirthschaften zu fördern.

Das grundlegende Argument nun, das Ew. Excellenz jetzt der manchesterliberalen Rüstkammer im Kampfe gegen uns entliehen hat, ist die Meinung: die wirthschaftlichen Interessen der einzelnen nationalen Erwerbsstände seien einander entgegengesetzt und es sei darum hehre Pflicht Ew. Excellenz, die vom ersten Kanzler angeblich bewirkte ungebührliche Mästung der Agrarier zu unterbrechen und uns zu Gunsten der anderen Berufe auf knappe Ration zu setzen. Diese An-

Digitized by Google

schauung, aus der ja alle anderen „Motive“ erst abgeleitet sind, ist, an der Hand des früher gegebenen historischen Entwicklungsganges, zuvörderst also auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen. Lassen wir zunächst den nur international interessirten Großhandel, der mit Export und Import lediglich sich befaßt, beiseite, so ergiebt sich aus der geschichtlichen Entwickelung: der Binnenhandel entstand aus der Nothwendigkeit und in der Absicht, zwischen den einzelnen Oikoswirthschaften des Inlandes auftretende Naturalüberschüsse und Naturalmängel auszugleichen, und er erweiterte bei zunehmender Umgestaltung der volkswirthschaftlichen Verhältnisse seine Thätigkeit, indem er überhaupt zwischen Erzeuger und Verbraucher sich stellte und den Waarenverkehr zwischen ihnen vermittelte. Damit erfüllte er zweifellos einen wirthschaftlichen Zweck und seine Existenzberechtigung kann im Prinzip dadurch nicht Abbruch erleiden, daß hie und da und zu seinem eigenen Schaden eine unwirthschaftliche Vermehrung des Zwischenhandels Platz gegriffen hat. Es wird andererseits aber von selbst einleuchten, daß der Handel in seinem materiellen Gedeihen nothwendig von dem materiellen Gedeihen der Einzelnwirthschaften landwirthschaftlicher wie industrieller Natur, von der Betriebsintensität der Erwerbs- und von der Konsumfähigkeit der Unterhalts-Wirthschaften, direkt abhängig ist, zwischen allen denen er Austausch der Erzeugnisse und Lieferung der Verbrauchsartikel bewirken soll, denn dieser Austausch und diese Lieferungen werden um so umfangreicher und desto gewinnbringender für den Handel sich gestalten, je mehr die Gesammt-Volkswirthschaft, als Ergebniß doch nur des Wohlbefindens aller Einzelnwirthschaften, florirt. Das Interesse der Handelswirthschaften fällt also aufs Engste zusammen mit demjenigen der Landwirthschaft, der Industrie, des Handwerks, und alle Maßnahmen, die berechnet und geeignet sind die produktiven Gewerbe zu fördern, fördern gleichmäßig auch das Interesse des Handels.

Betrachten Ew. Excellenz mit mir nun die Handwerks- bezw. Industriewirthschaft, so ist ohne Weiteres ja erkennbar, daß deren Befreiung aus dem Rahmen der antiken Oikoswirthschaft wegen des Nutzens, der durch die Arbeitstheilung in der Erhöhung der technischen Leistungfähigkeit geboten wurde, einen wünschenswerthen Fortschritt der Gesammtvolkswirthschaft darstellte. Aber gleichzeitig wird Ew. Excellenz auch der Erkenntniß sich nicht länger mehr verschließen können, daß das gewerbliche Gedeihen durchaus im heimischen Boden wurzeln blieb, aus ihm vornehmlich die Nahrung sog und daß nicht die Exportmöglichkeit, sondern die Kauffähigkeit der einheimischen Bevölkerung fortdauernd die wesentlichste Wohlstandsquelle des Gewerbes darstellen wird. Sofern Ew. Excellenz nicht angesichts der deutschen Bevölkerungstatistik in rein logischer Erwägung bereits zu dem gleichen Schluß mit mir gelangen sollten, empfehle ich, bei den Millionen Handwerkern und Gewerbstreibenden einschließlich der Kaufleute in allen Land- und Provinzialstädten nur nachzufragen, um direkt da bestätigt zu hören, wie deren wirthschaftliche Existenzbedingungen erfahrungmäßig vom Steigen und Schwinden der Kaufkraft der umgebenden Landbevölkerung direkt abhängig allzeit sich erwiesen haben, daß der Laden des Kaufmanns verödete und das Arbeitgeräth des Handwerks im Winkel rostete, sobald der Bauer knapp bei Kasse war und daß darum auch in diesen Kreisen schmerzlich es berührte, als Ew. Excellenz das diese realen Verhältnisse knapp und klar ausdrückende Wort: „Hat der Bauer Geld, hats die ganze Welt“ mit dem ernst gemeinten Scherz neulich abzuthun versuchte: „Der Bauer besitze ja gar nicht das Recht, Münzen schlagen zu lassen“. O ja, Excellenz, die Scholle des

Digitized by Google

Bauern ist die wichtigste Münzstätte der Welt, dort schafft, indem seine nervige Faust den Pflug führt, er die der Menschheit unentbehrlichsten Werthe, und nehmen Sie dem deutschen Bauern durch Ihre Politik dieses Recht, dann wird es Deutschland keinen Ersatz gewähren, wenn noch so viele kaiserliche Adler auf Papierfetzen gedruckt würden.

Aus der aufblühenden, an Betriebsintensität und damit an Verbrauchskraft zunehmenden Landwirthschaft entstand Handel und Gewerbe. Jene war zuerst und wird immer die wichtigste Voraussetzung nationaler Existenzmöglichkeit bleiben, und eine Regirung, die dieses Verhältniß verkennt, die ihre Landwirthschaft als Appendix nur der Handels- und Gewerbswirthschaft anschaut, eine Regirung, die da vergißt, daß der Mensch aß, ehe er Kleider trug und Paläste baute, und daß er der Paläste wieder und der Kleider eher sich entledigen kann denn des Brotes: eine solche Regirung, in Deutschland fortgesetzt am Ruder gedacht, würde den Ruin der nationalen Existenz in dem Maße bewirken und beschleunigen, als ihre Politik dahin führt, den dem Ausland gegenüber in Kornbau und Viehzucht nicht konkurrenzfähigen einheimischen Grund und Boden mehr und mehr brach zu legen.

Nun wird, gestützt auf die landwirthschaftlich-fachliche Autorität der Herren Rickert und Alexander Meyer, von Ew. Excellenz mitunter die Thatsache in Abrede gestellt, daß die technische Ausbeutungmöglichkeit des heimischen Bodens unmittelbar vom Einfluß des bestehenden Zollsystems abhängig ist. Insbesondere kann die vorhin citirte Meinung Ew. Excellenz: Deutschland sei so wie so am Ende seiner agrikulturellen Leistungfähigkeit bereits angelangt, solcher Anschauung nur entsprungen sein. Nach ihr benutzt der Landwirth die durch den Zollschutz erzielte Preissteigerung für seine Produkte ja lediglich dazu, sein stets sich steigerndes Bedürfniß an Champagner zu stillen. Da Ew. Excellenz nun, wie Sie selbst hervorheben, bis dahin nicht das kleinste eigene Ar zu bewirthschaften hatten, so erscheint es zur Widerlegung jener Meinung nothwendig, die Vorgänge bei jedem landwirthschaftlichen Produktionprozeß hier einmal zu schildern.

Die aus einer begrenzten landwirthschaftlichen Produktionunterlage zu erzielende Produktenmenge ist keine fest gegebene, sie ist vielmehr einschränkung- bezw. ausdehnungfähig, je nachdem eine mehr oder weniger intensive Einwirkung der Produktionfaktoren auf diese Unterlage stattfindet. Das will sagen: die Naturalerträge eines Hektares Ackerland stehen im Abhängigkeitverhältniß zu der auf diese Unterlage verwendeten Arbeit und Düngung; die Milcherträge einer Kuh sowie die Grade der einem Mastthier beizubringenden Fleisch- und Fettanhäufung steigen und fallen mit der Masse und der Güte des Nahrungaufwandes. Der Landwirth hat es also in seiner Hand, auf einer gegebenen Unterlage durch Steigerung oder Mäßigung in Anwendung aller oder einzelner Produktionfaktoren die Produktenmenge zu beeinflussen.

Nun ist die Möglichkeit einer solchen Beeinflussung aber nur nach der niedersteigenden Richtung hin eine absolute: durch gänzliche Entziehung von Arbeit und Düngung können wir die Produktenmenge eines Ackerstückes auf Null halten. Nach der aufsteigenden Richtung dagegen sind der Beeinflussung der Produktenmenge gewisse Grenzen gesetzt: es tritt ein Zeitpunkt ein, wo eine Erhöhung der Arbeit oder der Düngung den Naturalertrag eines Feldes nicht mehr steigern kann, und ein Zeitpunkt, wo eine Futterzulage den Milchertrag der Kuh, die Fettleibigkeit eines Mastthieres nicht mehr zu erhöhen vermag.

Digitized by Google

Dieser Zeitpunkt des Erlöschens der stofflichen Wirkung aus einer Aufwandssteigerung tritt aber nicht unvermuthet ein, er kündigt sich vielmehr durch allmähliche Verringerung des Größenverhältnisses zwischen Aufwand und Wirkung an, so daß, innerhalb gleich zu erörternder Grenzen, der Satz gilt: der stoffliche Erfolg ist relativ zum stofflichen Aufwand um so größer, je entfernter der Produktionprozeß von der technisch möglichen höchsten Intensitätstufe steht.

Nehmen wir nun an, daß beispielsweise 10 Fuder Dünger auf einem vor dieser Düngung überhaupt nicht ertragsfähigen Ackerstück eine Ernte von 10 Scheffeln Korn bewirken, jedes Fuder also einen Scheffel Getreide erzeugt, so müßte, wenn der eben entwickelte Satz unbedingte Giltigkeit hätte, erwartet werden dürfen, daß ein Fuder Dünger, auf das selbe Ackerstück für sich allein angewandt, mehr als einen, vielleicht anderthalb Scheffel hervorbringen würde. Thatsächlich würde aber weder anderthalb noch ein Scheffel, sondern gar nichts geerntet werden: die Pflanzen würden verkümmern und es zur Körnerbildung überhaupt nicht bringen. Und wenn ein zur Fütterung einer Milchkuh verwendetes Nahrungquantum von täglich dreißig Pfund Heu einen Ertrag von zehn Litern Milch bewirkt, so würden, wenn man den Nahrungaufwand für diese Kuh auf drei Pfund herabsetzt, nicht nach seinem Grundsatz der relativen Steigerung des stofflichen Erfolges etwa zwei Liter Milch resultiren, sondern die Kuh würde sterben. Es ist also jenem Satz in seiner Giltigkeit eine Grenze gesetzt durch die technische Erwägung: daß der Produktionaufwand eine bestimmte Höhe bereits erreicht haben muß, bevor eine Aufwandssteigerung überhaupt produktionfähig wird, und daß, tritt diese Aufwandssteigerung nicht ein, der bis dahin gemachte Aufwand ganz ertraglos bleibt. Es tritt hier nun in der Praxis eine Erscheinung zu Tage ähnlich derjenigen, die in der Nähe des technisch möglichen höchsten Intensitätgrades bemerkt wird: der Zeitpunkt des Erlöschens der stofflichen Wirkung des Produktionaufwandes tritt auch bei Annäherung an die niedrigste Stufe nicht plötzlich ein, er kündigt vielmehr durch allmähliche Verringerung des stofflichen Ausnutzungeffektes sich an, so daß dem vorhin angeführten ersten Satz der zweite gegenübersteht: der stoffliche Erfolg ist relativ zum stofflichen Aufwand um so größer, je entfernter der Produktionprozeß von der technisch denkbaren niedrigsten Intensitätstufe steht.

Wenn also der stoffliche Erfolg einer bestimmten Aufwandsgröße gleich Null bleiben kann, entweder deshalb, weil der Gesammtaufwand noch nicht an den technisch erforderlichen niedrigsten Intensitätgrad herannaht, oder deshalb auch, weil der Aufwand bereits über die technisch mögliche höchste Intensitätstufe hinausgeht, und da ferner der innerhalb dieser beiden Nullpunkte thatsächlich erzielbare Erfolg weder bei Annäherung an die oberste Grenze noch auch bei Annäherung an die unterste Grenze plötzlich erlischt, sondern allmählich nur sich verringert, so ergiebt aus Alledem als allgemeingiltig das Gesetz sich: der stoffliche Erfolg ist relativ zum stofflichen Aufwand am Größten im Stadium der mittleren Betriebsintensität und er verringert in dem Maße sich, als der Produktionprozeß nach aufsteigender oder absteigender Richtung von der mittleren Betriebsintensitätstufe sich entfernt.

Neben den Resultaten dieser kleinen Exkursion in die Technik der Landwirthschaft bitte ich Ew. Excellenz, nun gleichzeitig in Betracht zu nehmen, was ich früher über die stattgehabte Wandlung der antiken Oikos- zur modernen Land-Wirthschaft entwickelte, nämlich, daß, nicht mehr oikosmäßigem Denken entsprechend, das üppigste Kornfeld, der fetteste Ochse — es koste, was es wolle

Digitized by Google

— wirthschaftliches Ziel des Landwirths sein darf, daß vielmehr seine Erwerbsexistenz darauf beruht, den höchstmöglichen Ueberschuß der in seinem Betriebe erzeugten Geldwerthe über die darin verbrauchten Geldwerthe zu erzielen. Aus der Zusammenfassung jenes technischen und dieses erwerbswirthschaftlichen Gesetzes wird Ew. Excellenz nun unschwer selbst zu erkennen im Stande sein, daß, abweichend von der Meinung des Herrn Rickert, der deutsche Landbau in seiner Ausbeutungfähigkeit vom Zollsystem direkt abhängig ist, weil er der nachstehenden gesetzmäßigen Entwickelung unterliegt: je wirksamer die deutsche Wirthschaftpolitik den heimischen Landbau gegen die preisdrückende Konkurrenz des Auslandes schützt, desto weiter kann allgemein der Intensitätgrad der landwirthschaftlichen Betriebe vom mittleren Stadium sich entfernen und zur technisch möglichen höchsten Intensitätstufe sich erheben, um so den Bedarf der einheimischen Bevölkerung im gleichen Maaße, wie diese steigt, selbst zu decken. Denn die Steigerung der Produktenpreise wirkt ausgleichend auf die Verminderung des stofflichen Ausnützungeffektes, so daß der geringste stoffliche Effekt noch angestrebt werden kann, wenn nur der Preis des Erzeugnisses so viel höher ist als der Preis des Aufwandes, und daß der Geldwerth dieser geringsten stofflichen Leistung den Geldwerth des zu ihrer Erzielung erforderlich gewesenen stofflichen Aufwandes noch erreicht. Andererseits: je mehr die deutsche Wirthschaftpolitik den heimischen Landbau der preisdrückenden Konkurrenz des Auslandes anheimfallen läßt, desto mehr müssen zunächst die sehr intensiv schon betriebenen Theile der Landwirthschaft auf die mittlere Stufe zurückweichen und muß der auf dieser niedrigen Stufe bisher noch verharrende Theil trotz Steigerung der Bevölkerung darauf weiter zurückgehalten werden, denn der geringe Preis der Erzeugnisse zwingt zur Aufsuchung der auf der mittleren Stufe gegebenen relativ höchsten stofflichen Ausbeute. Eine Steigerung der inländischen Nahrungmittelproduktion ist damit also von Gesetzeswegen inhibirt. Sobald nun in konsequenter Folgewirkung des manchesterlichen Prinzips unter dem Druck der Preise des unter günstigen Bodenverhältnissen billiger produzirenden Auslandes die deutsche Landwirthschaft selbst auf der mittleren Intensitätstufe nicht mehr erwerbsfähig bleibt, da selbst die höchste stoffliche Ausbeute keinen gewerblichen Gewinn mehr, sondern Verlust nur im Gefolge hat: so hört der deutsche Landbau überhaupt auf und die Felder liegen brach.

Ew. Excellenz wollen also aus dieser gesetzmäßigen Entwickelung entnehmen: daß die Frage der Agrarzölle keine Frage der Steigerung oder Einschränkung des landwirthschaftlichen Sektkonsums oder der mehr bezw. minder zahlreichen Betheiligung der Gutsbesitzersöhne an Besuchen beim ollen ehrlichen Seemann ist, sondern daß sie die wesentlichste Existenzfrage bildet zunächst für diejenigen 30 Millionen deutscher Seelen, die direkt im Ackerbau derzeit noch ihr Brot finden, in weiterer Folge aber, wie früher entwickelt wurde, auch für den Rest von 20 Millionen, der indirekt durch die Produktion und handelsmäßige Vermittelung gewerblicher Verbrauchsartikel für jene ersten 30 Millionen am Fortbestehen ihrer wirthschaftlichen Existenz nicht weniger interessirt sein kann.

Diese vom Herrn Professor Mommsen in berechtigter Gelehrtenmanier für das Tageblatt der Gegenwart zwar nicht, sondern für das alte Rom nur zugegebene Erkenntniß suchten, in einer sehr merkwürdigen Rede, Ew. Excellenz jüngst flugs zu entkräften durch die Proklamirung des überraschenden Satzes: Deutschland sei schon und müsse immer mehr noch ein Industriestaat werden. Darin soll ja wohl der Trost liegen: daß die um ihren Erwerb gebrachte Agrar-

Digitized by Google

bevölkerung durch Ew. Excellenz weitschauende Handelspolitik demnächst vollgiltigen Ersatz in industrieller Beschäftigung finden werde. Das nöthigt zu der Untersuchung, ob es denn wahr ist, daß die an sich unbestrittenen Vortheile der Arbeitstheilung auch in internationaler Beziehung und einschließlich der Nahrungmittelproduktion für die Menschheit ausgenützt werden können, ohne daß die Nationen, ohne daß namentlich die deutsche Nation darüber zu Grunde geht.

Der antike Oikosherr, nachdem der Faktor gewerblicher Arbeit aus dem Rahmen seiner Wirthschaft sich ausgelöst hatte, fuhr wirthschaftlich sicher nicht schlechter dabei, daß er seine Kleider fertig kaufte. Wo vordem, auf ungeeignetem Boden, er sich abquälte, Flachs zu bauen, um Hemden für sich zu fertigen, konnte er höheren Ertrag nun durch Getreidebau oder Viehzucht erzielen und derjenige Theil der Arbeitkräfte seiner Wirthschaft, der vordem beim Flachsbrechen, Hecheln, Weben, Bleichen und Schneidern der Leinwand verbraucht worden war, konnte mit wirthschaftlichem Nutzen auf andere Arbeitleistungen nun verwendet werden. Läge im Riesenoikos der deutschen Volkswirthschaft die Sache eben so: könnten der deutsche Grund und Boden und die deutsche Arbeitkraft, die in Kornbau und Viehzucht die Konkurrenz des Auslandes nicht mehr ertragen, anderweitig (durch Baumwollkulturen und Kaffeeplantagen etwa und in Seidenraupenzüchtung) nutzbringend verwerthet werden: so hätten Ew. Excellenz zweifellos Recht in Ihrem Bestreben, dem inländischen Konsumenten die Nahrungmittel durch Begünstigung des Importes so viel als möglich zu verbilligen, denn dann wäre Das nationale Wohlthat. Bei der Unmöglichkeit einer solchen Aenderung der Bodenbenützung aber würde der Wegfall der heimischen Nahrungmittelproduktion in der damit bedingten Kapitalsentwerthung des deutschen Bodens bei zweihundert Millionen Morgen Acker und Wiesenland, dem heutigen Rentenwerth von ca. 8 Mark gleich 200 Mark Kapitalwerth pro Morgen entsprechend, einen Verlust am Nationalvermögen in der Gesammthöhe von vierzig Milliarden Mark verursachen. Welche enorme Steigerung des deutschen industriellen Verdienstes beim Export wäre wohl nothwendig, Excellenz, um diesen Ausfall von fünfundsiebzig Prozent des Gesammtnationalvermögens erst auszugleichen und so den status quo zunächst nur zu erhalten, geschweige denn eine Wohlstandszunahme zu bewirken?

Dazu bitte ich Ew. Exzellenz, nicht außer Acht zu lassen, daß das selbe Ausland, dessen Landwirthschaft uns so billig mit Nahrungmitteln versorgen kann, gewiß so thöricht nicht ist, den eigenen Industriearbeitern das Brot theurer anzubieten, daß also der gerühmte Vorwand: die Verbilligung der Nahrungmittel werde die deutsche Industrie im Auslande konkurrenzfähiger machen, durch die einfache Erwägung hinfällig wird, daß die Auslandsindustrie der deutschen gegenüber in Ansehung des Auslandsverbrauches um den Frachtbetrag der Nahrungmittel vom Ausland nach Deutschland plus Frachtbetrag für die fertigen Industrieartikel von Deutschland nach dem Auslande immer im Vortheil bleiben muß.

Wer also nationalökonomisch nicht von der Hand in den Mund nur lebt, sondern in diesen Dingen von heute ein Bischen auf morgen schon denkt, der wird berücksichtigen müssen, daß, wenn im Auslande hier und da noch mangelnde Geschicklichkeit in Ausübung einzelner industrieller Thätigkeiten heute auch vielleicht noch unseren industriellen Export in manchen Artikeln und nach manchen Ländern für einige Zeit zu gewährleisten scheint, die Auslandsindustrie den vorhin erwähnten, in den Frachtkosten liegenden Vorsprung eines Tages

Digitized by Google

doch voll ausnützen wird für die eigene Deckung des gesammten industriellen Verbrauches.

Aus diesen Erwägungen ergiebt sich also, daß es ein in sich aussichtloses Beginnen bleiben muß, Deutschland auf die internationale Erwerbsbasis eines Exportindustrie- und Handelsstaates par excellence zu „heben", um es damit für den Fortfall seines in der Agrikultur ruhenden Nationalvermögens eventuell zu entschädigen. An dieser Thatsache kann es auch nichts ändern, wenn man, es geschieht Dies zuweilen, den Paradegaul englischer Volkswirthschaft uns vorreitet, um zu zeigen, wie herrlich fett der doch geworden ist durch das Futter des Freihandels, mit dem der deutsche Wirthschaftgaul zu eigenem Vortheil daher aus gleicher Krippe fressen müsse. Es liegt doch wohl auf der flachen Hand, daß ein Land, dessen maritime Vorherrschaft und dessen alter Weltkolonialbesitz seine Haupterwerbsquellen bildeten, ein lebhaftes Interesse daran haben mußte, durch Propagirung des Weltfreihandels den Absatz der Produkte seiner Kolonien, von denen der eigene Markt wenige Prozente nur konsumiren konnte, und die immer weitere Ausdehnung seiner Schifffahrt in erster Reihe zu fördern, selbst dann noch, wenn Das nur auf Kosten seiner Insellandwirthschaft möglich gewesen wäre. Denn auch in diesem Falle hätte unter den bei diesem Lande obwaltenden Verhältnissen der Gesammtvortheil naturgemäß immer noch auf Seiten der englischen Volkswirthschaft, der Nachtheil auf Seiten aller übrigen Volkswirthschaften liegen müssen.

Deswegen war John Bull noch lange aber nicht so thöricht, dem zu seinen Gunsten in der Theorie propagirten Weltfreihandel die heimische Landwirthschaft zu opfern. Der Kornbau ward allerdings durch den Wegfall der Kornzölle stark beschränkt; aber da das Inselklima und die Bodenbeschaffenheit die Ausnützung des Bodens für Zwecke der Viehzucht an sich begünstigte, so ward der englischen Landwirthschaft hierin ein reichlicher Ersatz für die Beschränkung des Kornbaus gegeben, denn die im Gefolge der englischen Vortheile am Weltfreihandel gesteigerte Wohlhabenheit ließ eine starke Verbrauchssteigerung der kostspieligen Fleischkost zu, und andererseits bestand damals noch keine Auslandskonkurrenz in der Branche der Viehzucht. Erst als, durch die hohen englischen Fleischpreise angelockt, die deutsche und die dänische Viehzucht auf Export nach England sich einrichteten, als demnächst auch Frankreich begann, im Westen Vieh nach England abzustoßen und im Osten dafür aus Deutschland sich zu versorgen, und als später die Verbesserung der überseeischen Dampferverbindungen der aufblühenden amerikanischen Viehzucht es ermöglichte, erfolgreich mit England in Konkurrenz zu treten: da entstand für die englische Landwirthschaft die Gefahr, die Freihandelsvortheile für das Gros der Bevölkerung mit dem eigenen Untergang bezahlen zu müssen. Diese Gefahr ward bald aber glücklich überwunden. Unter den englischen Whigs giebt es keine Richter und Rickert, so daß, während die deutsche Landwirthschaft von ihrem Reichskanzler vergeblich es erfleht, beim thatsächlichen Vorhandensein gefährlicher Viehseuchen im Auslande, insonderheit in Rußland, wo die Maul- und Klauenseuche perennirt, die Grenzen, bis zur Vermeidung der schwersten Gefahren wenigstens, zu schließen, — in England ohne jede Noth die Regirung plötzlich entdecken durfte, daß alle deutschen und dänischen Stiere mit Pest behaftet, französische Hammel räudig, amerikanische Schweine finnig seien, und daß neben den im Inlande erzeugten lediglich die aus den eigenen Kolonien stammenden Viehprodukte menschenwürdigen Genuß darstellen. So tauchte denn in allen Häfen eine eifrige Veterinär-

Digitized by Google

polizei auf, und so lange, bis der Londoner Viehmarkt gar zu hohe und andauernde Theuerung signalisirte, half diese Polizei der englischen Regierung und hilft ihr heute noch aus dem Dilemma, wenns gilt, die englische Landwirthschaft zu schützen, ohne dem liebwerthen Prinzip des Freihandels ein Haar nur zu krümmen. — Exzellenz: England versteht's eben.

Die Erkenntniß, daß es in dem „reinen Industriestaat" Deutschland am Ende doch traurig aussehen möchte, scheint nun zeitweilig auch Ew. Excellenz nahe getreten zu sein und einem solchen Moment verdanken wir wohl das Zugeständniß: „Landwirthschaft ‚als solche' könne allerdings nicht und solle auch künftig gar nicht entbehrt werden". Aber es bestehe ein Unterschied zwischen „Grundbesitz" und „Landwirthschaft". Nur der „Grundbesitz" sei es, der so beweglich klage, und Das rühre daher, daß die Besitzer zu theuer gekauft hätten und zu hoch verschuldet seien. Man möge nur entsprechend starke „Abschreibungen" am Grundkapital machen und dergestalt der „Landwirthschaft als solcher" den durch die Grundrente repräsentirten Theil der Produktion-Kosten ermäßigen, dann könne und werde diese trotz schlechter Preise bestehen bleiben.

Aehnliche Gedankengänge sind in der öffentlichen Diskussion agrarischer Fragen zahlreich schon aufgetreten. Das nöthigt, weil ja die Richtigkeit oder Fehlerhaftigkeit eines Gedankens dann nur erkannt werden kann, wenn man seine logischen Konsequenzen überall und bis zuletzt zieht, — zu der Untersuchung: wie würden unter der Voraussetzung des Fortfalls der Grundrente die Produktionbedingungen der „Landwirthschaft als solcher" sich gestalten?

Ich knüpfe für diese Untersuchung an denjenigen Zeitpunkt in den siebziger Jahren an, da die rückläufige Bewegung der deutschen Landwirthschaft begann. Bis zu diesem Zeitpunkte stellte im Durchschnitt besserer Betriebslagen das normale Verhältniß der Grundrente zu den gesammten anderen Produktionkosten und dem Rohgeldertrage des Betriebes sich wie 1 : 4 : 5½. Das heißt: bei mittlerer Ernte und den bis dahin erzielten Durchschnittspreisen hatte ein Landwirth, ein Domänenpächter beispielsweise, der an seinen Grundherrn, den Staat, jährlich 10 000 Mark Grundrente (Pachtzins) zu entrichten hatte, dazu noch 40 000 Mark Jahresbetriebskosten aufzuwenden und erlöste dann 55 000 Mark Brutto-Geldeinnahme aus dem Verkauf seiner Produkte. Darüber war er stillvergnügt, denn er hatte dann, selbstwirthschaftend, durch seine eigene Arbeitthätigkeit das einem an seiner Stelle sonst wirthschaftenden Inspektor zukommende Gehalt und das Deputat für den eigenen Lebensunterhalt verdient und obendrein einen zur Befriedigung weiter gehender Lebensansprüche entweder oder zum Aufsparen geeigneten Unternehmergewinn von 5000 Mark erzielt.

Die früher eingeführte Zollfreiheit für landwirthschaftliche Produkte war Jahre hindurch ohne Einfluß auf die heimische Landwirthschaft geblieben. Erst als, durch die Zollfreiheit angeregt, die russische, die österreichisch-ungarische und die amerikanische Staatenwirthschaft ihre Verkehrswege ausgebildet hatten und so nun beginnen konnten, ihre Naturalüberschüsse in die Volkswirthschaft des Deutschen Reiches abzuladen, begann die Wirkung der Zollfreiheit in immer weiterem Sinken der Durchschnittspreise sich fühlbar zu machen. Diesem Preisrückgang fiel zunächst der Unternehmergewinn zum Opfer, und in dieser Periode (anfangs der siebziger Jahre) begannen die agrarischen Klagelieder. Der unter dem Einflusse aufblühender Volks- und Landwirthschaft seit Anfang des Jahrhunderts ohne jeden Rückschlag mäßig zwar, aber kontinuirlich gestiegene Boden-

Digitized by Google

werth erlebte seinen ersten Stillstand: bei allen Völkern und zu allen Zeiten stets das erste Symptom beginnender volkswirthschaftlicher Erkrankung.

Die Durchschnittspreise ermäßigten sich weiter. Gemäß dem früher entwickelten wirthschaftlichen Gesetz, daß von der Rentabilität der Preise die Betriebsintensität, von dieser aber wieder die zu erzielende Produktenmenge direkt abhängt, wußte der Landwirth, um in seiner Existenz sich zu erhalten, zuvörderst kein anderes Mittel, als durch Herabsetzung der Betriebsintensität das finanzielle Gleichgewicht einige Jahre nothdürftig noch zu wahren. Damit ging die inländische Naturalerzeugung beständig zurück, die Auslandseinfuhr mehrte sich. Aber auch wenn eine durch besonders günstige Jahreswitterung bewirkte hohe Inlandsernte den inländischen Konsum allein völlig zu decken vermochte, importirte der eben nur vom Import lebende Großhandel munter weiter; ungezählte Millionen Centner Brotfrüchte schleppten so von einem Erntejahr zum anderen auf überfüllten Lägern sich hin und bewirkten endlich so den wilden Preissturz anfangs der achtziger Jahre, der den Importeuren endlich das Handwerk einigermaßen legte.

Die Güterpreise waren stark gewichen, die Betriebsintensität überall da, wo nicht vorhandenes Kapitalvermögen die Passion für Aufrechterhaltung intensiven Betriebes eine Weile noch gewähren ließ, äußerst herabgedrückt; der enorme Verbrauchsrückgang der Landwirthschaft für industrielle und gewerbliche Betriebsbedürfnisse und für Gegenstände des häuslichen Komforts hatte Industrie, Handwerk und Handel in sehr bedrängte Erwerbsverhältnisse versetzt: kurz, die vom Auslande an uns geübten ständigen Blutabzapfungen hatten zu bedenklicher Schwächung des deutschen Volkswirthschaftkörpers geführt. Das bewirkte endlich einen Wendepunkt in der deutschen Wirthschafts- und Agrarpolitik: Bismarck gründete das Deutsche Reich zum anderen Mal.

Kehren wir nun zu unserem Domänenpächter zurück, um zu sehen, wie zu diesem Zeitpunkt seine Verhältnisse sich gestaltet hatten. Da Ew. Excellenz nicht Landwirth sind, so bemerke ich hier, daß zwischen der normalen Zeit früherer Jahre und dem Moment der schlechtesten Zeit, vor Einführung des wirksamen Zollschutzes, der Preis gesunken war für Getreide von durchschnittlich 7 Mark auf zuletzt 5 Mark, für Vieh von 30 Mark auf 20 Mark pro Centner, im Durchschnitt der Gesammtprodukte also um rund 20 pCt. der Brutto-Einnahme. Unser Domänenpächter erlöste, unter Voraussetzung gleicher Betriebsintensität, aus seinem Betriebe statt früher 55 000, jetzt nur noch 44 000 Mark, hatte also nicht nur keinen Unternehmergewinn mehr, sondern setzte zur Summe der 40 000 + 10 000 Mark Pacht = 50 000 Mark betragenden Produktionkosten noch 6 000 Mark jährlich baar zu, als die Wirkungen des Umschwunges der deutschen Agrarpolitik diesem Auszehrungprozeß Halt geboten und langsam nur, aber stetig wieder Gesundung anbahnten. Denken wir aber diese Gesundung nicht herbeigeführt, sondern die nach manchesterliberalem Prinzip erstrebenswerthe immer weitergehende „Verbilligung des Brotes des armen Mannes“ ungehindert walten, so ist ersichtlich, daß nur ein fernerer Rückgang von etwa zehn Prozenten der Bruttopreise nöthig noch war, um den vollen Betrag der Pacht, die Grundrente also, an der gegen früher 6 000 Mark ja schon fehlten, gänzlich nun zu eliminiren.

Nach Ew. Excellenz Rathschlag schreibt der Staat nun als Domänenbesitzer den Pachtbetrag in den Schornstein, denn er geht den Privatbesitzern natürlich mit gutem Beispiel voran, und als diese alle endlich ihm nachgeschrieben

Digitized by Google

haben, ist unser Domänenpächter und mit ihm alle „Landwirthe als solche“ in der That wieder existenzfähig, denn die 40 000 Mark Betriebseinnahmen decken die 40 000 Mark Betriebsausgaben, und wenn er auch keinen Unternehmergewinn erzielt, — wozu hat er als Agrarier solchen denn nöthig?

Hierauf fallen aber die Getreide- und Viehpreise um weitere zehn Prozent; was nun? Wer aus dieser Schlinge mit der Erwiderung etwa sich ziehen möchte, Das sei überhaupt nicht möglich, den bitte ich, seine Aufmerksamkeit auf die augenblicklichen Vorgänge an der Königsberger Getreidebörse zu lenken. Monate lang hat Rußland die Resultate seiner diesjährigen enormen Getreideernte in Erwartung baldigen Wegfalles der deutschen Kampfzölle zurück zu halten gesucht: jetzt kanns Dies aber nicht mehr und unaufhörlich rollen die Getreidewaggons jetzt heran, deren Inhaber bei zur Zeit 1200 Mark Börsenpreis pro Waggon lieber die 750 Mark Kampfzoll heute zahlen und nur 450 Mark Geld pro Waggon, gleich 2 Mark 25 Pf. pro Centner, einstecken, als ihre Waare überhaupt verfaulen zu lassen.

Diese Konkurrenz, unserem Domänenpächter ohne Zollschutz auf den Hals gehetzt, würde, wie nach Adam Riese ersichtlich sein wird, ihm nicht den eben angenommenen zehnprozentigen Ausfall, sondern einen fünfzigprozentigen verursachen. Ich wiederhole daher: Was nun? — Da sind doch wohl zwei Möglichkeiten nur denkbar. Entweder man führt hohe Schutzzölle ein; oder aber das deutsche Volk schnallt sein schmal gewordenes Ränzchen und kehrt seinen wüst liegenden Aeckern den Rücken. Der manchesterliche Kosmopolit aber greift gelassen nach der Feder und „schreibt“ die deutsche Nation gemächlich von dem Völkerkonto „ab“. —

Es bleibt nunmehr das letzte Motiv nur noch zu untersuchen aus der langen Reihe Ihrer Begründungen der gegen die Politik des großen Kanzlers gerichteten handelspolitischen Maßnahmen. Es ist Das die eingangs dieses Briefes citirte Meinung: die nichtlandwirthschaftliche Bevölkerung bringe den Agrariern ein Opfer in Gestalt der Zölle. Das will doch wohl sagen: diese „künstliche Vertheuerung“ der Lebensmittel beeinträchtige die Kaufkraft und damit die Lebenshaltung der Nation, es sei aus diesen Gesichtspunkten die Verbilligung der Lebensmittel durch Erleichterung der Auslandskonkurrenz also volkswirthschaftlich anzustreben.

Das führt zu der großen Frage: was ist grundsätzlich für die Nationalwirthschaft denn vortheilhafter, „hohe“ oder „niedrige“ Preise aller Erzeugnisse? Jeder Produzent ruft: ich will für meinen Artikel hohe Preise, — jeder Verbraucher dagegen: ich will Alles so billig wie möglich. Was ist nun das objektiv Förderlichste für die Gesammtheit? Die Antwort hierauf zu finden, wird man sich zuvor klar zu machen haben: was ist „billig“, was „theuer“? Da ergiebt sich denn, daß diese Begriffe nie absolut faßbar sind, sondern immer nur in Beziehung auf den „Arbeitverdienst“ dargestellt werden können.

Als anfangs der achtziger Jahre — der damals noch minimale Getreidezoll von fünfzig Pfennigen konnte das Einströmen der riesigen Auslandsernten nicht hindern — die Getreidepreise das tiefste Niveau erreicht hatten (in Ostpreußen galt der Scheffel Korn einen Thaler), da her.schte doch überall empfindliche „Theuerung“. Den Tagelöhnern, die von den alle Meliorationarbeiten einstellenden Landwirthen kurzerhand entlassen worden waren, den Gewerbsleuten und Handwerkern aller Landstädte, denen die bäuerliche Kundschaft ausblieb: ihnen Allen war das Brot, zu dem gegen früher halben Preise, nun

Digitized by Google

plötzlich fast unerschwinglich „theuer" doch geworden, denn es mangelte ihnen der Arbeitverdienst, um solches zur Genüge sich zu kaufen. Andererseits waren die im Andrange um Beschäftigung enorm „billig" gewordenen Arbeitangebote roher landwirthschaftlicher Taglohnarbeit sowohl wie der in den gewerblichen Erzeugnissen enthaltenen industriellen Arbeit dem Landwirth zu „theuer" geworden, denn seine Betriebseinnahmen deckten ihm kaum noch die aufs Aeußerste beschränkten laufenden Betriebsausgaben, und so blieb das über den nöthigsten eigenen Bedarf hinausgehende „billigste" Angebot ihm doch unerschwinglich. Das sind die Kriterien nationalwirthschaftlicher Theuerung, trotz, marktpreiszifferisch ausgedrückt, absoluter Schleuderpreise.

Seither haben die Durchschnittspreise fast sämmtlicher landwirthschaftlicher wie gewerblicher Erzeugnisse erheblich wieder sich erhöht, auch die rohe landwirthschaftliche Taglohnarbeit ist bedeutend im Preise gestiegen und doch ist dem Landwirth diese Arbeit und sind dem Arbeiter und Gewerbsmann die Lebensmittel „billiger", das heißt: leichter kaufbar geworden. Alle Kategorien nationaler Arbeit stehen wieder auf mehr gesicherter Erwerbsbasis, was, so wünschenswerth eine weitergehende Festigung auch noch bleibt, doch Jedermann bestätigen wird, der die Erwerbslage, wie sie im Jahrfünft 1875—1880 zuletzt sich darstellte, vergleicht mit der über 1880—1885 hinweg eingetretenen Gestaltung der Periode 1885—1890 und der Gegenwart, die unter dem Einfluß der neueren Politik hier und da erst wieder stärkere Stockungen zu markiren beginnt.

Wir haben also in nationalwirthschaftlicher Hinsicht unter „Theuerung" oder „Wohlfeilheit" niemals den absoluten zifferischen Ausdruck des Marktpreises einer bestimmten Waareumenge zu verstehen, sondern müssen sagen: „Theuerung" herrscht, wenn die Arbeitgelegenheit, den Begriff Arbeit im allerweitesten Sinne gefaßt, in ein ungünstiges Verhältniß geräth gegenüber dem nothwendigen Konsum. Und „Wohlfeilheit" herrscht, wenn die Arbeitgelegenheit über den nothwendigen Konsum hinaus bis zur Befriedigung des wünschenswerthen Konsums sich steigert. Beides aber ist denkbar und ist wiederholt schon eingetreten sowohl bei (marktpreiszifferisch beobachtet) hohen als auch bei niedrigen Preisen einer bestimmten Waarenmenge.

Die Erklärung für dieses Verhalten der national-wirthschaftlichen Zustände ist gegeben, wenn man die Ursachen einer Theuerung oder einer Wohlfeilheit der Lebensbedürfnisse in Betracht nimmt. Und da ergiebt sich: jede marktpreiszifferische Wohlfeilheit, die durch schrankenlose Einfuhr ausländischer Arbeitwerthe im Inland bewirkt wird, frißt am Nationalvermögen. Die Nationalwirthschaft ist einem lebenden Körper vergleichbar, dessen Blut durch die nationale Arbeitkraft dargestellt wird: jeder Bezug von im Inlande herstellbarer Arbeit, landwirthschaftlicher oder industrieller Natur, aus dem Auslande — jeder Ankauf also von Brot und Fleisch und Industriewaaren draußen — wirkt gleich einer Abzapfung einer gleichen Menge Blut aus dem eigenen Körper, sofern die um den Betrag des Arbeitwerthimportes beschäftigunglos gewordene inländische Arbeitkraft nicht Ersatz in anderweiter Beschäftigung erhalten konnte. Da nun, wie früher nachgewiesen wurde, eine solche anderweite Beschäftigungmöglichkeit für die deutsche Arbeitkraft weder in landwirthschaftlicher noch in industrieller Arbeit gegeben ist, — so müssen diese von der deutschen Nationalwirthschaft an das Ausland beständig entrichteten Tribute zuletzt den nationalwirthschaftlichen Organismus bis zur Unfähigkeit schwächen, noch konsumfähig zu bleiben selbst für die wohlfeilsten Lebensmittel des Auslandes.

Digitized by Google

Es muß also eine vom Auslande importirte Wohlfeilheit der Bedürfnisse ganz unabweislich und in konsequenter Wirkung zur nationalwirthschaftlichen „Theuerung" führen und damit zum Absterben des nationalen Wirthschaftkörpers.

Nur dann, wenn die marktpreisziffersche Wohlfeilheit der Erzeugnisse, gänzlich geschützt gegen das Eindringen ausländischer Arbeitwerthe, durch steigende Inlandserzeugung allein entsteht — beispielsweise, wenn eine Steigerung der inländischen technischen Betriebsintensität und eine reichliche Jahresernte den billigen Kornpreis bewirken —, dann nur ist eine solche Wohlfeilheit ein volkswirthschaftlicher Segen und ein Vortheil für Alle. Der Landwirth findet in der gesteigerten Naturalmenge dann den Ausgleich für den niedrigeren Preis und so bleibt seine Konsumkraft für gewerbliche Erzeugnisse ungeschwächt.

Als, nach dem großen Krach der siebziger Jahre, die Industrie verschiedener alter Kulturstaaten, insbesondere auch Deutschlands, in schwere Bedrängniß gerieth und alle Welt nach Mitteln forschte der angeblich hieran schuldigen „Ueberproduktion" Einhalt zu thun, da hatten die Herren Nationalökonomen total übersehen, daß Das eine erste merkliche Wirkung nur war der durch den Freihandel angebahnten Etablirung einer schrankenlosen Weltenoikoswirthschaft. Den industriewirthschaftlichen Verlusten der alten Staaten stand ein agrarwirthschaftlicher Gewinn Rußlands und der jungen überseeischen Volkswirthschaften gegenüber und der durch deren agrarwirthschaftlichen Gewinn bedingte Verlust der Agrarwirthschaften der alten Staaten nur war es, der einen starken Verbrauchsrückgang, eine „Unterkonsumtion", für gewerbliche Erzeugnisse im Inlande hervorgerufen und die Industrielager so sich hatte füllen lassen, daß blöde Betrachtung eine „Ueberproduktion" konstatiren konnte, — eine „Ueberproduktion" angesichts der Thatsache, daß Millionen Deutsche ihre dringendsten Bedürfnisse stark beschränken mußten! Seither hat, in Deutschland vor allen Dingen, die Zahl der Fabriken und industriellen Unternehmungen enorm noch sich gesteigert, aber eine nationale arbeitschützende Politik förderte die Verbrauchsfähigkeit des deutschen volkswirthschaftlichen Organismus gleichzeitig so erheblich, daß trotz aller Mehrproduktion der Bann der sogenannten „Ueberproduktion" wich, — eine Thatsache, die durch vorüber gehende lokale Störungen nicht widerlegt werden kann und die ihre Bestätigung auch nur gefunden hat bei der Probe aufs Gegentheil, die Ew. Excellenz 1891 mit dem österreichischen Handelsvertrage begannen.

Eine nationale Wirthschaftpolitik hat also die Aufgabe, einmal: für alle im Inlande darstellbaren Erzeugnisse durch möglichst totalen Abschluß der ausländischen Arbeitkonkurrenz innerhalb des inländischen Rahmens durch rein inländische Faktoren des Angebots und der Nachfrage den Preisstand sich regeln zu lassen. Bei einem solchen rein innenwirthschaftlichen Ausgleich kommen bei hohen wie bei niedrigen Preisen im Durchschnitt der Jahre Produzenten wie Konsumenten voll zu ihrem Recht.

Zum Anderen aber ist es Aufgabe der Nationalwirthschaftpolitik: im Wege der Förderung der Landesmeliorationen aller Art, des Ausbaus der Verkehrsmittel, Bahnen, Kanäle und Straßen, im Wege der gedeihlichen Regelung der Kreditverhältnisse und ihrer Erleichterung auf der Basis gesunder Organisationen, die Aufschließung aller im Inlande noch ruhenden Produktionquellen landwirthschaftlicher wie gewerblicher Natur zu fördern, damit die Naturalerzeugung aller Art zu steigern und so den Arbeitmarkt zu stärken,

Digitized by Google

denn eine auf solchem Wege eintretende Verbilligung der Erzeugnisse allein zieht eine Steigerung des Volkswohlstandes nach sich.

Excellenz, die bisherigen Untersuchungen haben die gegenseitigen nationalwirthschaftlichen Beziehungen zwischen Binnenhandel, Industrie, Handwerk und Landwirthschaft in der Frage des nationalen Zollschutzes und ihre völlige Interessensolidarität klargestellt. Es hat diese Untersuchung ferner bereits erwiesen, daß auch vom reinen Konsumentenstandpunkt aus eine Verbilligung der Lebensmittel im Wege der Begünstigung der Auslandseinfuhr nicht vortheilhaft ist, daß vielmehr für den Arbeiterstand als solchen das Schutzzollprinzip die Sicherung, Vermehrung und Lohnverbesserung seiner Arbeitgelegenheit bedeutet. Und da des Weiteren logisch und von selbst sich ergeben wird, daß auch die Höhe des Einkommens der Beamten sowohl wie der in Wissenschaften und Künsten sich bethätigenden Berufe in letzter Reihe und auf die Dauer von der Wohlhabenheit des volkswirthschaftlichen Organismus abhängig sein muß, in dem diese Berufe wirken, so bleibt als alleiniger und letzter Faktor im Wirthschaftleben der Nation der große Export- und Importhandel nur noch übrig. Soweit dieser mit der Einfuhr nur solcher Waaren sich befaßt, die im Inlande überhaupt nicht erzeugt werden können, zum Beispiel Kolonialwaaren, liegt auf der Hand, daß er bei dieser Untersuchung, die nicht Finanz- sondern nur Schutzzollpolitik umfaßt, nicht interessirt. Diesem Importhandel wird ja selbst klar sein, daß, je blühender das Erwerbsleben und damit die Kaufkraft des Hinterlandes für seine Importen sich gestaltet, sein Nutzen gleichfalls wächst, so daß dieser Handel gar keine Veranlassung haben kann, in Sachen der Inlandserzeugung anders als schutzzollpolitisch zu denken.

Die ganze große Frage nationaler Wirthschaftpolitik und die darin eingeschlossene Frage des Agrarschutzes, Fragen, die manchesterlicher Preßschwindel als die Thatsache egoistischer Gaunerei ostelbischer Junker und industrieller Schlotbarone immer nur hinstellt und die Ew. Excellenz selbst als den Interessengegensatz zwischen Produzenten und Konsumenten und zwischen den einzelnen nationalen Erwerbsständen irrthümlich bisher auffaßten, sie stellt in Wirklichkeit somit sich dar als die Bedingung der Erhaltung und Vermehrung des im deutschen Grund und Boden und in der deutschen industriellen wie landwirthschaftlichrn Arbeitkraft repräsentirten Nationalvermögens; zum Andern: als der in sich solidarische Interessengegensatz aller produktiven Gewerbe und der gesammten Arbeiterschaft einschließlich 90 Prozent der deutschen Kaufmannschaft, gegenüber dem kleinen Häuflein jener Nichtsalsfreihändler, die davon ausschließlich leben, daß sie Etwas zu exportiren oder zu importiren finden, die grundsätzlich daher den manchesterlichen Weltfreihandel propagiren, gleichgiltig, ob ihren egoistischen Interessen die Existenz der Nation zum Opfer fällt.

Dieses Nichtsalsfreihändlerthum findet, wie Ew. Excellenz bekannt sein wird, auf der linken Seite des Reichstages seine politische Vertretung bei der Gesetzgebung, und so ist es psychologisch interessant, hier zu beobachten, wie Ew. Excellenz als guter Mensch einst in Ihrem dunklen Drange des rechten Weges noch bewußt sich waren, als die Zustimmung jener Seite des Hauses noch „unheimlich" Ihnen erschien und Sie darin „stets die Mahnung zu ernster Einkehr" finden zu wollen versprachen. Die in Deutschland so weit verbreitete Indolenz, in wirthschaftlichen Fragen ein eigenes Urtheil sich zu bilden auf Grund eigenen Studiums volkswirthschaftlicher Verhältnisse, hat es dem Manchesterthum möglich gemacht, den deutschen politischen Liberalismus von jeher vor den Wagen seines national-

Digitized by Google

schädlichen Interesses sich zu spannen, — im Anklange an das Wörtchen „Frei" diesen „Handel" als das Kind einer humanen, politisch freiheitlichen Weltanschauung durch die im Manchesterdienst stehende politische Presse beständig darstellen zu lassen und so weite städtische Kreise für die Erhaltung des Lebens dieses Wechselbalges noch heutzutage zu interessiren.

Excellenz: während Sie unverblümt Meinungen Ausdruck geben, die den schwer beleidigenden Schluß nur zulassen, der erste Kanzler des Deutschen Reiches könne aus egoistischen Interessen als Großgrundbesitzer nur, nicht aber aus wohlerwogenem Verständnisse für das allgemeine Volkswohl, seine Agrarhochschutzpolitik, wie ein beliebter Ausdruck ja lautet, eingeleitet und durchgeführt haben, zweifelt kein Verständiger in Deutschland daran, daß Ew. Excellenz vom ernstesten Wollen durchdrungen sind, das Beste Deutschlands zu fördern mit Ihrer auf die Herabsetzung dieses „Hochschutzes" gerichteten Handelspolitik. Sie selbst sind offenbar der Meinung, diese Herabsetzung werde, ohne die Landwirthschaft zu schädigen, der Gesammtheit nur Vortheil bringen und Sie selbst stellen zuweilen Ihre Politik ja nicht als Systemwechsel, sondern nur als eine der Gemeinsamkeit dienliche Milderung des Prinzips in seinen Ausführungformen hin. Diese „Milderung" aber eines, wie inzwischen die Auslandswährungverhältnisse sich gestaltet hatten, nicht milderungfähigen, sondern zu steigern nöthigen Prinzips — ich verweise darauf nur, daß die russische Valutadifferenz diesem Lande trotz des heut bestehenden Kampfzolles sogar die Einfuhr ermöglicht! — diese „Milderung" des „Prinzips" also um ein ganzes Drittel stellt aber den sehr deutlichen Anfang eines einschneidenden Systemwechsels, einer grundsätzlichen Aenderung dieses Prinzips thatsächlich dar und die logische Durchdenkung der von Ew. Excellenz für diesen neuen Kurs gegebenen Begründung führt unabweislich zu dem Schluß: daß Ew. Excellenz die Erkenntniß mangelt dafür, wie Ihr Bestreben, Deutschlands Bestes zu fördern, in Ihrer neuen Politik keine Erfüllung finden kann, sondern das Gegentheil davon, seine schwere Schädigung bewirken muß.

Darum wird es nothwendig ganz ohne Eindruck auf uns Landwirthe bleiben, wenn Ew. Excellenz, wie Das neuerdings in heftigster Form geschieht, den Vorwurf demagogischer Tendenzen und antimonarchischen Fühlens gegen uns schleudern; — nur monarchiefeindliche Tendenzen müßten ganz uns erfüllen, wenn wir bei dieser Sachlage schweigen und ruhig zusehen sollten, was Das werden will. Excellenz: wir deutschen Landwirthe, im festgegründeten Bewußtsein unseres königstreuen Herzens, finden es entweder nur komisch oder, je nach Temperament, wir werden grob, wenn Jemand zu uns sagt: Euer alter neunzigjähriger Kaiser ist nun tot und sein großer Kanzler ist außer Diensten; ein neuer Herr und ein neuer Kanzler sind da, und während es früher monarchisch war, den alten Kanzler in seiner gegen die Anschauungen der Herren Heinrich Rickert und Alexander Meyer gerichteten Politik zu unterstützen, so ists umgekehrt jetzt monarchisch, flugs entgegengesetzt zu denken, — und wer Das nicht thut, hat seinen Kaiser nicht lieb. Der Grad politischer Naivetät, der die Voraussetzung für die Wirksamkeit solcher Logik bildet, findet sich heutzutage denn doch im entlegensten Dörfchen nicht mehr vor.

Andere Vorgänge aber und andere Debatten spielen in entlegenen Dörfern unter den schlichten Bauern sich ab, Vorgänge, die eine Schädigung des monarchischen Fühlens im gewöhnlichen Volke allerdings zur Begleiterscheinung haben und die deshalb der ernstesten Erwägung Eurer Excellenz unterliegen

Digitized by Google

sollten. Ich erlaube mir daher, Ew. Excellenz Aufmerksamkeit hierauf zu lenken, muß dabei vorher aber dringendst bitten, in keiner Silbe mich mißverstehen zu wollen, da ich lediglich den objektiven Sachverhalt darstellen will:

Dem deutschen Bauer ist es Axiom, daß ein Minister unter allen Umständen ein kluger Mann sei, der vollstes Verständniß für alle Fragen und Dinge des staatlichen Lebens besitze. Andererseits aber bedarf der Bauer gar keiner volkswirthschaftlich-wissenschaftlichen Vorbildung erst, sondern er greift aus den ihn umgebenden Erscheinungen des täglichen Lebens die felsenfeste Ueberzeugung, die praktische Bestätigung dafür heraus, daß Ew. Excellenz Wirthschaftpolitik unheilvoll für Deutschland wirkt. Da nun an der Weisheit eines Ministers Zweifel ihm nicht entstehen, er andererseits dessen verkehrte Schritte aber sieht, so läßt Das ihm den Schluß nur zu, der Minister treibe eine bewußt schädliche Politik. Und wenn er dafür dann nach Motiven sucht, so drängt die Meinung sich in ihm auf, der Minister verfolge diese Politik aus persönlicher Abneigung gegen einen Vorgänger und in dem dadurch bedingten Bestreben, grundsätzlich das Gegentheil zu thun von Dem, was der Andere einst that.

Diesen schmählichen Schluß können Ew. Excellenz hundertfach schon hören in Bauern- und Handwerkerversammlungen, die unter dem Einfluß Ahlwardtscher Geister stehen, und er drängte bis dahin auch anständigen bäuerlichen Charakteren vielfach schon sich auf. Daß solche Möglichkeit durch ihre bloße Erörterung aber schon eine schwere Schädigung des monarchischen Fühlens in den ungebildeten, schlichten Volksschichten unabweisbar zur Begleiterscheinung haben muß, Das leuchtet von selbst wohl ein.

Diese thatsächlichen Vorkommnisse schwebten der Kreuzzeitung jüngst wohl vor, als sie Kornzölle und monarchisches Fühlen des Bauern in Zusammenhang brachte und damit dem manchesterlichen Preßpatriotismus possierliche Sprünge biedermännischer Entrüstung entlockte.

Die nach der hervorgehobenen Richtung hin durch die schädliche Politik Ew. Excellenz bewirkten Beeinträchtigungen des monarchischen Fühlens im Volke aber nicht weiter fressen zu lassen, durch aufklärende Einwirkungen ihnen vielmehr Halt zu gebieten, war wesentliche Absicht der heutigen Leiter des Bundes der Landwirthe bei Gründung dieser Vereinigung. Diese Leitung im Allgemeinen zu vertheidigen, könnte meine Aufgabe am Allerwenigsten erscheinen, denn meine Bemühungen zur Zeit der Gründung des Bundes, ihn in Gemäßheit meiner heute hier entwickelten Anschauungen von einseitig agrarischen Grundlagen von vornherein auf die Basis eines solidarischen Verbandes sämmtlicher produktiven Gewerbe Deutschlands zu heben, haben lange Zeit hindurch mir nur die herbsten Anfeindungen von Seiten der Bundesleitung eingetragen. Aber dieser Umstand macht andererseits mein Urtheil gewiß zu einem unverdächtigen, wenn ich hier erkläre: nicht zuletzt der Bundesleitung, insonderheit dem von Ew. Excellenz wegen demagogischer Tendenzen und antimonarchischer Agitationen so scharf angegriffenen ersten Vorsitzenden von Ploetz-Döllingen und seinem von monarchischem Fühlen durchglühten Verhalten ist es zu danken, daß durch die Bundesthätigkeit die sonst sicher schweren Schädigungen des monarchischen Fühlens der bäuerlichen Kreise verhütet wurden.

Neben seinem Hauptzweck, durch Zusammenfassen aller wirthschaftlich gleichgesinnten politischen Kräfte der Politik Ew. Excellenz endlich Halt zu gebieten und die Ursache des Zwiespalts im Denken und Fühlen des Volkes so zu beseitigen, sieht der Bund in allen seinen leitenden Haupt- und Nebengliedern

Digitized by Google

seine Aufgabe darin, den bäuerlichen Kreisen es klar zu machen, daß nicht verwerfliche Motive, sondern daß eben nur mangelndes Verständniß die Mißgriffe in der Politik Ew. Excellenz gebären konnte, daß es darum thöricht wäre, wenn durch solche Vorkommnisse das deutsche Volk in seinem monarchischen Fühlen sich erschüttern lassen würde, sondern daß es nur gilt: in aller schuldigen und eingewurzelten Ehrfurcht vor dem Monarchen so lange auf die durch seinen Rathgeber unbewußt verursachten Schädigungen des Landes hinzuweisen, bis der Wechsel von ihm anbefohlen wird.

Die jüngsten Tage brachten mehrfach öffentliche Beweise für das Bestreben Ew. Excellenz, das agrarische Gewerbe durch Gewährung dieses oder jenes Spezialwunsches mit Ihrer allgemeinen Handelspolitik gewissermaßen zu versöhnen und unsere Opposition gegen diese damit zu eliminiren. Möglich ist, daß diese Bestrebungen den, Gott sei Dank, nicht mehr zahlreichen konservativen Politikern gelegen kommen, die in völliger Verkennung des Begriffes monarchischer Treue ihre gesellschaftlich-höfischen Interessen mit diesem Begriff verwechseln und von jeher so geneigt waren, den politisch-sachlichen Standpunkt ihren höfischen Interessen unterzuordnen. Dieser Art Politiker hat das Volk sich aber bis auf Wenige bereits entledigt, so daß erhofft werden kann, die Mehrzahl seiner Vertreter werde Ew. Excellenz auf obiges Bestreben Folgendes erwidern: wenn in dieser und jener Richtung (Identitätnachweis, Tarifwesen, Agrarkreditrecht, Landwirthschaftkammern und Dergleichen) neue Maßnahmen getroffen werden können, die dem Agrargewerbe nützen ohne, wie Excellenz selbst erklären, irgend Wem zu schaden, so kann es höchstens Wunder nehmen, daß man diese Einrichtungen nicht aus eigener Fürsorge der Regirung für das Landeswohl längst schon schuf, und will Das die Regirung jetzt, so werden wir Das dankbar annehmen, wie wir es bis dahin ehrerbietig gefordert haben. Aber nimmer kann es uns einfallen wollen, für die Erfüllung solcher Spezialwünsche und Nebenforderungen eines Theiles des deutschen Volkes das große Prinzip nationaler Wirthschaftpolitik zu opfern, das im Gesammtinteresse des deutschen Volkes aufrecht erhalten werden muß und nicht im Schacherwege für unbedeutendere spezifisch-agrarische Wünsche verhandelt werden darf.

* * *

Excellenz, ich schließe mit dem Ausdruck meiner vollsten Hochachtung vor dem verdienten General und vor dem ernst sich mühenden Staatsdiener.

Sillginnen in Ostpreußen. Edmund Klapper.

Digitized by Google

Wort und Schrift vor dem Strafrichter*).

Die einzelne That und der einzelne Mensch, die der Richter zu beurtheilen hat, sind aus dem Gesammtgetriebe nicht rein auslösbar. Der Richter selbst ist ein Kind seiner Zeit, im Banne seiner Zeit, von deren Gährung und Kampf nicht selten unbewußt beeinflußt, sehr häufig zur Stellungnahme gezwungen, um überhaupt entscheiden, insbesondere um freisprechen oder strafen, vor Allem um die Strafe abmessen zu können.

Läßt sich ein Rezept nicht verschreiben, das ihn von solchem Einfluß heilt, so kann um so bestimmter die diätetische Regel gegeben werden: man häufe nicht unnöthig die Fälle, in welche die unfertigen Meinungskämpfe hineinspielen! Soweit das in der Civiljustiz vorkommt, ist es allerdings meist unvermeidlich, weil der vorhandene Streit, die vorhandene Unsicherheit des Rechtsverhältnisses, nach Entscheidung drängt. Auf dem — weit mehr und erkennbarer von jenen Kämpfen beeinflußten — Gebiet der Strafrechtspflege aber könnte dem Richter die Stellungnahme gar oft erspart werden. Bei uns in Deutschland, und namentlich in Preußen, ist es leider üblich geworden, geistige Kämpfe in den Sälen der Kriminalgerichte auskämpfen zu lassen. Seitdem wir eine Staatsanwaltschaft haben, arbeitet sie in diesem Sinne, bald mit größerer, bald mit geringerer Energie, niemals aber giebt sie die Tradition auf und nach kurzen Intervallen der Ruhe fällt sie in sie zurück.

Von allen Kulturnationen — unsere östlichen Nachbarn bei Seite gelassen — sprechen und schreiben die Deutschen heutzutage am Meisten in der Furcht des Staatsanwalts. Frankreich, von wo wir diesen Funktionär importirt haben, ist zwar vor Rückfällen in eine Strafjustiz à poing nie sicher — und dann geht es viel schlimmer her als bei uns —, thatsächlich aber im Zustande vollster Licenz, seitdem und so lange kein Caesarismus herrscht. In England hat der Staat auf die Waffe der Strafjustiz so gut wie ganz verzichtet, soweit es sich um Bekämpfung des Wortes und der Schrift handelt. Allerdings giebt es dort noch sehr strenge und dabei sehr elastische Strafgesetze, z. B. über Beleidigung (libel u. s. w.); aber sie werden nicht angewendet. Täglich werden dort Aeußerungen gesprochen und gedruckt, die bei uns der Anklage, und auch der Verurtheilung, wegen Majestät- und sonstiger Beleidigung, Aufreizung u. s. w. nicht entgehen würden. Noch vor Kurzem lehnte der Minister Asquith das strafgerichtliche Einschreiten gegen die wildesten Anarchisten ab, so lange sie nur redeten und schrieben; übrigens, meinte er, dürfe man in solchen Dingen nur anklagen, wenn die Verurtheilung völlig zweifellos sei. —

*) S. Nr. 19 der „Zukunft": Themis am Webstuhl der Zeit.

Digitized by Google

Wenn Jemand von Gladstone sagte, er sei unfähig, oder beschränkt, oder er habe Uriasbriefe gesendet, so könnte man einen hohen Preis aussetzen für Einen aus Millionen Briten, den Premier selbst mit eingeschlossen, der eine Anklage deshalb für auch nur denkbar hielte. — Wie es in Amerika aussieht, braucht nicht näher erörtert zu werden.

Ja, hört man antworten, wir wollen eben keine „amerikanischen" Zustände in Deutschland. Wir wollen die Autorität unserer starken Monarchie, unseres Beamtenthums, unserer Rechtsordnung ungeschmälert bewahren. Schon Bismarck hat gefragt, ob man sich denn „dickfellige" statt feinfühliger Minister wünsche. Läßt man erst Licenz zu, dann erhitzt sich, durch Ansteckung und aus Konkurrenz, Einer am Anderen, und sucht ihn an „Entschiedenheit" zu übertrumpfen; schließlich, namentlich wenn sich die Menge hineinmischt, wird aus dem Worte die That. Daher: principiis obsta!

Wenn mans so hört, möchts leidlich scheinen. Im Grunde ists doch nur der alte Gedankenkreis des Absolutismus und der Censur. Bis jetzt hat noch kein vernünftiger Mensch für Deutschland erwartet oder verlangt, daß Schimpfworte gegen Monarchen oder unfläthige Verstöße gegen religiöse oder sittliche Heiligthümer straflos sein sollen. Es handelt sich um die zahlreichen Fälle, wo die Strafbarkeit von vorn herein mindestens zweifelhaft ist — oder wo der Staatsanwalt, wenn sie ihm auch, wie so häufig, nicht zweifelhaft ist, sich doch sagen muß, daß Tausende verständiger Bürger, daß Richter zweifeln. Der Reichsgerichtsrath Freiherr von Bülow erwähnt in seiner kürzlich hier von Herrn v. Liszt besprochenen Broschüre die häufigen Strafprozesse, in denen es „auf des Messers Schneide" liegt, ob ein Artikel beleidigend, oder scharf, aber noch zulässig ist. Solche Prozesse müßten gar nicht vorkommen; kein Gesetz zwingt dazu. Es müßte nicht vorkommen, daß der Staatsanwalt einen gebildeten, keines niedrigen Beweggrundes verdächtigen Mann wegen scharfer Meinungäußerung Monate lang ins Gefängniß schicken will und daß das Königlich preußische Gericht ihn nicht nur freispricht, sondern ihm eine Bürgerkrone flicht. So denken auch viele besonnene und loyale Justizbeamte über die Unzweckmäßigkeit der jetzigen Verfolgungpraxis.

Aber geändert wird sie nicht. Theils wirkt Instruktion von oben, theils eigene Initiative. An der Centralstelle, vielleicht beeinflußt durch andere Ressorts, ist man offenbar nicht, wie sonst fast alle Unbefangene, von dem Schaden überzeugt, den die zahlreichen Meinungverschiedenheiten der Gerichte auf diesen Gebieten und die zahlreichen Freisprechungen stiften. Man glaubt gesetzlich zu handeln, die Schutzpflicht für Staat und Gesellschaft zu erfüllen, wenn man schon die Verfolgung, von der Wahrscheinlichkeit der Verurtheilung abgesehen, als Waffe benutzt. Da wird nicht

Digitized by Google

gewartet, ob ein zweifelloses Delikt sich aufdrängt —: da wird der Mißliebige, d. h. der die Cirkel der gerade Herrschenden stört, beobachtet und vor die Schranken getrieben, sobald einige Aussicht auf Erfolg winkt. Die Strafjustiz wird zum Versuchsfeld. Wird verurtheilt: um so besser. Wenn nicht: so ist doch ein Anfang gemacht; man faßt immer von Neuem zu, der Betroffene wird vielleicht mürbe. Schon das Vorverfahren, die Verhöre, die ganze Rolle des Beschuldigten, die Aufregungen und Zeitverluste sind ein schweres Uebel, von Hausuchungen, Beschlagnahme, Untersuchunghaft zu schweigen. Die gerichtliche Entscheidung über Eröffnung oder Nichteröffnung des Hauptverfahrens bietet bekanntlich der Praxis nach sehr wenig Schutz, da eröffnet wird, wenn die Freisprechung nicht völlig zweifelsfrei erscheint. Und nun kommt die Haupt- und Schlußszene, der Platz auf dem Armensünderbänkchen, der Zuschnitt des Ganzen, der natürlich für die am Häufigsten auftretenden Acteurs, für Diebe und Rowdies, berechnet ist. Die Staatsanwaltschaft arbeitet dabei stets mit dem Säckel des Staates, mit der Masse ihres und des polizeilichen Personals. Wo eine Kompetenz begründet werden kann, wird die Chance wahrgenommen; Aenderungen des Richterpersonals werden zu neuen Versuchen benutzt. Auch die Gerichte werden mürbe; hat man den selben Angeklagten viermal freigesprochen, so stutzt man das fünfte Mal doch, ob man nicht eine dringende Gefahr für das Rechtsleben bestehen läßt. — Damit soll den Staatsanwälten hier nicht bewußte Ungesetzlichkeit vorgeworfen werden. Erstaunlich aber bleibt es, wie langsam sie und die Polizeibehörden sich Gesetzen akkommodiren, die den Thatbestand des Strafbaren einengen. Solche Einengung brachte das Strafgesetzbuch von 1871 für die Majestätbeleidigung, den Widerstand, die Aufreizung, Schmähung, Gotteslästerung u. Dergleichen; Motive, Parlamentsverhandlungen belehrten über die Tragweite der Aenderung; aber noch viele Jahre hindurch wurde, ja noch heute wird zuweilen so angeklagt, als wenn die lareren Formulirungen des früheren preußischen Strafgesetzbuches fortbeständen. In wie vielen Fällen hat das Reichsgericht dem geltenden Gesetz erst Wirkung verschaffen müssen, und was würde geschehen, wenn — eine nicht genug zu beachtende Gefahr — das Reichsgericht sich mit staatsanwaltlichem Geiste erfüllte! Wie werden, namentlich von der niederen und höheren Polizei, mißliebige Gewerbe (Hausirer, Kolporteure, Automaten u. s. w.) behelligt, obwohl der Staat doch nun einmal sie freigegeben hat! Wie wirkt bei der Behandlung sozialdemokratischer Agitatoren, Redner, Schankwirthe, noch heute — drei Jahre nach Aufhebung des Sozialistengesetzes — die unbewußte Repressionlust mit!

Von den drei Hauptfaktoren des öffentlichen Lebens — Parlament, Versammlung- und Vereinswesen, Presse — ist nur der erste dem ständigen

Digitized by Google

Einwirken des Staatsanwalts entzogen. Auch dieser erst nach hartem Kampfe, nach heftiger Erregung in einem Falle strafrechtlicher Verfolgung, der das Ansehen der Rechtspflege auf lange hin schädigte. Nicht gleiche Immunität wie für die Volksvertretungen ist für jene anderen beiden Faktoren zu fordern; bei Reden in Versammlungen ist überdies stets zu bedenken, daß die Menge anwesend und eine unmittelbare Störung der öffentlichen Ordnung zuweilen zu erwarten ist. Soll aber die Entwickelung einmal in Freiheit vor sich gehen, so muß, namentlich der Presse, das freie Wort unverschränkt sein; lautet doch ein Bismarcksches Dictum, daß eine wahrhaft freie Presse als Kontrole vielleicht das Parlament ersetzen könnte. Gerade das Gegentheil von den im vorigen Artikel citirten Worten des Berliner Richters ist wahr: es giebt heutzutage kaum ein wirksameres Mittel zur Beseitigung von Uebelständen als die Presse; vielleicht jetzt schon wirksamer als eine Besprechung im Parlament. Maß halten wird auch der Presse empfehlen, wer nach Temperament, Lebensalter, Beruf auf Erhaltung der Autorität Werth legt. Aber der Streit ist der Vater der Dinge; wer wirken will, muß packen; Lispeln und Zirpen verhallt im Lärm des Tages. Gerade die packende Schreibweise wird indessen am Häufigsten verfolgt; je eigenartiger, desto unsympathischer den Staatswächtern; am Meisten verhaßt die Waffe der Ironie. Ein beständiger Trugschluß: so lange der Angriff gegen den Mächtigen, gegen die gangbare Meinung, schwächlich bleibt, läßt man ihn passiren; trifft er, verwundet er — was er doch darf und soll —, dann nennt man ihn wegen seiner Wucht kriminell, obwohl er nur das selbe oppositionelle Material verwendet wie jener schwächliche.

Gegenüber den Parteikämpfen hat die straffe wie die lose Zügelführung ihre Vorzüge. Die Wahl zwischen beiden aber ist in nothwendiger Konsequenz moderner Entwickelung vom Gesetzgeber längst getroffen. Für immer ist die Zeit dahin, wo die Millionen ruhig waren und ruhig gehalten wurden, weil sie wenig bedurften, wenig dachten und wenig kannten. Nie wieder wird dem Volke die geistige Nahrung autoritativ bereitet und zugemessen werden, nie wieder wird der Niedere vom Höheren, weil er der Höhere ist, den Sinn sich formen und richten lassen. Wohl sind Episoden vorgekommen und mögen wieder vorkommen, in denen — gegenüber sich selbst außerhalb jeder Rechtsordnung stellenden Tendenzen — die normale Rechtsordnung in der Nothwehr suspendirt wird. Sonst aber erfordert der moderne Geist — und die ihm entsprechende Gesetzgebung unseres Verfassungstaates — freie Meinungäußerung, auch im schärfsten Gegensatz zur herrschenden Strömung, und freie Erörterung aller Probleme. Nur so kann die Evolution gedeihlich werden, nur so wird der sonst heimlich um sich fressenden Unzufriedenheit ein Ventil geöffnet. Was würde auch heutzutage

Digitized by Google

die Sperrung im eigenen Staate nützen, da der Luftzug unhemmbar über jede Grenze weht! Gesetzt, es gelänge dem Staatsanwalt, die „Zukunft“ zahm zu machen; von Paris und London könnte man täglich Blätter kommen lassen, die — ungetrübt durch deutsch-monarchischen Patriotismus — „die Unzufriedenheit schüren und schließlich subversiven Tendenzen nützen.“ Wer in Berlin nicht mehr ein freies Wort schreiben darf, könnte nach Zürich oder New-York gehen und von dort zu wirken suchen. Gerade in Deutschland ist aber die Nothwendigkeit freiester Kritik gewaltig gesteigert durch die ungeheuere Ausdehnung der Beamtenthätigkeit, durch jeden Schritt in der Richtung des Staatssozialismus, wodurch die natürlichen Korrektive der privaten Konkurrenz wegfallen.

Nicht immer hat dauernd als verwerflich gegolten, was Justiz, Minister, Polizist so gestempelt hatten. Als vor gerade hundert Jahren die letzte Hexe in Preußen verbrannt wurde, glaubte die Justiz gewiß so felsenfest an die Nothwendigkeit der Verurtheilung wie heute in manchem politischen Prozeß. Der kürzlich verstorbene Entdecker des elektrischen Lichtes, Heinrich Goebel, wurde seinerzeit wegen groben Unfugs eingesperrt, als er — die erste Bogenlampe auf seinem Hause entzündete!

Des Strafrichters Aufgabe endet mit Freisprechung, sobald auch nur ein Rest von non liquet bleibt. Er darf den Angeklagten nicht schon deshalb strafen, weil dessen Treiben ihm heillos, unleidlich scheint, sondern nur dann, wenn er klipp und klar gegen ein bestimmtes Gesetz verstoßen hat: nullum crimen sine lege.

Der Strafrichter ist das allerungeeignetste Organ, um die dunklen Fragen zu beantworten, welche die Sphinx des Lebens stellt; Robe und Barett machen nicht zum Oedipus. Vor die Strafrichter bringe man unzweifelhafte Delikte, nicht Probleme geschichtlicher Entwickelung und Gährung. Die bleiben dem Blutbann eben so entzogen wie das Handeln der Monarchen, wie die Gewaltthaten der Staaten gegen einander. Was Goethe mit Bezug auf diese den Richtern in den Mund legt, Das gilt auch mit Bezug auf jene Probleme:

In abgeschlossnen Kreisen lenken wir,
Gesetzlich streng, das in der Mittelhöhe
Des Lebens wiederkehrend Schwebende.
Was droben sich in ungemeßnen Räumen,
Gewaltig seltsam, hin und her bewegt,
Belebt und tötet, ohne Rath und Urtheil,
Das wird nach andrem Maß, nach andrer Zahl,
Vielleicht berechnet, bleibt uns räthselhaft. Jr.

Digitized by Google

Ein Besuch bei Fritz von Uhde.

Die Kunst der letzten beiden Jahrzehnte würde der Grundforderung, daß jede echte künstlerische Darstellung den Charakter der Zeit ihres Entstehens in allen ihren Theilen tragen müsse, ganz offenbar widersprechen, bewegte sie sich noch in den alten Bahnen, welche die letzte Blüthepeviode, der Düsseldorfer Realismus und seine Genremalerei, betreten hatte. Kolossale Umwälzungen haben seit Mitte der sechziger Jahre auf allen Gebieten dem öffentlichen und individuellen Leben einen anderen Anstrich gegeben, — statt der idyllischen Ruhe und der Träumerei des Seelenlebens, welche die Existenz unserer Altvorderen so beneidenswerth machte, ist ein anderer Geist in der heranwachsenden Generation mächtig geworden: schrankenlose Aeußerung in der Welt der Gedanken und der Empfindung, Zersprengen der hemmenden Ueberlieferung; — empfindlicher sind die Nerven durch das tosende Leben in den großen Städten geworden, alle Sinne empfänglicher, reizbarer für die Bilder der Außenwelt. Eine natürliche Folgerung war der erste Schritt, den die moderne Kunst mit der Forderung that, daß die Malerei ringen müsse, ein wahrhaftiges Bild von der Wirklichkeit zu geben. Hellmalerei und Impressionismus waren die Hauptschlagwörter, unter denen die moderne Kunst ins Leben trat. Aber eben so wie diese technische Seite der modernen Richtung der Malerei durch die Zeit bedingt war, waren es auch die Gegenstände der Darstellung. Das Familienidyll, das dem Düsseldorfer Realismus eine unerschöpfliche Fundgrube für Darstellungen gegeben hat, ist durch die moderne Isolirung des Einzelnen in seinem Privatleben auf den intimsten Kreis zurückgedrängt, der dem Maler nicht sichtbar oder zugänglich zu Studienzwecken ist, — ihm liegt nahe, dies reiche Studienfeld auf dem Lande mit seinen freieren Verhältnissen aufzusuchen. Aber auch der Landmann hat seine Art gegen jene Zeit, da Defregger und Vautier ihre prächtigsten Bauernbilder malten, völlig verändert: er ward, wie der gegen früher in den Vordergrund tretende Arbeiter, eine sozusagen öffentliche Persönlichkeit, mit einem Wort: wir sind ein politisches Volk geworden und sehen die Welt vorwiegend mit wirthschaftlichen Gedanken an. Der Klassizismus und die romantische Anschauung wußten sich unter solcher Lage und bei dem anwachsenden materialistischen Zuge, der neuerdings sich umzubilden beginnt, nicht zu halten, die moderne Malerei, die mit ihrer Technik eine neue Art der Darstellung, der Wiedergabe der Wirklichkeit anstrebte, wollte nichts als Malerei sein und verleugnete mit einem gewissen, schon aus Lessings Laokoon herzuleitenden Recht jede poetische Beziehung im Bild, jeden novellistisch-illustrativen Charakter, in den die deutsche Malerei vorher ausgeartet war.

Diese Grundbedingungen der neuen Kunst, mit welcher der Berliner Liebermann Ende der siebziger Jahre durch den Naturalismus seiner Bauernmalerei eben so Aufsehen erregte wie der von ihm angeregte Uhde, der mit der Naivetät der alten Meister Episoden aus dem Leben des Heilands unter modernen Arbeiterfamilien sich ereignen läßt und aus diesem Heiland selbst einen einfachen Wanderprediger macht, muß man kennen, um beide Künstler unbefangen auf ihre Bedeutung zu würdigen. Um einen Genuß von ihren Werken zu haben, muß man aber auch die Sprache verstehen, die ihr Pinsel schreibt,

Digitized by Google

man muß angepackt werden aus ihren Bildern von der Wucht der darin wehenden Empfindung und die Schönheit und den Adel ihrer Zeichnung erkennen können.

Das ging mir durch den Kopf, als ich von der Ludwigsstraße in München her in die Theresienstraße einbog, die neben der Kaulbach- und Schwanthalerstraße dort zu Lande Künstlerviertel ist, diesen Charakter aber von außen, als ein von soldem Bürgerstand bewohntes Straßenquartier, dem Fremden selbst nicht einmal darin verräth, daß in ihrer Mitte die beiden Pinakotheken auf einem großen Platz gegenüberliegen. Die schlichten Häuser, die Kramläden in deren Erdgeschossen, die Philistrosität der ganzen Straßenphysiognomie lassen schwerlich vermuthen, daß in den durch Gärten vom Vorderhaus getrennten Rückanbauten Atelier an Atelier sich reiht, — es ist eben ein ganz anderes Bild, das sich plötzlich bietet, sobald man einen der engen, unbehaglichen Hausflure bis zum Hof durchschritten hat. Die nervöse Erwartung, die mich beim Durchwandern der Straße, beim Beobachten ihrer Eigenthümlichkeiten alle Augenblicke befiel, wechselte mit einer schalkhaften Nebenvorstellung .. ich mußte an Cornelius, den größten religiösen Maler Deutschlands seit Dürer denken, dessen Fresken in der Ludwigskirche ich erst am Morgen dieses Tages wieder aufgesucht hatte; ich vergegenwärtigte mir die behäbige Figur des alten Meisters und den gewissen kirchlichen Zug, den seine Erscheinung ostentativ zur Schau trug und den seine Nachfolger in der religiösen Malerei bis in die Gegenwart hinein streng konserviren, so große Stümper vor dem Herrn sie auch sein mögen. Im Kontrast dazu malte ich mir die Erscheinung Uhdes aus, zu dem ich ging. Ich mischte für dieses Phantasiebildniß alle Eindrücke, die ich von seiner Kunst, von seinem Briefstil, von Erzählungen hatte, zusammen; das Ungewöhnliche seiner Entwickelung durchprickelte mich eigenthümlich .... daß er als Jüngling von der Dresdener Akademie wegen „Talentlosigkeit" fortgegrault war (wie Dies übrigens in Düsseldorf und Wien Cornelius und Makart in gleicher Weise geschehen ist), dann zehn Jahre lang bis zum Rittmeister hinauf in Dresden als Gardereiter-Offizier diente und 1870—71 ungefähr 25 Schlachten und Gefechte mitmachte und schließlich abging und nach München übersiedelte, um Maler zu werden — Ende der siebziger Jahre. Das Merkwürdigste daran aber ist, daß er nicht aus Seelennoth um die Kunst, sondern weil man ihn nicht in ein anderes Regiment versetzen wollte, den Dienst quittirte. Er hat es sich wohl eben so wenig träumen lassen, daß er ein großer Maler würde, wie der Cavallerieoffizier Mastai Ferrati, daß er noch den päpstlichen Stuhl als Pio Nono besteigen sollte.

... In der geöffneten Thür stand die Gestalt und das hagere Gesicht mit dem großen, über die Lippe hängenden strohblonden Schnurrbart der Weltüberwinder (Bismarck, Nietzsche u. A.) sah mich aus graublauen Augen mit einer leichten Neigung fragend an. Der erste Eindruck, ich meine den Typus des Gardereiteroffiziers, den Uhdes äußere Erscheinung hat, verschwand sehr schnell, als wir einander gegenüber in diesem kahlen Atelier mit seinen getünchten Wänden und den umherstehenden Bildern und dem geringen, wenig auf Behaglichkeit bedachten Geräth saßen, — so vornehm sticht dieser Raum gegen die üblichen Paraderäume der modernen Bilderfabrikanten ab und man empfindet sofort, daß hier mit echter Konzentration des ganzen Wesens gearbeitet wird und jede ablenkende Nichtigkeit streng verpönt ist. Wer den Menschen, der in diesen Räumen den schwersten, für uns aber schönsten Theil seines Lebens zubringt, näher anschaut, der findet leicht, daß hinter dem einem

Digitized by Google

anderen Stande angehörigen Aeußeren eine eigenartige und ungewöhnliche Persönlichkeit steckt. Mehr noch als bei den ihm geistesverwandten Berliner Malern Liebermann und Skarbina ist bei ihm der spürende Sucher sichtbar, — in den gleichsam unsichtbaren Furchen des bleichen, hageren Gesichts, der präzisen Bestimmtheit der Miene, die wunderbar zu schweigen versteht, und nur, wenn ihren Inhaber eine Vorstellung tiefer packt, durch Rede lebendig wird.

Es liegt nahe, daß unsere Unterhaltung sich sofort auf das künstlerische Gebiet, zu Fragen und Umständen und Persönlichkeiten, hinüberschwang, welche wiederzugeben kein öffentliches Interesse vorliegt und ich mich außerdem auch nicht für berechtigt halte, da ein derartiger Austausch von Ansichten aus einer gemeinschaftlichen Kunstanschauung heraus immer vertraulichen Charakters ist; nur ein Bekenntniß des Künstlers ist allgemeineren Interesses sicher und seine Wiedergabe nicht indiskret, ein Bekenntniß, das er auf meine Frage nach seinem seelischen Verhältniß zu seinem früheren militärischen Beruf abgab. Daß er als Dilettant mit 30 Jahren und ahnungslos über den Umfang seines Genies in die Kunst gezogen war, ist interessant, aber nicht allzu auffällig, — daß der gefeierte und einem bedeutenden Ruhm schnell entgegenwachsende Künstler aber noch seinen Worten das Heimweh nach dem Soldatenberuf in den 16 Jahren seiner Künstlerschaft nicht los geworden ist, daß er, um dem ewigen Stachel zu fliehen, die in den ersten Jahren in München noch leidenschaftlich betriebene Reitkunst ganz aufgab und dem Ausrücken der Münchener Reiterei mit Musik zum Uebungplatz heute noch nach Möglichkeit aus dem Wege geht, „weil ihm die Erinnerung weh thue", ist ein selbst Denjenigen merkwürdig ergreifendes Geständniß, der das Künstlerleben mit seinen oftmaligen tausendfachen Verwünschungen und dem bittern Neid gegen den ärmsten, aber rührig schaffenden Handwerker angesichts einer scheinbar unlöslichen Aufgabe kennt. Merkwürdig, weil sich eine gewisse Volkseigenthümlichkeit bei diesem in jedem Strich germanischen Künstler darin ausspricht, wenn auch in einer hohen und ungewöhnlichen Potenz, merkwürdiger, weil sie den Künstler nicht zur Kriegsmalerei getrieben hat. Merkwürdig auch schließlich, weil das Hochgefühl der Künstlerschaft in den „guten Stunden" den Betreffenden jeden anderen Beruf so tief unter sich empfinden läßt, daß diese Stimmung selbst im moralischen Katzenjammer wenigstens nicht ganz zu verschwinden pflegt, wenn erworbener Ruhm die Sicherheit wirklichen Berufenseins giebt. Daß auch er den siebziger Krieg mit hellsehenden Augen des späteren Künstlers mitgemacht hat, bewies mir die Erzählung einzelner Episoden, die so völlig plastisch sich abhoben wie Dichtungen, und in den Details theilweise fabelhaft packend waren wie z. B. die Beobachtung eines sterbenden Zuaven, der Ritt des blutjungen Offiziers über ein Schlachtfeld in der Morgenfrühe, um das Schicksal eines Oheims zu ermitteln, der als hoher Offizier die selbe Schlacht mitgemacht hatte, das Abreiten der Haufen von Gefallenen, welche den Truppen des Oheims angehörten, schließlich in der Nacht nach einer anderen Schlacht das Erwachen vom Schlaf, in den er fast bewußtlos hingesunken war nach ungeheueren Anstrengungen, und das Studium der Veränderung in den Zügen bei den rings um ihn lagernden Gefallenen, — und eine Stunde später die fast merkwürdige Errettung vom Zutodegeschleiftwerden durch sein Pferd. Der Kamerad des jungen Offiziers, der um die moderne Kunst durch diese Rettung sich hochverdient gemacht hat, trägt heute gleichfalls einen vielgenannten Namen: es ist der Oberstlieutenant von Egidy. In dem bei Uhde von Hause aus lebendig gewesenen Christenthum liegt der Grund, warum alle

Digitized by Google

die packenden Eindrücke von außen und seine Leidenschaft für den Soldatenstand den Künstler gegen die Erfahrung nicht zum Kriegs- oder Soldatenmaler machten, — die Logik seiner Gedanken, die Weite und das Eindringen seines Blicks, forderten eine größere Bühne: — wie Tolstoi und andere Kämpfer aus unseren Tagen ist Uhde eine jener großen Persönlichkeiten, in denen die gewaltigen Fragen der Gegenwart aufleuchten, deren eine, die der Ethik, durch künstlerische Zurückführung des Christenthums auf seine reinen Grundgedanken: Liebe, Mitleid, er nicht müde wird, zu behandeln.

Wenn man einen Maler besucht, so hat es eigenen Reiz, werdende Werke oder bereits bekannte in einer Umgebung zu sehen, aus der sie hervorgegangen sind. Uhdes Atelier ist aber nicht wie das anderer Leute ein mit Bildern dekorirter Prachtraum, — man findet dort nur, was an Werken augenblicklich unter dem Pinsel im Entstehen oder in der Retouche ist. Das köstliche „Haideprinzeßchen", ein verwildertes Dorfkind mitten im sonnigen Getreidefeld stehend, von einem märchenhaften Reiz der Stimmung, war mir wie der Oeffentlichkeit eben so bekannt wie das überaus feine Ostermorgenmotiv: der Herr tröstet am Grabe ein weinendes Mädchen, — das Aufglühen des Lichts am Horizont, die fahle, in Silberduft glänzende Frühe auf Baum und Busch und Wiese mit dem melancholisch stimmenden Friedhof im Vordergrund gehen zu einem entzückenden Adagio zusammen. In der Stimmung, in der ich war, wollte mir dies Alles aber blaß erscheinen gegen das herrliche „Abendmahl" des Künstlers, daß ich nach 7 oder 8 Jahren am Tage zuvor in der Neumannschen Kunsthandlung wiedergesehen hatte und dessen Wirkung in seiner monumentalen Wucht und der technischen Vollendung überall eine unbeschreibliche ist.

Als ich von München heimfuhr und der Zug in der Dämmerung langsam durch eine kleine Station lief, hinter der ein Flecken rings um einen schloßgekrönten Hügel sich ausbreitete, fiel mir das eigenthümlich Tiefe des landschaftlichen Kolorits, die strotzende Ueppigkeit der Vegetation, auf, welche die Häuser und die auf dem Feld arbeitenden Menschen wie verwachsen mit dem Boden scheinen ließ; — man antwortete auf meine Frage, daß Dies Dachau sei; — hier also war der Boden, auf dem und nach dessen Menschen die Mehrzahl von Uhdes Werken geschaffen sind, — den Zauber fühlte ich, der ihn dazu trieb, — aber auch der mächtige Naturhauch in allen diesen Werken stieg in meiner Erinnerung auf und leuchtete und lohte wie das Abendroth vom Horizont über das dämmernde Moos her.

Und am folgenden Tage stand ich im alten Nürnberg, im Dürerhaus. Ich schaute mit Inbrunst auf alle die Reliquien und die guten Vervielfältigungen nach Werken des größten deutschen Genius; dann stand ich wundersam ergriffen im weißgetünchten halbdunklen Atelier Meister Albrechts, und dachte an das Gewaltige, daß von hier aus nun schon für drei und ein halbes Jahrhundert siegreich durch die Welt gezogen war, — es war so still, so weltfern hier, — ein langes, heißes Gedenken aber flatterte plötzlich hinüber, an einen Mann, den ich vor wenigen Tagen besucht hatte, und der auch rang, wenn vielleicht auch nicht mit dem Umfange dieser Kraft, doch aber in wenigen gewaltigen Werken mit der gleichen Innigkeit und Gemüthstiefe, um all' das Geheimnißvolle und Bewegende unserer werdenden Tage festzuhalten.

Franz Hermann Meißner.

Digitized by Google

Der sogenannte Aufschwung.

Da sitzen sie jetzt in den Kabineten der Discontogesellschaft und ängstigen sich vor Etwas, was ihnen sonst noch selten Beunruhigung eingeflößt hat: vor einem zu hohen Kurs ihrer Aktien. In diesen Tagen, wo der russische Handelsvertrag den Vorwand auch zu einem Börsenaufschwung giebt und wo sogar ganz nebenbei schon von Anleihegeschäften mit unserem zurückgewonnenen Nachbarn gefabelt wird, könnte die Spekulation Disconto-Kommanditantheile leicht zu stark in die Höhe treiben. Wenn dann der Jahresbericht erscheint, in dem der Entschluß Hansemanns, schicklichst wenig Dividende zu vertheilen, einen gewissen ungeheuchelten Ausdruck gewinnt, so würde in der Kursbewegung eine Reaktion eintreten. So stolz und abweisend aber die Geschäftsinhaber unseres vornehmsten Institutes in der Generalversammlung zu erscheinen pflegen, unter einer so empfindsamen Zartheit leiden sie andererseits auch, sobald Publikum oder Spekulation die Aktie niedriger bewerthen. In dieser Beziehung ist kein Tröpfchen von jenem Froschblut vorhanden, das z. B. die Leiter der Deutschen Bank auszeichnet, und schon manche wichtige Berathung auf der Discontogesellschaft hat plötzlich einen veränderten Gang genommen, wenn gerade der Prokurist von der Börse heimgekehrt war und mitzutheilen hatte, daß „unsere Aktien" heute um so und so viel im Rückgang waren. Die Discontogesellschaft weist jedenfalls einen außerordentlichen Gewinn — aus den österreichischen und ungarischen Konversionen aus, und einen außerordentlichen Verlust — bei der Pariser Popp-Compagnie. Mit Vergnügen würde sie den Nutzen verrechnen, falls sie den Schaden nicht hätte. Indessen hat man so seine Gründe, die vielen Millionen, die bei dem Pariser Druckluftunternehmen in die Brüche gehen und die über das leichtherzige Vertrauen zu einem nunmehr gestürzten Abenteurer förmlich Brief und Siegel geben, nicht auf einem Brett hinzulegen. Es werden also von jenem Konversionsgewinne sowie von jenem Druckluftverluste hübsche Summen für 1894 reservirt bleiben und Dies wird immerhin die Kritik etwas herausfordern. Dabei ist es noch sehr schwer zu sagen, ob bereits im nächsten Jahre das Kapitel Druckluft gänzlich abgeschrieben werden kann. Die Techniker, gegenwärtig fast sämmtlich im Banne der Elektrizität, sprechen natürlich dieser Art von Kraft jede Zukunft ab und machen von dem äußeren Umstande, daß der erste wirkliche Praktiker mit Druckluft aus einer schwindelhaften Höhe hinabgefallen ist, einen gar zu verschwenderischen Gebrauch. Andererseits, die Financiers überzählen nur das durch Herrn Popp um mindestens 10 Millionen zu hoch gegriffene Kapital und fragen sich, wie man schließlich in leiser und nicht zu auffälliger Weise diese ganze Angelegenheit in Ordnung bringen könnte. Die große Venezuelabahn, die ja von Discontogesellschaft und Norddeutscher Bank gemeinsam

Digitized by Google

unternommen wurde, hat gute Aussichten. Venezuela ist ein ausgezeichnetes Land, und sobald dort einmal die innere Unruhelust dem modernen Erwerbssinne gänzlich Platz gemacht hat, werden wir von dieser Verbindung, die übrigens schon heute die westfälische Industrie alimentirt, einen sehr hübschen Nutzen ziehen. Blieben nur noch Verluste an Italien. Allein gerade die Herren Hansemann und Genossen dürften auch wieder die Ersten sein, die an die großen italienischen Anleihegeschäfte herantreten.

Diesmal ist es unwahrscheinlich, daß der Abschluß der Discontogesellschaft für das allgemeine Urtheil maßgebend sein wird, denn es erscheint als ganz sicher, daß die Gewinnziffern der Deutschen Bank ungleich glänzender ausfallen. Das riesenhafte Kommissionsgeschäft dieses Institutes wird über die Dividende entscheiden, so daß, wenn die Umstände nicht noch besser werden, wozu heute ja viel Material vorliegt, mindestens $7^1/_2$ pCt. Dividende vertheilt werden können. Was Das auf 75 Millionen Mark in einem so flauen Jahre wie dem verflossenen heißen will, braucht nicht erst dargelegt zu werden. Man übersieht gewöhnlich, daß die weltumspannenden Kundenverbindungen des Siemensschen Institutes auch bei tiefgehenden Verwickelungen noch zu vermehrten Conto-Correntgeschäften Anlaß geben. So entfaltet sich allmählich aus den nothleidenden amerikanischen Eisenbahnen, resp. aus dem großen Antheile der Deutschen Bank hierbei, ein höchst umfassender regulärer Verkehr. Im Verhältniß zu den erzielten Provisionen, die durchaus nicht mit dem ersten Jahre aufhören werden, sind die Summen, die in jene Bahnen selbst hineinzustecken sein dürften, recht gering; vorausgesetzt, daß ein Vorschuß überhaupt oft gewährt werden muß. Skeptisch angelegte Naturen glauben ja gar nicht, daß die Bank selbst noch Northern-Werthe in eigenem Besitz habe. So lange man diese für gut hielt, wandte man sie dem Publikum zu, und als man bei dem ersten Zweifel seine Bestände überzählte, wurden höchst wahrscheinlich sofort nach New-York Verkaufsordres gegeben. Ob man aber zu Wallstreet noch dazu gehörig habe in blanco verkaufen lassen, um so etwas auf den Schaden zu kommen —: welcher Uneingeweihte kann Dies wissen? Auch der russische Handelsvertrag wird der Deutschen Bank, deren Rubelgeschäft schon heute so ziemlich das größte ist, ungemein nützen.

Dieser Vertrag hat Feuer in die Wangen der Spekulation getrieben; aber wenn auch heute die Börsenberichte das Wort: fest zehn Mal zu unterstreichen haben, man soll sich nicht davon täuschen lassen. Bei der ganzen Kurs-Bewegung, so stark man sogar das Friedensmoment des Handelsvertrages betonen mag, fehlt das Publikum —: viele Offiziere, aber kein Heer wie sonst. Damit drückt freilich das Börsen-Publikum keine Opposition gegen jenen Vertrag selbst aus, für den es vielfach ja, im Gegensatze zum „Land", seine anderweitige großstädtische Meinung hat, aber das Geld zur Unternehmungluft fehlt, weil die erlittenen Verluste zu heftige Blutungen erzeugt haben.

Ueber den Eisenmarkt und dessen neuerliche Exportaussichten nach dem Osten, wie solche jetzt spekulativ fruktifizirt werden, scheint noch große Unklarheit zu herrschen. Wenn indessen die Börse sich eben so auf Bochumer wie auf Laura wirft, so geschieht Dies gar nicht, weil man alle Gegenden unseres Reiches für gleich ausfuhrfähig hält, sondern weil gerade in diesen beiden Eisenwerthen jederzeit die größten Summen umgesetzt werden können. Die selbe Erscheinung wirkt ja auch bei der Bevorzugung von Harpener und Gelsenkirchen gegenüber z. B Hibernia. Aber abgesehen von der Börse, — es ist doch eigent-

Digitized by Google

lich hier noch gar nicht scharf genug unterschieden zwischen Schlesien und Rheinland-Westfalen. Beim Export spielt die Frachtenfrage eine erste Rolle. Schlesien kann also da leicht über die russische Grenze, während Dortmund, Bochum, Essen den kostspieligen Weg zu den Nordseehäfen per Bahn nehmen müssen. Nur wenige Etablissements wie die Rheinischen Stahlwerke und die Gute-Hoffnung-Hütte liegen am Flusse und können wasserwärts bis Antwerpen oder Rotterdam verschiffen. Da aber Schlesiens Eisenindustrie (was Vielen unbekannt ist) gar nicht so viel kleiner als unsere westliche ist und da diese sie bisher mit außerordentlich starker Konkurrenz bedrängt hat, so wird jetzt wenigstens die Rivalität innerhalb der verschiedenen deutschen Märkte aufhören. Die Laurahütte z. B. dürfte vielleicht nicht mehr wie bisher nach Berlin liefern, da sie jetzt bessere Verwendung für ihre Erzeugnisse findet. Fazit: der russische Handelsvertrag kommt direkt nur der schlesischen Gruppe zu Gute und erst indirekt, durch Ablenkung eines schwer empfundenen Wettbewerbes, auch Rheinland-Westfalen. Dabei habe ich an Schienen noch gar nicht gedacht, die Rußland leider noch immer lieber in Belgien und England kaufen wird, weil die Werke dort den Wasserweg haben. Und — auch das scheint einstweilen vergessen —: England tritt doch jetzt sofort ebenfalls in das Meistbegünstigungrecht.

Etwas Anderes ist es mit Kleineisenzeug. Das sind Dinge, die unsere großen Etablissements nur insoweit machen, als es zum Schienenbedarf erforderlich ist, dessen weitaus größte Fabrikation also zahlreichen bescheidenen Thätigkeiten zufällt. Hierbei profitirt auch wirklich eine ganze Anzahl von Interessenkreisen in Rheinland-Westfalen. Bei Kleineisenzeug spielt nämlich die Fracht keine so entscheidende Rolle, weil der Werth größer ist. Ein Waggon Stifte oder Schrauben kostet doch nicht viel mehr Transport als ein Waggon Schienen, kann aber natürlich im Quantum ungleich größer sein. Ein Waggon Schienen hat einen Werth von ca. 1000 Mk. bei annähernd etwa 200 Mk. Bahnfracht, während z. B. ein Doppelwaggon Hufnägel ca. 8000 Mk. werth ist und nur eine Frachtklasse höher kommt.

Die kleine Industrie in Solingen, Aachen, Remscheidt, im Bergisch-Märkischen 2c. stand unter starken Depressionen und ihre Aussicht auf lebhafte Beschäftigung ist nunmehr gewiß erfreulich. Sonst würde man sich aber über die Indifferenz stark wundern, die der russische Handelsvertrag bei den großen Montaninteressenten in Rheinland-Westfalen und auch natürlich an der Saar und Mosel hervorgerufen hat. Vielleicht könnte Dies der Beobachter auch bei der Abstimmung im Reichstage nuanciren, — ohne irgend einem Abgeordneten direkte Selbstzwecke auch nur im Geringsten anheften zu wollen. Mancher Mann hält vielleicht den Vertrag für schädlich, liegt aber mit seinem Eisen weit ab vom russischen Geschäft, — Ein Anderer war zu jeder Pression auf den Effektenverkehr bereit und leitet als größter deutscher Lederhändler jetzt eine bedeutende Agitation zu Gunsten jenes Vertrages; — Leder hat nämlich leidlich günstige Bedingungen erhalten. Vielleicht ist es auch ganz gut, daß Jeder sein eigenes Geschäftsinteresse als führend für eine ganze Brauche ansieht.

Im Uebrigen hat die deutsche Eisenindustrie am 29. Dezember zu Düsseldorf eine solche Niederlage erlitten, daß dagegen eine Tratte auf das Wohlwollen Rußlands kaum in Betracht kommt. An jenem Tage und an jenem Orte wurde nämlich der Dortmund-Rheinkanal definitiv beschlossen, und da der Landtag voraussichtlich der Vorlage zustimmen wird, so bleibt für das ungleich wichtigere Moselkanalisirungprojekt, dieses Schmerzenskind unserer industriellen

Digitized by Google

Wünsche, kein Raum mehr. Dortmund-Rhein mit 40 km Länge und der Moselauf mit ca. 300 km Länge, — welch ein Unterschied! Thatsächlich ist das erste Projekt, das ausländische Erze statt des lothringischen hereinbringen muß, so gut wie angenommen, während die große Wasserverbindung zwischen Ruhr und Mosel ad acta gelegt wurde. Zu lesen war darüber nichts Wesentliches, da die großstädtische Presse Wichtigeres zu thun hat, als über Dinge zu leitartikeln, die nur einfache Lebensfragen sind und sich außerhalb der politischen Parteilager befinden. Aber es bestätigt sich doch hier wieder meine alte Behauptung, daß trotz unserem so „großartigen" Zeitungdienst die wichtigsten Vorgänge recht oft mit Ausschluß der Oeffentlichkeit sich vollziehen.

Dagegen haben sich viele Blätter beeilt, die Darlegungen Schmollers aus der Börsenenquête-Kommission wiederzugeben, nur weil er sich zu Gunsten des Effektenverkehrs entschieden hat. Herr Professor Schmoller ist mit talentirten Financiers besonders Süddeutschlands viel zu gut bekannt, als daß er den Werth der Börse nicht ungleich stärker als deren Ausschreitungen anschlagen sollte. Allen seinen Sätzen, wie u. A. denen von auswärtigen Fonds, merkt man sofort den freien, unbefangenen Denker an, der sich als Theoretiker durchaus nicht von der Berührung mit dem praktischen Leben fern gehalten hat. Und dennoch! wie konnte ein Mann wie er den Reichthum bei uns als „Nationalvermögen" bezeichnen. Bekanntlich paßt dieses Wort auf einheimische Werthe dann sogar nicht, wenn man selbst kaltbürgerlich und ohne soziales Gefühl dasteht. Wer bezahlt denn die Zinsen unserer Konsols? Unsere eigene Staatskasse! Wenn also Herr Rentier X. preußische Konsols besitzt, weiß er doch nur ein „Nationalvermögen" auf, das aus einer einheimischen Hand in die Andere geht, — bei englischen Konsols z. B. wäre Dies etwas Anderes. Aber wie darf man überhaupt das Ganze mit einem Wohlstand identifiziren, den nur ein kleiner Theil besitzt? Gegen die Thatsache, daß von 30 Millionen Preußen volle 21 Millionen überhaupt keine Steuern bezahlen, weil sie ein Einkommen von nicht über 900 M. haben, verlohnt es sich doch gar nicht, das preußische „Nationalvermögen" auf M. 73,8 Milliarden festzustellen. Steuerfrei bleiben damit jene 21 Millionen Preußen noch keineswegs, da sie ja indirekt alle Konsumartikel theurer bezahlen müssen, entweder, weil ein direkter, vertheuernder Zoll darauf liegt, oder weil der Verkäufer seine Steuern zum Theil mit auf den Preis schlägt. Auch wäre es interessant, diejenige Lohnerhöhung zu sehen, der nicht sehr rasch auch Preiserhöhungen auf Lebensbedürfnisse gefolgt wären. Dieses eherne Lohngesetz kann kein sozialdemokratischer Parteitag aus der Welt dekretiren.

Herr Professor Cohn aus Göttingen, der später als Schmoller in die Subkommission der Börsenenquête berufen wurde, war früher so radikal, daß er sogar das englische Penny-Porto als antisozialistisch hinstellte, weil nämlich nur die Wohlhabenden viele Briefe schrieben, die unteren Klassen aber an den erstjährigen Ausfällen der Post mittragen helfen mußten. Pluto.

Digitized by Google

Notizbuch.

Der Friede ist also wieder einmal gesichert. Zum vierten Male in nicht ganz vier Jahren. Zuerst, im März 1890, athmete bekanntlich die Welt auf, weil Bismarck weggeschickt wurde, und der politische Himmel — eine der ungefährlicheren Erfindungen eifriger Drahtjungen — hatte seit Jahren so heiter nicht „hereingeblaut". Dann, nach der Annahme der ersten Handelsverträge, die ja, nach der Ansicht des damals noch nicht gräflichen Generals von Caprivi, den Zweck hatten, unsere Verbündeten wirthschaftlich zu stärken, — was bei Italien ganz besonders gut gelungen ist. Aber auch dieser Friede dauerte nicht lange, Oesterreich mochte seine Zolleinnahmen nicht in neuen Soldaten anlegen, und so kam, nachdem die Generäle Waldersee und Verdy beseitigt waren, das Militärprojekt Caprivi-Goßler, das gegen den Willen der Volksmehrheit, weil einzelne Abgeordnete die Ehrlichkeit nicht für ein imperatives Gebot hielten, mit knapper Noth durchgesetzt wurde. Und nun ist der glorreichste Friedensschluß erreicht: nicht nur Oesterreich ist — und Italien — gestärkt, nicht nur England lächelt uns freundlich, nein: Rußland ist uns gewonnen! Daß wir keine neuen Soldaten gebraucht hätten, wenn Bismarck nicht weggeschickt worden wäre, und daß wir keinen russischen Vertrag brauchten, wenn wir den österreichischen — mit seinen bösartigen „Konsequenzen" — nicht abgeschlossen hätten, davon spricht man nicht gern. Der alte Polte Gerlach schrieb einmal, als in Preußen auch gerade ein General politisirte, in sein Tagebuch: „Wahrhaft lächerlich ist doch das Treiben der jetzigen ‚großen' Staatsmänner. Immer schaffen sie sich die Schwierigkeiten, die sie nachher bekämpfen; ganz die Geschichte mit der Bratwurst und den drei Wünschen." Es muß übrigens auf den Fremden nachgerade einen mindestens seltsamen Eindruck machen, daß nur in Deutschland unaufhörlich der Friede „befestigt" wird. Müssen wir denn wirklich mit so krampfhafter Angst um Freundschaft und Bündnisse werben? Auch wenn man nicht das große und das kleine Himmelslicht vorgeführt hätte, würde der neue Vertrag wahrscheinlich von der verängsteten Schaar angenommen werden. Und ist er nur erst unter Dach, dann wird auch Graf Posadowsky sich nicht mehr weigern, durch neue Forderungen fürs Landheer und für die Flotte zum fünften Male den Frieden zu sichern und das Vaterland zu erretten.

* * *

„Wir können eben so gut wie unsere Nachbarn Das erzeugen, was wir gebrauchen, jedoch nicht so billig wie sie, besonders da Ungarn und Rußland fast ohne Kosten Vieh züchten und Getreide ernten können; um unsere Landbesitzer wenigstens theilweise für die sie drückenden Steuern zu entschädigen, ist es billig, daß Diejenigen, welche mit ihnen auf unserem Markt konkurriren, für dieses Recht Etwas bezahlen. Das Säen und Ernten von 200 Kilo Weizen kostet in jenen Ländern nicht so viel, wie der deutsche Farmer für das Land, das die selbe Menge Getreide liefert, Steuern zu zahlen hat, und die Erfahrung einiger Jahre hat uns gelehrt, daß Deutschland unbedingt der Schutzzölle bedarf, um es vor einer derartigen ungleichen Konkurrenz zu sichern. Die Leute, die uns die Lehren der britischen Schule als unanfechtbar hinstellen, sind Doktrinäre und Stubengelehrte, Doktoren, Geistliche und Advokaten, von denen nur Wenige Etwas von den Details der Staatsgeschäfte verstehen; sie sind meistens auf jener Seite und werden von Denen geleitet, welche nichts weiter von der

Digitized by Google

Sache wissen, als was sie aus Büchern gelernt haben, worin unbrauchbarer Unsinn in plausible Form gebracht ist. Jede Regirung muß das Wohlergehen ihres eigenen Volkes im Auge haben." (**Fürst Bismarck** im Gespräch mit dem Kongreßpräsidenten W. D. Kelley aus Pensylvanien.) Vielleicht ist dieses Citat aus dem Jahre 1879 für die nächsten Reichstagsdebatten zu gebrauchen.

* * *

Von allen Einrichtungen im neuesten Deutschen Reich ist die Post noch immer so ziemlich die beste. Von allen Reichsbeamten wird aber Keiner auch nur annähernd so rücksichtlos und so grob angegriffen wie **Herr von Stephan.** Warum? Etwa, weil er die berühmten Kartenbriefe nicht einführt und der sogenannten Geistesmetropole Berlin kein Sonderporto bewilligt, oder, weil seine Beamten schlecht bezahlt sind? Daran trägt doch nicht die Bosheit des Generalpostmeisters, sondern die Hartnäckigkeit der Finanzverwaltung die Schuld. Aber Herr von Stephan hat einen großen Fehler: er ist ein bedeutender, ein selbständiger Mann und er hat in seinem Leben Etwas geleistet. Das verzeiht ein Parlament nie. Herrn von Boetticher wird, unmittelbar nach der Nothstandsdebatte, mit Hilfe der Sozialdemokraten ein neuer Direktor bewilligt; Herrn von Stephan wird der verlangte Unterstaatssekretär (Kosten: ganze 5000 Mark) abgelehnt und er muß sich mit Herrn Miquel in das Vergnügen theilen, dem Zornmuth ohnmächtiger Wütheriche als breite Scheibe zu dienen

* * *

Einen neuen Lyriker hat uns, mit anderen schönen Dingen, der traité à la Thielemann beschеert. Herr Moritz Meyer, der Börsenbeobachter der Vossischen Zeitung, ist darüber zum Poeten geworden. Er singt: „Es wäre recht von Herzen zu wünschen, daß sich diesmal die Hoffnungen der Haussiers und die Wünsche aller guten Deutschen verwirklichten, daß sich nicht wieder ein kalter Reif erstarrend auf die Frühlingsblüthen legt, wie schon so oft; aber es ist doch zu bedenken, daß die Haussebewegung gar so schnelle und lange Schritte zu nehmen pflegt und die langsam sich entwickelnden Thatsachen gewöhnlich weit dahinter zurückbleiben und oft niemals auf dem Gipfel anlangen, den sie die vertrauensselige Spekulation schon erreichen sieht". Zu Weihnachten wird wohl das erste Bändchen **Börsenlyrik** im Verlage der Lessingschen Erben erscheinen.

* * *

Herr Leist, der **Kanzler von Kamerun**, hat großes Aergerniß erregt: er hat von den sittigen Unterthaninnen des Exkönigs Behanzin einige prügeln lassen, und daß die geprügelten Damen „sogar" splitternackt waren, kann man auf gewalkten Lumpen lesen. Für Jeden, der Afrika nur von der Karte kennt — und wir hören ja eben, daß die deutschen Karten, wenn Verträge geschlossen werden sollen, sich zu Gunsten der Franzosen geirrt haben —, ist Das einfach fürchterlich, während es in Wirklichkeit mit der lieblichen Landessitte doch im herrlichsten Einklange steht und ganz sicher den Negeraufstand nicht verursacht hat. Die Flußpferdpeitsche ist gewiß nicht das gefährlichste Instrument, dessen die Kameruner Assessoralverwaltung sich zu bedienen pflegte. Sehr spaßhaft aber ist, daß ganz ernsthaft und ausführlich darüber debattirt wird, ob Herr Leist ein fähiger oder ein unfähiger Kolonialbeamter ist. Die Antwort ist doch so schwer eigentlich nicht zu finden: der Herr ist 1890 in den Kolonialdienst gekommen und bis heute noch nicht entlassen worden. Das genügt.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 24. Februar 1894.

Otto der Zahme.

Im New-York-Herald wurde neulich erzählt, einer englischen Dame sei es endlich gelungen, das Räthsel der sogenannten Versöhnung zwischen dem Deutschen Kaiser und dem Fürsten Bismarck zu lösen. Der alte Kanzler, so verkündete Frau Lucie Grange, habe in seinem Groll sich der Magie ergeben und auf den spirit des Kaisers so mächtig eingewirkt, daß der Monarch, nach schlummerlosen Nächten und fürchterlichen Visionen, die Versöhnung beschlossen habe; die spiritistische Verbindung zwischen Friedrichsruh und Berlin sei nun einmal hergestellt und sie werde dem alten Magus aus dem Lauenburgischen auch ferner noch nützliche Dienste leisten. Der Gedanke ist ein Bischen anglo-amerikanisch. Aber auch auf dem europäischen Kontinent giebt es sehr viele Leute, die seit den letzten Januartagen den Mann im Sachsenwalde für einen ganz gefährlichen Hexenmeister halten, wenn sie auch an seine Bekehrung zum Occultismus noch nicht recht glauben wollen. Und man muß zugeben, daß die außen sichtbaren Vorgänge einigermaßen ins Land der Wunder hineinzuragen scheinen: der selbe Mann, mit dem im Sommer 1892 die ihm früher Untergebenen nicht verkehren durften, zieht im Winter 1894 als Triumphator durchs Brandenburger Thor; der selbe Mann, dem wiederholt von Berlin aus geübte Einwirkungen — ganz greifbare, in Gestalt von Briefen und Telegrammen — die erbetene Audienz beim Kaiser von Oesterreich versperrten, erscheint nun, auf drängendes Bitten, beim Deutschen Kaiser als Gast, er wird mit königlichen Ehren im Schloß empfangen und

Digitized by Google

erlebt bald darauf die Freude, in seinem Landhause den Kaiser bewirthen zu dürfen. Ganz alltäglich ist eine solche Folge von Ereignissen sicher nicht und auch durch eine veränderte Haltung des zuerst Geächteten und dann Begnadeten läßt sie sich nicht erklären; denn erst nach den in Wien erlittenen Kränkungen ist Bismarck zum rücksichtlosen Widerspruch gegen eine Politik übergegangen, die er für unheilvoll hält, und er war, als die Offiziösen vor ihm krumme Rücken machten und die Offiziellen an seiner Thür Karten abgaben, ein viel offenerer und viel schärferer Opponent als in der Zeit, da die Kulis der Wilhelmstraße ihn mit ihrer klebsamen Tinte bespritzten. Irgend etwas Geheimnißvolles, so grübeln die Erfreuten und die Erschreckten, muß unbedingt deshalb wohl im Hintergrunde schlummern und in heißem Bemühen sucht man auf beiden Seiten zu ergründen, wie es kam, daß mitten in Winterstürmen über dem so lange im Dunkel ruhenden Sachsenwalde plötzlich die Gnadensonne aufging.

Unter den Zeichendeutern sind mehrere Gruppen von einander zu scheiden. Die Gegner des Fürsten halten sich meistens an die besonders in französischen Blättern übliche Darstellung: vier Jahre lang saß Bismarck wüthend und ungeduldig in seinem Walde und war nur darauf bedacht, Alles in möglichst wüste Unordnung zu bringen, um in Nöthen schließlich als der Retter zu erscheinen; jetzt glaubt er seine Stunde gekommen und es fragt sich nur noch, ob er schließlich nicht doch die Dupe sein wird. Diese Frage beschäftigt auch manche Freunde des Fürsten; sie befürchten, er könne sich über die Tragweite eines Vorganges täuschen, den man geschmacklos noch immer eine Versöhnung nennt, und die Fahne, die so lange über den deutschen Landen geweht hat, könne sinken, während im Reich doch Alles beim Alten bleibt. So sprechen oder denken viele Pessimisten und höhnisch oder auch mitleidig blicken sie, je nach ihrer Stellung, auf die Vertrauensseligen, die in der Zeit der dräuenden Ungnade mit dem Gestürzten sich einschifften und die nun wohl gar die Angst jagt, bei der nächsten Gelegenheit unsanft über Bord geworfen zu werden. Denn Das ist doch klar: nur Lakaien können für Bismarck eintreten und Lakaien müssen immer vor der Stunde zittern, wo ihr Brotherr sie aus dem Hause schickt. Auch im Lager der Optimisten aber muß man zwischen Hoffenden und Fürchtenden unterscheiden; Beide wähnen, nun müsse sich Alles wenden, und diese Voraussicht erfüllt sie, wiederum je nach ihrer Stellung,

Digitized by Google

mit Schrecken oder mit froher Luft: die Einen entſetzen ſich vor der Möglichkeit, der begnadete Bismarck könne ſegnend über den Caprivismus die Hände breiten und insgeheim nach einigem Einfluß als unverantwortlicher Rathgeber haſchen; die Anderen erhoffen eine baldige Kursänderung, ſie ſprechen von einer dritten Periode der Regirung Wilhelms des Zweiten und ſie ſehen in ihres Geiſtes Auge bereits das Staatsſchiff, unter der Führung des alten Piloten, in die vertrauten Gewäſſer zurückkehren, „Volldampf voraus.“ Die Empfindungen ſpalten ſich, je nach Temperament und Geſinnung; Allen gemeinſam aber iſt das Gefühl, daß der ſechsundzwanzigſte Januar und der neunzehnte Februar in der deutſchen Geſchichte wichtige Daten geworden ſind, und nur darüber wird heftig noch geſtritten, ob an dieſen Tagen die Komoedie der Irrungen oder die Zähmung des Wiederſpenſtigen zur Aufführung gelangt iſt.

Der Anblick kann den Satiriker verlocken: ein Mann, der, nach der amtlichen Verſicherung des Generals von Caprivi, „niemals wieder auf die Leitung der Geſchäfte irgend welchen Einfluß gewinnen“ ſollte, ſteht immer wieder im Mittelpunkt jeder politiſchen Erörterung; vor jeder Entſcheidung horchen Freunde und Gegner ängſtlich auf ſeinen Rath; der Streit über ſeine Anſichten und Abſichten füllt lange Spalten der europäiſchen und der transatlantiſchen Blätter und ein den angeblich maßgebenden Stellen wohlgefälliger Artikel wird, obgleich nur die Kurzſichtigkeit ihn für eine Inſpiration aus Friedrichsruh halten kann, eiligſt durch den offiziöſen Draht in alle Lüfte verbreitet. Noch nie vielleicht iſt einem Sterblichen eine ſo ſtolze Genugthuung geworden, noch nie hat ein entlaſſener Staatsmann ſo mächtig, ohne der Oeffentlichkeit doch ſich aufzudrängen, auf das innere Leben und auf die Stimmungen ſeines Volkes eingewirkt. Was vor vier Jahren ein kluger Franzoſe ſchrieb, Das iſt Wahrheit geworden: M. de Bismarck n'est plus président du ministère prussien, ni ministre des affaires étrangères, ni chancelier de l'empire allemand, il n'est plus rien que M. de Bismarck; à la vérité, c'est encore quelque chose. Und man könnte kecke Spottlieder anſtimmen und luſtig die Strebſamen verhöhnen, die erſt die aufſteigende Sonne wieder aus ihren Winkeln gelockt hat und die mit Hurrahgebrüll und Denkmalsplänen nun Den umdrängen, vor dem ſie ſonſt ſcheu ſeitab

Digitized by Google

wichen, — wenn der satirischen Laune leider nicht eine sehr ernste Befürchtung Schweigen geböte.

Der Timon von Friedrichsruh hatte gewiß nicht erwartet, auf seine alten Tage noch eine neue Erfahrung zu machen; er ist, in einem langen Leben, oftmals beschimpft worden, weil man ihn nicht verstand, und auch Das hat er mitunter erlebt, daß dann erst, wenn er von seiner Geisteshöhe zu einer derb geprägten Trivialität, zu einem tönenden Schlagwort für die Masse, sich herabließ, der Jubel am Lautesten tobte; jetzt aber wird er von einer Menge bejubelt, die für sein wahres Wünschen und Wollen nicht das geringste Verständniß besitzt, und es mag ihm um die politische Reife eines Volkes wohl bange werden, von dem ein großer Theil in vier schweren Jahren noch immer nicht eingesehen hat, um welche Güter und gegen welche Feinde der ragende Führer zum Kampfe rief. Es werden Denkmünzen vertheilt, Festberichte und hoch gestimmte Leitartikel geschrieben, und man liest und singt und trinkt sich in eine Begeisterung hinein, die recht unangenehm nach falscher Sentimentalität und nach schlechter Bowle schmeckt und der ein grausamer Katzenjammer sehr bald folgen muß. Noch währt bei Vielen der Rausch; den Klügeren unter ihnen aber sollte allmählich es doch zum Bewußtsein kommen, daß ihr Geschrei den Mann nur verletzen kann, den es feiern soll, und sie sollten, anstatt mit geputzten Phrasen sich mästen zu lassen, lieber der nüchternen Frage nachdenken, ob denn nun wirklich so Ungeheueres geschehen ist.

Der oberste Kriegsherr hat zu einem militärischen Gedenktage den an Ruhm und Verdienst reichsten Generaloberſten eingeladen. Der Gebetene ist, wie es nach dem Brauch am Hof und im Heer selbstverständlich war, der Einladung gefolgt und der Monarch hat auf der Durchreise den Besuch erwidert. In Berlin wie in Friedrichsruh hat der Verkehr sich in den naturgemäßen Formen vollzogen: der huldvollen Liebenswürdigkeit des Herrschers hat die dankbare Ehrerbietung des Edelmannes und des Soldaten geantwortet. In Berlin wurde der Generaloberst von den Offizieren seines Regiments begrüßt, in Friedrichsruh wurde ihm die erleichterte Feldausrüstung vorgeführt; bei beiden Gelegenheiten blieb der so zu sagen offizielle Verkehr streng auf das militärische Gebiet beschränkt. Politische Erörterungen irgend welcher Art waren sicherlich wohl von keiner Seite beabsichtigt; sie wären auch zwecklos gewesen, denn eine einzelne Maß-

Digitized by Google

regel läßt sich nur im Rahmen der gesammten Geschäftsführung beurtheilen und es ist weder dem Kaiser noch dem Fürsten Bismarck unbekannt, daß sie in dieser Beurtheilung sich nicht vereinigen können. Nur der normale Zustand ist wiederhergestellt worden, wie er zwischen dem Kriegsherrn und jedem verdienten General, zwischen dem Souverain und fast jedem untadelhaften Mitgliede des Hochadels besteht. Daran ist nichts Wunderbares, nichts, was besonderen Jubel und lärmende Begeisterung erwecken sollte. Wunderbar war und bleibt nur, daß durch Einflüsterungen, deren Geschichte in aller Ausführlichkeit noch geschrieben werden wird, dieser normale Zustand so lange unterbrochen sein konnte und daß der Mann, dem das Haus Hohenzollern mehr als irgend einem Anderen verdankt, von amtlichen Stellen aus kontrolirt, boykottirt und beleidigt werden durfte. Als Bismarck das Fest seiner silbernen Hochzeit beging, da dankte sein alter König dafür, „daß Gott Sie mir in entscheidender Stunde zur Seite stellte und damit eine Laufbahn meiner Regirung eröffnete, die weit über Denken und Verstehen gehet", und er schloß den Brief, der diesen Dank enthielt, mit den Worten: „Zur Erinnerung an Ihre silberne Hochzeit wird Ihnen eine Vase übergeben werden, die eine dankbare Borussia darstellt und die, so zerbrechlich ihr Material auch sein mag, doch selbst in jeder Scherbe dereinst aussprechen soll, was Preußen Ihnen durch die Erhebung auf die Höhe, auf welcher es jetzt steht, verdankt. Ihr treu ergebener dankbarer König Wilhelm." Und jetzt wundert man sich und bäumt sich in frohem Entzücken, weil Bismarck, der doch auch nach dem Jahre 1872 noch Einiges für Preußen und für das Reich geleistet hat, endlich wieder so behandelt wird, wie es seinen Verdiensten um die herrschende Dynastie entspricht.

Des Kaisers Absicht war gewiß die beste. Es macht ihm offenbar Freude, da immer helfend einzuspringen, wo das Verständniß und die Kraft seine Diener verlassen hat. Er verlangt von seinen Dienern Gehorsam und Fügsamkeit, aber er nimmt es auch willig hin, ohne zu zürnen, wenn ihre Unzulänglichkeit ihn zum Eingreifen zwingt. Die Erlasse des Kanzlers haben den Fürsten Bismarck verletzt, der Kaiser giebt ihm die Genugthuung und er zeigt der Welt, daß er auch in dem rückhaltlosen Bekämpfer der in seinem Namen getriebenen Politik den großen Staatsmann, den erprobten Helfer des Heeres und den unbedingt treuen Royalisten zu ehren weiß. Der Gedanke, einem un-

Digitized by Google

bequemen Warner mit Rosen den Mund zu verstopfen und unter gehäuften Guirlanden seinen Trotz zu begraben, konnte dem Repräsentanten der Nation niemals kommen. An anderen Stellen aber hat der Wunsch diesen Gedanken geboren und die selben Leute, die zu dem Entschluß des Kaisers zuerst bestürzte und ängstliche Mienen machten, die reiben vergnügt jetzt die Hände und raunen ihren Getreuen ins Ohr: Wir haben ihn, er ist mit Liebenswürdigkeiten gefesselt, der wilde Otto ist zahm geworden, der gezähmte und höfisch frisirte Löwe wird mit gewaltiger Tatze nie mehr in unsere Jdeechen und Plänchen greifen und doch ist nirgends Etwas verändert, — nur einen Höfling mehr giebts im Deutschen Reich. Diese Leute herrschen nur durch die Presse, vor der sie dienern, mit der sie fraternisiren und deren unermüdliches Beifallsgeheul ihnen für das fehlende Vertrauen der Bevölkerung ausreichenden Ersatz gewährt. Die Presse steht ihnen auch jetzt wieder hilfreich zur Seite: sie hascht nach jedem Zufallswörtchen, sie erspäht jeden nicht ganz vorsichtig abgefaßten Artikel und bringt eiligst Alles zu Markte, um den Beweis zu liefern, daß die Situation verändert und daß im Sachsenwalde die seligste Zufriedenheit eingekehrt ist. Dieser schlaue Eifer hat den doppelten Zweck: erstens, den Groll der Murrenden zu besänftigen und ihnen den Glauben an einen nahe bevorstehenden Kurswechsel einzuflößen, und zweitens, gerade die besten und werthvollsten Freunde von dem alten Kanzler abzusprengen; denn für einen Mann, der in seiner politischen Haltung von persönlichen Momenten, von Gnade oder Ungnade des Monarchen, sich bestimmen läßt, werden nur Lohndiener noch eintreten, die Anderen werden dem großen Diplomaten, den sie als einen kleinen Menschen erkannt haben, in erkühlter Bewunderung künftig den Rücken kehren. Das mögen die seltsamen Anhänger des Fürsten bedenken, ehe sie in die Lobgesänge über die großen Ereignisse der letzten Wochen und über deren angeblich weithin wirkende Bedeutung einstimmen; sie brauchen nur darauf zu achten, wo mit dem hastigsten Eifer das Becken gerührt wird, um sofort zu erkennen, wessen Geschäfte sie mit ihrer gut gemeinten Begeisterung besorgen würden.

Fürst Bismarck ist Herr seiner Entschlüsse und die einfachste Rücksicht verbietet, nach seinen Stimmungen zu forschen oder, wenn man sie erforscht hat, in behaglicher Breite sie der lüsternen Neugier aufzutischen. Wer ihn auch nur ein Bischen kennt, wer sich mit

Digitized by Google

seinem Leben beschäftigt hat, der kann nicht im Zweifel darüber sein, daß dieser Mann, der immer gegen den Strom geschwommen und nie der Popularität nachgegangen ist, weder zum Helden einer Komoedie der Irrungen noch zu der Rolle eines bezähmten Widerspenstigen taugt. Er hat die beste Kraft seines Lebens an die Stärkung des monarchischen Gedankens gesetzt, er sieht noch heute in den monarchischen Institutionen die relativ beste und für unsere deutschen Verhältnisse geeignetste Staatsform und er wird immer bereit sein, das Beispiel zu geben, wie man im Dienst des monarchischen Empfindens jede persönliche Bitterkeit niederzukämpfen hat. Für dieses Empfinden fehlt Denen der Sinn, die in seiner Bereitwilligkeit, die vom Monarchen ihm entgegengestreckte Hand zu ergreifen, allerlei geheimnißvolle Absichten wittern. Er hat nichts zu erstreben, nichts zu befürchten und von den ihm am nächsten Stehenden fühlt wohl keiner ein Gunstbedürfniß oder den brennenden Wunsch nach Beförderung. Ein Ministerium Bismarck ist unter den heutigen Verhältnissen unmöglich und nicht das geringste Zeichen deutet auf eine Aenderung dieser Verhältnisse. Der alte Fürst hat, ganz nach seinem Belieben, in heiterer Ruhe gelebt, er hat gesprochen, wann es ihm nöthig erschien, und den Einfluß geübt, den er allein noch begehren kann. Was soll er für das eigene Wohlbehagen nun noch wünschen? Die lästige Schranke, die seine Kritik beengte, ist jetzt beseitigt: selbst die Bosheit kann nicht mehr behaupten, daß seine Opposition sich gegen den Kaiser richtet. Für die Stellung aber, die er als Wortführer der Volkssorgen und der Volkssehnsucht sich erworben hat, giebt es keinen Ersatz. Alle Wünsche, die er ausspricht, sind die Wünsche des Schöpfers für sein Werk, das nicht in seinem Sinne fortgeführt wird, und deshalb wäre es so ziemlich das größte Unglück, das uns noch treffen könnte, wenn dieser beredte Mund zum Schweigen gebracht würde.

Darüber täuschen gerade unter den Anhängern des Fürsten sich Manche, die mehr zur Sentimentalität als zur nüchternen Betrachtung der rauhen Wirklichkeit geneigt sind. Sie lassen sich vorschwatzen, es sei ein unerträglicher Zustand, daß der Begründer des Reiches gegen die Reichspolitik offenen Widerspruch erhebt, und sie begreifen nicht, daß dieser Widerspruch auf eine psychologische und politische Anschauung gegründet ist, die äußere Vorgänge nicht entwurzeln können. Ein guter Arzt verschreibt nur in äußersten Nothfällen die stärksten

Digitized by Google

Mittel und ein kluger Politiker entschließt sich dann erst zu schroffem Auftreten, wenn er von gelinderem Eingreifen kein Heil mehr erwartet. Wer so gesprochen hat wie Bismarck während der letzten zwei Jahre, der muß von der gesammten Lage eine tief pessimistische Auffassung haben und der würde — nicht das diplomatische Genie, aber die menschliche Größe selbst vor dem Urtheil der Geschichte verkleinern, wenn er durch äußerliche Erscheinungen sich aus seiner Bahn drängen ließe. Die Feinde des Fürsten haben dafür eine feine Witterung: sie wissen, daß dem Ruhm des Verhaßten nichts mehr schaden könnte als ein so ganz persönlich motivirter Stellungwechsel und daß ihrer papiernen Herrlichkeit einstweilen keine ernste Gefahr mehr drohen würde, sobald der schnöde Parlamentswitz von Otto dem Zahmen Wahrheit geworden wäre. Nur deshalb wird das lärmende Preßtreiben entfesselt, nur deshalb versucht man immer wieder, die Herstellung normaler Beziehungen zwischen dem Souverain und dem verdientesten Helfer seines Hauses als ein hochpolitisches Ereigniß auszubrüllen, das den Widerspenstigen endlich zum Schweigen bringen müsse. Gelänge es, die herzliche Absicht des Kaisers zu entstellen und den Schein zu erregen, als hätte Fürst Bismarck mit dem jubilirenden Caprivismus seinen Frieden gemacht, dann würde die rathlose Verwirrung erst vollends das deutsche Volk ergreifen. Aber es wird nicht gelingen. Der alte Kanzler kann es in stolzer Ruhe ablehnen, zu bestimmten Fragen Stellung zu nehmen, die richtig ja doch nur als Theile eines Ganzen zu beleuchten sind; es hieße, die Kompetenzen bis zur Karikatur verzerren, wenn man von ihm jetzt den Vorschlag eines Ausweges aus einer „Zwangslage" erwartete, die Andere geschaffen haben. Er braucht nicht zu sagen, ob er den russischen Vertrag für leider nöthig oder für noch immer vermeidbar hält, und er war immer zu klug, um als Puffer sich zwischen die Streitenden schieben zu lassen. Aber er hat noch recht scharfe Zähne, er hat einen hellen, regen und nie ermüdenden Geist und er fühlt durchaus nicht das Bedürfniß, als ein nett nickender Pagode für die Bewunderer in der Ecke zu thronen. Das schlau erdachte Märchen von Otto dem Zahmen wird nicht alt werden und die Zweifler wie die Schwärmer werden bald einsehen müssen, daß zwar ein menschlich erfreulicher Vorgang sich abgespielt hat, daß aber die politische Komoedie, von der subalterne Windmacher uns unterhalten, nur den Titel verdient: Viel Lärmen um nichts.

Digitized by Google

Christlich-Sozial.

I.

Von dem Herausgeber der „Zukunft" aufgefordert, meinen christlich-sozialen Ideenkreis hier auszusprechen, folge ich dieser Aufforderung sehr gern, da mir das Christlich-Soziale recht eigentlich als die Sache der Zukunft unseres Volkes erscheint. Ich thue es als rein persönliches Bekenntniß, denn die christlich-soziale Strömung im evangelischen Deutschland ist jetzt erst in dem Stadium, in dem die Sozialdemokratie in den sechziger Jahren war, d. h. sie birgt noch eine Vielheit unausgeglichener Meinungen in sich, die sich erst an einander reiben müssen, damit klare einheitliche Formen entstehen. Wir sind in dem glücklichen und gefährlichen Stadium der ersten Werbelust. Ueberall erwacht, besonders in den Pfarrhäusern, evangelisch-soziale Neigung. Während Hofprediger Stoecker mit seiner Form des Christlich-Sozialen lange Zeit hindurch wenig Mitarbeiter fand, füllen sich jetzt die Veranstaltungen des evangelisch-sozialen Kongresses mit Hunderten von Köpfen, die gern den Punkt wissen möchten, wo Etwas gethan, organisirt werden kann. Die evangelischen Arbeitervereine fassen bereits 75000 Menschen in sich und sind in gutem Wachsthum begriffen. Aber freilich, was alle diese Leute als eine einzige Gruppe erscheinen läßt, ist nur die allgemeine Idee, daß das Christenthum im sozialen Leben eine hilfreiche Macht sein könne und müsse. Ueber das „Wie" gehen die Gedanken und Stimmungen noch auseinander. Es giebt Christlich-Soziale, die im Großen und Ganzen das konservative Tivolipregramm für den Ausdruck ihrer Wünsche halten, es giebt Andere, welche im Wesentlichen die innere Mission oder die Kirchgemeinde als Ausgangspunkt ihrer Arbeit ansehen, und es giebt Solche, die nach einem neuen Programm suchen, welches die christliche Beantwortung der von der Sozialdemokratie aufgeworfenen Fragen enthalten soll. Wir rechnen uns zu dieser dritten Reihe. Uns ist das Christlich-Soziale nichts Fertiges, sondern etwas Werdendes. Die neue Gedankenmacht schwebt über uns und wir ringen mit ihr. Wir haben kein fertiges Handbüchlein oder etliche wenige Hauptsätze, die unseren Kasten füllen, sondern die Zukunft umgiebt uns wie ein Nebel voll von geistiger Zeugungskraft. Wir fühlen, daß nicht wir das Christlich-Soziale besitzen, sondern das Christlich-Soziale hat uns, es schiebt uns, hebt uns, trägt uns, läßt uns rudern und ringen, läßt uns jauchzen und seufzen, es kommt über uns als Kraft und Gnade, als Zwang und Druck. Wir wählen nicht einen Weg, weil er uns klug scheint, sondern eine neue Welle des Volkslebens rauscht heran, und wir liegen zufällig gerade da im Wasser,

Digitized by Google

wo sie sich beängstigend emporhebt. Das mag meinen Lesern wie Mystik klingen, aber ich kann daran nichts ändern, daß eine religiös-soziale Strömung, wenn sie ernst sein soll, etwas Mystisches in sich tragen muß. Wir müssen fühlen, daß Gott in uns arbeitet, wie er in den Propheten des alten Testaments gearbeitet hat. Es muß der innere, in sich selbst gewisse Drang vorhanden sein, wenn Etwas werden soll. Gerade, wo wir jetzt so viele Parteien haben, die nur noch durch Sätze, aber nicht mehr durch innere Gewalt zusammengehalten werden, ist es eine Grundfrage, ob eine neue Bewegung einen eingeborenen Schöpfungtrieb hat, oder ob sie entsteht wie ein Rezept, in welchem etwas Sozialismus und etwas Monarchismus mit etlichen Gramm Kirchlichkeit und einem kleinen Zusatz Aufklärung nach bestem Wissen sorgfältig gemischt werden. Aber gerade, weil wir das Christlich-Soziale als eine Wucht und Kraft empfinden, gerade darum ist es nöthig, das Empfundene, so viel wie möglich, in feste, einfache Worte zu fassen. Wir müssen die Noten finden zu dem stürmischen Frühlingsgesang, der unsere Seele füllt. Ohne diesen Prozeß der Umsetzung des Gefühls in Worte nützt die Begeisterung gar nichts; — dieser Prozeß aber ist erst im Beginnen. Daher können wir unseren Lesern beim besten Willen noch keine Auskunft auf jede einzelne Frage geben, die im Volksleben auftaucht. Wir sind froh, wenn die christlich-soziale Satzbildung richtig begonnen hat.

Die christlich-soziale Zeit kommt erst nach der sozialdemokratischen Zeit. Wir halten es für vergeblich, wenn man das christlich-soziale Pferd vor den Wagen der alten Ordnung spannen will. Wie die Sozialdemokratie den Liberalismus beerbte, so wird das Christlich-Soziale die Sozialdemokratie beerben. Daran unterscheiden sich für uns die Gestaltungen des öffentlichen Lebens, ob sie vor oder hinter der Sozialdemokratie stehen. Was vor der Sozialdemokratie steht, die bürgerliche Weltanschauung, das heutige Gesellschaftgefüge, Das ist nicht das Ziel unseres Denkens. Wir haben nicht vor, Schutzwächter einer zerbröckelnden Vergangenheit zu sein. Wie das Christenthum in seinen ersten Jahrhunderten eine Kraft der Erneuerung war, so allein können wir uns heute lebendiges Christenthum vorstellen. Wir kennen in der ganzen Welt nichts Fortschrittlicheres, Zukunftvolleres, Umgestaltenderes und Hinreißenderes als wirkliches Christenthum. Ein Glaube, der nur Epheu für alte Mauern und Thürme ist, ist uns innerlich ganz unverständlich. Das Evangelium ist uns wie schmelzende Gluth, Kraft einer neuen Epoche. Wie die Sozialdemokratie an den bürgerlichen Liberalismus anknüpfte und doch im Kern ihn negirte, so wird das Verhältniß von Christlich-Sozial und Sozialdemokratisch sein müssen. Die Sozialdemokratie wird noch eine ganze Zeit weiter wachsen. Daran

Digitized by Google

hindert es sie auch nicht, wenn in den großen Städten die intelligenteren oder radikaleren Genossen mit der Partei nicht immer ganz zufrieden sind. Was die Sozialdemokratie etwa da oder dort einbüßt, gewinnt sie in den Provinzen reichlich wieder. Der Fortschritt der Sozialdemokratie bis zur Höhe einer Partei, die im Staatsleben etwas Bedeutendes zu sagen hat, kann unseres Erachtens, bei Fortdauer friedlicher Gesammtverhältnisse, nicht gehindert werden. Die Stoßkraft aber, mit der die neue Maschine in den alten Apparat eingreifen wird, hängt sehr von dessen Elastizität ab. Jedenfalls aber steht für uns fest: die Sozialdemokratie kann die Welt nicht aus den Angeln heben, denn wenn sie die Majorität der Wähler annähernd vielleicht erreicht, wird ihre revolutionäre Kraft zum guten Theil verdampft sein. Wir werden, so denken wir, erleben, daß die sozialdemokratischen Einflüsse auf die Weltgeschichte etwa so stark werden, wie die Einflüsse des bürgerlichen Liberalismus waren. Es wird Vieles von den Einzelnforderungen der Sozialdemokratie durchgesetzt werden, aber Volk und Monarchie, Glaube und Kirche haben ein längeres Leben, als es Parteien haben können. Auch dann noch wird die Sonne über Deutschland scheinen, wenn Bebel da ist, wo jetzt Lasker ist, und wie die Sozialdemokraten ihre Waffen schmiedeten, als die Bennigsen, Lasker, Bamberger in die Höhe stiegen, so sitzen wir Christlich-Sozialen jetzt in der Schmiede, während die Bebel, Auer, Liebknecht das Gefilde durchdröhnen.

Man hat uns gesagt, wir sollten diesen Theil unserer Ansichten still für uns behalten, da es bedenklich sei, der Sozialdemokratie das Zugeständniß eines, wenn auch vorübergehenden, Sieges zu machen. Dieser gute Rath verfängt aber bei uns nicht, denn nur dadurch können wir in den christlich-sozialen Kreisen die nöthige Vertiefung und Geduld erreichen, daß wir uns für jetzt keine Illusionen machen. Wer in den nächsten fünf Jahren Etwas erreichen will, der mag mit den Antisemiten oder Sozialdemokraten gehen, wir marschiren ihm zu langsam. Wer noch glaubt, die Sozialdemokratie im deutschen Volke auslöschen zu können, wie man Kreide von einer Tafel wischt, der kann sehr brav und bieder als Hausvater und Patriot sein, er wird sich aber mit uns nicht verstehen. Die Sozialdemokratie ist nun einmal ein Stück Volksleben geworden, sie muß sich weiter ausleben. Es ist ja glücklicherweise durch die Natur der sehr komplizirten Menschengesellschaft dafür gesorgt, daß derartige Bäume nicht in den Himmel wachsen. Alles hat eben seine Zeit, auch die Sozialdemokratie.

Immer ist es so gewesen, daß neue Gestaltungen sich an der vorhergehenden Gestaltung orientirten. In diesem Sinn ist es für uns viel wichtiger, unsere Stellung zur Sozialdemokratie zu fixiren als etwa unsere Stellung zu den anderen heutigen Parteien. Wie die Sozialdemokratie von

Digitized by Google

den Fehlern der bürgerlichen Welt lebt, so leben wir in einer Hinsicht von den Fehlern der Sozialdemokratie. Worin besteht nun der Hauptfehler der Sozialdemokratie? Darin, daß sie Doktrinarismus ist, daß sie ein Allerweltssystem ist. Die Sozialdemokratie ist ein spätgeborenes Kind Hegels, eine Tochter der absoluten Philosophie. Als solche weiß sie vom lebendigen Gott und vom lebendigen Volke nichts. Für Gott hat sie die Entwickelung der Technik und für das Volk hat sie das Proletariat gesetzt, — zwei Begriffe statt zweier Lebensmächte. Was macht den Unterschied zwischen Begriffen und Lebensmächten aus? Begriffe sind glatt, handlich, auch theilweise wahr, sie können zeitweise wirksam sein, aber sie sind doch arm, denn ihnen fehlt gerade Das, was die volle Kraft und Wahrheit ausmacht: das Wechselvolle, Bunte, Unvereinbare und Tiefe. Es ist im Grunde nur Schein, wenn Jemand so klug ist, daß er eine Formel weiß, die für alle Schwierigkeiten paßt. Die Sozialdemokratie ist dürr und mager am Geist. Ihr fehlt trotz aller rothen Farbe das Blut, sie ist bleichsüchtig und matt. Daher kommt es, daß man ihre Preßerzeugnisse auf die Dauer so satt bekommt. Man kann eben nicht immer Marrsche Doktrin verdauen. Und Die werden in unserem Sinne die besten Christlich-Sozialen sein, die diese trockene Luft an ihren eigenen Lungen leidig erfahren haben, bis sie sich eines Tages sehnten nach Geheimniß und Wirklichkeit zugleich, bis sie sprachen: Wir dachten einen Kern zu finden und wir fanden Hülsen, Schalen, Formen.

Die Sozialdemokratie füttert das Volk mit nationalökonomischer Theorie, d. h. mit einer Dogmatik. Dogmatiken aber überleben sich. Es giebt keine ewigen Systeme. Das ist ein Erfahrungsatz der Geschichte, der für alle Diejenigen tröstlich ist, denen das Leben höher steht als ein gewisses Wissen vom Leben. Und wenn nun die Theorie vorübergeflogen ist, dann wird das Menschenherz doch wieder das alte sein und wird nach seinem Gott verlangen, und die alten Bedürfnisse der Jahrtausende werden unter aller Organisation, Produktion und Konsumtion nicht erstickt sein und die ausgetrocknete Aufklärung der Sozialdemokratie wird es nicht verstehen, wie es trotz ihrer dreißigjährigen Agitation doch immer wieder Geschlechter von Männern giebt, denen Gott kein bloßer Pfaffenschwindel ist. Wer auf diese Wandlung sich freuen kann, wer sie hofft und für sie arbeitet, der ist unser Genosse.

Natürlich kann eine Bewegung, die nach der Sozialdemokratie kommen will, in wirthschaftlichen Dingen nicht thun, als hätte es niemals einen Marr oder eine große deutsche Arbeiterpartei gegeben. Wir müssen die wirthschaftlichen Gedanken genau an dem Punkte weiterdenken, wo der Sozialdemokrat aufhört. Er theoretisirt, wir müssen Detailarbeit treiben;

Digitized by Google

er denkt immer an die Gesamtgesellschaft, wir müssen an die Theile dieser Gesellschaft, an Arbeitlose, Tagearbeiter, Industriearbeiter, Tagelöhner, Bauern, Handwerker, Kaufleute, Beamte in ihrer Besonderheit denken. Was wir aber dabei von der Sozialdemokratie übernehmen müssen, ist der Gesichtspunkt „von unten her". Wir bearbeiten die soziale Frage vom Standpunkte der Bedrängten, für die Bedrängten und mit den Bedrängten. Nur so sind wir ehrlich „Christlich-Sozial."

Es ergiebt sich aus dem Gesagten, daß die neue Weltanschauung, deren Morgenroth uns getroffen hat, religiöse und wirthschaftliche Momente haben muß und daß beide Momente unter sich in Beziehung stehen müssen. Es sei mir gestattet, zuerst vom Religiösen zu reden.

II.

Jesus Christus stirbt nicht. Sein Bild kann von gar zu klugen Zeiten mit schönem weißen Kalk übertüncht werden, damit es aussieht, wie andere Wandflächen auch, aber schon die Kinder der klugen Leute werden sich freuen, wenn der Kalk von selbst etwas abblättert, und ihre Enkel werden Wasser nehmen und alle Kalk-Klugheit entschlossen abwaschen, nur um ihn wieder zu sehen, wie er war und ist. Es ist eine wunderliche Idee, als könnte das deutsche Volk in einem halben Jahrhundert vergessen, daß es Jesum ein Jahrtausend geliebt hat. Der „Heliand" grüßte die Deutschen bei ihrem Erwachen, Luthers lieber Herr Christus stand bei ihnen, als sie mündig wurden, endlos ist dieser Christus in die Gemüther hineingebetet, gepredigt, gesungen worden. Mit seinem Namen starben lange Reihen unserer Väter und nun kommt heute eine Partei und denkt, mit etwas natürlicher Schöpfungsgeschichte und etwas historischem Kritizismus diesen Jesus aus den Seelen blasen zu können. Wenn irgendwo, so liegt hier die Oberflächlichkeit klar zu Tage. Eine große Gestalt verdrängt man nur durch eine noch erhabenere Größe. Wen aber will man in die leere Nische stellen, aus der man Jesum wegzutragen versucht? Sollen Marx und Darwin etwa Jesum ersetzen? Beide sind uns in ihrer Art bedeutend, wir gönnen ihnen einen goldenen Lorbeer, wie ihn Goethe und Schiller in der Hand haben, aber mehr als die Klassiker einiger Jahrzehnte sind Marx und Darwin nicht. Jesus aber überdauert die Tage der Völker, er bleibt, — weil er unersetzlich ist.

Es gehört zum Geheimniß der ewigen Jugend Jesu, daß er für alle Zeiten eine frische Entdeckung ist. Er erscheint vor dem geistigen Auge in einer Art, daß man meint, ihn vorher noch nicht recht gekannt zu haben. So war Jesus neu, als ihn Luther verkündigte, so wird er neu sein, wenn unser Volk sich wieder zu ihm wendet. Wir werden in die Sprüche der

Digitized by Google

Evangelien mit glücklichen Händen hineingreifen, wie man in neugefundene Kleinodien großer Ahnen sich vertieft. Worte, welche bis jetzt von den Theologen für nebensächlich angesehen wurden, werden in den Mittelpunkt des Glaubenslebens treten. Man wird nicht mehr wissen wollen, was Konzilien und Väter sprachen, auch kaum, was Apostel über ihn lehrten sondern man wird unruhig und verlangend sein, ihn selbst mit Augen zu schauen, soweit es die Berichte zulassen. Das Leben Jesu wird eigentlicher Glaubensgegenstand sein. In dieses Leben wollen wir uns hineinleben, als wären wir seine Zeitgenossen.

Wie war wohl die Denkweise eines Mannes, der das Gleichniß vom reichen Mann und vom armen Lazarus schaffen konnte? Wer erfand für uns das Wort „Mammon"? Man weiß, wie Jesus über Reiche und Reichthum dachte. Man erinnert sich, wie er ihnen zuruft: „Wehe Euch Reichen, denn Ihr habt Euren Trost dahin! Wehe Euch, die Ihr jetzt voll seid, denn Euch wird hungern! Wehe Euch, die Ihr hier lacht, denn Ihr werdet weinen und heulen!" Wie hat Jesus mit den Pharisäern und Schriftgelehrten abgerechnet! „Ihr Heuchler, die Ihr der Wittwen Häuser fresset und wendet lange Gebete vor!" Ist es nicht, als sei unsere Zeit reif, diesen wirklichen Jesus wieder zu verstehen, nachdem ihn lange Zeiten gar nicht verstehen konnten? Und sind wir nicht im Stande, uns gerade als heutige Menschen von einem Leben ergreifen zu lassen, das sich im Dienste der Blinden, Mondsüchtigen, Aussätzigen, der Mühsäligen, Beladenen und Bettler verzehrte? Jesus ist die leibhaftige Hilfe. Sein Geist ist ein Strom hilfreichen Wollens. Er erscheint als Licht für das arme Volk, das im Dunkeln sitzt. Wo er seine Hand hinstreckt, da gesundet das Menschenleben. Seelen und Leiber finden zugleich Heil an der göttlichen Quelle. Diesen Jesus, wie ihn die drei ersten Evangelisten beschreiben, den wirklichen Jesus mit Allem, was er that, redete, litt, diesen wird unser Volk finden, wenn es aus dem Materialismus erwacht. Ihn müssen wir bis zum Tage des Erwachens enthüllt und klargestellt haben. Das ist die erste christlich-soziale Aufgabe. Dieser Aufgabe hat die Theologie wohl schon, mannichfach vorgearbeitet, noch aber fehlt meist die Erkenntniß, wie unendlich aktuell das Leben Jesu für uns ist. Wir wollen keine Theorien, sondern Leben. Auch in der Religion wollen wir die Dogmatik den Fachgelehrten überlassen, und wollen lebendig sein mit Jesus. Unsere Religion soll es sein, zu Arm und Reich, zu Herr und Knecht, zu Gerechten und Sündern, zu Gesunden und Kranken, zu Zeit und Ewigkeit, zu Gott und Welt die selbe Stellung zu finden, wie Jesus sie hatte. Der Eine wird Das für eine sehr alte Weisheit halten und der Andere für eine neue Idee. Ob alt oder neu, ist uns aber gleich, seit wir wissen, wie stark dieses Leben

Digitized by Google

Jesu ist. Schon als der Russe Tolstoi nur etliche Strahlen Jesu gefaßt hatte, begann das lesende Volk zu merken, daß Jesus nicht blos ein Dogma ist. Wie wird es sein, wenn das ganze Licht langsam wohl, aber sicher über uns hereinfluthen wird?

Jesus Christus ist kein Philosoph und kein Staatsmann, kein Physiker und kein Nationalökonom, und weil er weder das Eine noch das Andere ist, erwarten wir von ihm auch nicht, daß er ein System oder eine Art Politik oder eine Erkenntnißtheorie oder ein volkswirthschaftliches Lehrbuch in der Hand habe. Jesus bringt nicht Resultate oder Methoden, sondern er lebt, und eben sein Leben ist die Offenbarung Gottes. Er sagt nicht: ich bringe Vorschläge oder Methoden, sondern er sagt: ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Man soll daher nicht einzelne Worte oder Thaten Jesu ohne Weiteres über 1800 Jahre hinwegheben und heute irgendwo nach Belieben einsetzen, wie z. B. das Wort: wenn du ein Gastmahl anrichtest, so lade dazu die Bettler und Krüppel. Es wäre nicht gut, wenn wir in eine neue Art kirchlicher Buchstabenklauberei hinein geriethen; aber den Geist, den Saft, den Aether müssen wir mit Bienenfleiß aus allen Blüthen des Evangeliums saugen.

Jesus stellt sich seinen ärmsten Brüdern gleich. Er kennt beim Gericht über die Völker der Welt nur die eine Frage: Habt Ihr die Hungrigen gespeist, die Durstigen getränkt, die Nackenden gekleidet, die Heimathlosen beherbergt, die Kranken gepflegt, die Gefangenen besucht? Wer Das nicht gethan hat, der hat ihm nicht gedient und gehört in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln. Damit ist der Standpunkt christlicher Volksarbeit gegeben. Wir müssen Alles unter dem Gesichtswinkel der Hungrigen betrachten lernen. Von da aus haben wir unser eigenes Leben zu kritisiren und das Gewohnheitleben unserer Schicht und die Justiz und die Verwaltung und das Geistesleben des Volkes. Gegen Alles, was nicht schließlich auch den Aermsten dient und nützt, müssen wir mißtrauisch werden. So finden wir die Abgrenzung vom Versinken in Aesthetik und Kontemplation, die Ueberwindung von Formalismus und Schlendrian. Von diesem Punkt aus erhebt sich für uns der Reformationruf: Thut Buße!

Vom Standpunkt Jesu aus wollen wir das Eigenthum betrachten. Jesus ist aus ethischen Gründen radikaler Gegner der Kapitalansammlung: „Ihr sollt Euch nicht Schätze sammeln auf Erden!“ Der antimammonistische Zug ist charakteristisch für das ganze Denken Jesu: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ Hier muß man hassen oder lieben. Das wird für unsere obere Schicht die Probe sein, ob sie Jesum noch kennen will. Am Eigenthum darf kein Herz hängen, das selig werden will. Das

Digitized by Google

Geld soll nicht der Werthmesser der Menschen sein. Was hülfe es dem Menschen, wenn er (wie Rothschild) die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Jesus ist kein Kommunist, er denkt nicht daran, die Fischer Galiläas von ihren Kähnen und Häusern zu trennen, er negirt nur das Uebermaß von Eigenthum und er lehrt, daß alles Eigenthum Gott gehört und den Menschen nur zur Verwaltung überlassen ist. Wir sind nicht berechtigt, mit dem Eigenthum zu machen, was wir wollen, sondern sind an sittliche Normen gebunden. Eine christliche Denkweise muß von selbst den römischen Eigenthumsbegriff umschmelzen.

Jesus will Noth, Leid, Sünde vermindern. Dazu braucht er Wunder und Almosen. Unsere Mittel werden andere sein müssen als diese, das Ziel aber muß das selbe bleiben. Das ist das unaufhörliche Erdenziel des Christenthums. Die Erde soll durchwärmt werden mit Himmelswärme, ein Elend soll nach dem anderen überwunden werden. Die Sklaverei ist gefallen, das Loos der Blinden und Aussätzigen ist ein besseres geworden, aber die Aufgaben sind noch hergehoch: die hilflose Armuth, die Arbeitlosigkeit muß fallen. Ich bin überzeugt, daß Jesus heute weniger mit Blinden als mit Arbeitlosen zu thun haben würde. Daß das Problem der Arbeitlosigkeit kaum geringer ist als das der Blindheit, kann sein, aber es ist uns gestellt. Hier beginnt die Weiterarbeit im Reich Gottes, so weit es sich um Volksarbeit handelt.

Wir sollen vorwärts schreiten, indem wir an das Vorhandene anknüpfen. Jesus war nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Er gab dem Kaiser, was des Kaisers ist. Er änderte die Welt um, aber er war kein Revolutionär. Das ist seine Größe, eine Größe, für die wir vielleicht erst dann die rechten Augen bekommen, wenn wir noch mehr Revolutionäres erlebt haben. Revolution ist immer trotzig und unreif, sie zerschlägt und denkt, daß durch das Schlagen etwas Besseres entsteht. Jesu Seele ist zu weit, zu tief, um im gewöhnlichen Sinne revolutionär sein zu können. Es können für uns Zeiten kommen, wo Muth dazu gehören wird, in dieser Hinsicht Nachfolger Jesu zu bleiben oder zu werden; auf jeden Fall aber ist Jesu Haltung nicht Schwäche, sondern Stärke. Wäre er Revolutionär gewesen, so hätte er der Welt nicht mehr gedient als etwa Bar Kochba.

Jesus war voll Gottvertrauen bis zum Kreuz. Er ist durch finsterste Stunden gegangen, aber er behielt den getrosten Sinn, der aus der Gemeinschaft mit seinem himmlischen Vater stammte. Darum kann er auch in einzigartiger Weise Vertrauen mittheilen, wie wir es inmitten von Pessimismus und Oberflächlichkeit brauchen. Was kann heute den Muth geben, auf eine Erneuerung des Christenthums und der Gesellschaft zu

Digitized by Google

warten, wenn nicht das Gefühl unlöslicher Verbundenheit mit Gott. Dieses Gefühl ist ein sehr starker sozialer und politischer Faktor. Hier wird die Probe für die ärmeren Theile des Volkes liegen. Gelingt es ihnen, in ihrem Druck Gottvertrauen zu gewinnen, so werden ihre Tritte sicher und ihre Bestrebungen erfolgreich sein. Nur das Gottvertrauen giebt die Zähigkeit, die im sozialen Prozeß nöthig ist, wenn er richtig verlaufen soll.

So könnten wir noch weiter fortfahren, wir könnten von Jesu Stellung zur einzelnen Persönlichkeit und von seinem Gebote der brüderlichen Gemeinschaft reden, aber das Gesagte ist genug, denn es handelt sich ja an dieser Stelle nur darum, die Art und Weise anzudeuten, wie wir uns das Religiöse im Christlich-Sozialen denken. Wer übrigens einen biblischen Beweis dafür haben will, daß Jesus von seinen ersten Anhängern wirklich so und nicht anders verstanden worden ist, den bitten wir, den Bericht über die ersten Christen in Jerusalem nachzulesen.

An Allem aber, was wir in diesem Abschnitt gesagt haben, ändert die größere oder geringere Neigung zu historischer Kritik der Evangelien sehr wenig. Auch der kritische Historiker muß zugeben, daß es eine Zeit gegeben hat, wo Christus im Sinne der Evangelien geglaubt wurde. Auf diesen Glauben wollen wir zurückgehen, so gut wie Luther auf Paulus zurückgriff. Fortentwickelungen im Bereich der Religion können nur auf dem Wege der Renaissance des Urchristenthums entstehen, denn Religion ohne Offenbarung ist ein leerer Wind. Wir können niemals eine neue Religion finden oder ausdenken, wir können nur still vor Gott warten, daß er alte Tiefen neu erschließt.

III.

Wenn wir die Erneuerung der Gesellschaft von der Neubelebung des Bildes Jesu erwarten, so können wir nicht daran vorbei kommen, Einiges über die Kirche — oder genauer: über die vorhandenen Kirchen zu sagen, denn eine Bewegung auf religiösem Gebiet kann sich zu den Kirchen nicht neutral verhalten. Indem wir aber auf diesen Punkt eingehen, können wir eine gewisse Beklemmung nicht verschweigen. So sehr wir persönlich mit Herz und Kopf auf dem Boden der evangelischen Kirche Deutschlands stehen, so sehr uns ihre Geschichte lieb ist und auch ihre Mängel erklärbar sind, so wissen wir doch, in wie weiten Kreisen unseres Volkes, unten und oben, nur das Wort „Kirche“ ausgesprochen zu werden braucht, um eine Art Mißbehagen hervorzurufen. Man hat sich durch Kulturkampfdebatten und Aehnliches daran gewöhnt, die Kirchen als cratische Blöcke anzusehen, die man nicht beseitigen kann, die aber eigentlich nicht in die moderne Landschaft passen. Was gab dem Namen des Herrn v. Egidy so weiten Klang? Nicht am Wenigsten sein Protest gegen die Kirchen. Man läßt sich den einzelnen

Digitized by Google

Geistlichen meist ganz gern gefallen, man hat „stille Sympathie" für Jesus Christus, aber — die Kirche! Und trotz Allem muß ich ein gutes Wort ür die Kirche einlegen.

Die Kirche, soweit sie diejenige Institution ist, welche für religiöse Belehrung und Kultus sorgt, hat ohne Zweifel viel Veraltetes in sich. Man denke an das Gewimmel unabhängiger evangelischer Landeskirchen in Deutschland, an den Summepiskopat der Landesherren, an die geringe Beweglichkeit gegenüber dem Wachsen und Fluthen der Bevölkerung, an die Scheu, den sittlich-sozialen Aufgaben energisch nahe zu treten, wie sie kaum erst zu weichen beginnt. Dann denken wir an das Nebeneinander von Katholiken und Evangelischen, an die Verhandlungen über Kinder gemischter Ehen, an päpstliche Politik und an Jesuitenfrage. Kurz: die Kirche ist nicht so, als hätte sie heute ein glatter, kluger Kopf sich ausgedacht, sondern sie ist in langen Perioden gewachsen wie eine Kiefer, die sich durch Geröll und Steinwände hindurchzwängen muß und die darum etwas wunderlich, aber desto dauerhafter wächst. Keine Gewalt der Erde kann heute dieser Kiefer eine regelrechte Façon geben. Man muß sie nehmen, wie sie ist, und zusehen, wozu sie gerade so, wie sie ist, dienen kann. Vielleicht löst sich manche der alten Schwierigkeiten, wenn neuer Saft aus den Wurzeln aufsteigt. Wer weiß? Wir jedenfalls denken nicht daran, daß im jetzigen Augenblick große Auseinandersetzungen über Kirchenverfassung einen Zweck haben. Durch derartige Auseinandersetzungen würde man das Interesse der Theologen nur von dem Punkte ablenken, auf den in der gegenwärtigen Zeitlage Alles ankommt.

Wenn nun also im Wachsthum der Kirche äußerlich und vielleicht auch innerlich nicht Alles nach Wunsch beschaffen ist, so würde es doch ein unverzeihlicher Fehler sein, wenn man deswegen bei dem Blick auf die Zukunft unseres Volkes den geistlichen Stand außer Augen lassen wollte. Von den vier Fakultäten haben die Mediziner und die Lehrer aller Art weniger Veranlassung, sich zur sozialen Lage in bestimmte Stellung zu bringen. Ganz anders aber liegt die Sache bei den Theologen und Juristen. Ihre Stühle zittern mit beim Erdbeben, das unseren Volksboden durchrollt. Sie müssen früher oder später Farbe bekennen, ob sie Kapitalistenfreunde sind oder nicht, und zwar wird der Theologe im Allgemeinen eher seinen Platz suchen müssen als der Jurist. Ein Pfarrer, dessen Gemeinde zur Hälfte oder zu zwei Dritttheilen aus Sozialdemokraten besteht, kann auf die Dauer nicht in Indifferenz verharren. Er mag zuerst sprechen: mir sind alle Gesellschaftordnungen gleichgiltig, denn ich habe nur Jesus den Gekreuzigten zu predigen. Mit der Zeit wird ihn das Volk fragen, wie der Gekreuzigte zu Ausbeutung und Noth sich verhielt. Wenn er keine

Digitized by Google

Antwort giebt, so werden die Leute um ihn herumgehen, bis er die Antwort findet. Diese Antwort braucht nicht gleich ein neues Gesellschaftssystem zu versprechen, aber sie muß den festen Willen bekunden, der Armuth zu helfen. Eine derartige Fragstellung muß für die Geistlichen kommen. Ich begreife Diejenigen nicht, welche glauben, inmitten des großen Flusses der Dinge könne der Geistliche unverändert bleiben. Wenn er in großer Zeit nichts lernen würde, ja, dann dürfte man den Stab über ihn, nicht aber über das Christenthum brechen. Das Christenthum würde dann ringsum, neben und unter den Kirchen gedeihen. Doch wir sind der guten Zuversicht, daß die Geistlichkeit, insbesondere auf evangelischem Boden, bald ihre neue Aufgabe finden wird.

Welches ist die neue Aufgabe des Geistlichen? Soll er ein Volkslehrer der Nationalökonomie werden? Nein. Das soll er nicht und kann es in den meisten Fällen auch nicht. Aber er soll für seinen Kreis ein Prophet Gottes sein, ein Mann, der wirklich an den Jesus glaubt, der den Armen das Evangelium gepredigt hat. Er soll für seine Tagelöhner, Steinbrecher und Kleinbauern, für die Schuhmacher, Weber, Metallarbeiter und Kellner, für die Dienstmädchen, Nähterinnen und Verkäuferinnen, für das ganze Heer, das abhängig und mühsälig ist, für Alle, die nicht „Acker und Vieh, Haus und Hof, Geld und Gut" besitzen, er soll für diese Alle so leben, wie Jesus für die Fischer, Zöllner und kleinen Bauern Galiläas gelebt hat. Er muß die Interessen dieser Leute kennen, auch wo sie Gruppeninteressen, Klasseninteressen sind, und er muß mit ihnen zusammen über den Weg zur Besserung nachsinnen. Nur zu diesem Zweck verlangen wir vom Geistlichen ein gewisses Studium sozialdemokratischer und nationalökonomischer Literatur. Die Verhältnisse sind eben so komplizirt geworden, daß der Geistliche ohne derartige Lektüre die Strömungen im Volke nicht mehr verstehen kann. Um den „Gebildeten" begegnen zu können, haben die Theologen Philosophie und Aesthetik getrieben. Ist es im Geiste Jesu nicht noch wichtiger, um des breiten, großen, armen Volkes willen, Volkspsychologie und Gesellschaftkunde in Theorie und Praxis sich ernstlich und sorglich anzueignen?

Wer öfter Gelegenheit hat, mit Sozialdemokraten über Religion zu debattiren, weiß, wie unendlich groß das Mißtrauen gegen alle Pfaffen ist. Sie gelten einfach als Lohnknechte der kapitalistischen Klasse. Man glaubt ihnen nicht mehr, daß sie es mit dem armen Volke gut meinen. Diese Stimmung kommt in mündlichen Aeußerungen oft viel schärfer zum Ausdruck als in der sozialdemokratischen Presse. Mag nun auch in dieser Stimmung sehr viel unwahr sein, mag sie das gute Herz unzähliger Pastoren verkennen, so ist es doch eine Lebensfrage für den geistlichen Stand, ob er

Digitized by Google

dieses jetzt vorhandene Mißtrauen dadurch überwinden kann, daß er getreu die Sache der Armen zu seiner Sache macht. Er kann Das nicht, ohne sich mit den besitzenden Klassen in Spannung zu bringen. Es geht eben nicht, oben und unten zugleich gut Freund zu sein. Oder hat etwa der Herr Jesus dieses Kunststück fertig gebracht? Wollt Ihr es besser verstehen als er? Versucht es, wenn Ihr wollt!

Es handelt sich bei dem eben Gesagten weniger um eine neue Lehre als um eine neue Praxis der Kirche, es handelt sich weniger um Theologie als um religiöses Leben. Die Religion des Lebens Jesu wird und muß den geistlichen Stand erfassen. Wo sie es etwa schon gethan hat, desto besser. Und wenn wir beginnen, Alles vom Standpunkte der geringsten Brüder im Sinne Jesu anzusehen, dann wird auch die Kirchengeschichte Schätze herausgeben, die bis heute nur den Fachgelehrten bekannt sind. Was die Väter der Kirche über Reichthum, Armuth, Eigenthum, Zins, Gemeinschaftleben sagen, wird die Lust unseres theologischen Nachwuchses werden. Luthers Schriften über den Wucher werden von den Geistlichen als Breviarien benutzt werden, die fast tausendjährige Geschichte des Zinsverbotes wird kritisch und doch praktisch beleuchtet werden, kurz, man wird erst allmählich sehen, welche „Wolke von Zeugen" aus der Vergangenheit zu uns niedersteigt, wenn wir Ernst machen mit dem Christenthum der Hilfe.

Die treuen Lutheraner legen mit Recht viel Gewicht darauf, daß der Geistliche in seiner Sphäre bleibe und nicht dem Juristen oder Politiker ins Handwerk pfusche; er soll Wort und Sakrament verwalten. Damit sind wir völlig einverstanden. Der Geistliche soll das Wort treiben, aber nicht bloßes Kirchenwort, sondern Gotteswort, wie es durch den Mund Jesu kommt. Dieses Gotteswort soll er für die heutige Zeit eben so konkret, drastisch, aggressiv bieten, wie es Jesus für seine Zeit gethan hat. Eine allgemeine Liebespredigt halten ist leicht, aber zu predigen: wer zwei Röcke hat, der gebe Dem, der keinen hat, ist schwer. In dieser Art aber hat Jesus gepredigt. Das war und Das ist Gottes Wort.

Es scheint, als hätten wir zu lange von Kirche und Pastoren gesprochen, aber Das ist ja doch das Charakteristische an der christlich-sozialen Richtung, daß in ihr auch die Geistlichkeit in das Wasser der sozialen Frage hineinsteigt. Zuerst gingen die Leinweber in dieses Wasser, dann kamen die Metall- und Bauarbeiter, dann die gesammte städtische Industrie, dann die Kohlenleute und die kleinsten Handwerker, und nun steigen die Geistlichen, Lehrer und Bauern langsam und bedächtig in die Fluth, — und mit jedem neuen Zustrom von Menschen ändert sich zugleich auch Tonart und Geist der sozialen Bewegung.

Frankfurt a. M. Pfarrer Friedrich Naumann.

Digitized by Google

Die Theorie des Anarchismus.

Die sich mehrenden Mordanschläge und verbrecherischen Attentate, die in neuester Zeit von anarchistischer Seite ausgegangen sind, mußten in weiten Kreisen die Vorstellung erwecken, als ob man es beim Anarchismus nur mit einer Bande halbverrückter und verthierter Fanatiker zu thun habe. Es ist ganz in Vergessenheit gerathen — oder vielleicht niemals besonders weit bekannt geworden —, daß es eine Theorie des Anarchismus giebt, die eine hochbedeutsame Rolle in der Sozialphilosophie allezeit spielen muß; die zwar von diesen jetzigen Anarchisten nicht sowohl in eine fluchwürdige Praxis umgesetzt, als vielmehr in sich ganz und gar verzerrt und widersinnig gelehrt wird, die jedoch in ihrer reinen Gestalt als eine eigene Philosophie des gesellschaftlichen Lebens von der Sozialwissenschaft niemals ignorirt werden darf und von dieser bis jetzt noch nicht wissenschaftlich überwunden worden ist.

Wenn ich Dem gegenüber hier eine Darstellung und Widerlegung der Theorie des Anarchismus geben will, so wird es wünschenswerth sein, zuvor einige verbreitete Mißverständnisse zu heben, die einer vorurtheilslosen Würdigung der einschlägigen Fragen hindernd im Wege stehen.

Hierher gehört vor Allem eine Verwechselung oder Zusammenwerfung der anarchistischen Doktrin mit dem Sozialismus.

Es ist einer der landläufigsten Irrthümer unserer Tage, daß der Anarchismus nur eine besondere, weit vorgeschrittene Spielart des Sozialismus sei. In dem Grade fanatischer Erregtheit, meint man, oder in dem gewünschten Tempo des Vorgehens, vielleicht auch in den zur Anwendung zu bringenden Mitteln, da sei vielleicht einiger Unterschied zu entdecken; in der Sache aber laufe Beides auf das Gleiche hinaus.

Und doch ist diese Ansicht grundfalsch und sachlich ganz und gar indiskutabel. Auch Derjenige, der in den beiden genannten Richtungen, die sich heute in den Kulturländern westeuropäischer Gesittung überall gleichermaßen feindselig gegen die überlieferte Gesellschaftordnung wenden, nur verderbliche Krankheiten sehen will, würde mit der vorhin besprochenen Konfusion das gleiche naive Urtheil abgeben, als wenn er sagte: Cholera

Digitized by Google

und Gehirnentzündung sind Beides todbringende Uebel, also auf die selben Gründe zurückzuführen.

Der Sozialismus umspannt bekanntlich alle politischen Richtungen, deren Absicht eine planmäßige Rechtsorganisation der wirthschaftlichen Produktion auf dem Wege der Kollektivirung (Ueberführung in das Eigenthum der Gesellschaft) der Produktionmittel ist.

Während heutzutage die Erzeugung der für das Leben nöthigen, nützlichen und angenehmen Güter innerhalb der menschlichen Gesellschaft einzelnen Unternehmern überlassen ist, die in Ungebundenheit, Jeder für sich mit Lohnarbeitern, hervorbringen und auf den Markt werfen, was ihnen gut dünkt; während heute — nach dem Stichworte der Sozialisten — eine „anarchische" Produktionweise herrscht: so würde nach dem Grundgedanken der sozialistischen Rechtsordnung das wirthschaftliche Leben in planmäßig berechneter Art durch die hierfür organisirte Gesammtheit beherrscht und die ökonomische Produktion von großen Centralpunkten aus geleitet werden. Dabei könnten die Produktionmittel, der Grund und Boden, Fabriken und Maschinen, Handwerks- und Ackergeräth ꝛc., natürlich nicht dem Produzenten zu endgiltigem Rechte verbleiben, sondern wären in das Eigenthum der Rechtsgemeinschaft überzuführen, wie es heutzutage mit den res publicae (öffentlichen Sachen), als Straßen, Wegen, Plätzen, Brücken u. s. w., der Fall ist. Privateigenthum würde es nur an Konsumtionartikeln geben, während es an den Produktionmitteln rechtlich verboten sein würde.

Auf die Begründung dieses sozialistischen Postulates, insbesondere auf die von allen Seiten viel zu wenig gewürdigte materialistische Geschichtauffassung, ist an dieser Stelle nicht einzugehen; ich habe das Gesagte nur hervorgehoben, um es im Gegensatze zum Anarchismus vorzustellen und zur Klarheit über diesen Kontrast zu gelangen. Und da ist nun zu bemerken, daß nach den eben gemachten Andeutungen der Sozialismus sich *gegen den Inhalt* des bestehenden Rechtes, vor Allem gegen das überlieferte Privateigenthum an den Produktionmitteln, wendet; daß er eine Entwickelung anstrebt und begünstigt, die der rechtlichen Ordnung zwar eine andere Richtung ihrer Bestimmungen zuweist, den rechtlichen Zwang als solchen aber nicht nur aufrecht erhalten muß, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach, namentlich in etwaigen Uebergangsstadien, ganz erheblich verschärfen und in mannichfachster Hinsicht anspannen müßte.

Ganz anders der Anarchismus. Er wendet sich gegen die rechtliche Zusammenfassung überhaupt. Nicht deshalb ist ihm der jetzige soziale Zustand zuwider, weil die rechtlichen Satzungen in Demjenigen, was sie bestimmen, sich vergreifen, weil sie unpassend, veraltet und hinter der wirthschaftlichen Entwickelung zurückgeblieben seien, die sie hemmten, anstatt sie

Digitized by Google

zu fördern; sondern er feindet das Bestehende aus dem Grunde an, weil überhaupt eine Zwangsorganisation da ist.

Jeder irgendwelche Zwang, den ein Mensch auf den anderen oder auch ihrer viele gegenseitig auf einander ausüben, auch der sogenannte rechtliche Zwang, ist nach der hier behandelten Lehre in sich ein Unrecht und kann als solches niemals begründet werden. Recht und Gerechtigkeit sind nur Hirngespinnste; es sind Illusionen, denn alle angebliche rechtliche Anordnung kann gar nichts Anderes sein als rohe Macht jeweiliger Gewalthaber.

Welches Bild, so fragt der Anarchist, bietet denn Eure Rechtsordnung einer allgemeinen Betrachtung dar? Es ist doch einfach dieses, daß der eine Mensch zu dem anderen (auf die Zahl kommt es hierbei nicht an) befehlend sagt: Steh' und betrage Dich so und nicht anders, oder ich zwinge Dich zu Jenem und Du wirst schlecht behandelt. Von der kleinsten Polizeiverordnung an bis zu dem weittragenden Gesetz, dessen juridische Bedeutung erst an des Reiches Marken ihr Ende findet oder sogar im sogenannten Völkerrecht sie überschreitet, ist immer die gleiche Erscheinung von Zwangsbefehlen gegeben, die Menschen gegen Menschen erlassen. Wie ist Das begreiflich? Worin ist es berechtigt? lautet die Frage des Anarchisten. Gar nicht, antwortet er selbst. Es ist anmaßliche Gewalt, wenn mich Jemand gegen meinen Willen zu bestimmen sucht, und es verstößt in unversöhnlicher Weise gegen meine natürliche Freiheit — um so mehr, als man ja in diese überlieferte Zwangsorganisation hineingeboren wird, ungefragt und ungewünscht eintreten muß und darin zu verbleiben hat, bis man später mit unbegreiflicher Erlaubniß dritter Menschen vielleicht ausscheiden darf.

Aber soll denn Alles darunter und darüber gehen, wird man einwenden? Wird nicht damit eine allgemeine Unordnung angestrebt, in der die Menschen, wilden Thieren gleich, feindsälig kämpfend durcheinander laufen würden?

Eine in derartigen Fragen aufgestellte Vermuthung würde die Meinung der Theorie des Anarchismus nicht treffen. Denn dieser ist ganz und gar nicht zu verwechseln mit dem Zustande der Anarchie. Bei diesem wird gerade vorausgesetzt, daß ein wirklicher Staatsverband und eine bestimmte Rechtsordnung bestehen, diese aber ohnmächtig sind, sich in That umzusetzen und ihren Bestimmungen Realisirung zu verschaffen. Ein solcher trübsäliger sozialer Zustand, wie ihn jeder Bürgerkrieg leicht zeitigt, beispielsweise aber auch die Faustrechtsanarchie fast während des ganzen Mittelalters darstellte, bedeutet nun freilich nichts als Gewalt und feindsälige Rohheit, die eben unter dem Rechte und trotz des bestehenden rechtlichen

Digitized by Google

Zwanges geschieht: mit der Frage und dem Wunsche nach sozialer Organisation ohne Anwendung von Rechtsordnung und Staatsbefehl hat der Zustand der Anarchie in diesem Sinne nichts zu thun.

Die Theorie des Anarchismus fordert Ordnung im menschlichen Zusammenleben und erstrebt Harmonie des gesellschaftlichen Daseins; aber es soll eine andere Ordnung sein als die staatliche und es hat rechtlicher Zwang ganz und gar aus dem Spiele zu bleiben.

Wie hat man sich Dieses nun positiv vorzustellen? Welche anderen Möglichkeiten ordnender Organisation der menschlichen Gesellschaft verbleiben denn, außer der juristischen?

Die Antwort auf diese Fragen wird von der Theorie des Anarchismus nicht einhellig gegeben. Man findet in ihr vielmehr zwei verschiedene Richtungen, die für die Organisation des sozialen Lebens zwar gleichmäßig den Rechtszwang verwerfen, dafür aber zwei von einander abweichende Ordnungen fordern. Sie knüpfen jeweils an die Namen der beiden Männer an, auf welche eine positiv aufbauende Theorie des Anarchismus, in seiner Gegensätzlichkeit zur juridischen Zwangsordnung zuerst zurückführt, während der Zweifel: ob und wie die verbindende Geltung des Rechts überall zu begründen sei? — ja so alt ist wie die Geschichte der Rechtsphilosophie selbst.

Jene Autoren sind: Pierre Josephe Proudhon (1809—65) und der unter dem Pseudonym Max Stirner bekannt gewordene Kaspar Schmidt (1806—56).

Es giebt kaum einen sozialwissenschaftlichen Denker, über dessen Werth und Bedeutung die Ansichten in der einschlägigen Literatur so getheilt und auseinandergehend sind wie über Proudhon. Und diese Meinungverschiedenheit bezieht sich nicht nur auf seine Begabung und geistige Größe, die von eifrigen Verehrern eben so erhebend betont wird, wie sie von anderen, wie besonders von Karl Marx, geleugnet worden ist; sondern es besteht namentlich keine Einstimmigkeit über Verhältniß und Zusammenhang seiner Lehren.

Man weiß, daß Proudhon während seiner Schriftstellerlaufbahn eine ungemein lebhafte Entwickelung durchgemacht hat; und die Literarhistoriker theilen seine Gesammthätigkeit gewöhnlich in drei Perioden, deren erste mit der Februarrevolution abschließt, während die zweite die unmittelbar nächsten Jahre nach dieser umfaßt. Aber während Diehl, der eingehendste Biograph unseres Autors,*) zu dem Ergebnisse gelangt, daß in dem Ideengange des geistvollen Denkers innerhalb seiner Entwickelung so viele Schwankungen und oft ganz unvermittelte Meinungänderungen sich finden, daß die eine

*) Diehl, P. J. Proudhon. Seine Lehre und sein Leben I. Bd. (1888), II. Bd. (1890). Ferner im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Art. Proudhon (1893.)

Digitized by Google

Eigenthümlichkeit Proudhons, seine widerspruchsvolle Natur in augenfälliger Weise hervortrete: so versichert Mülberger,*) ein genauer Kenner und großer Bewunderer Proudhons, daß dessen Lehre trotz aller geistigen Evolution des Urhebers inhaltlich einen einheitlichen, eben so grandiosen wie logischen Gedankenbau von strenger Folgerichtigkeit darstelle. Daß sich eigenthümliche Differenzen und widersprechend erscheinende Lehren in den Schriften Proudhons finden, kann Mülberger nicht in Abrede stellen; aber ähnlich wie Justinian für sein Gesetzbuch fordert er, daß man nur in die Gründe der anscheinenden Antinomien mit tieferem Studium eindringen solle, um den angeblichen Widerspruch durch solche schärfere Erwägung in versöhnende Einheit aufzulösen.

Diese Sachlage erweist sich nun besonders kritisch hinsichtlich unseres Themas: der von Proudhon zuerst in positiver Schärfe aufgestellten Doktrin des Anarchismus. Auch hier findet sich, daß er in späteren Lebensjahren frühere Lehren widerruft oder auch ohne Dieses neue und widersprechende Sätze aufstellt. Die Theorie des Anarchismus gehört bei ihm den Schriften seiner ersten Periode an. Schon in seiner allbekannten Schrift „Qu'est-ce que la propriété? Ier mémoire. Recherches sur le principe du droit et du gouvernement" (1840) — mit der viel umstrittenen Formel „la propriété c'est le vol" — bekennt sich der Verfasser als Anarchisten; sodann aber entwickelt er in ausführlicher Darstellung eine eigene Theorie des Anarchismus in den beiden Werken „Les confessions d'un révolutionnaire" (1849) und „Idée générale de la révolution au XIXiéme siècle" (1851). In seinem zweiten literarischen Abschnitte aber veröffentlicht er sein Werk „Du principe fédératif" (1852), worin er erklärt, daß das Ideal des Anarchismus niemals verwirklicht werden könne, daß vielmehr die richtige soziale Organisation der Föderalismus sei. Hierunter versteht er eine weitgehende Decentralisation und eine Organisation in kleinen politischen Gruppen, die durch rechtlichen Föderalvertrag unter einer lediglich überwachenden und nur bei Zustimmung aller föderirten Regirungen dekretirenden Centralgewalt zu vereinigen seien.

Das Ideal ist also immer noch der Anarchismus. Aber in welchem logischen Verhältniß nun der Föderalismus zu jenem stehen solle, wird wiederum nicht klar. Mülberger mag auch hier Recht haben, wenn er im Allgemeinen bemerkt, daß gewisse Voraussetzungen, mit denen wir in Deutschland an die Werke der Denker heranzutreten pflegen, bei dem besprochenen Schriftsteller nicht zutreffen. „Proudhon ist immer aktuell. Er hat stets die innigste Fühlung mit der lebendigen Gegenwart; er reibt sich beständig

*) Mülberger, Studien über Proudhon (1891).

Digitized by Google

an ihr; wo sich ein Problem aufwirft, sofort ist er zur Stelle; er erfaßt es zunächst in der Beleuchtung, welche die Gegenwart ihm zuweist; gräbt dann von hier aus in die Tiefe, wirft einige Goldklumpen von Gedanken heraus und nagelt schließlich das Resultat in irgend einer Formel fest, die den Leser, welcher seine Art, vorwärts zu schreiten, nicht kennt, mehr verblüfft als überzeugt, mehr blendet als erhellt."

Unter so bewandten Umständen und in weiterer Erwägung, daß die anarchistische Gedankenreihe Proudhons für die Entwickelung des Anarchismus überhaupt von grundlegender Bedeutung geworden und geblieben ist, und man in der einen Richtung der Theorie des Anarchismus, mit mehr oder weniger Recht stets auf Proudhonsche Ausführungen zurückgeht, ohne sich darum zu bekümmern, daß ihr Urheber selbst später wesentliche Modifikationen aufgestellt hat, — so bitte ich, diese sachlich interessante Erwägung für sich systematisch ausführen zu dürfen.

Es ist also keine Zeichnung von Proudhons Lehre überhaupt, noch eine aus dem Zusammenhange seiner Philosophie fließende Einzeldoktrin, die ich gebe, ja ich möchte uns auch gar nicht in die Fülle von Kontroversen über Auslegung und mögliche Vereinigung von verschiedenen Stellen seiner Werke verstricken. Wir wollen vielmehr die von ihm ausgesprochenen Gedanken benutzen, um systematisch die eine Möglichkeit der Erwägung anarchistischen sozialen Lebens vorzustellen, selbst auf die Gefahr hin, die historische Exaktheit dadurch nicht unwesentlich zu verletzen, daß wir eine unklare und vielleicht nicht ausgedachte Deduktion von uns aus klären und vervollständigen. Für den systematischen Werth eines Gedankens ist die Frage von seiner geschichtlichen Entstehung ganz gleichgiltig, und seine Fruchtbarmachung für unseren wissenschaftlichen Aufbau kann durch entscheidende Loslösung aus historischen Zufälligkeiten nur gefördert werden.

Jene Gedankenreihe, deren Erwägung von bleibendem Werthe für den Sozialphilosophen sein muß, ist nun die nachstehende.

Für das Zusammenleben der Menschen besteht eine natürliche Ordnung. Der menschliche Verkehr, die wirthschaftliche Produktion und aller Handel und Wandel, würden schon an und für sich nach gewisser zu Grunde liegender Gesetzmäßigkeit sich abwickeln und in dem Falle, daß man sie absolut frei und ungestört gewähren ließe, in einer naturgemäßen Harmonie sich vollziehen. Diese naturgesetzliche Ordnung des gesellschaftlichen Daseins der Menschen würde also der Art nach eben so vorgestellt werden müssen wie diejenige des Bienenschwarmes, eines Ameisenvolkes oder des oft bewunderten Biberstaates. Und wie bei diesen Thieren Ordnung und Harmonie dadurch herrscht, daß sie nur den permanenten Naturgesetzen ihrer Vereinigung folgen, so besteht auch für das menschliche soziale Leben

Digitized by Google

eine natürliche Gesetzmäßigkeit; — nur der Unterschied ist zwischen beiden Klassen der genannten Gemeinschaften vorhanden, daß der Mensch die Gesetze seines Gesellschaftlebens wissenschaftlich zu erkennen im Stande ist, während den Thieren Dieses abgeht.

Diese Gesetzmäßigkeit tritt in der natürlichen Harmonie der sozialen Funktionen zu Tage; ihr ist die menschliche Gesellschaft in gleicher Weise unterworfen wie der einzelne Organismus. So wie das Herz pulsirt, die Lunge athmet, so giebt es auch soziale Funktionen, die sich in den einzelnen Akten des geschäftlichen Verkehres, der Erzeugung und des Umsatzes wirthschaftlicher Güter, darstellen. Es ist dieser menschliche Verkehr, alle Produktion irgend welcher Art, der stete Austausch von Sachgütern und Arbeit, das ganze Getriebe des Handels und Wandels, das bei all' seinem tausendfältigen Durcheinandergehen und gegenseitigem eingreifenden Sichberühren, bei seiner anscheinend wirren Ausgestaltung und Regellosigkeit in der That doch einer festen einheitlichen Gesetzlichkeit untersteht. Man braucht sie, meint Proudhon, nur zu suchen und in ihren Einzelgesetzen wissenschaftlich klar zu legen.

Wenn also bereits eine natürliche Ordnung des menschlichen Zusammenlebens besteht, sofern man nur die gemeinsam lebenden Menschen in freier Thätigkeit wirthschaftliche Güter erzeugen, vertreiben und austauschen läßt, so ist eine besonders eingreifende rechtliche Organisation ganz und gar überflüssig, ja sogar schädlich. Denn da diese doch etwas Anderes sein will als die Naturregeln des sozialen Lebens, so muß sie nothwendig in dessen naturgemäße Ordnung zerstörend eingreifen und jene Harmonie vernichten, unter der sich alle Menschen in Gleichheit und Freiheit gegenüberstehen. Die rechtliche Regelung des Zusammenlebens bedingt deshalb unvermeidlicher Weise Privilegirung Einzelner, Druck und Ausbeutung des einen Rechtsgenossen durch den anderen; und wenn die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, sagt Proudhon, Diebstahl ist, so ist die Regirung des Menschen durch den Menschen Sklaverei.

Indem die Thätigkeitsphäre jedes Bürgers durch die natürliche Theilung der Arbeit und durch die Wahl des Nahrungszweiges, die Jede trifft, bestimmt ist, indem die sozialen Funktionen in einer solchen Verbindung zu einander stehen, daß sie eine harmonische Wirkung hervorbringen, entsteht die Ordnung aus der freien Thätigkeit Aller; es giebt keine Regirung. Wer Hand an mich legt, um mich zu regiren, ist ein Usurpator und Tyrann; ich erkläre ihn für meinen Feind. (Bekenntnisse eines Revolutionärs.)

Diese Auffassung findet Proudhon durch die Geschichte belegt. Die staatlichen Regirungen seien zwar aus der natürlichen Grundlage der

Digitized by Google

Familienverbindung erwachsen; aber sie hätten sich immer auf die Seite der Reichen gegen die Armen gestellt und je länger desto stärker die privilegirenden Unterschiede und die Ungleichheit, und damit Unfreiheit, unter den Menschen betont.

Die Idee der Regirung, sagt er in seiner „Idée générale", stammt von der Familie; sie entstand aus den Sitten der Familie und den häuslichen Gewohnheiten; kein Widerspruch wurde damals laut, die Regirung schien der Gesellschaft eben so natürlich, wie das Verhältniß zwischen dem Vater und seinen Kindern. — Die Erfahrung zeigt in der That, daß immer und überall die Regirung, wie volksthümlich sie auch in ihrem Ursprunge gewesen sein mag, sich auf die Seite der gebildetsten und reichsten Klasse und gegen die ärmste und zahlreichste Klasse gestellt hat; daß sie, nachdem sie sich anfangs sehr liberal gezeigt, sich immer mehr exklusiv gestaltet hat; endlich, daß sie, anstatt die Freiheit und die Gleichheit unter Allen aufrecht zu erhalten, hartnäckig daran gearbeitet hat, sie zu vernichten durch ihre natürliche Hinneigung zum Privilegium.

Demnach kommt Alles darauf an, jetzt, nachdem die beschriebene Erkenntniß gewonnen worden ist, die Rechtsordnung dadurch zu beseitigen, daß man sie überflüssig macht, indem man die natürliche harmonische Ordnung des freien Verkehrs bewirkt. Man muß das Prinzip dabei festhalten, daß man die Arbeit nicht organisiren dürfe, daß sie Dies nur selbst vollbringen könne. Darum ist nöthig, daß Jeder dahin sein Selbstherrscher wird, daß an Stelle der seitherigen politischen Gewalten die ökonomischen Kräfte treten. Anstatt der Gesetze seien freie Verträge anzunehmen, die von den Mitgliedern der einzelnen — nicht-rechtlichen — frei gebildeten Vereinigungen unter einander auf der Grundlage geschlossen werden, daß Niemand gegen seinen Willen unter der Autorität irgend einer Gemeinschaft steht und ökonomisch unbedingt freie Schaffung und ungehinderter Austausch der Produkte herrscht.

Ist Dieses nun überhaupt möglich? Und in welcher Art und Weise würde zwecks Erreichung des Zieles vorzugehen sein?

Proudhon hat in der Zeit seiner vollen Anhängerschaft an den Anarchismus nicht nur die erste Frage bejaht, sondern auch die zweite bestimmt zu lösen gesucht. Das Mittel sollte seine viel besprochene Tausch- oder Volksbank werden. Ich hebe nur die hier interessirenden Grundzüge des Projektes hervor.

Nach diesem sollte durch ein „mutualistisches" System der Tausch- und Kreditverkehr dahin auf eine ganz neue Basis gestellt werden, daß das Geld abgeschafft und jeder Zins beseitigt wurde. Die an der Volksbank theilnehmenden Produzenten sollten ihre Erzeugnisse, als Kleidung, Nahrung-

Digitized by Google

mittel, Möbel, Luxusartikel ꝛc., bei der Bank abliefern, die durch Taxatoren die Preise dieser Waaren kontroliren und feststellen ließ. Dabei sollten aber nur die auf die Herstellung verwandte Arbeitzeit und die Auslagen berechnet werden; auf Gewinn in jeder Form war zu verzichten. Der Lieferant erhielt für seine Waare Tauschbons, für die er dann andere Gegenstände der Bank entnehmen konnte. Indem die Bank außerdem ihren Kunden unentgeltlich Darlehn gewährte, sollte Geld und Zins fallen, der Verkehr sich allmählich nur noch mit jenen Tauschzetteln vollziehen, und so die von Proudhon untergelegte naturgemäße Harmonie des sozialen Verkehrs eintreten. Mein Bankprojekt, sagt er an einer von Diehl mit Recht mehrfach hervorgehobenen Stelle, war nichts Anderes als eine Erklärung, daß die Staatsgewalt das Recht zur Existenz verloren habe. Ich schlug eine Einrichtung vor, deren Gelingen zur Folge gehabt hätte, daß die ganze Regirungmaschine allmählich beseitigt worden wäre. Der Staat war nichts mehr mit seiner Armee von 500 000 Menschen, mit seiner Million von Beamten, mit seinem Budget von zwei Millionen.

Die hiernach im Februar 1849 zu Paris eröffnete Volksbank, an der schon bei der Begründung über 12000 Produzenten theilnahmen, wurde durch eine wegen politischen Vergehens von Proudhon zu verbüßende Freiheitstrafe in ihrer Durchführung gehemmt und alsbald zur Auflösung gebracht. Uns interessirt nun hier nur der theoretische Kern der Bestrebungen jenes Sozialpolitikers.

Die Meinung von einer natürlich bestehenden Harmonie als der gesetzmäßigen Grundlage des sozialen Lebens ist unzutreffend.

Wenn es bislang noch nicht hat gelingen wollen, über die erörterte Richtung des Anarchismus allgemein zur Klarheit zu gelangen oder sie in überzeugender Widerlegung zu treffen, so mag Dies seinen Hauptgrund darin haben, daß man überall den Begriff des sozialen Lebens, als des hier zu erforschenden Gegenstandes wissenschaftlicher Betrachtung, keineswegs klar eingesehen und gefaßt hat. Anstatt ihn lediglich darauf zu stellen, daß es ein Inbegriff *geregelter* Wechselbeziehungen unter Menschen sei, schwebt den hier gemeinten Schriftstellern dabei mehr oder weniger bewußt ein irgendwelches Etwas *natürlichen* Charakters vor, mit der grundfalschen Unterstellung, als ob das soziale Leben zwar durch Regulirung der Menschen vielleicht in Einigem beeinflußt werden könnte, — während es in der That überhaupt erst unter der Voraussetzung menschlich gesetzter Regeln Sinn hat und besteht.

Ich verbleibe heute bei dem Gedankengange, zu dem speziell *Proudhon* anregt.

Es ist bis jetzt ganz und gar nicht gelungen, die Naturantriebe für

Digitized by Google

das Verhalten eines Menschen Anderen gegenüber in einem allgemeingiltigen Gesetze erkennend zusammenzufassen und für die unendliche Masse natürlicher Triebfedern mit einheitlichem Gesichtspunkte eine gesetzmäßige Einsicht zu erhalten; und man darf billig bezweifeln, ob man Dem jemals in einer nennenswerthen Weise anders wird Genüge thun können.

Aber selbst wenn man für das Triebleben zusammenhausender Menschen feste Naturgesetze ihres Benehmens gegen einander gefunden oder diese gar in einheitlicher Harmonie aufgestellt hätte, also daß das Ganze einer menschlichen Gesellschaft einem Ameisenhaufen gleich und ähnlich sich ausnehmen würde, — so könnte es doch das Problem nach dem Begriffe des sozialen Lebens der Menschen nicht erschöpft haben. Denn so viel ist sicher und feststehend, daß man niemals in der von uns überblickten Geschichte bei derartigem Beisammensein stehen geblieben ist, sondern den rohen Stoff natürlichen Nebeneinanderbestehens durch menschliche Regulirung, so zu sagen, technisch bearbeitet hat. Davon kommt auch Proudhon mit seinem freien Austauschverkehr nicht los. Denn in jedem Vertragsschluß irgend welcher Art liegt schon von selbst eine Modifizirung und eine Bestimmung des Naturlebens des einzelnen Menschen. Wenn Das genügte, wie bei Bienen und Bibern, so brauchte man keine Versprechungen und Bindungen, wie solche nothwendig in jedem Vertragsschlusse liegen müssen. Hierdurch aber wird in der That im menschlichen Verkehre erst die Zukunft gesichert; indem Rechte und Pflichten begründet werden, die doch nur unter der Voraussetzung einer gesetzten Regel des erwarteten Verhaltens der betreffenden Menschen Sinn und Begriff finden. In geregelten Wechselbeziehungen der Menschen ersteht nun eine neue Welt, eine besondere Art von Objekten einer eigenen wissenschaftlichen Untersuchung und Erforschung, sowohl nach der Seite hin, was sie sind und bedeuten, als auch in der Richtlinie, ob sie, die in ihrer Eigenart lediglich menschlicher That entstammen, so, wie sie sind, auch sein sollten. Aus einfachen Verhältnissen und primitiven Vertragsbindungen zweier einander seither vielleicht ganz fremder Menschen wächst die Regelung des Zusammenlebens verwickelt empor: ein weites unsichtbares Netz breitet sich regulirend über der Menschen Getriebe aus und führt die mannichfachen Fäden, die von dem Einen zu Anderen bindend laufen, zu einheitlicher Ordnung hin; so erhält man allererst den Begriff des sozialen Lebens, gerade als eines bewußten Gegensatzes zu bloßem natürlichem Triebleben.

Es mag wiederholt werden, daß diese Naturantriebe bis jetzt durchaus nicht in Gesetzmäßigkeit erkannt und dargelegt sind, am Wenigsten von Proudhon selbst, der die natürliche Harmonie und Ordnung in ganz dogmatischer Weise unbewiesen aufgestellt hat. Von einer Ordnung des menschlichen

Digitized by Google

Zusammenlebens, abgesehen von derjenigen, die durch normirende Regelung konstituirt wird, wissen wir also nichts. Aber es muß auch betont werden, daß, wie immer man sich ein solches „naturgemäßes" Beisammensein vorstellen mag, ein kultureller Fortschritt in einem Zurückgehen darauf gerade nicht gefunden werden kann; so wenig wie in dem Verzichte auf die wissenschaftlich-technische Beherrschung der Natur überhaupt. Es kann sich von diesem Standpunkte aus nur darum handeln, eine rechte und gute Regulirung natürlicher Triebe zu erhalten; nicht aber darum: alle Regulirung kurzer Hand zu beseitigen.*)

Soweit sich die Theorie des Anarchismus auf Proudhon zurückführen läßt, erscheint sie in ihrer Aufstellung einer von Natur bestehenden harmonischen Ordnung des ungeregelten Zusammenlebens der Menschen ganz und gar unbewiesen; in der Meinung, daß man bei völlig freien Vertragsschließungen nicht ganz von selbst schon eine Regulirung des menschlichen Verhaltens einführe, unklar und inkonsequent; und darum in der Forderung der Abstreifung und Vernichtung aller von Menschen gesetzten Regeln für das soziale Leben durchaus unbegründet.

Halle a. S. Professor Rudolf Stammler.

*) „Man denke sich eine Herde wilder Pferde — und man wird auf vollendete Freiheit, gleichen Antheil aller an allen Rechten, in einem Worte auf vollsten Kommunismus stoßen; dafür ist aber eine Entwickelung hier nicht möglich, denn zur Entwickelung ist es erforderlich, daß es dem einen Theile bedeutend besser, dem anderen schlechter ergehe; die ersten schreiten dann auf Kosten der zweiten fort, denn die Natur kennt keine Schonung, wenn es gilt eine Entwickelung zu fördern." — So der russische Sozialist Alexander Herzen (1812—1871). Aber auch hier ist im Gedanken der sozialen Entwickelung die Ordnung durch Regeln vorausgesetzt, nach denen sich das „besser oder schlechter ergehen" doch erst bestimmt. Diese Regulirung ist es, welche die Bedingung und den Hebel des gesellschaftlichen Fortschrittes überhaupt abgiebt. Die Berufung auf „die Natur" als Ausdruck des Kausalitätgesetzes genügt dabei nicht. Denn bei ausschließlicher Verwendung von Ursache und Wirkung betreffs der einzelnen Erscheinungen erhielte man den Begriff der Entwickelung zu etwas Vollkommnerem gar nicht, da dieses nur unter der Erwägung nach Zwecken gefaßt werden kann; die Entwickelung im Sinne des Fortschrittes ist ohne ideales Ziel, auf welches hin „die Entwickelung fortschreitet", begrifflich gar nicht denkbar. — Ueber das sonstige Verhältniß Herzens zu dem ihm vielfach nahestehenden Proudhon vgl. Sperber (Hans v. Rosen) Die sozialpolitischen Ideen A. Herzens (1894), bes. S. 80 ff.

Digitized by Google

Der chilenische Bürgerkrieg.

In Nr. 61 der „Zukunft" befindet sich ein Artikel des Herrn Dr. Polakowsky über den chilenischen Bürgerkrieg. Da dieser Artikel meinen Aufsatz über den selben Gegenstand im Februarheft der Preußischen Jahrbücher vom Jahre 1892 einer herben Kritik unterzieht, sehe ich mich zu folgenden Bemerkungen veranlaßt.

Meine Schilderung des chilenischen Bürgerkrieges verdankt ihren Ursprung nicht, wie Herr Dr. Polakowsky anzunehmen scheint, Studien über Chile, sondern meinem Aufenthalt in Chile. Vom sechsten März 1889 bis zum sechsten April 1891 habe ich dort gelebt, also gerade während einer Zeit, die für das Verständniß der Revolution in erster Linie in Betracht kommt. In dieser Zeit habe ich keine Gelegenheit in Santiago, Valparaiso und Concepcion unbenutzt gelassen, um mich bei Chilenen sowohl wie bei Deutschen, die lange im Lande ansässig und als Kenner des Landes bekannt waren, über die sozialen und politischen Verhältnisse des Landes zu unterrichten. Nach meiner Rückkehr in die Heimath bin ich von befreundeter Seite fortlaufend über die Ereignisse belehrt worden. Auf Grund solcher Erfahrung habe ich in den Preußischen Jahrbüchern ein Bild von dem chilenischen Bürgerkrieg entworfen, von dem ich behaupten darf, daß es in allem Wesentlichen die Ansichten der überwiegenden Mehrzahl der in Chile lebenden Deutschen und zugleich die der angesehensten und in Bezug auf deutsche Verhältnisse nationalgesinnten wiederspiegelt. Wie sehr Dies im Besonderen hinsichtlich des Herrn Emil Körner zutrifft, geht daraus hervor, daß ihm am 21. September 1891 von der deutschen Kolonie in Santiago ein glänzendes Festmahl gegeben wurde. Es kann also die kaiserliche Ordensauszeichnung dieses um die Hebung des deutschen Ansehens in Chile so verdienten Mannes nur einem weit verbreiteten Wunsche entgegengekommen sein.

In eine Auseinandersetzung mit Herrn Dr. Polakowsky über den chilenischen Bürgerkrieg einzutreten, liegt mir völlig fern; einmal, weil das Bild, das ich von den sozialen Verhältnissen in Chile gewonnen habe, mit dem Bilde, das sich Herr Dr. Polakowsky von jenen Verhältnissen gemacht hat, zu geringe Aehnlichkeit besitzt, und dann, weil es an Entgegnungen auf seinen Artikel, der in Chile kein geringes Aufsehen machen muß, nicht fehlen wird. Auch die Art seiner Kritik meines Aufsatzes, die einzelne Sätze aus dem Zusammenhange reißt und nicht im Sinne des Verfassers deutet, nöthigt mich nicht zu längerer Vertheidigung. So faßt z. B. Herr Dr. Polakowsky meinen Ausspruch: (Aber) mit der Niederlage Balmacedas zogen Ruhe und Ordnung wieder ein" so auf, als ob ich gesagt hätte: „Unmittelbar nach der Schlacht bei la Placilla waren Ruhe und Ordnung wieder da" und benutzt zur Widerlegung die Pöbelexzesse in Santiago am Tage nach jener Schlacht, an welchem noch keine Kongreßtruppen in Santiago vorhanden waren. Nun steht aber jener Satz bei mir in der Einleitung und dient mit zu kurzer Charakterisirung der Verschiedenheit der argentinischen und chilenischen Entwickelung. Jene Pöbelexzesse werden an der geeigneten Stelle besprochen, können also unmöglich als Beweismittel herangezogen werden, zumal derartige Exzesse selbst vor dem Bürgerkriege in Chile vorgekommen sind.

Wer sich für die chilenischen Wirren interessirt, sollte es bei der Lecture des Polakowskyschen Artikels nicht bewenden lassen, sondern auch das kleine Buch des Herrn Hugo Kunz über den Bürgerkrieg in Chile zur Hand nehmen.

Digitized by Google

Wenn man sieht, wie Herrn Dr. Polakowsky Balmaceda ein Märtyrer-Präsident ist, unter dessen Szepter Ruhe und Ordnung blühen, während Großfinanz und Börse sich gegen ihn verschworen haben, und wie Herr Hugo Kunz an Balmaceda kaum ein gutes Haar läßt, seine Diktatur als eine blutige Herrschaft der schlimmsten Leidenschaften schildert und seine Gegner zu idealen Freiheitheldenbe macht, so wird man sich fragen müssen, ob bei zwei so extrem urtheilenden Autoren die scharfe, verletzende Aeußerung im Polakowskyschen Artikel über Herrn Kunz, der sich übrigens durch seine statistischen Arbeiten über die deutschen Kolonien in Chile große Verdienste erworben hat, gerechtfertigt ist.

Münster i. W. Professor R. von Lilienthal.

Antwort.

Sehr geehrter Herr Harden,

für Ihre Bereitwilligkeit, ein Wort der Erwiderung aus meiner Feder aufzunehmen, sage ich zunächst besten Dank. Zur Sache selbst will ich mich kurz fassen. Daß die große Mehrzahl der reichen Ausländer, besonders der Engländer und Deutschen, in Chile auf Seiten der Revolution standen, ist mir bekannt, ändert aber an den historischen Thatsachen gar nichts. Balmaceda wollte die Interessen der Chilenen wahren, ihnen und nicht dem auswärtigen Handel und Kapital die Erträge des Landes mehr als bisher erhalten. Dadurch verdarb er es mit vielen im Lande ansässigen fremden Kaufleuten und mit den Banken und den mächtigen, von ihnen abhängigen Kreisen. Es handelt sich aber nicht darum, wie die Mehrzahl der Ausländer, sondern die der Chilenen selbst über die chilenische Revolution denken, resp. sich zu ihr stellten. Ich bin stets bestrebt gewesen, meinen Lesern Thatsachen und nicht meine Ansicht über Ursprung, Verlauf und Ausgang des Bürgerkrieges von 1891 mitzutheilen. Wie richtig die von mir gemachten Angaben sind, zeigt ein aufmerksames Studium der Anklageschrift gegen das Ministerium Claudio Vicunna, die Antwort des Herrn Deputirten Frias Callao (Buenos Aires, Impr. Tribuna, 1892), das Urtheil des Senates von Chile vom 28. September 1893 und die Antwort des Herrn Claudio Vicunna (Buenos Aires „El Corres Español", 1893), und die besonders zu empfehlende, vor einigen Wochen erschienene Broschüre des Herrn J. M. Valdes Carrera (Finanzminister Balmacedas): La condenacion del Ministerio Vicuña. Paris Impr. Universal. 1893. Und ganz dringend empfehle ich Herrn von Lilienthal und allen Lesern, die sich ein unparteiisches Urtheil über den Bürgerkrieg bilden wollen, das mit vornehmer Ruhe geschriebene Buch des Herrn Joacq. Villarino, des früheren Rektors des National-Institutes: José Manuel Balmaceda, el ultimo de los presidentes constitucionales de Chile. Barcelona, Domenech & Comp., 1893.

Herr von Lilienthal beklagt sich, daß ich nur einzelne Sätze aus dem Zusammenhange gerissen habe. Diesen Vorwurf kann ich mit dem Hinweise erledigen, daß ich eine Broschüre von drei bis vier Bogen schreiben müßte, um alle Angaben des Herrn von Lilienthal kritisch zu prüfen. Wie „Ruhe und Ordnung" in Chile vom 27. August 1891 an zur Wirkung gekommen sind, zeigt das Studium der inneren Politik, zeigt die unleugbare Noth und steigende Verarmung der großen Majorität, die stets fürchterlicheer drohende Unzufriedenheit der Massen und die schlimme finanzielle Lage der Regirung.

Digitized by Google

Herr v. Gutschmid schreibt am Schlusse des Weißbuches sehr richtig: „Ein untrüglicher Barometer für die in kaufmännischen und Börsenkreisen herschende Stimmung bildet in Chile der Stand des Wechselkurses auf Europa.“ Nun, dieser stand nach den letzten Nachrichten (14. Dezember 1893) 11⅞ d., während er zur schlimmsten Zeit des Bürgerkrieges 15 d. betrug.

Nur annähernd ähnliche Exzesse wie die von Ende August 1891, wo über 500 Familien in Santiago und anderen Orten völlig ausgeplündert wurden, die Plünderer — und besonders die Leiter und Anstifter — aber straflos blieben, sind in Chile, diesem mit Recht als Musterrepublik bezeichneten Freistaate, früher nie vorgekommen. Hr. v. L. muß die von blinder Rachsucht und Wuth eingegebenen Dekrete vom September 1891), erlassen gegen alle die Männer, die der Regirung Balmacedas treu geblieben waren, nicht kennen, sonst dürfte er unmöglich behaupten, daß die neue Regirung Ruhe und Ordnung hergestellt habe. Sie brachte über viele tausend, ehrenhafte, altgediente Beamte und Soldaten, die nur ihre Pflicht erfüllt hatten, namenloses Elend.

Deshalb kann auch das unglückliche Land nicht zur Ruhe kommen, wie die letzten Depeschen wieder gezeigt haben.

Sehr einverstanden bin ich mit der Empfehlung der Lecture des Buches des Herrn Hugo Kunz. Ich habe dem in Nr. 61 Gesagten nur noch Folgendes hinzuzufügen. Ganze Kapitel des Buches sind aus den „Deutschen Nachricht.“ (Valparaiso) und der „Köln. Ztg.“ tendenziös abgeschrieben. Bleiben wir nur bei dem ersten Akte der „Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung“, bei der Plünderung von Santiago. Hr. Kunz schlachtet den Bericht der „Köln. Ztg.“ v. Nr. 829 (Jahrg. 1891) vollständig aus (S. 149 bis 153), läßt aber folgende Stellen fort: „Die Plünderung war offen und ehrlich von der neuen Regirung dem Volke erlaubt worden — bis 5 Uhr abends,“ — „Wenn Jemand verantwortlich zu machen ist für diese Plünderung, so ist es nicht Balmaceda, wie jetzt zuweilen zu hören ist, sondern die provisorische Regirung des Generals Baquedano, welcher die Polizei und Soldaten, deren genug in Santiago vorhanden waren, nicht zur Aufrechterhaltung der Ordnung benutzte.“

Noch ist zur Information der Leser des Buches des Herrn Kunz hinzuzufügen, daß dieser selbe Herr im Dezember 1890 mit Subvention der Regirung des selben Balmaceda, an dem er — wie Hr. v. L. ganz richtig schreibt — in seinem neuesten Opus (von dem die siegreiche Regirung, nach Einsicht in den „gesinnungtüchtigen Inhalt“ des Manuskriptes, gleich 2000 Exemplare vorweg bestellt hat, behufs unentgeltlicher Vertheilung in Deutschland) „kaum ein gutes Haar“ läßt, ein anderes Buch herausgab. Es führt den Titel: „Chile und die deutschen Kolonien, Leipzig, Kommiss.-Verlag von Jul. Klinkhardt.“ In diesem, in vieler Beziehung sehr guten Buche, sagt Herr Kunz in der Einleitung, daß sich Chile „seit jeher“ vortheilhaft durch eine kräftige und einsichtvolle Regirung ausgezeichnet habe, und rühmt weiter die dauernde und sichere innere Ruhe des Landes. Und auf S. 33 stellt er die Verdienste des D. Jose Manuel Balmaceda um Chile kurz und sehr treffend zusammen. Mit diesem Kommentare kann die von den Vertretern Chiles in Deutschland geübte Vertheilung des Buches des Herrn Kunz nur zur baldigen gerechten Beurtheilung des unseligen Bürgerkrieges von 1891 (auch durch unsere liberale Presse) beitragen.

Es grüßt Sie Ihr herzlich ergebener

Dr. H. Polakowsky.

Digitized by Google

Jenseits des Grenzpfahls.

Liebe fragt nicht nach der Kaste, noch hemmt den Schlaf ein zerbrochenes Bett. Wer die Liebe sucht, der verliert sich selbst.

Hindu-Sprichwort.

Der Mensch sollte, was auch geschieht, bei seiner eigenen Kaste, Rasse und Zucht bleiben. Die Weißen sollten es mit den Weißen halten und die Schwarzen mit den Schwarzen. Wenn sich dann doch ein Unheil ereignet, so liegt es im gewöhnlichen Lauf der Dinge — und erscheint weder plötzlich noch fremdartig noch unerwartet.

Dies ist die Geschichte eines Menschen, der eigenwillig die sicheren Schranken der decenten alltäglichen Gesellschaft verließ und schwer dafür büßen mußte.

Er wußte erstens zu Vieles, und zweitens sah er zu Viel; er nahm überhaupt ein zu tiefes Interesse am Leben der Eingeborenen, — aber er wird Das nie wieder thun.

Tief im Herzen der Stadt, hinter Jitha Megjis Bustee*), liegt Amir Naths Gully**), die an einer kahlen, von einem einzigen Gitterfenster durchbrochenen Mauer endet. Am Eingang der Gully liegt ein großer Kuhstall und die Mauern zu beiden Seiten der Gully sind ganz ohne Fenster. Weder Suchet-Singh noch Gaur Chand lieben es, daß ihr Weibervolk in die Welt schaue. Wenn Durga Charan ihrer Ansicht gewesen wäre, so wäre er heute ein glücklicherer Mensch und die kleine Bisesa würde ihr eigenes Brot kneten können. Aus ihrem Zimmer sah man durch das vergitterte Fenster in die enge dunkle Gully, in welche nie ein Sonnenstrahl fiel und wo sich die Büffel im tiefen Schlamme wälzten. Sie war eine Wittwe, etwa fünfzehn Jahre alt, und betete Tag und Nacht zu den Göttern, sie möchten ihr einen Liebsten senden, denn sie fand keine Freude daran, einsam zu leben.

Eines Tages kam der Mann, von dem ich erzählen wollte — er hieß Trejago — auf einer ziellosen Wanderung in Amir Naths Gully; er ging an den Büffeln vorbei und stolperte über einen großen Haufen von Viehfutter.

Da erst bemerkte er, daß die Gully in eine Sackgasse endete, und zugleich hörte er ein leises Lachen aus dem Gitterfenster. Es war ein zierliches kleines Lachen, und da Trejago wußte, daß in allen praktischen Fällen die alten Märchen der tausend und einen Nacht die besten Wegweiser sind, so trat

*) Hindostanisch, gleich Hürde.

**) Vertiefung, um den Regen aufzunehmen.

Digitized by Google

er ans Fenster und flüsterte jene Strophe aus dem „Liebesgesang Har Dyals", der mit folgenden Worten anfängt:

„Kann ein Mensch aufrecht stehen im Angesicht der unverhüllten Sonne; oder ein Liebender in der Gegenwart seiner Geliebten?

Wenn meine Füße unter mir wanken, o Herz meines Herzens, bin ich zu tadeln, da mich der Glanz deiner Schönheit blendet?"

Das leichte Klirren von Frauenarmbändern ertönte hinter dem Fenster und ein feines Stimmchen setzte den Gesang bei der fünften Strophe fort:

„Wehe mir, kann der Mond der Lotosblume seine Liebe künden, wenn das Thor des Himmels verschlossen ist und die Wolken mit Regen drohen?

Meine Geliebte haben sie mir entrissen und mit Saumpferden nach Norden entführt.

Eisenketten umschlingen die Füße, die auf meinem Herzen ruhten. Heiße die Bogenschützen sich rüsten . . . . ."

Hier verstummte die Stimme plötzlich und Trejago ging durch Amir Naths Gully wieder hinaus und wunderte sich, wer in aller Welt den „Liebesgesang Har Dyals" so zierlich zum Wechselgesang verwendet haben mochte.

Am nächsten Morgen, als er ins Bureau fuhr, warf ein altes Weib ein Packet in seinen Kutschirwagen. Im Packet lag die eine Hälfte einer zerbrochenen Glasstange, eine Blüthe von blutrothem Dhak*), eine Handvoll Bhusa**) oder Viehfutter und elf Cardamomen.†) Das Packet war ein Brief, — kein plumpes, kompromittirendes Schreiben, sondern ein unschuldiger, unverständlicher Liebesbrief.

Trejago verstand, wie ich bereits erwähnt habe, viel zu viel von diesen Dingen. Kein Engländer sollte im Stande sein, symbolische Briefe zu übersetzen. Aber Trejago breitete sofort all die Dingerchen auf seinem Schreibtisch aus und versuchte, sie zu entziffern.

Ein zerbrochener Glasstab bedeutet in ganz Indien eine Hindu-Wittwe, weil die Armbänder der Frau an ihren Handgelenken zerbrochen werden, wenn der Mann stirbt. Trejago erkannte auch sofort, was das zerbrochene Glasstückchen zu bedeuten hatte. Die Blüthe des Dhak bedeutet entweder „Sehnsucht" oder „Komme!" oder „Schreibe!" oder auch „Gefahr", je nach den Dingen, mit welchen sie zusammengestellt ist. Eine Cardamome bedeutet „Eifersucht"; aber wenn irgend ein Gegenstand in einem Symbol-Briefe in zwei- oder mehrfacher Zahl vorkommt, so verliert er seine symbolische Bedeutung und es gilt dann nurmehr die Zahl, welche entweder die Zeit oder, wenn Weihrauch, Labkäse oder Saffran mitgeschickt werden, den Ort angeben soll. Der Brief lautete demnach: „Eine Wittwe — Dhakblüthe und Bhusa — um elf Uhr!" Bei dem Bündelchen Bhusa ging Trejago ein Licht auf. Er begriff — bei dieser Art von Briefen bleibt sehr viel der Intuition des Lesers überlassen —, daß das Bhusa sich auf den großen Haufen Viehfutter bezog, über den er in Amir Naths Gully gefallen war, und daß die ganze Botschaft von der Person hinter dem Gitterfenster herrühren mußte, die offenbar eine Wittwe war. Der

*) Indische Pflanze.

**) Häcksel.

†) Gewürzpflanze.

Digitized by Google

Brief lautete also folgendermaßen: „Eine Wittwe in der Gully, wo der Haufen Viehfutter liegt, wünscht, daß Du um elf Uhr kommen mögest."

Trejago warf den ganzen Plunder ins Feuer und lachte. Er wußte, daß man für Liebesstündchen im Orient nicht elf Uhr vormittags wählt und daß Frauen ein Rendezvous nicht für eine Woche im Voraus bestimmen. Er begab sich daher noch in der selben Nacht um elf Uhr, in eine Boorka, einen Mantel, der eben so gut einen Mann wie eine Frau verhüllen kann, gekleidet, nach Amir Naths Gully. Sowie die Gongs der Stadt die Stunde verkündeten, nahm das feine Stimmchen hinter dem Gitter den „Liebessang Har Dyals" bei der Strophe auf, in welcher das Panthan-Mädchen Har Dyals Rückkehr erfleht. Das Lied ist wirklich hübsch im Hindostanischen. In der Uebersetzung geht die klagende Melodie der Worte verloren. Es lautet ungefähr so:

Einsam späh von den Dächern ich ins Land,
Gen Norden ist mein sehnend Aug' gewandt;
Hab' auf die Blitze hoch am Himmel Acht,
Auf deine Schritte lauschend halt' ich Wacht . . .
O kehr zurück, mein Lieb, sonst muß ich sterben!

Zu meinen Füßen still liegt der Bazar,
Fern, ferne ruht Dein müdes Dromedar,
Die Sklaven und Kameele Deines Zugs —
Du aber bist entfloh'n mir, raschen Flugs . . .
O kehr zurück, mein Lieb, sonst muß ich sterben!

Des Vaters Frau ist alt, sie zankt mit mir,
Die Magd in Vaters Hause bin ich hier,
Für meine Mühe hab' ich keinen Dank,
Mein Brot ist Kummer, Thränen sind mein Trank,
O kehr zurück, mein Lieb, sonst muß ich sterben!

Als der Gesang aufhörte, trat Trejago dicht an das Gitter und flüsterte: „Ich bin da!"

Biseſa anzuschauen war eine Freude.

Diese Nacht bildete den Anfang vieler seltsamen Dinge und eines so wilden Doppel-Lebens, daß Trejago sich jetzt manchmal fragt, ob nicht das Ganze ein Traum sein möchte. Biseſa oder ihre alte Dienerin, die auch den Symbol-Brief in den Wagen geworfen hatte, hatten das schwere Gitter vom Mauerwerk losgelöst, so daß das Fenster nach innen glitt und eine viereckige rauhe Maueröffnung frei ließ, durch die ein behender Mann klettern konnte.

Bei Tage arbeitete Trejago maschinenmäßig seine Amtspflichten ab oder zog seine Besuchskleider an und sprach bei den im Orte wohnhaften Damen vor, und er lächelte, wenn er dachte, wie lange sie ihn wohl noch kennen würden, wenn sie von der armen kleinen Biseſa gewußt hätten. Des Nachts, wenn die ganze Stadt still war, kam die Wanderung in der übel riechenden Boorka an die Reihe, der vorsichtige Marsch durch Jitha Megjis Bustee, die rasche Wendung in Amir Naths Gully zwischen dem schlafenden Vieh und den blinden Mauern und dann zuletzt Biseſa, und das tiefe, gleichmäßige Athmen der alten Weiber, die jenseits der Thür des kahlen kleinen Zimmers schliefen, das Durga Charan seiner Schwestertochter eingeräumt hatte. Wer oder was Durga Charan war,

Digitized by Google

fragte Trejago nie, und wieso in aller Welt er nicht entdeckt und erdolcht wurde, fiel ihm nie ein, als bis sein Wahnsinn vorüber war, und Bisesa . . . . . aber Das kommt später.

Bisesa war für Trejago die Quelle endlosen Entzückens. Sie war unwissend wie ein Vögelchen und ihre verdrehte Darstellung der Gerüchte von der Außenwelt, die bis in ihr Zimmer gedrungen waren, ergötzten Trejago eben so sehr wie ihre lispelnden Versuche, seinen Namen: „Christoph" auszusprechen. Die erste Silbe bot ihr bereits unübersteigliche Hindernisse und sie machte die komischesten kleinen Geberden mit ihren Rosenhändchen, als ob sie den Namen wegwerfen würde, und dann kniete sie vor Trejago nieder und fragte ihn, gerade wie eine Engländerin es gethan hätte, ob er ganz gewiß wüßte, daß er sie liebte. Und Trejago schwur, daß er sie mehr liebte als irgend etwas Anderes in der Welt. Und Das war wirklich wahr.

Ein Monat war in dieser närrischen Weise vergangen, als die Verhältnisse in seinem anderen Leben Trejago zwangen, einer Dame aus seinem Bekanntenkreise besondere Aufmerksamkeiten zu erweisen. Man kann als gewiß annehmen, daß jedes derartige Ereigniß nicht blos von den Leuten der eigenen Rasse bemerkt und besprochen wird, sondern auch von einigen hundertundfünfzig Eingeborenen. Trejago mußte mit jener Dame spaziren gehen und sie zur Musikkapelle begleiten und ein- oder zweimal mit ihr ausfahren; aber nie ließ er sich auch nur einen Augenblick lang träumen, daß Dies auf das ihm weit theurere verborgene Leben rückwirken würde. Aber das Gerücht flog in seiner gewöhnlichen räthselhaften Weise von Mund zu Mund, bis Bisesas Duenna davon hörte und Bisesa davon erzählte. Das Kind war so betroffen und verwirrt, daß es seine häuslichen Arbeiten schlecht versorgte und von Durga Charans Weib dafür geprügelt wurde.

Eine Woche später hielt Bisesa ihm jene Liebelei vor. Sie verstand keine Abstufung und sprach gerade heraus. Trejago lachte und Bisesa stampfte mit ihren kleinen Füßen, — Füßchen, leicht wie Ringelblumen, die alle beide in der hohlen Hand eines Mannes ruhen konnten.

Vieles, was über „Orientalische Leidenschaft und Heftigkeit" geschrieben wird, ist übertrieben und aus zweiter Hand geschöpft; aber ein wenig davon ist wahr, — und wenn ein Engländer dieses „Wenige" zu sehen bekommt, erscheint es ihm mindestens eben so schrecklich wie irgend eine Leidenschaft seines eigenen Lebens. Bisesa raste und tobte und drohte zuletzt, sich umzubringen, wenn Trejago nicht augenblicklich jeden Verkehr mit der fremden Memsahib*), die zwischen sie gekommen war, aufgeben würde. Trejago suchte ihr die Sache zu erklären und ihr zu beweisen, daß sie nicht verstände, wie Dies vom Standpunkt des Westens aufgefaßt werden müsse und würde. Bisesa richtete sich auf und sagte einfach:

„Gewiß verstehe ichs nicht. Ich weiß nur des Eine: — es ist nicht gut, daß Du mir theurer als mein eigenes Herz geworden bist, Sahib. Du bist ein Engländer. Ich bin nur ein schwarzes Mädel" — sie war schöner als reines Gold im Münzamt — „und die Wittwe eines schwarzen Mannes."

Dann schluchzte sie und sagte: „Aber bei meiner Seele und bei der Seele meiner Mutter: ich liebe Dich. Dir soll kein Leid gethan werden, was immer mit mir geschehen mag."

*) Sahib = Herr, Memsahib = Dame. Bezeichnung für die Engländer.

Digitized by Google

Trejago redete dem Kinde zu und versuchte, sie zu begütigen, aber sie war ganz außer sich und schien ganz unvernünftig. Sie verlangte durchaus, daß alle Beziehungen zwischen ihnen zu Ende sein und er sich sogleich entfernen sollte. Und er ging. Als er sich beim Fenster hinabließ, küßte sie ihn zweimal auf die Stirn, und er ging nach Hause und wunderte sich. Eine Woche und drei Wochen vergingen, ohne daß von Biseſa ein Zeichen kam. Trejago dachte, daß der Bruch nun gerade lang genug gedauert hätte, und er stieg zum fünften Mal in diesen drei Wochen nach Amir Naths Gully hinab, in der Hoffnung, daß auf sein Klopfen am Simse des verschiebbaren Gitters eine Antwort kommen würde. Und er wurde nicht enttäuscht.

Der Mond stand im ersten Viertel, ein Lichtstrom floß in Amir Naths Gully und fiel gerade auf das Gitter, das auf sein Klopfen bei Seite geschoben wurde. Aus dem schwarzen Dunkel streckte Biseſa ihre Arme heraus in das Mondlicht. Beide Hände waren an den Handgelenken abgehauen worden und die Stümpfe waren noch nicht ganz geheilt.

Dann, als Biseſa ihren Kopf zwischen die Arme legte und schluchzte, ertönte aus dem Zimmer ein Grunzen wie das eines wilden Thieres, und etwas scharfes — Messer, Schwert oder Speer — traf Trejago in seiner Boorka. Der Stoß verfehlte den Leib, aber er schnitt in eine der Hüftmuskeln, und er hinkte in Folge der Wunde ein wenig während seines ganzen übrigen Lebens.

Das Gitter schob sich auf seinen Platz zurück. Kein Lebenszeichen kam vom Innern des Hauses — nichts war zu erblicken als der Streifen Mondlicht auf der hohen Mauer und das Dunkel rings umher in Amir Naths Gully.

Das Nächste, woran Trejago sich erinnert — nachdem er wie ein Wahnsinniger zwischen den mitleidlosen Mauern getobt und geschrieen hatte —, ist, daß er sich in der Morgendämmerung am Flusse befand, die Boorka wegwarf und barhäuptig nach Hause kam.

Wie die Tragoedie entstand —: ob Biseſa in einem Anfall grundloser Verzweiflung Alles erzählt hatte, ob das Verhältniß entdeckt worden und sie durch Folter gezwungen worden war, Alles zu gestehen, und was aus Biseſa geworden ist —: Das weiß Trejago bis heute noch nicht. Irgend etwas Schauderhaftes war geschehen, und der Gedanke daran überfällt Trejago dann und wann bei Nacht und leistet ihm Gesellschaft, bis der Morgen anbricht. Ein besonderer Zug des Falles ist, daß er nicht weiß, wo die Frontseite von Durga Charans Haus liegt. Der Eingang mag in einem Hof liegen, der noch zwei oder drei anderen Häusern gemeinsam ist, oder er mag sich hinter einem der Thore von Jitha Megjis Bustee befinden —: Trejago weiß es nicht. Biseſa — die arme kleine Biseſa — kann er nicht zurückbekommen. Er hat sie verloren in einer Stadt, in der jedes Mannes Haus bewacht und unkenntlich wie ein Grab ist; selbst das Gitterfenster, das sich in Amir Naths Gully öffnete, ist zugemauert worden.

Aber Trejago macht alle seine Besuche regelmäßig und gilt als ein sehr anständiger Mensch.

Es ist nichts Auffälliges an ihm, — ausgenommen eine leichte Steifheit des rechten Beines, das er sich einmal beim Reiten verstaucht hat.

Rudyard Kipling.

Digitized by Google

Das Ende der Krollschen Oper.

Der Deutsche, selbst wenn er Kritiken schreibt, ist doch unverbesserlich sentimental! Als es da draußen am Königsplatz noch hoch herging, war man sich im Berliner kritischen Areopag so ziemlich einig, daß wohl diese oder jene Koloraturprinzessin ihre Lektion gut hergebetet hatte, daß aber das Ganze mit der sogenannten Kunst doch recht wenig zu thun habe. Nun, da der Besitzer die morsch gewordene Kunstbude zumachte, zerdrückte mancher penny-a-liner eine Thräne im Auge und stimmte ein gefühlvolles de mortuis nil nisi bene an. Und doch war es höchstens eine schöne Mittelleiche, die sie da — hoffentlich für immer — zu Grabe trugen. Gewiß schritt mancher große Künstler über jene Bretter, die Alles eher als die Welt bedeuteten, manchmal fanden sich wohl auch deren zwei zusammen; aber leider fehlten immer die einfachsten Grundlagen für eine nur halbwegs anständige Opernaufführung.

Schon die lächerliche Kleinheit dieser Bühne war eben ein Hohn auf den Begriff der dramatischen Kunst; „handelnde Menschen" durfte es dort nicht geben nur singende. Der einzige „handelnde Mensch" war der Direktor. Er handelte aber nicht mit Weisheit und Verstand, als er 1892 auf 93 eine Wintercampagne wagte. Im Sommer ließ sich das musikalische Berlin da draußen Manches bieten, der hübsche Weg durch den Thiergarten, der Wunsch, Marcella Sembrich oder d'Andrade zu hören, das sichere Gefühl, sich vor den schwersten Heimsuchungen durch den Opernchor mit drei Sprüngen in den erleuchteten Garten retten zu können —: Alles ließ einen Abend bei Kroll in milderem Lichte erscheinen. Zudem waren gewisse interessante Bühnenkünstler nur dort zu hören, weil neben der königlichen Oper kein zweites gutes Operninstitut bestand, auf dem bedeutende Sänger, auch wenn sie kleinere Stimmen hatten oder als Ausländer des Deutschen nicht mächtig waren, häufiger auftreten konnten. Auch war man in der milderen Jahreszeit überhaupt weit entfernt, die Krollsche Oper tragisch zu nehmen. Kunstfreunde, die sich einmal an einer virtuosen Gesangsleistung erfreuen wollten, kamen eben so auf ihre Rechnung wie Berliner Gigerl, die dort auf jagdbares Wild fahndeten, und die emsige Musikschülerin, die einer Prevosti die Sterbeszene der Violetta absehen und -hören wollte, konnte ihre Studien im Publikum zwanglos fortsetzen. Wer seinen Geist der Tragik der Don-Giovanni-Musik gefangen gab, wurde in den Pausen durch die schmetternden Klänge zweier Militärkapellen mit einem hörbaren Ruck in diese Welt des Athmens zurückversetzt. Im Winter aber war man in das „Museum" gebannt und kam bald zu der gefährlichen Einsicht, daß dieser Kunstsumpf nur durch das Irrlicht vagirender Virtuosen anzulocken vermochte, aber doch ein Sumpf war und blieb. So suchte man denn musikalische Erbauung lieber im Opernhaus, und bei Kroll gähnten leere Säle. Nun ging das Experimentiren los. Gounod, Bizet, Rubinstein wirbelten mit halbvergessenen Scharteken und manchem homo novus in tollem Fasching durcheinander, die Gastspiele drängten sich, eine förmliche Kapellmeisterausstellung wurde eröffnet, aber immer wieder zeigte sich, daß an dieser Kultstätte des schrankenlosen Virtuosenthums für den Altar der Kunst kein Plätzchen frei war. Die plötzlich so weich gewordenen Kritiker deklamiren nun: das Krolltheater hat uns die Bekanntschaft großer Künstler vermittelt und darin lag seine historische Mission. Weit gefehlt, meine Herren! Im Gegentheil: die großen Künstler

haben uns die unerfreuliche Bekanntschaft der Krollschen Bühne vermittelt, da wir sie leider nur dort zu hören bekamen. Daß da nur die virtuose Person, nie die künstlerische Sache galt, zeigte sich häufig genug auch in dem babylonischen Sprachgemengsel auf der Scene. Hat man doch Vorstellungen dort gehört, in denen zu gleicher Zeit deutsch, französisch, italienisch, ja sogar spanisch gesungen und geredet wurde! Diese Glossolalie unterschied sich von der der Apostel nur dadurch, daß sie nicht mit einer Ausgießung des heiligen Geistes verbunden war. Gerade für Freunde jeder einzelnen dieser Sprachen war ihre unorganische Verquickung qualvoll. Ein Zwiegespräch wie: „Fräulein Valéry?“ „Son io.“ „In mir sehen Sie Alfredens Vater.“ „Voi?“ u. s. w. kann unmöglich Stimmung erregen Hätte die Direktion sich entschlossen, den Bühnenraum zu vergrößern, hätte sie ein gutes ständiges Ensemble nebst erträglichem Chor zu schaffen versucht, vielleicht wären wir um die lebhaft herbeigesehnte zweite Oper in Berlin bereichert worden. Die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens liegen auf der Hand, sind aber wohl nicht unüberwindlich. Man hat geltend gemacht, daß ein moderne Operntheater ohne Wagneraufführungen undenkbar sei und daß, da die königliche Oper für Berlin das alleinige Aufführungrecht der Wagnerschen Musikdramen habe, eine zweite Opernbühne ein totgeborenes Geschöpf sein würde. Heute liegen die Verhältnisse aber doch schon etwas anders als zur Zeit, da Angelo Neumann mit seinem wandernden Wagnertheater die letzte gewaltige Propaganda für den Bayreuther Meister einleitete, von London bis Petersburg, von Berlin bis Rom einen kräftigen Kampf der Geister weckend. Heute ist an die Stelle der polemischen bereits eine historisch-kritische Behandlung der Wagnerschen Kunst getreten; von einer Wagnerfrage sprechen eigentlich nur noch fossile Akademiker. Auch die breiteren Schichten des Publikums sind mit Wagner fast übersättigt; daraus erklärt sich zum Theil der große Erfolg, den die italienischen Veristen mit ihren kunstlosen, von brutaler Leidenschaft erfüllten Schöpfungen erringen. Nirgend verlangt die Masse so gierig das Neue in der Kunst wie auf dem Theater; daher die Kurzlebigkeit der meisten Opern, auch solcher, die beim Erscheinen als unsterbliche Werke begrüßt wurden. Eine neue Opernbühne müßte einen Januskopf haben: nach der einen Seite müßte sie den Blick fest richten auf die klassischen Schätze der Vergangenheit, nach der andern durch die verhüllenden Nebel der Zukunft die festeren Umrisse kommender Kunstgestaltungen zu erspüren trachten und dabei der älteren Konkurrentin neidlos überlassen, was die Gegenwart als ihr Werk in Anspruch nimmt. So würde sich auch bei uns wie in Paris zwischen grand opéra und opéra comique eine künstlerische Arbeitstheilung vollziehen, die beiden Theilen zu statten käme.

Sollen wir nun wünschen, daß eine zweite Hofoper geschaffen wird oder daß privater Unternehmungsgeist eine komische Oper ins Leben ruft? Die Frage ist nicht leicht zu entscheiden. Subventionirte Theater sind wohl unabhängiger vom Geschmack der Masse, aber leider oft um so abhängiger vom Geschmack eines Einzelnen. Der Dichter, der mit dem König geht, gelangt nicht immer auf den Parnaß. Darum wird vielleicht die glücklichste Lösung gefunden, wenn Geschäftsgeist, Volksinstinkt und frischer Schaffensdrang berufener Künstler gemeinsam ihre Kräfte bethätigen. Der alten Kunstbaracke am Königsplatz aber, aus deren Asche ein mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteter Tingel-Tangel erstehen soll, rufen wir ohne Wehmuth nach: requiescat in pace!

Ernst Wolff.

Digitized by Google

Rupees.

Zur haute saison in Ostende konnte man vor mehreren Jahren einen röthlich aussehenden Herrn in eifrigen Gesprächen mit berühmten deutschen Tragoeden finden. Indessen handelte es sich hier nicht um ein neues Drama, sondern um Rupee-Anlehen, die damals vielleicht 70 notirten. Herr Ottomar Haupt erklärte aber jenen Künstlern, wie die in Silber laufenden Rupeewerthe, jetzt wo die Shermanbill in Washington angenommen sei, auf 120 steigen würden. Falls die Herren Roscius und Garrick ihre darauf hin gekauften indischen Fonds noch heute besitzen — zu den niedern Kursen geht man ungern „heraus" —, so fallen sie vielleicht dem Publikum durch ihr etwas zerstreutes Spiel auf. Es soll mit dieser Thatsache nur Zweierlei illustrirt werden: die moderne Verbindung von Kunst und Spekulation, die wirklich alle neun Musen umfaßt, sowie der internationale Charakter der Rupees-Spekulation. Seit dem allerjüngsten Silberrückgang, der ja auch Deutschland wegen des stärkeren indischen Weizenimportes berührt, sind „Rupees" in den Vordergrund der allgemeinen Aufmerksamkeit getreten.

Der Name selbst bedeutet bekanntlich eine indische Silbermünze mit dem Bildnisse der Kaiserin-Königin Victoria zum Werthe von 2 Shillings. Geprägt wird sie für das indische Reich nur in Kalkutta, was aber das Münzrecht der sogenannten unabhängigen Fürsten keineswegs einschließt. Die Rupee ist außer im ganzen Hindostan noch sehr gangbar am Golfe von Persien, in Beludschistan, Ostafrika (wo ja auch jetzt deutsche Rupien cirkuliren); dagegen bleibt Abessynien nach wie vor in Maria-Theresien-Thaler verliebt und in Egypten kennt man die indische Münze fast gar nicht. Es hat Zeiten gegeben — so anfangs der 70er Jahre —, wo die Rupee am Rothen Meere noch um einige Pence höher bezahlt wurde.

Die Engländer nun bekommen durch ihre Einkünfte aus Indien kolossale Summen von Rupeemünzen zusammen. Diese werden in Bombay, Kalkutta und auch Madras gesammelt, so daß die Verwaltung genau weiß, über wie viele Millionen sie jedesmal von London aus durch ihre Vertreter disponiren kann. Die Schwierigkeit liegt nämlich in den Zahlungen, die in England zu leisten sind, da in Indien selbst natürlich Alles einfach mit Rupees und ohne Verrechnung zu Pfund Sterling beglichen wird. Für Waffen, Zinsen und vor Allem für Pensionen hat aber Indiens Regirung jährlich ca. 18 Millionen Lstrl. in England auszugeben und da kann man den Empfängern doch den schweren Kursverlust von Silber zu Gold nicht gut zumuthen.

Die Uebertragung der indischen Gelder nach dem Mutterlande geschieht nun seit Langem in der Art, daß das Schatzamt in London jeden Mittwoch eine Submission auf mehrere Millionen Rupees ausschreibt und diejenigen Firmen, welche Rimessen nach Kalkutta oder Bombay zu machen haben, ihre Angebote auf diese Wechsel des indischen Rathes (Council-Bills) einreichen. Sogar chinesische Banken pflegen an solchen Angeboten theilzunehmen, da Chinas Bilanz nach Indien für Baumwolle, Opium u. s. w. passiv geworden ist und dorthin immerfort Zahlungen zu machen sind. Indessen hat das Schatzamt früher zwar keine Preise festgesetzt, sich aber die Zutheilung (allotment) vorbehalten.

Digitized by Google

Diese Preisofferten nun, die sich nach dem Werthe des Silberbarrens reguliren, sind für den Silbermarkt stets maßgebend gewesen.

Man kann sich also den Eindruck sowohl auf die Regirung als auf den Markt vorstellen, als mit dem Silberrückgang die Angebote immer niedriger wurden. Vergebens erklärte man dann, Offerten unter 1 sh. 4 d. für die Rupee nicht mehr annehmen zu können. Da nunmehr die Anmeldungen immer spärlicher wurden (vom Juli bis zum Dezember 897 000 Pfd. Strl. gegen 6¼ Millionen Pfd. Strl. im v. J.), mußte man bald auf 1 sh. 3¼ heruntergehen und ist jetzt endlich nach einem raschen Silberfall von 33 auf 29, also um ca. 10 Prozent, endlich bei einem Satze von 1 sh. 2 d. angelangt. Wie demnach die Dinge heute liegen, hat die indische Regirung durch ihre so vielgepriesene Schließung der Münze, die das erwähnte Fixum von 1 sh. 4 d. nach sich zog, die folgenden peinlichen Zwischenfälle hervorgerufen: 1) Zurückhaltung der Firmen gegenüber den zu theuren Council-Bills. 2) Verlegenheit der indischen Verwaltung und Aufnahme eines dreiprozentigen Goldanlehens. 3) Ueberfüllung der Regirung-Kassen mit Rupees, die so billig nicht abgegeben werden. 4) Stockende Cirkulation im indischen Verkehr und Vertheuerung des Geldes von 5 auf 9 pCt.

Was ist natürlicher, als daß man jetzt von einer Blamage der Regirung spricht? Die Einen behaupten, man hätte den Dingen ihren Lauf lassen sollen, anstatt die Rupee-Prägung erst bei 1 sh. 4 d. zuzulassen. Hierdurch hätten zahllose Geschäftsleute 1 sh. 4 d. für den stetigen Goldwerth der Rupee gehalten, während doch andererseits durch die Konzession, daß die indischen Banken auch nach dem 26. Juni ihre schwimmenden Sendungen noch ausgeprägt erhielten, enorme Silbermengen neu ins Land kamen. Andere tadeln wiederum den unterlassenen Verkauf der Council-Bills zu niederen Preisen, da durch diese unsichere Haltung der Regirung eine wilde Hausse-Spekulation in den indischen Bazars begann, die für ca. 70 Millionen Rupees liegen haben sollen.

Nun hat aber die Regirung zu ihrem Glück auch ihre Vertheidiger. Diese behaupten, daß die Schließung der Münze die einzige Rettung gegen die Ueberschwemmung mit amerikanischem Silber gewesen sei. In einem so ausgedehnten Reiche mit so ungeheuren Bevölkerungziffern dringe jede neue Maßregel naturgemäß langsam durch. Jahre könnten vergehen, bis jeder Inder erkenne, daß in Folge der Münzeinstellung Rupees und Silber getrennte Werthe geworden seien. Die Händler, die Silberschmuck und Geschirre nach alter Sitte einfach gegen Rupees abwägen, könnten dabei noch lange den Unterwerth von 20 pCt. einstecken. Die Regirung müsse eben fest bleiben und sich in ihrer einmal ergriffenen Maßregel durch nichts erschüttern lassen. Nur die schwankende Haltung des indischen Rathes habe dem Markte so stark geschadet. Auch bezüglich des vielerseits so stürmisch geforderten Einfuhrzolles auf Silber zögern die Herren in Kalkutta nach Mancher Meinung mit Recht. Was bedeutet ein Zoll, wenn dessen Kontrole nicht streng übersehbar bleibt? Einen Satz von zwanzig Prozent zu gewinnen, reizt den Schmuggelhandel zu wohldurchdachten Unternehmungen und dabei würden die Amerikaner noch heimlich Fabriken zur Prägung von Rupees einrichten, die sie dann nach glücklich vollbrachtem Hereinbringen zum Currency-Werth von 2 Shilling losschlagen, wo heute Silber um so viel niedriger steht.

Sicher ist, daß der Indische Rath, der in dieser ganzen Angelegenheit etwas selbstherrlich auftrat, von vornherein auf bemerkenswerthen Widerspruch

Digitized by Google

stieß. Ein Theil der dortigen Handelskammern hatten bezüglich der Schließung der Münze abrathend geantwortet; die englische Fachpresse sprach entschieden gegen die zu hohe Preisfestsetzung des Council-Bills und verlangte einen Minimalpreis; endlich drückte im Unterhause ein alter Praktiker wie der Schatzkanzler Goschen sogar die Befürchtung aus, daß die Goldanlehen jetzt häufiger wiederkehren würden.

Energisch treten diejenigen europäischen Kaufleute auf, welche nach Indien Geschäfte machen. Sie meinen, daß für dieses Land nichts Anderes übrig bleibe, als zur Goldwährung überzugehen, und sie weisen die bekannte Mahnung von der zu kurzen Golddecke mit der Bemerkung zurück: Was hat sich das indische Geschäft um die Goldkalamitäten Europas zu kümmern? Das mag ja an sich hübsch klingen, da aber das englische Unterhaus eine Goldwährung in Indien zu genehmigen hat, so wird es sich wohl vorhalten, welche großen britischen Kapitals- und Handelsinteressen durch ein Steigen des Goldagios in Italien, Portugal, Griechenland, selbst Argentinien eine Wunde zu empfangen hätten. Im Uebrigen verweisen die ostindischen Waarenhändler auf die Thatsache, daß seit dreißig Jahren, wo wir eine indische Statistik besitzen, bereits von der Edelmetalleinfuhr ein Drittel in Gold besteht. Gold ist also drüben ein begehrter Gegenstand und wird zum Thesauriren so gut wie Silber gebraucht.

Eine bemerkenswerthe Partei bilden endlich die Gegner einer besseren Valuta überhaupt. Sie behaupten, zum Mindesten mit äußerem Erfolge, daß billiges Silber dem Export Indiens gerade nütze, wie denn überhaupt Handel und Industrie dieses gesegneten Landes nicht nach den früheren Erfahrungen angesehen werden könne. In der That hat Indien vor fünfzehn Jahren z. B. gar kein Garn fabrizirt und ist heute darin der größte Exporteur nach China. Die Industrie wächst dort und die Löhne, höchstens ¼ Rupee per Tag, sind niedrig, ohne auf den Arbeiter zu drücken. Daß die Union nur wegen der indischen Konkurrenz in der zweiten Februarwoche den billigsten Weizenpreis erlebt hat, weiß man auch bei uns. Indessen werden die heutigen Verhältnisse doch geändert werden müssen, da das Schatzamt mehr als zehn Crores Rupees (ein Crore = zehn Millionen Rupees) über seine gewohnten Bestände anhäufen ließ und hierdurch dieses festgelegte Geld dem Handel Ostindiens entzogen wird. Gerade im Januar und Februar ist drüben Geld ohnehin angespannt, aber mehr als 5% stand die Banknote um diese Zeit weder 1893 noch 1892. Heute ist aber das Diskonto in Kalkutta auf 9%, in Bombay auf 8% gestiegen und das Ende wird wahrscheinlich sein, daß die Regierung ihre Council-Bills nicht mehr unter einem bestimmten Preise hergiebt. Bei allen diesen Klagen über den zu geringen Import von Rupees muß aber doch erwähnt werden, daß in den ersten fünf Wochen dieses Jahres noch mehr Silber nach Indien verschifft wurde als im vorigen Jahr. Diese Thatsache könnte Edelmetallgelehrten als ein Preisräthsel aufgegeben werden.

Jedenfalls ist es übertrieben, der englischen Regirung völlige Kopflosigkeit nachzusagen, denn schließlich muß man doch das Zusammenbrechen der Spekulation in den indischen Bazars als ein Glück ansehen, das nur momentan ein etwas rasselndes Geräusch verursacht. Für Deutschland selbst ist wenig daraus zu lernen

Pluto.

Hans von Bülow.

In Kairo ist Hans von Bülow gestorben. Ein rechter Doktoreinfall, den todkranken Mann nach Kairo zu schicken. Was sollte er da? Für kranke Lungen mag das Klima angenehm sein, dieses weiche und gleiche Ruhen der Luft, für zerrüttete Nerven aber ist solches bunte Gewimmel kein Aufenthalt. Der tolle Hans von früher, dem keine Daseinsart halsbrecherisch genug sein konnte, der wäre da auf seine Kosten gekommen: der englischen Hochkultur des Europäerviertels wäre er bald entlaufen, von der Citadelle hätte das satte Glotzen der britischen Wachposten ihn rasch wieder hinabgescheucht, aber in den Bazaren, wo man bei Kaffee und Cigaretten lange Stunden verschwatzt, bis der zähe Händler endlich nachgiebt und sein Geräth zu dem Preise losschlägt, den man beim Eintreten geboten hatte, da wäre ihm wohl geworden und auf der großen Cheopspyramide hätte er mit dem braunen Beduinengesindel Witze gerissen, bis unten im gelben Sand selbst der schweigenden Sphinx die Lachlust gekommen wäre. Aber der müde Hans! Schon vor einem Jahre sagte Schweninger: „Mit Bülow ists aus, der wird nicht wieder." Und nun noch aufs Schiff, übers Meer, in die modisch vermalte und verkalkte Prunkstadt der Pharaonen, wo nur die Farben singen und schöne Engländerinnen mit schlanken Fingern auf verstimmten Tasten stümpern, wo Ismails wollüstige Phantasie nicht mehr herrscht und irgend ein Abbas ohnmächtige Versuche als Zerschmetterer macht. Was sollte er da? An den Riesenmaßen der vom alten Egypten aufgethürmten Schätze konnte seine stolze Herrennatur allenfalls sich erfreuen; die naive Kraft aber, die er hier unter Trümmern noch spürte, mußte mit brennendem Neid ein unselbständiges Talent stacheln, dessen haltlose Weiblichkeit immer die Stütze suchte.

Es fällt mir nicht ein, von dem Musiker Bülow zu reden. Den kann ich nicht beurtheilen. Als Klavierspieler hat er mir kaum je Besonderes gesagt; er war unterhaltend, belehrend, geistreich, interessant, aber der Schauer ging nicht von ihm aus, nicht die zwingende Gewalt, die den Widerstrebenden packt und reißt und zerrt, bis er sich ihr gefangen giebt. Das Große in

Digitized by Google

Bülow, sein Temperament, wurde am Klavier nicht lebendig, wenigstens für mich nicht, und ein so viel geringerer Künstler wie Rubinstein rührte mitunter stärker an mein Empfinden, — obwohl dieser slavische Titan so grausam prosaisch schwitzt. Als Dirigent erst, wenn er die treibende Kraft war, die mäßigende und die befeuernde, aber nicht die schaffende, war er ganz stark; und dann gab es nur ihn. Er mochte noch so eifrig, mit grotesker Beweglichkeit, die dankbaren Klatscher an das Orchester verweisen: man sah nur ihn, man hörte nur eine merkwürdige Individualität, die auf willigen Menscheninstrumenten spielte, ihre eigene Weise, ihre geheimsten Gedanken — über die Schöpfungen Anderer. Darin liegt eine schmerzliche Tragik, die Tragik des edelsten Virtuosenthums, das immer dazu verdammt ist, fremde Kinder zu pflegen, und das der Trotz und die Laune gern dann dazu verführt, diese Sprossen aus Anderer Lenden nach eigenem Geschmack zu kämmen und anzukleiden. Im Jahre 1869 konnte Wagner noch schreiben: „Wer ist es noch jetzt, der Bach und den echten großen Beethoven wirklich öffentlich zum Vortrag bringt und jede Zuhörerschaft zu dem gleichen freudigen Geständnisse hinreißt? Es ist einzig Liszts berufenster Nachfolger, Hans von Bülow." Aber brachte er später auch immer wirklich den echten Beethoven zum Vortrag? Mir schiens oft ein Beethoven, wie ihn Bülow sich dachte, ein großes Kunstwerk, durch ein großes Temperament gehört. Das machte ihn einzig, Das macht jeden Vergleich mit jedem anderen Dirigenten so lächerlich. Die Anderen sind gute, vortreffliche, ausgezeichnete Kapellmeister; er war er selbst, war eben Bülow, und wirkte deshalb nicht durch allerlei erlernte oder erfühlte Reize, sondern immer nur durch die Macht seiner Persönlichkeit, die in dem Rahmen des musikalischen Gedichtes, und weit oft über diesen Rahmen hinaus, sich regte und rührte, um im fremden Besitz wenigstens doch ein Schöpfer zu sein. Für den flüchtig Aufhorchenden war diese sprühende Kraft anregend und suggestiv und er empfand sie, in seiner vorsichtigen Sparsamkeit mit Affekten, wie eine frohe Befreiung; das heller hörende Ohr aber vernahm in diesem Einsetzen des ganzen Wollens da auch den harten Stoß, wo die Grenze des Könnens der Lust jäh ein Ende setzte und dem drängenden Willen sich das Vermögen plötzlich versagte. Das klang dann schrill und traurig, — aber dann kam ein Witz, ein pantomimischer oder ein gesprochener, und der süße Konzertpöbel war entzückt, glaubte, der Mann da oben erniedere, ihm zu gefallen, sich zum Spaßmacher, und ahnte nicht, daß ein Prinz aus Genieland sich in die Sprache des Totengräbers bequemte, um mit plattem Spaß ein bohrendes Weh zu betäuben.

Sehr merkwürdig, daß selbst von seinen Bewunderern nie Einer dem Problem nachgegangen ist: warum dieser starke und stolze Künstler, der

zugleich in seinem literarischen Bedürfniß sich meist auf den Verkehr mit den feinsten und scheuesten Geistern zurückzog, doch so häufig in den trivialsten Späßen seine Zuflucht suchte und sogar fand. Ganze Bündel von Bülow-Anekdoten werden verbreitet, gute und schlechte, echte und ersonnene, aber der Genesis dieser oft ganz raffinirt vorbedachten und nur scheinbar aus der Augenblickslaune geborenen geistigen Bläh̃ungen hat Niemand nachgedacht. Er ist eben ein Bischen verrückt, sagten die Braven; wie alle Musikanten, meinten die Gebildeten und erinnerten an Wagners Schlafröcke und Opernreden; und Herr Eugen Richter, der die Breitseite des kerndeutschen Kalkulatorenstumpfsinnes würdig vertritt und den der grausame Hans deshalb am Liebsten gehängt sehen wollte, verglich ihn in einer Nachtausgabe ruhigen Gemüthes dem urkomischen Bendix. Daß in nicht immer geschmackvoll gewählten Späßen da ein brennendes Gefühl der Unzulänglichkeit sich erleichterte, daß ein in heftigen Wehen sich windender Schöpferwille mit einem Witz sich über die mangelnde Schöpferkraft hinweghalf, so gut es ging, damit nur ja Niemand das schmerzliche Zucken sähe und das Reißen überspannter Sehnen hörte —: darum bekümmerten die Gaffer sich nicht. Und doch war dieses Entladen für Hans Bülow Lebensnothwendigkeit; wenn er im brüsken Scherz sich nicht erleichtert hätte, dann wäre es ihm ergangen wie Ibsens unseligem Baumeister, der nicht so hoch klettern konnte, wie er baute. Der arme Hans war eigentlich noch schlimmer dran als dieser Baumeister Solneß: er mußte erleben, daß ein kecker Kletterer und kräftiger Schöpfer das Liebste ihm von der Seite stahl; aber eine glückliche Mischung der Gaben bog die drohende Tragoedie ihm rechtzeitig stets zur Tragikomoedie um: sobald beim Klettern ihm die Kraft erlahmte, kamen alle Geister, die verneinen, ihm zur Hilfe und er höhnte laut und derb die Schwächeren und, ganz im Innersten, manchmal wohl auch sich selbst.

Noch an ein anderes Ibsendrama ließ er mich denken, so oft ich ihn sah, an die Geschichte der kleinen Frau, die in ein niedliches Puppenheim gebannt ist, dessen erkünstelten und verlogenen Sittenkatechismus nicht versteht und gar zu gern einmal recht laut und recht derb Donnerwetter sagen möchte. Es war viel Weibliches, Allzuweibliches in ihm, ein Bedürfniß, sich anzuschmiegen und anzubeten, nur leider auch zu viel kritische Schärfe, als daß er lange den selbst aufgeputzten Idealen treu bleiben konnte. Er ging immer aus, das Wunderbare zu suchen, und er hatte es kaum gefunden, da begann er auch schon, das Wunder zu betasten und nach dem schwarzen Punkt zu spähen, dem ersten Zeichen beginnender Fäulniß. Wer Wunder sucht, der stärke seinen Glauben, rieth Goethe; unser Mann aber ging mit der ganzen blitzblanken Skepsis des Modernen auf die Suche nach Wundern und er war deshalb mit seinen Idealen gewöhnlich bald fertig. Nur den

Digitized by Google

Allergrößten hielt er die Treue und Denen, die von der Menge verlassen wurden: Beethoven blieb sein Gott, vor dem vervehmten Bismarck kniete er, ihm die Pfeife anzuzünden, und es kitzelte ihn sehr behaglich, daß er die westöstliche Plutokratie von Berlin mit einem Heroenlob für den ihr Verhaßtesten ohrfeigen konnte. Damals sagte er laut und derb: Donnerwetter! Und ich habe ihn nie wieder so frisch, so froh und so ganz knabenhaft verwegen gesehen wie nach dieser gelungenen Explosion.

Er hat in einem reichen Leben oft Donnerwetter gesagt und er hat niemals auf die leidenschaftliche Lust verzichtet, von weithin sichtbarer Stelle einer anmaßenden Menge bittere Wahrheit ins verblüffte Gesicht zu schleudern. Ein Mensch, der an den Mängeln des schöpferischen Vermögens krankte und auch an der Enge unserer Kulturverhältnisse, an dem lastenden Zwang einer Sitte, die ohne innere Sittlichkeit ist, und der deshalb in großen Zeiten und bei großen Männern Ersatz für die Winzigkeit der modernen Verzwergung suchte. Er verkroch sich in die Geschichte und in Geschichten, er rieb sich an starken Naturen und fernen Kulturen, aber er blieb immer er selbst, er that kaum, wie andere Kavaliere, den deckenden Domino um, wenn er auf solche Maskenbälle ging, denn er liebte, erkannt zu werden, und war sehr stolz auf die eigene Physiognomie. Ich habe Briefe von ihm, die nach dem Kalender der französischen Revolution datirt sind, mit der Anrede Citoyen beginnen, in der Unterschrift aber das ganz unrevolutionäre „von" nicht weglassen; er blieb Hans von Bülow, er opferte nicht ein Titelchen, aber er berauschte sich an der Schreckensgröße der legendären Helden aus einer gewaltthätigeren Zeit. Und ich bewahre ein Albumblatt von ihm, das, mit Beziehung auf ihn und mich, so lautet: „On a le droit d'être audacieux, inébranlable, inflexible, lorsqu'on veut le bien, sagte 1792 Saint-Just unter Maximilian Robespierres beifälligem Kopfnicken." Ob er immer das Gute wollte? Ich glaube, auf ihn paßt eher das Wort, das Bismarck einmal von einem Kaiser gesagt haben soll: Il ne sait pas toujours ce qu'il veut, mais il le veut bien. Und die beste Grabschrift, die man dem ganz genialen, ganz faustisch sich mühenden, doch von faustischem Schaffensglück nicht beseligten Menschenkinde setzen kann, ist wieder ein Wort, das sein letzter Held, das Bismarck nach Hansens Tode sprach: „Er war nicht wie die Anderen. Ihm fehlte die Tünche der sozialen Heuchelei."

M. H.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 3. März 1894.

Dat is Wilhelm!

Die ungemein erfreuliche Thatsache, daß der Graf von Caprivi dreiundsechzig Jahre alt geworden ist, hat auf die noch immer sogenannte Volksseele einen fühlbaren Eindruck nicht gemacht, obwohl das bedeutsame Datum von der norddeutschen allgemeinen Reichspindterei in einem hymnisch gestimmten Artikel verherrlicht wurde, der den verehrten Herrn sehr neckisch „das Geburtstagskind" nannte, von den zahllosen Verdiensten des Gefeierten keines verschwieg und eigentlich nur darin fehlte, daß er erstens den Helden des Tages in der ihm von der Reichsverfassung versagten Rolle eines aus eigener Initiative und auf eigene Faust Politik treibenden Staatsmannes erscheinen ließ und daß er zweitens jede Erwähnung des durch die gütige Vermittelung der Reichskanzlei der Presse verkündeten Radieschenattentates vergaß. Die angenehme Mittheilung, daß der Herr Graf „körperlich und geistig frisch und gesund ist", wurde, trotz der zweifelhaften Kompetenz des Attestschreibers, in gebührender Ergriffenheit aufgenommen und sie wirkte deshalb auch nicht stärker als etwa das Plaidoyer, mit dem der Freiherr von Marschall in Sachen gegen Ploetz und Genossen als öffentlicher Ankläger auftrat. Denn selbst die forensische Beredsamkeit dieses in Leitartikeln berühmten Mannes, die nach alter Staatsanwaltssitte immer als bewiesen annimmt, was doch erst bewiesen werden soll, selbst sie vermochte das entschlummernde Interesse an einer handelspolitischen Erörterung nicht mehr aufzuscheuchen, bei der kaum noch ein winziges Körnchen zu erdreschen ist. Man muß gerecht

Digitized by Google

sein und auch die Vorzüge des Caprivismus anerkennen; eine seiner glücklichsten Erfindungen besteht darin, so lange mit einem Gegenstande die Oeffentlichkeit zu beschäftigen, bis sie, der Sache überdrüssig, nur noch ein Ende herbeisehnt und eine Entscheidung nach irgend einer Seite; so wars mit der Militärvorlage, so ists nun mit dem russischen Vertrag und so wirds wahrscheinlich bald auch mit den Steuerplänen sein. Schon jetzt liest kaum noch Jemand die ausgedehnten Reden zahmer und wilder Volksvertreter, denn die der Bezirksvereinigkeit Entwachsenen wissen, daß die wichtigen Geschäfte doch hinter den Coulissen gemacht werden, und eine frohe Bewegung geht dann nur noch durch die Volksseele, wenn Herr von Marschall sich selbst und dem Oberkollegen ein prächtiges Denkmal errichtet oder wenn der zappelnde Barde Heinrich Rickert bei seinem Versuch, bäuchlings das Piedestal dieses Denkmals zu erreichen, auf den Locus geräth, — hoffentlich nicht ohne eine da sehr nützliche Gesammtausgabe seiner Reden. Doch auch an dem herrlichsten Denkmal sieht man sich satt, Herr Rickert findet nicht immer den Schlüssel zu so anregenden Gemeinplätzen, — und in den inneren Verhältnissen des Deutschen Reiches hätte deshalb die Woche der Betrachtung kein lohnendes Ereigniß geliefert, wenn nicht eine Rede des Kaisers die allgemeine Aufmerksamkeit in nicht mehr ungewöhnlichem Maße erregt hätte.

Es war bei dem Festmahl des brandenburgischen Provinziallandtages. Der Kaiser pries die Verdienste des Hohenzollernhauses um die Mark Brandenburg, um Preußen und das Reich, und er meinte, diese Verdienste seien nur möglich gewesen, weil die Hohenzollern stets das Bewußtsein hatten, von Gott an diese Stelle gesetzt zu sein und ihm nur und dem eigenen Gewissen Rechenschaft für ihr Vollbringen zu schulden. Diese Auffassung ist mit den Gedanken schwer zu vereinen, die Friedrich II. als Kronprinz in seinen „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des europäischen Staatensystems" und im „Antimacchiavell" aussprach; so unreif diese Schriften sind und so unverständig der junge Prinz namentlich an das Meisterwerk des Florentiners herantritt, so unzweideutig bekennt er sich darin doch zu der modernen Anschauung, die im Fürsten nicht den unbeschränkten Gebieter, sondern den ersten Diener des Volkes sieht, und mit rühmlichem Nachdruck bekämpft er den gefährlichen Wahn, es seien die Völker für die Fürsten geschaffen; erst ein später Enkel,

Friedrich Wilhelm IV., legte wieder Werth auf das Bekenntniß: „daß ich meine Krone von Gott allein habe und daß ich nur ihm Rechenschaft schuldig bin von jedem Tage und von jeder Stunde meiner Regirung." Der Kaiser vermißt „die Freude an unserem geeinten großen Deutschen Reiche" und er fordert auf, von anderen Völkern diese Freude zu lernen. „Ich greife dabei zurück auf das uns stamm- und religionverwandte Volk der Holländer, in dem der Große Kurfürst seine erste Jugend zubringen durfte, um Das, was er dort lernte, nachher für das große Ganze zu verwerthen. Wie dort im Volksbewußtsein Das, was das Herrscherhaus für Holland gethan, fest eingewurzelt ist, Das geht aus der einfachen, rührenden Begebenheit hervor, die sich zutrug, als einst eine holländische Bauernfrau mit ihren kleinen Kindern an das Haus hintrat, wo in der Mauer die Kugellöcher zu sehen waren von jenem Mörderschuß, durch den Wilhelm von Oranien gefallen war. Als die alte Frau an diese Stelle gekommen, da wandte sie sich zu ihren Kindern und zeigte mit dem Finger darauf und sagte: ‚Dat is Wilhelm!' Nun, das Selbe wollen wir auch thun!" Wenige Tage vorher hatte Prinz Heinrich von Preußen in einer landwirthschaftlichen Versammlung einen ähnlichen Gedanken in diese Worte gefaßt: „Eine jede Vereinigung, die eine besondere Bestrebung über sich hat, sieht gern noch zu einem höheren Wesen hinauf. Ich meine, meine Herren, wir stehen am Ende des neunzehnten Jahrhunderts unter einem Zeichen, einem großen Zeichen, und das ist das Zeichen: Wilhelm der Zweite!" Aus beiden Reden darf man nicht etwa den Wunsch herauslesen, die Verdienste des Kaisers lauter anerkannt zu hören, wohl aber den, die Reichspolitik mehr als eine persönlich kaiserliche betrachtet zu sehen; und es entsteht daraus die nicht unbeträchtliche Frage, ob die von monarchischem Empfinden Erfüllten diesem Wunsche rückhaltlos sich anschließen können oder ob sie zu bemerken glauben, daß schon jetzt im Deutschen Reich viel zu häufig gerufen wird: Dat is Wilhelm!

Als Voltaire sein Buch über das Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten veröffentlichte, da glaubte er, wegen des Titels sich entschuldigen zu müssen, und er schrieb zur Erklärung einen ausführlichen Brief an Lord Harvey. Nicht den Politiker bewunderte er in dem Sonnenkönig; er war zu klug, um die Fehler des eitlen Ruhmsüchtlinges nicht zu sehen und um zu verkennen, daß die wohlthätig wirkenden

Digitized by Google

Maßregeln der eigensten Initiative Mazarins und später Colberts entsprangen, dessen weit voraus blickende Schutzzollpolitik dem frühen Freihändler von Ferney allerdings nicht gefiel. Aber der ganz in literarischen und künstlerischen Interessen aufgehende Feuilletonist der Geschichte sah in dem vierzehnten Ludwig den immer bereiten Förderer aller Talente und sein gallischer Stolz erhob sich, weil in Böhmen, in Dänemark und in Spanien von dankbaren Künstlern und Gelehrten der Name des Königs gepriesen wurde und weil in Florenz das mit der Unterstützung des Monarchen von Guglielmini gebaute Haus am Giebel den Namen Ludwigs des Vierzehnten trug. Er konnte auch wirklich auf manche nützliche Leistung des Königs sich berufen, der an die Stelle des mittelmäßigen Musikers Cambert den größeren Lulli setzte, dem Maler Le Brun zum Erfolge verhalf und Molière, Racine, Boileau gegen Anfeindung unterstützte. Aber selbst Voltaire erklärte schon damals, er wolle nicht die Geschichte eines Fürsten, sondern eines Jahrhunderts schreiben, denn: je suis las des histoires, où il n'est question que des aventures d'un roi, comme s'il existait seul ou que rien n'existât que par rapport à lui. Das war eine sehr vorsichtige Verwahrung und die Historiographen, die schnell bereit waren, von einer Epoche Friedrichs oder gar Peters des Großen zu reden, hätten gut gethan, sich ihr anzuschließen. Der Versuch, an den Namen eines Herrschers das Streben und Ringen einer ganzen Zeit zu knüpfen, ist immer mißglückt und die Monarchen, die, nach dem Beispiel Ottos des Dritten, ihre irdische Regentschaft nur als eine Vorbereitung zur künftigen Weltregirung an Gottes Seite auffaßten, haben hienieden gewöhnlich noch herbe Enttäuschungen erlebt. Auch über Ludwig den Vierzehnten hat das Urtheil sehr weit sich von der Begeisterung Bossuets entfernt und Otto kam nicht auf den Himmelsthron, sondern ins Irrenhaus.

Seit Voltaire schrieb, hat die Welt sich erheblich verändert. Zuerst brach eine ungeheuere Revolution herein, die in den Geistern begann und in Straßenkämpfen sich fortsetzte, und dann schritt, durch geschichtete Leichen, ein roi parvenu hinauf zum Thron. Europa sah zum ersten Male, daß ein Abenteurer eine Dynastie zu begründen und sich in die Monarchensitte zu schicken vermochte. Bonaparte selbst gewann nicht, als er vom Ersten Konsul sich zum Kaiser erhob: er verlor seine besten Anhänger und tauschte dafür Höflinge ein, denen sein Wille das höchste Gesetz war und die in jeder gleichgiltigen Aeußerung

des Erhabenen einen Orakelspruch bestaunten; dem monarchischen Gedanken aber gab er einen furchtbaren Stoß und die legitimen Herrscher mochten wohl innerlich fröfteln, wenn er, zur Rechten den Zaren, zur Linken den König von Preußen, seine Lieblingserinnerungen auskramte, die immer dann so begannen: Lorsque j'étais lieutenant d'artillerie. Dieser absolutefte unter den modernen Herrschern hat gegen den Absolutismus den schwersten Streich geführt, einen schwereren noch als die Schreckensmänner; er hat bei seinem unerhörten Aufsteigen von des Glückes Gnaden den Gottesgnadenbegriff in die Totenkammer gerissen. Damals kam ein Zittern über die Könige, die als Menschen nun beurtheilt und gewogen wurden, und sie zogen vor dem Lärm der Gassen scheu sich in ihre Schlösser zurück, der Berührung mit schwieligen und schweißigen Fäusten zu entgehen. Die Schatten Ludwigs des Sechzehnten und Napoleons schreckten; selbst der russische Nikolaus sagte, als er in Warschau mit dem Prinzen von Preußen zusammentraf: Les princes doivent faire leur possible pour se faire pardonner leur position, und in allen dem westlichen Aufruhrheerde näher gelegenen Ländern wurden hohe Schutzmauern aufgeführt, hinter denen die Könige in sicherer Ruhe ihres Amtes walten konnten.

Auf dem preußischen Thron aber saß damals ein unglücklicher Schwärmer, der in seine mystischen Ideale versponnen war und in seiner künstlich geschaffenen Dunkelkammer den Wechsel der Zeiten nicht sah. Er glaubte brünstig an seine Mission, er wollte Alles selbst zum Besten lenken und von seiner Machtvollkommenheit nicht den kleinsten Theil opfern; persönlich trat er immer mit seiner Ansicht hervor und mußte dann erleben, daß die Ereignisse ihm in seine heiligsten Ueberzeugungen tobten. Am elften April 1847 hatte er feierlich erklärt, „daß es keiner Macht der Erde je gelingen soll, mich zu bewegen, das natürliche, gerade bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältniß zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu wandeln, und daß ich es nun und nimmermehr zugeben werde, daß sich zwischen unseren Herr Gott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt gleichsam als eine zweite Vorsehung eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regiren und durch sie die alte, heilige Treue zu ersetzen"; und am einunddreißigsten Januar 1850 lag die sorgfältig paragraphirte Verfassung mit seiner Unterschrift fertig da. Der vorwärts drängenden

Digitized by Google

Volksstimmung hatte der König keinen Damm entgegenzuthürmen vermocht und er mußte von demagogischem Wüthen sich nun abzwingen lassen, was er vorher als ein freiwillig gebotenes und dankbar begrüßtes Geschenk gewähren konnte. Er hatte für große und kleine Dinge die ganze Persönlichkeit eingesetzt, der ganze Unmuth waffnete sich nun gegen diese Persönlichkeit, und als der gebrochene Mann vor den in wüstem Triumphzuge vorübergeführten Leichen der Barikadenmänner das Haupt entblößen mußte, da wies frecher Hohn mit dem Finger auf ihn und pöbelhafte Stimmen johlten zum Schloß empor: Das ist Friedrich Wilhelm!

Es war ein nicht genug zu preisendes Glück für Preußen und es schuf die Möglichkeit eines geeinigten Reiches, daß auf diesen Unglücklichen ein Monarch folgte, der weise zu verschwinden verstand und der mit persönlichen Wünschen und Ansichten eigentlich nur in den militärischen Lebensfragen an die Oeffentlichkeit trat. So lange der alte König regirte, wußte man kaum jemals ganz genau, wie er zu einzelnen Gesetzesvorschlägen stand; seine Minister brachten sie in die Parlamente, sie waren seiner kraftvollen Unterstützung gewiß, aber sie hüteten sich, vor einer nicht ganz unzweifelhaften Entscheidung seinen Namen mit vielleicht vorläufig unhaltbaren Vorschlägen zu verknüpfen. Nie hat man erlebt, daß der König sich für eine wirthschaftliche Maßregel, für ein Steuergesetz, einen Monopolvorschlag engagirte; nur in den Militärfragen trat er hervor und da, wo den Heilversuchen am sozialen Körper ein neuer und großer Gedankeninhalt gegeben werden sollte, — aber auch dann blieb er stets durch die Verantwortlichkeit seines ersten Dieners gedeckt. Nur Bismarck hat in den kritischen Jahren unserer Geschichte sein Ansehen und seine Popularität aufs Spiel gesetzt; der König behielt immer völlige Freiheit und er konnte, wenn das Spiel mißlang, einfach neue Berather wählen, ohne mit früher öffentlich gethanen Aeußerungen in Widerspruch zu gerathen. Dieser leisen Art, diesem sicheren Takt, der geräuschlos immer das Richtige traf und der ein Applausbedürfniß nicht zu kennen schien, ist es zu danken, daß die immer wachsamen Rivalitäten der Bundesfürsten dem neuen Reich nicht zum Hinderniß wurden und daß Alle gern als Gleiche sich um den Ersten schaarten, der so bescheiden war und doch so voll kluger Kraft. Selten wurde der Ruf der holländischen Bauernfrau gehört, denn der König liebte

es nicht, mit seinen Erfolgen zu prunken, und sein Stolz begnügte sich damit, einen besseren Minister als die Anderen zu haben; aber dem Reich ging es gut, der monarchische Gedanke festigte sich in den Herzen und auch im kühleren Verstand, — und das persönliche Meinen und Wollen des Trägers der Krone blieb außerhalb jeder Erörterung.

Das ist jetzt anders geworden. Ein politisches Epigonengeschlecht ist zur Herrschaft gelangt und es ist in gefährlichem Uebereifer bemüht, die eigene Unzulänglichkeit mit dem Glanz des kaiserlichen Namens zu bestrahlen. Der Kaiser ist jung, er bewegt sich gern in Gesellschaft, er hält seine Meinung über Tagesfragen nicht zurück, und was er gelegentlich ausspricht, Das soll, im Interesse der an ganz anderer Stelle verantworteten Politik, das Urtheil des Volkes binden. Täglich wird uns berichtet, was der Monarch über den russischen Handelsvertrag, über die Doppelwährung, den Zwischenhandel, den Bund der Landwirthe und die Agrarreform denkt, wie er über ein Theaterstück, über einen Mimen, einen Maler urtheilt, und da heute, im Gegensatz zu den vierziger Jahren, der Liberalismus im ekelhaftesten Byzantinismus schwelgt, so fehlen natürlich auch die angeblich liberalen Denunzianten nicht, die einen Minister anschwärzen, weil er bei einem Abendessen andere Ansichten als der Monarch ausgesprochen haben soll. Für solche Minister, die unter allen Umständen der Meinung des Kaisers sind, ist dieser Zustand sehr bequem, für den Monarchen selbst aber, der immer der Repräsentant des ganzen Volkes bleiben soll, ist er bedenklich. Es brauchte nicht erst dahin zu kommen, daß, wie wir es heute leider erleben, in den wichtigsten Existenzfragen die überwiegende Mehrheit der Nation sich gegen eine Politik erhebt, die uns jeden Tag als eine persönlich kaiserliche bezeichnet wird. Der wünschenswerthe Zustand ist vielmehr der, daß jede Maßregel und jedes Gesetz so lange ausschließlich an den Namen des verantwortlichen Ministers geknüpft bleibt, bis die Entscheidung gefallen ist; auch dann noch empfiehlt es sich, da nicht alle Hoffnungen sich erfüllen, den Monarchen nicht mit solchen Kurversuchen zu verketten. Dem Reich der Oranier hat der Ruf der Bauernfrau kein dauerndes Glück gebracht; und weil sie wünschen, daß Deutsche Kaiser nicht erst nach ihrem Tode im dankbaren Gedächtniß des Volkes leben, gerade deshalb finden viele überzeugte Monarchisten, daß heute bei uns viel zu häufig bereits der Ruf zu vernehmen ist: Dat is Wilhelm!

Digitized by Google

Christlich-Sozial.

IV.*)

Selbstverständlich ist das Religiöse im Christlich-Sozialen nur die eine Seite. Das Wirthschaftliche muß aber in Harmonie zu ihm stehen. Wie gelangen wir zu einer christlich-sozialen Wirthschaftauffassung, die Dem entspricht, was wir bis jetzt ausgeführt haben? Der erste Weg, den man uns empfiehlt, ist der, daß wir uns im Allgemeinen auf einen konservativen Standpunkt stellen und von da aus in der Richtung der Sozialdemokratie einige Konzessionen machen, daß wir das „Berechtigte" anerkennen sollen. Was aber das Berechtigte an der Sozialdemokratie ist, bleibt bei diesem Verfahren eine ganz unklare Sache. Wichtiger jedoch ist folgender Einwand: das konservative Programm enthält keinen einzigen Satz für Angestellte, Abhängige, Gehilfen, Lohnarbeiter, Tagelöhner. Es ist ein Programm für Herren. Mitten in der sozial bewegten Zeit wird auf dem großen Tage von Tivoli mit keiner Silbe an die bedrängte Masse gedacht. Eine Partei, die so wenig an Arbeitlose, Mühsälige und Beladene denkt, darf für eine Volksarbeit im Geiste Jesu nicht der Ausgangspunkt bleiben. Daran kann auch der Umstand nichts ändern, daß bei den Konservativen im Allgemeinen das meiste kirchliche Verständniß angetroffen wird. Nicht Kirchlichkeit ist es, wonach wir dürsten, sondern Brüderlichkeit. Und weil nun die Zeit, wo die Christlich-Sozialen Zweige am konservativen Baume waren, für uns unwiederbringlich vorüber zu sein scheint, so liegt es nahe, das Wirthschaftprogramm aus freier Luft, das heißt aus gewissen allgemeinen sittlichen Obersätzen entwickeln zu wollen. Man nimmt die Begriffe „Brüderlichkeit", „Gerechtigkeit", „Werth der Einzelnperson", „Reich Gottes", „Eigenthum", „Familie", „Arbeit", klärt sie, definirt sie und zieht aus ihnen schließlich ein möglichst greifbares Fazit. Diese Methode ist nicht ohne Weiteres als werthlose Spekulation zu verwerfen. Eine derartige Gedankenarbeit ist nöthig als Begleiterin unseres Fortschreitens. Die Wissenschaft der Ethik muß für die Christlich-Sozialen eine Fundgrube ihrer Ideen sein, aber man darf nicht in den Fehler einer unhistorischen Epoche verfallen und Alles im Himmel und auf Erden durch Logik und Ethik konstruiren wollen. Wenn wir Das thäten, so würden wir das abstrakte System der Sozialdemokratie nur mit einem anderen ähnlichen Gedankengebäude vertauschen, und zwar wahrscheinlich, da der Ausgangspunkt idealistisch sein würde, mit einem Gedankengebäude, das noch weniger greifbaren Gehalt hätte als die materialistische Konstruktion. Unsere Aufgabe ist es gerade, aus der sozialistischen

*) S. Nr. 21 der „Zukunft".

Digitized by Google

Abstraktion heraus, unter Anleitung der christlichen Ethik, auf den Boden der Wirklichkeit zu gelangen. In diesem Sinne sagte ich im ersten Abschnitt: Wir müssen die wirthschaftlichen Gedanken genau an dem Punkte weiterdenken, wo die Sozialdemokratie aufhört. Wir müssen von ihr die Fragestellung übernehmen: was geschieht für die unterste Schicht des Volkes? Auf jedem Punkt müssen wir uns mit der Sozialdemokratie innerlich auseinandersetzen, um aus ihr herauszuwachsen, wie sie aus dem wirthschaftlichen Liberalismus herauswuchs. Schon in diesen Worten liegt, daß wir heute kein fertiges Programm haben können. Wenn wir es hätten, so wären wir nicht eine Richtung für die Zukunft, sondern im besten Falle nur eine für heute.

Ich habe öfter die Frage zu beantworten: Was sollen wir studiren, um in Ihrem Sinne arbeiten zu können? Wo diese Frage von Jemand gestellt wird, der bereit ist, etliche Jahre seines Lebens an das Studium und sein ganzes Leben an das Resultat dieses Studiums zu wagen, da gebe ich im Grunde keine andere Antwort als „Marx und Christus". Man hat mir Das verdacht und gesagt, ich solle in erster Linie Roscher, Wagner, Brentano nennen. Wie werthvoll mir die bürgerliche Nationalökonomie ist, werde ich später auszusprechen Gelegenheit haben, aber an dieser Stelle möchte ich es als Erfahrungssatz hinstellen, daß man von der bürgerlichen Wirthschaftlehre aus nur schwer den prinzipiellen Standpunkt findet, der Alles im Sinne Jesu, im Sinne der armen Brüder, betrachtet. Diejenigen Fragesteller, die sich an mich wenden, sind ja keine Aspiranten für reine akademische Volkswirthschaftlehre, sondern es sind junge Männer, die praktische Christlich-Soziale werden wollen. Ein Christlich-Sozialer aber, der nicht Professor werden will, braucht nicht über alles Detail im Reinen zu sein, er muß aber Etwas von Dem an sich erfahren haben, was die Leinweber und Maurer vor uns an ihrem Geiste erlebten. Es ist auch, wie ich zugebe, der Weg nicht ganz ungefährlich. Es ist nicht ausgeschlossen, daß da und dort ein junger Freund von Marx so umsponnen wird, daß er Christum aus den Augen verliert. Aber wo Etwas geleistet werden soll, ist immer Gefahr. Wer den jungen Leuten zuruft: Schließt Eure Augen, wenn Ihr Marx vorübergehen seht! der kann recht liebe Menschen erziehen, aber keine Männer, die hart genug sind für den Kampf, der uns bevorsteht. Wen wollen wir denn schließlich gewinnen? Doch gerade das Volk, das heute schon sozialdemokratisch ist aber es morgen wird. Wie aber sollen wir Das können, wenn wir eben dieses Volk und seine Zeitungen, Broschüren, Versammlungen nicht an uns selbst erlebt haben?

Wenn Jemand mit dem Glauben an Jesus und mit historischer Bildung an das Studium der Sozialdemokratie herantritt, so wird er viel-

Digitized by Google

fache Bereicherung erfahren, aber ihm werden auch die Stellen offenbar werden, wo der Thurm einmal brüchig werden muß. Wir bezeichnen als solche Stellen die Neigung zur Schablone und den fatalistischen Optimismus.

Die Sozialdemokratie kennt in ihrer Doktrin (die Praxis ist vielfach besser als die Lehre) im Grunde nur zwei Klassen von Menschen: Kapitalisten und Proletarier, wie sie sich beide etwa in der Textilindustrie gegenüber stehen. Nun ist aber glücklicher Weise nicht ganz Deutschland eine einzige große Spinnerei oder etwas Aehnliches. Die Formeln, die für die Industriearbeiter ꝛc. gepaßt haben wie angegossen, passen nicht in gleicher Weise für alle übrigen Theile des Volkes. Zwar, Das ist wahr, daß auch der Handwerker und der Bauer unter dem „Kapitalismus" leiden, nur trägt der Kapitalismus ihnen gegenüber sehr andere Gesichtszüge. Hier beginnt die Lehre vom Mehrwerth ihre Unmittelbarkeit zu verlieren. Der Unternehmer ist nicht mehr der Ausbeuter, sondern der Hypothekengläubiger tritt an seine Stelle. Damit verliert auch die Idee, das Unternehmerthum im Ganzen aus der Welt zu schaffen, an Wirkung. Kurz, je weiter die Sozialdemokratie ihre Arme ausbreitet, desto fraglicher wird ihre Stellung zur reinen Lehre von Marx. Ich bin sehr gespannt auf das von Schönlank für den nächsten sozialdemokratischen Parteitag angeregte Thema: Bauer und Kleinhandwerker. Wenn es nicht nur obenhin behandelt wird, so muß das Resultat etwa so sein: „Wir sehen, daß die großen Ideen von Marx ein Programm für unendliche Zeiten enthalten. Wir werden dieses unendliche Programm auch weiterhin kräftig verehren, aber wir halten es für nothwendig, gewisse vorläufige Ziele für besondere Volkstheile festzusetzen." Damit würde ein Schritt in der von uns erwarteten Richtung gethan sein. Wie weit nun die Sozialdemokratie als solche sich in dieser Hinsicht „mausern" kann, bleibt abzuwarten. Es wird ein Punkt kommen, wo man sich verwundernd umblickt: ist denn Das, was wir jetzt treiben, eigentlich noch Marxismus? Dann müssen die Christlich-Sozialen ihrerseits wissen, was sie wollen. Zu diesem Zweck ist das genaue Studium der Lage der einzelnen Volkstheile unerläßlich, dann treten Detailfragen in den Vordergrund, und dann wird das von der bürgerlichen Nationalökonomie theilweise unter ganz anderen Gesichtspunkten gesammelte Material von allergrößtem Werthe sein. Was die Sozialdemokratie in Folge ihrer Agitation, ihrer Stellung zur Regirung und ihrer finanziellen Lage nicht leisten kann und was dennoch von ungeheuerem Werth ist, nämlich die Feststellung Dessen, was wirklich in jedem einzelnen Organe des Volkskörpers an Stoff und Kraft vorhanden ist, Das thut die akademische Volkswirthschaft. In diesem Sinne müssen die Christlich-Sozialen mit ihr Hand in Hand gehen.

Wir glauben, daß die „soziale Frage", wenn sie sich weiter entwickelt,

Digitized by Google

zunächst in zwei große Fragen zerfallen wird: die Kapitalfrage und die Organisationfrage. In der Organisationfrage hat auf dem Gebiet der Industriearbeiter die Sozialdemokratie Großes geleistet. Die Gewerkschaften und Fachvereine sind auch in unseren Augen werthvolle Bausteine der Zukunft. Auch scheint die organisirende Kraft der Sozialdemokratie keineswegs erschöpft zu sein. Wir trauen ihr zu, daß sie auch die Organisation der Handelsangestellten fertig bringen wird. Ob es die Sozialdemokratie sein wird, welche die Landleute organisirt, oder ob Das zunächst von den Antisemiten geschehen muß, wissen wir nicht. Daß man auf die Formel des Antisemitismus hin nicht ganze Volkstheile dauernd organisiren kann, ist wohl klar; aber immerhin läßt sich eine Mischung von konservativen, marristischen und antisemischen Gedanken denken, welche längere Zeit hindurch eine Volksgruppe beschäftigt, die bisher unter konservativen Fittigen geschlafen hat. Sicher ist, daß die Christlich-Sozialen der Organisationbewegung an sich die größte Aufmerksamkeit schenken müssen, mag sie geleitet sein, von wem sie wolle.

Während nun die Organisationfrage Spezialisirung des Studiums und der Agitation fordert, bleibt ein Kompler von Problemen, der alle Volkstheile gleichmäßig angeht und der darum in allen Einzelnorganisationen möglichst gleichmäßig behandelt werden muß. Diesen Kompler von Problemen nennen wir die Kapitalfrage. Hier ist es, wo wir der Sozialdemokratie fatalistischen Optimismus vorwerfen. Der bürgerliche Liberalismus hatte bekanntlich den Grundsatz des laissez aller, laissez passer. Diesen Grundsatz erbte die Sozialdemokratie und formulitte ihn etwa so: je mehr man der Konzentration des Kapitals freien Spielraum läßt, desto schneller wirthschaftet das kapitalistische System ab, darum sind wir prinzipielle Freihändler und stören Rothschild und Genossen nicht bei ihrem Werke, das durch Gunst des Fatums (wir wissen nicht warum, aber es muß so sein) im Grunde unseren Wünschen dienen muß. In diesem Wachsenlassen des Kapitals liegt einestheils die Kraft und anderentheils die Schwäche der Sozialdemokratie; die Kraft: weil jeder große Optimismus Menschen heranzieht, weil diese Lehre eine Stimmung zu erzeugen im Stande ist, die der Stimmung mancher religiösen Sekten ähnlich ist, welche alle Hoffnung auf einen großen Tag des Zorns und der Wonne setzen und sich muthig durch die Alltäglichkeit winden, da ja schon die Morgensterne des tausendjährigen Reiches am Himmel stehen; die Schwäche: weil eine solche Stimmung nicht leicht länger als ein Menschenalter dauern kann. Die bürgerliche Welt ist nicht so gebrechlich, wie man es ihr nachsagt, die Expropriation der Expropriateure vollzieht, die Konzentration der Betriebe entwickelt sich nicht mit der schnellen Sicherheit eines mathematischen Prozesses, kurz,

Digitized by Google

die Sozialdemokratie kommt, je länger, desto mehr, in Schwierigkeiten, wenn sie an ihrer Auffassung der Kapitalfrage festhält. Diese Schwierigkeiten werden nun in doppelter Weise brennend. Zunächst sind es Gesetzesanträge von konservativ-antisemitischem Standpunkt aus, die dem Kapitalismus, wenn auch vorläufig in sehr schwächlicher Weise, zu Leibe gehen wollen. Der einfache Menschenverstand stimmt, nach dem Sprichwort, daß der Sperling in der Hand besser ist als die Taube auf dem Dache, für Wuchergesetz und Börsensteuer. Wenn die Sozialdemokratie treu bei ihrer Lehre bleibt, muß sie beide Arten von Gesetzen a limine verwerfen, sie muß alle diese „Palliativmittelchen" stolz verachten. Die Reden aber, die Auer zum Wuchergesetz und Singer zur Börsensteuer gehalten haben, zeigen, daß man gern einen Mittelweg gehen würde, der es ermöglichte, das Prinzip zu wahren und doch praktischen Antikapitalismus zu treiben. Diese Schwierigkeit muß um so größer werden, je energischer der praktische Antikapitalismus außerhalb der Sozialdemokratie zu Tage tritt. Man denke sich einen weitgehenden Erbschaftsteuer-Entwurf. Er könnte in der Partei zu den allerschwierigsten Erörterungen führen, sobald die Zahl der sozialdemokratischen Stimmen die Entscheidung in der Hand hat. Dazu kommt das zweite Moment: Arbeitlosigkeit und Kapitalkonzentration stehen in einem bestimmten Verwandtschaftverhältniß. Die Zahl der Arbeitlosen wächst mit dem Großgelde, d. h. mit der Höhe der nicht konsumirten Jahreseinnahmen. Nun ist es ja möglich, daß auch die Arbeitlosigkeit als nothwendige Schattenseite der korrekten Entwickelung der Dinge in das System eingeordnet wird, aber weniger möglich ist es für eine Partei, die den Elendesten dienen will, auf Jahrzehnte hinaus die Arbeitlosen mit dem System zu trösten. Die Hunderttausende der Arbeitlosen werden mit steigender Deutlichkeit gegenwärtigen praktischen Antikapitalismus verlangen, damit sie leben können. Wenn dieser Antikapitalismus sich nicht in Gestalt einer politischen Partei bietet, muß bei ihnen praktischer Anarchismus eintreten.

Ob die Sozialdemokratie als Partei so entwickelungfähig ist, daß sie sich auf den Boden dieses Anti-Kapitalismus stellt, ist uns sehr zweifelhaft. Dazu ist sie zu stark durch ihre Vergangenheit gebunden. Hier aber liegt die Aufgabe der Christlich-Sozialen, eine Aufgabe, in der sich ältere und jüngere Christlich-Soziale weithin verständigen können. Hier arbeitet mit uns die Stimmung des Evangeliums. Was Jesus über den Mammon sagt, wird lebendig. Hier hilft uns Vieles, was Konservative und Antisemiten gelehrt haben. Hier hilft vor Allem die große Lehrmeisterin: die Noth. Es handelt sich nur darum, die richtige Formel für die antimammonistische Stimmung zu finden. Sie scheint uns in folgendem Satze zu liegen: „Wir erkennen die Konzentration der Betriebe als nothwendig

Digitized by Google

an, verwerfen aber die Konzentration des Kapitals." Dieser Satz ist, wie jeder kurze Ausspruch, der Mißdeutung fähig, man kann sagen: Kapital ist ja im Grunde nichts Anderes als eben Felder, Häuser, Bergwerke, Fabriken; wie wollt ihr da den Betrieb konzentriren und nicht zugleich das Kapital? Dieser Einwand ist aber nur so lange richtig, als man eben von vorn herein Kapital und Produktionmittel gleich stellt. Wir brauchen das Wort Kapital im Sinne des Rechtsanspruches auf einen Theil der Produktion, wir verstehen unter Kapital das papierne Abbild der wirklichen Dinge, die Hypotheken, Pfandbriefe, Aktien, Schuldscheine u. s. w., kurz das Privileg, Zinsen irgend welcher Art zu genießen. Kapitalkonzentration heißt so viel wie Rothschild, Bleichröder und Genossen. Da nun die Kapitalkonzentration nur da, wo sie in den Händen großer Unternehmer liegt (Krupp, Stumm), zugleich Betriebskonzentration ist, aber überall da, wo sie durch Bodenrente (Hypothekenzins, Miethzins) entsteht, nicht mit Betriebskonzentration verbunden ist, so ist der Kampf gegen die private Ausnutzung der Bodenrente in unseren Augen der nächste und beste Weg für den praktischen Antikapitalismus der Christlich-Sozialen. Ohne von allgemeinen „Naturrechten" auf Grund und Boden zu schwärmen, berühren wir uns hier mit den Vorschlägen der Bodenreformer. Was uns von den Konservativen und Antisemiten trennt, ist unser Eintreten für weitere Betriebskonzentration, was uns von den Sozialdemokraten und den bürgerlich Liberalen trennt, ist unsere Verwerfung der Kapitalkonzentration. Was uns als Erben der Kirchengeschichte kennzeichnet, ist die neue Erfassung des uralten Zinsproblems. Dr. Martin Luther schrieb 1540 seine Aufforderung „an die Pfarrherren, wider den Wucher zu predigen." Wir finden, daß Luthers Nationalökonomie veraltet ist, daß aber sein christlich klarer Blick auch heute noch das Rechte trifft: Geiz und Wucher sind die Haupttodsünden, ethisch und wirthschaftlich.

In den beiden Worten: Volksorganisation und Antikapitalismus liegt unendlicher Arbeitstoff. Eine christlich-soziale Bewegung, wie wir sie im Sinne haben, wird nicht ins Blaue hinein konstruiren, wie die Sozialdemokratie, aber auch nicht nur ein paar Forderungen aufstellen, die sich in zehn Jahren erledigen lassen. Das ist ganz verkehrt: man stellt etliche sanfte Forderungen auf, die den Beifall aller Verständigen oben und unten schon haben oder bald haben werden, und dann wundert man sich, wenn diese Selbstverständlichkeiten — wie ein wenig Arbeiterschutz und ein Tropfen Steuerreform — die Menschen nicht fesseln. Für kleine Ziele springt Niemand ins Feuer. Die Hauptgefahr der Christlich-Sozialen ist, klein und eng und vorsichtig zu sein. Unsere Losung muß werden: praktisch und weit!

Digitized by Google

V.

Was für Leute erwarten wir als Theilnehmer der christlich-sozialen Arbeit? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir zwei Epochen scheiden, die jetzige Vorbereitungzeit und die spätere Zeit weiterer Volkswirksamkeit. Später werden, so erwarten wir, große Theile der Masse, die heute zur Sozialdemokratie gehören, Christlich-Sozial sein. Wir glauben, daß jener Prozeß der Mauserung, von dem wir im vorigen Abschnitt sprachen, wenn er noch vielleicht ein Jahrzehnt fortschreitet, dazu führen muß, daß sich eine absolut radikale Linke und eine praktische Rechte der Sozialdemokratie bildet. Wie die radikale Linke aussehen wird, ist uns keineswegs klar, aber daß sie entstehen muß, scheint uns sicher. Es wird stets Elemente geben, die ihrer Natur nach für praktische Politik nicht geeignet sind. Die Rechte aber wird der Hauptstamm der soliden, tüchtigen, gut organisirten Arbeiter sein. Natürlich wird diese Rechte sich nicht kopfüber in Das hineinstürzen, was sie heute „Muckerei" nennt, aber nach dem psychologischen Gesetz, daß in den Enkeln diejenigen Stücke aus dem Geistesbestand ihrer Großväter gern aufleben, welche von den Vätern bei Seite geschoben wurden, wird die nächste Generation der Sozialdemokratie weniger Opposition gegen die „Kirche" und mehr Sehnsucht nach wahrer Religion enthalten als die heutige. Dann werden wohl erst einzelne Ueberläufer herüber und hinüber laufen, bis die Verhältnisse sich klären.

Doch das ist ja Zukunftmusik und kann getrost der Entwickelung überlassen bleiben. Heute beschäftigt uns viel mehr die Frage, wer den christlich-sozialen Gedanken tragen soll, bis er fertig durchgearbeitet ist. Die allgemeine Antwort lautet: diejenigen gläubigen Christen, welche von den alten Parteien nicht mehr befriedigt sind und doch aus religiösen, patriotischen, national-ökonomischen Gründen nicht Sozialdemokraten werden können. Die Zahl dieser Leute ist ihrer Natur nach eine begrenzte, denn der geistige Zustand, den wir eben andeuteten, setzt eine gewisse ethisch-ökonomische Reflexion voraus. Es wird gut sein, wenn wir zuerst sagen, in welchen Kreisen wir die thätigen und überzeugten Christlich-Sozialen im Allgemeinen nicht suchen. Man hat gefragt, ob es christlich-soziale Aufgabe sei, jetzt die Landarbeiter zu wecken, wie die Sozialdemokratie die Industriearbeiter aufgerufen hat. Wir glauben aber nicht, daß der Tagelöhner auf christlich-soziale Art und Weise geweckt werden kann, denn wenn er erwacht, dann will er zuerst räsonniren, fluchen, er will zornig und wüst sein, ehe er praktische Politik treiben lernt. Dieses unvermeidliche Stadium turbulenter ländlicher Flegeljahre paßt aber wenig zu dem Begriff von Christenthum, den der Tagelöhner aus der Kirche mitbringt. Darum wird auf dem flachen Lande im Osten und Norden Deutschlands gerade für uns zunächst

wenig zu thun sein. Dort sollen die Geistlichen nur darauf bedacht sein, nicht von vorn herein in die selbe Opposition gegen die Arbeiter zu gerathen, wie es auf dem Industriegebiet geschehen ist, — eine Aufgabe, die bei der Verflochtenheit von Rittergut und Kirche an vielen Orten nicht leicht sein mag. Auch der Handwerker erscheint uns nicht in dem selben Maße für die christlich-soziale Begegnung reif, wie es manche unserer Freunde glauben. Er ist zwar Antikapitalist wie wir, aber er stemmt sich in den meisten Fällen zugleich gegen die Betriebskonzentration. Ihm liegt weniger an einer sozialen Neuordnung, die auch dem Aermsten zu Gute kommt, als an der Erhaltung seiner kleinen Selbständigkeit. Darum wird er im Allgemeinen bei Konservativen und Antisemiten mehr hören, was er hören mag, als in unseren Versammlungen. Nur fragt es sich, ob diese Parteien ihm halten können, was er von ihnen erwartet. Erst wenn der Handwerker die Nothwendigkeit einer sozialen Neugestaltung einsieht, d. h. meist in dem Moment, wo er in die Sphäre der Hausindustrie hinabsteigt (Schneider, Schuhmacher), wird er, falls er Christ bleiben will, geeignet für die christlich-soziale Auffassung der Dinge. Und hiermit sind wir bei der Schicht angelangt, der unsere erste, ernste Aufmerksamkeit gelten muß. Es ist der Rand der Sozialdemokratie, es ist der Theil, der sich im großen chemischen Volksprozesse gelockert hat, der aber noch nicht neu kristallisirt ist. Dahin gehört, wie eben erwähnt, fast die ganze Hausindustrie, auch da, wo sie seit vielen Jahren sozialdemokratisch wählt. Was sollten denn diese Leute anders thun, als dem Sozialdemokraten ihren Stimmzettel weihen, da Niemand sonst für sie eintrat? Wo Hausindustrie ist, da ist meist noch Christenthum, da sind für uns noch Anknüpfungen. Ferner gehören in diese Gruppe die schwer organisirbaren unqualifizirten Arbeiter die Erdarbeiter, Tagearbeiter, Ausläufer, Portiers, Diener. Wahrscheinlich kann man auch die Kellner in diese Reihe stellen. Dazu kommen Droschkenkutscher, Pferdebahnkondukteure, kleine Beamte. Diese sind meist in einer sehr peinlichen inneren Lage. Ihr Beruf fordert von ihnen eine gewisse Staatstreue, und ihre Noth fordert einen gewissen Sozialismus. Sie werden dahin gehen, wo beide Elemente sich vereinigen lassen. Das ist die Rinde der Sozialdemokratie, in der noch neuer Lebenssaft emporsteigen kann, wenn von christlicher Seite straff gearbeitet wird. Ob diese christliche Arbeit erfolgen wird, ist heute noch nicht zu übersehen, — wir aber hoffen es.

Daß man auch im christlichen Lager die Arbeit des Organisirens allmählich verstehen lernt, zeigen die evangelischen und katholischen Arbeitervereine. Die Zahl der katholischen Vereine ist uns nicht zur Hand. Der Bestand auf evangelischer Seite ist folgender: 1882 gründete Bergmann Fischer in Gelsenkirchen den ersten evangelischen Arbeiterverein. Seitdem

Digitized by Google

ist ein gut gegliedertes Netz verbundener Vereine entstanden. Im vorigen Jahr zählte man 75000 Mitglieder. Davon entfallen auf Rheinland-Westfalen 37000, also die Hälfte. Die andere Hälfte vertheilt sich über die übrigen Industriegebiete in evangelischen Gegenden.

Die evangelischen Arbeitervereine waren in ihrem Entstehen meist rein konfessionelle Vereine und hatten als solche nur eine beschränkte sozialpolitische Bedeutung. Auch jetzt ist der Uebergang in christlich-soziale Vereine noch keineswegs vollzogen, aber es ist an dem Resultat, daß die große Mehrzahl der Vereine christlich-sozial werden wird, nicht zu zweifeln. Seit dem Juni 1893 haben die Vereine ein Programm, das zunächst als „Anhalt für Vorträge und Diskussionen", noch nicht als Aktionprogramm bezeichnet wird. Der prinzipielle Theil dieses Programms hat folgenden Wortlaut:

„Wir stehen auf dem Grunde des evangelischen Christenthums. Wir bekämpfen darum die materialistische Weltanschauung, wie sie sowohl zu den Ausgangspunkten als zu den Agitationmitteln der Sozialdemokraten gehört, aber auch die Ansicht, daß das Christenthum es ausschließlich mit dem Jenseits zu thun habe. Das Ziel unserer Arbeit sehen wir vielmehr in der Entfaltung seiner welterneuernden Kräfte in dem Wirthschaftleben der Gegenwart. Wir sind der Ueberzeugung, daß dieses Ziel nicht schon erreicht werden kann durch eine nur zufällige Verknüpfung von allerhand christlichen und sozialen Gedanken, sondern allein durch eine organische, geschichtlich vermittelte Umgestaltung unserer Verhältnisse gemäß den im Evangelium enthaltenen und daraus zu entwickelnden sittlichen Ideen. In diesen finden wir auch den unverrückbaren Maßstab rückhaltloser Kritik an den heutigen Zuständen, wie kraftvolle Handhaben, um bestimmte Neuorganisationen im wirthschaftlichen Leben zu fordern. Wir werden danach streben, daß diese Organisationen bei ihrer Durchführung im gleichen Maße sittlich erzieherisch wirken, wie technisch leistungfähig und für alle Betheiligten nach dem Maße ihrer Leistung wirthschaftlich rentabel sind. Wir vermeiden es, unsere Forderungen aus irgend einer einzelnen national-ökonomischen Theorie herzuleiten. Dagegen erkennen wir eine unserer Hauptaufgaben darin, unsere Freunde vollständig und vorurtheilslos über die schwebenden wirthschaftlichen Probleme aufzuklären. Wir erblicken in der wachsenden Konzentration des Kapitals in wenigen Händen einen schweren wirthschaftlichen Uebelstand, wir fordern daher vom Staate, daß er dieselbe nicht befördere, sondern ihr auf alle gesetzliche Weise entgegenwirke, auch auf dem Wege der Steuergesetzgebung. Unsere Forderungen werden wir formuliren von Fall zu Fall, nach dem Maße der wachsenden wissenschaftlichen Erkenntniß des Wirthschaftlebens."

Im ausführenden Theil des Programms stehen folgende Hauptpunkte: Der Großbetrieb wird als nothwendig anerkannt, die Arbeiterschaft im Großbetrieb soll aber im Ringen um ihre Existenz gestärkt werden, daher wird gefordert: Ausdehnung der Versicherungen (auf Wittwen, Waisen, Arbeitlosigkeit), Ausgestaltung des Arbeiterschutzes, Einführung obligatorischer Fachgenossenschaften bezw. gesetzlich anerkannter Gewerkschaften, parlamentarische Fabrikverfassung, Umgestaltung der Staatsbetriebe in Musterbetriebe bei Gewähr-

Digitized by Google

leistung der vollen persönlichen Freiheit. Ueber den Kleinbetrieb spricht sich das Programm vorsichtig aus: „Die Vereine sind nicht der Meinung, daß der gesammte Kleinbetrieb dem Untergange verfallen ist. Sie treten daher für ihn ein, so weit er sich durch Ansätze energischer Selbsthilfe als lebensfähig erweist." Sie fordern:

1. für das Handwerk die Einführung einer korporativen Organisation und die Begründung und Förderung genossenschaftlicher Vereinigungen;
2. für den redlichen Handel und Gewerbebetrieb Schutz durch Beschränkung und Beaufsichtigung des Hausirhandels und der Abzahlunggeschäfte, sowie durch Beseitigung der Wanderlager und Schleuderbazare;
3. eine Börsenordnung, durch die alle Börsengeschäfte so weit als möglich wirksamer staatlicher Aufsicht unterstellt werden und durch die besonders dem Mißbrauch der Zeitgeschäfte als Spielgeschäfte, namentlich in den für die Volksernährung wichtigen Artikeln, entgegengetreten wird.

Mag das Programm auch da und dort verbesserungsfähig sein, so ist es doch ein großer Gewinn, daß wir eine gemeinsame Direktive besitzen, die in prinzipieller Hinsicht das Richtige trifft und die von allen Schattirungen der christlich-sozialen Richtung acceptirt ist. Auf Grund dieser Sätze muß die christlich-soziale Arbeit gethan werden. Dabei müssen die Arbeiter unter allen Umständen die Grundlage des christlichen Sozialismus bilden. Eine christlich-soziale Bewegung, die so fein ist, daß jede Gräfin an ihr süßes Wohlgefallen haben kann, die so gebildet ist, daß jeder Gelehrte unterstützendes Mitglied wird, und die so zahm ist, daß alle Geldschränke sich ihr von selbst öffnen, eine christlich-soziale Bewegung ohne Arbeiterbewußtsein und Arbeiternoth wird von vornherein zwecklos sein. Für eine Richtung, die nur zum Schein arbeiterfreundlich ist, würde auch ich persönlich meine Kraft nie zur Verfügung stellen. Wir wollen keine allgemeine Harmoniesuppe, deren Charakter Niemand zu erkennen vermag. Wollte man die Mitglieder der evangelischen Arbeitervereine vom Kampf für ihren Stand ablenken, so würde Das in unseren Augen eine Gewissenlosigkeit sein. Dieser Punkt muß von uns ganz scharf bezeichnet werden, damit Niemand nachträglich sagt, er habe sich in uns getäuscht. Ja, wer nicht ehrliche und redliche Arbeiterhilfe will, wer ewig nur in dem lauen Wasser der Unentschiedenheit seine unschuldigen Hände waschen will, wem die Angst um das Volk weniger auf die Seele brennt als die Angst um seine schönen Coupons, der soll sich in uns täuschen, wenn er meint, uns vor seinen silbernen Wagen spannen zu dürfen.

Durch das eben Gesagte ist schon angedeutet, in welchen Grenzen uns die Mitarbeit der gebildeten und besitzenden Klassen erwünscht ist. Wir denken nicht daran, die Menge der behaglichen Existenzen für unsere Arbeit lebhaft begeistern zu können, aber wir wollen alle Diejenigen sammeln

Digitized by Google

die von ihrem Gewissen oder von ihrer wirthschaftlichen Einsicht aus dem selbstsüchtigen Bau der alten Gesellschaft herausgetrieben werden. Es giebt besonders in der gebildeten Jugend eine Menge ringender Seelen, die sich mit dem Problem der Zeit abquälen. Bei einigen hat der innere Kampf religiösen Charakter, sie wollen mit dem Christenthum Ernst machen, sie haben die leeren Reden von Liebe satt, sie schelten sich selbst in stillen Stunden Heuchler, Feiglinge, elende Söhne einer schlaffen Periode. Manche von ihnen werden aus Gewissensnoth stille Anhänger der Sozialdemokratie, Andere springen, wie Theodor von Wächter, kopfüber in sie hinein, die Meisten aber verlieren den alten Boden unter den Füßen und finden keine neue Stelle, auf die sie sich stützen können. Diese Elemente wollen wir rufen. Das werden keine Schablonen-Menschen sein, sondern Leute, die etwas Innerliches erlebt haben, was der kirchlichen Bekehrung nicht unähnlich ist, die den schweren Kampf zwischen Standesselbstsucht und Volksbrüderlichkeit in langen Nächten betend und denkend an sich durchkämpften. Manche von ihnen werden im Anfang mehr Skrupel und Enthusiasmus mitbringen als klare Wirthschaftziele, aber gerade so, wie sie sind, sollen sie den Christlich-Sozialen willkommen sein, denn wir sind ja, Gott sei Dank, noch keine fertige Partei, die nur Menschen brauchen kann, die fertig geprägt oder sehr fügsam sind.

Neben diesen Leuten des religiösen Kampfes werden dann andere Söhne aus den höheren Ständen stehen: Verstandesmenschen, denen ihr heller Kopf die Unhaltbarkeit des heutigen Zustandes zeigt. Ein Theil von diesen wird in wachsender Zahl zur Sozialdemokratie übergehen. Das werden voraussichtlich die mehr spekulativ gerichteten Naturen sein, die späten Abkömmlinge Hegelscher Dialektik. Der andere Theil aber kommt zu uns. Das sind die historisch gerichteten Naturen, wie sie heute so häufig sind, Leute, welche genug wirkliche Geschichtkenntniß haben, um vor allem optimistischen Fatalismus gefeit zu sein, und doch voll von der Einsicht, daß wir an den Pforten einer neuen Epoche stehen, daß es anders werden muß. In der Mischung dieser Leute mit den ernst Religiösen ist die Basis für den christlich-sozialen Geist gegeben, soweit er von oben her in die Arbeiternoth und Arbeiterstimmung hineinfließen soll.

Es ist viel Stoff, den wir in diesen Aufsätzen niedergelegt haben. Das Meiste konnte nur kurz berührt werden. Daher werden dem Leser allerlei Fragen übrig bleiben. Das aber ist kein Unglück. Das Christlich-Soziale ist eben im Stadium der Fragestellung. Je mehr Menschen sich an dieser Fragestellung betheiligen, desto besser.

Frankfurt a. M. Pfarrer Friedrich Naumann.

Digitized by Google

Neun Fragen an die Goldmänner.

In der freisinnigen Wochenschrift „Die Nation" veröffentlichte Herr Dr. Bamberger neulich eine Artikelreihe, in der er abermals für die Goldwährung eintritt und mit großem Nachdruck darauf hinweist, daß Deutschland sich bei seiner Goldwährung sehr wohl befindet und daß die wirthschaftlichen Verhältnisse in Deutschland während der letzten zwanzig Jahre einen bedeutenden Aufschwung genommen haben. Den bösen Bimetallisten wird bei dieser Gelegenheit natürlich recht gründlich der Text gelesen. Daß die Argumente, die Herr Bamberger vorbringt, von besonderer Beweiskraft wären, könnte ich — wenigstens soweit meine Person dabei in Frage kommt — just nicht behaupten, und ich halte nach wie vor an meiner Ueberzeugung fest, daß der Uebergang Deutschlands zur Goldwährung einer der verhängnißvollsten Schritte war, die je unternommen wurden, weil dadurch das Geldwesen der gesammten Welt ganz überflüssiger Weise — ich wiederhole: ganz überflüssiger Weise — in die heilloseste Verwirrung gebracht wurde. Und nach dieser Richtung hin möchte ich mir erlauben, an die Anhänger der Goldwährung ein paar Fragen zu richten.

Erste Frage: War das deutsche Geldwesen vor dem letzten deutsch-französischen Kriege in Folge der bestehenden Silberwährung ein ungesundes? Ernste Klagen dieser Art wurden damals bekanntlich nicht laut. Wohl wurde davon gesprochen, daß das Silber die Taschen beschwere und daß in Folge Dessen in Deutschland unverhältnißmäßig viel Papier (kleine Noten, Coupons und Dgl.) cirkulire, aber niemals wurde darüber geklagt, daß etwa die Noten der verschiedenen Banken ungenügend gedeckt seien. Im Gegentheil wurde auch schon damals stets mit großer Genugthuung hervorgehoben, daß die Geldverhältnisse der einzelnen deutschen Staaten durchgehends gesunde und zufriedenstellende seien, daß genügende Silberquantitäten vorhanden seien u. s. w.. Und daß Dem thatsächlich so war, beweist die Thatsache, daß die Geldverhältnisse Deutschlands durch den verhältnißmäßig lange andauernden und überaus kostspieligen Krieg keine Erschütterung erfuhren, d. h. daß keiner der deutschen Staaten gezwungen war, zur Notenpresse seine Zuflucht zu nehmen. Wenn also die Silbercirkulation wirklich als eine Unbequemlichkeit empfunden wurde, so wäre diesem Uebelstande durch die Ausgabe voll gedeckter Silbercertifikate sehr leicht abzuhelfen gewesen.

Zweite Frage: Lag für Deutschland nach dem Kriege mit Frankreich eine innere Nöthigung vor, zur Goldwährung überzugehen? Nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten dürfte sich wohl schwerlich Jemand auffinden lassen, der diese Frage mit gutem Gewissen bejahen könnte. Die

Digitized by Google

Veranlassung zum Währungwechsel in Deutschland war vielmehr eine ganz äußerliche und zufällige. Sie lag einzig und allein in den großen Siegen, durch welche das Nationalbewußtsein ganz außerordentlich gehoben war, und in den goldenen Milliarden, die das zur Goldwährung erforderliche Gold scheinbar lieferten. Ich sage: „scheinbar", denn das Gold der Milliarden war kein dem Schooße der Erde neu abgerungenes, sondern lediglich ein aus Frankreich herübergeschafftes Gold. Dem Gold-Ueberflusse in Deutschland entsprach ein eben so großer Gold-Mangel in Frankreich, und einzig und allein dem Umstande, daß Frankreich diesem Goldmangel gegenüber nicht passiv blieb, sondern Alles aufbot, um seine Goldbestände wieder zu vervollständigen, danken wir die Währungskalamität, unter der die gesammte Kulturwelt heute leidet.

Dritte Frage: Ist die heutige kolossale Verschiebung des Werthverhältnisses zwischen Gold und Silber etwa eine erfreuliche Erscheinung oder bedeutet sie nicht vielmehr umgekehrt eine ungeheuere Kalamität für die gesammte civilisirte Welt?

Vierte Frage. Können die Anhänger des Goldes im Ernste behaupten, daß die heutigen Geldverhältnisse gesunde seien? Vergessen die Herren, daß heute in allen Staaten der sogenannten „hinkenden" Goldwährung — und die Goldwährung „hinkt" bekanntlich allerorts außer in England — neben den Goldmünzen vollwichtige Silbermünzen cirkuliren, die als fiktive Goldmünzen gelten, d. h. Silbermünzen, die „vollwichtig" waren, so lange das Werthverhältniß des Goldes zum Silber wie 1 : 15½ stand, die aber heute in Folge der seither eingetretenen Entwerthung des Silbers nahezu 50 Prozent ihres Werthes eingebüßt haben? Daß die moderne silberne Halbscheidemünze (die silbernen 1-Francstücke, die silbernen 1-Markstücke, die österreichisch-ungarischen silbernen Kronenstücke) nurmehr ungefähr 40 Prozent ihres Nominalwerthes repräsentiren und daß sie somit einen noch wunderen Punkt unseres heutigen Geldwesens bilden —: diese Thatsache sei hier nur gestreift.

Fünfte Frage. Wollen die Anhänger des Goldes ernstlich leugnen, daß die seit 1870 eingetretene ungeheuere Verschiebung des Werthverhältnisses zwischen Gold und Silber eine Folge der geänderten Münzpolitik der Kulturstaaten ist? Oder: können die Herren leugnen, daß das Silber durch die Abkehr aller Staaten von der Silberwährung im Werthe gesunken ist, und wollen umgekehrt die Herren behaupten, daß der Werth des Goldes durch die allseitige Annahme der Goldwährung nicht gewaltsam in die Höhe getrieben wurde? Die Freunde des Goldes sind ja bekanntlich fast durchgehends Anhänger jener älteren Richtung der Nationalökonomie, die immer und überall von dem obersten Grundsatze ausging,

daß der Preis aller Artikel einzig und allein durch das „Gesetz“ von Angebot und Nachfrage bestimmt werde. Die plötzliche Einstellung (speziell der freien) Silberprägung repräsentirt aber eine unermeßlich große Einschränkung der Nachfrage nach Silber; und diese riesengroße Verminderung der Nachfrage soll auf den Silberwerth keine Rückwirkung ausgeübt haben? Allerdings ist es richtig, daß gleichzeitig auch die Produktion des Silbers eine ungeheuere Ausdehnung erfuhr; aber diese Thatsache hätte sonst den Silberwerth nicht wesentlich beeinflussen können, weil die Möglichkeit, das Silber zu Münzzwecken zu verwenden, eine sogenannte „unbegrenzte“ Nachfrage repräsentirt, d. h. weil das mehr produzirte Silber in ähnlicher Weise von den verschiedenen Münzstätten rasch aufgesogen worden wäre, wie seiner Zeit das plötzliche Angebot des kalifornischen und australischen Goldes den Goldpreis nicht empfindlich zu beeinflussen vermochte, weil es eben so rasch als Geld Verwendung fand. Und umgekehrt repräsentirt die plötzliche Einführung der Goldwährung eine so zu sagen plötzliche, in die Milliarden gehende Nachfrage nach Gold, — und eine solche soll ohne Einfluß auf den Goldwerth geblieben sein? Wohl hat sich auch die Goldproduktion in den letzten Jahren bedeutend gehoben, allein es scheint denn doch, daß das Gold-Angebot mit der Nachfrage nicht gleichen Schritt zu halten vermochte, denn sonst wären die verschiedenen Länder, die in der letzten Zeit die Goldwährung angenommen haben, nicht gezwungen, bei der „hinkenden“ Goldwährung zu verharren, sondern hätten schon längst die „reine“ Goldcirkulation hergestellt. Oder wollen die Goldmänner auch diese Thatsache in Abrede stellen oder doch ignoriren?

Sechste Frage. Können die Goldmänner behaupten, daß die Verschiebung des Werthverhältnisses zwischen Gold und Silber auch eingetreten wäre, wenn Deutschland nach dem Kriege sich nicht für den Uebergang der Goldwährung entschieden, sondern die Doppelwährung auf Grund des Werthverhältnisses von 1 : 15½ eingeführt hätte?

Siebente Frage. Wie können die Goldmänner behaupten, daß die Entwerthung des Silbers einzig und allein auf die gestiegene Silberproduktion zurückzuführen sei, wenn sie in einem Athem auf die gleichzeitig in so hohem Maße gestiegene Goldausbeute hinweisen? Enthält Dies nicht einen unüberbrückbaren Widerspruch und ist Dies nicht vielmehr das kräftigste Argument für die Doppelwährung, und zwar gerade auf der Grundlage des Werthverhältnisses von 1 : 15½? Wie soll denn das Werthverhältniß zweier Güter sich verschieben, wenn bei sonst gleichbleibenden Verhältnissen sich das Angebot beider Güter gleichmäßig erhöht oder verringert? Sie werden dann beide gleichmäßig im Werthe steigen oder fallen, aber es ist geradezu undenkbar, daß die Werthe dieser beiden Güter sich in ent-

Digitized by Google

gegengesetzter Richtung bewegen. Speziell bei zwei solchen Gütern wie Gold und Silber ist es gar nicht nothwendig, daß die Vermehrung oder Verminderung des Angebotes haarscharf, bis etwa auf ein Gramm hinunter, parallel gehen müsse, denn wo — wie hier, wo es sich um die Verwendung dieser beiden Metalle zu Prägezwecken handelt — dem Angebote eine sogenannte „unbegrenzte" Nachfrage gegenübersteht, kommt es auf ein Paar Metercentner Mehr- oder Minderangebot auf der einen oder der anderen Seite nicht an.

Achte Frage. Wie ist es überhaupt möglich, daß die Anhänger der sogenannten liberalen Nationalökonomie sich allerorts für die Einführung der Goldwährung begeistern? Der oberste Grundsatz der älteren, sogenannten orthodoxen oder liberalen nationalökonomischen Schule auf dem gesammten Gebiete der Volkswirthschaftspolitik oder Volkswirthschaftpflege ist doch bekanntlich das „laissez faire". An allen Ecken und Enden lehren die Vertreter dieser älteren Richtung, daß der Staat sich vor jedem gewaltsamen Eingriffe in das wirthschaftliche Leben ängstlich hüten solle, daß er nichts Klügeres thun könne, als die etwaigen Hindernisse hinwegzuräumen, die sich dem natürlichen Entwickelungsgange in den Weg stellen, und daß er im Uebrigen den Dingen ihren freien Lauf lassen solle. Wenn Dies wirklich die höchste nationalökonomische Weisheit ist, dann muß doch dieser Grundsatz auch wohl für die Gestaltung des Geldwesens gelten, d. h. dann muß man es wohl auch dem „natürlichen Entwickelungsgange der Dinge" überlassen, ob goldenes oder silbernes Geld in einem Lande cirkuliren soll. Dieser „natürliche Entwickelungsgang der Dinge" kann aber nur unter der Herrschaft der Doppelwährung seinen freien Lauf nehmen, denn nur hier herrscht die wahre wirthschaftliche Freiheit. Der Staat setzt ein für alle Male das Werthverhältniß zwischen den beiden Edelmetallen fest, bekümmert sich aber — indem er die Prägung beider Metalle freigiebt — nicht weiter darum, ob goldenes, ob silbernes Geld in seinem Territorium cirkulirt (d. h. ob die Privaten Gold oder Silber zur Ausprägung in die Münzstätten bringen), sondern überläßt Dies dem „natürlichen Entwickelungsgange" der „Dinge" oder des „wirthschaftlichen Lebens". Steigt die Silberproduktion und wird in Folge Dessen das Silber billiger, nun gut, so wird mehr Silber in die staatlichen Präge-Anstalten „von selbst" einfließen und wird „von selbst" das Silbergeld im Lande vorherrschen. Steigt umgekehrt die Goldausbeute, so wird das Entgegengesetzte eintreten und wird die Goldcirkulation sich „von selbst" Bahn brechen. Die Vorgänge in Frankreich lehren ja bekanntlich, daß unter der Herrschaft der gesetzlichen Doppelwährung faktisch doch immer nur eine Währung vorherrscht, und zwar diejenige, welche den „natürlichen" Bedingungen zur Zeit am Besten entspricht

Digitized by Google

oder welche die natürliche und nothwendige Konsequenz der Produktionsverhältnisse der beiden Edelmetalle ist. Dem gegenüber repräsentirt ein plötzlich und zwangsweise dekretirter Währungwechsel den denkbar gewaltsamsten Eingriff in den „natürlichen Entwickelungsgang" des wirthschaftlichen Lebens auf dem Gebiete des Geldwesens, — und diesen denkbar gewaltsamsten Eingriff wagen Diejenigen allerorts auf das Nachdrücklichste zu befürworten, die sich im Uebrigen jedesmal mit Stolz als die Vertreter der wirthschaftlichen (und politischen) Freiheit bezeichnen!! — Oder wäre es vielleicht richtig — wie die heutigen vielverlästerten „Dunkelmänner" und „Reaktionäre" behaupten —, daß hier ein höheres „Prinzip" zur Geltung kommt, daß nämlich die „Freiheit" nur dann und dort am Platze ist wann und wo Dies den Interessen des Goldenen Kalbes dienlich ist, daß aber der Zwang jedesmal als gerechtfertigt anerkannt wird, wo jenes biblische Idol und seine Verehrer in Frage kommen?

In einem Punkte allerdings bleiben die Anhänger jener älteren nationalökonomischen Theorie, wenn sie für die Goldwährung in Deutschland eintreten, ihren Prinzipien ganz getreu. Der verstorbene Prince-Smith, bekanntlich seiner Zeit das Haupt der deutschen Freihandelsschule, hat in einer seiner Schriften den Satz ausgesprochen und vertheidigt, die nationalökonomische Wissenschaft lehre allerorts, daß es auf dem Gebiete des wirthschaftlichen Lebens keine „Zusammenhänge" gebe, daß Jeder einzig und allein nur für sein eigenes Thun und Lassen verantwortlich sei und daß nur er allein die Konsequenzen seiner wirthschaftlichen Handlungen zu tragen habe. Auf diesem Standpunkte steht auch Herr Bamberger, wenn er in seinen diversen Währungschriften jedesmal gewissermaßen sagt: „Wir in Deutschland haben nun einmal die Goldwährung, uns in Deutschland geht es unter der Herrschaft der Goldwährung gut, wir sind mit ihr ganz zufrieden, — was die übrigen Völker und Staaten thun, und ob sie etwa unter der Einführung der Goldwährung bei uns leiden oder nicht, Das kann uns in Deutschland vollkommen gleichgiltig sein, wir bleiben bei unserer Goldwährung in Deutschland." — Ob nur die gläsernen Füße des Isolirschemels, auf den Herr Bamberger sich bei diesem Anlasse zu stellen beliebt, auch stark genug sein werden, nebst ihm auch noch das ganze gewaltige Deutsche Reich zu tragen? Vielleicht sind die Anhänger des Goldes auch im Stande, diese neunte und letzte Frage zu beantworten.

Wenn die Goldfreunde im Stande sind, die vorstehenden Fragen in befriedigender Weise zu beantworten, d. h. wenn sie die darin ausgesprochenen Bedenken und Ansichten zu zerstreuen, zu widerlegen vermögen, dann werden ihre Gegner sich ruhig und gern als besiegt erklären.

Czernowitz. Professor Friedrich Kleinwächter.

Digitized by Google

Die böhmische Nationalpartei und der Feudaladel.*)

Sehr geehrter Herr Harden,

Gern komme ich Ihrer freundlichen Aufforderung nach, von Zeit zu Zeit über die böhmische oder, wie unsere Deutschen sagen, „czechische Frage“ nach staatsrechtlicher, nationaler und ökonomischer Hinsicht an Ihr auch bei uns viel gelesenes Blatt Stimmungberichte zu senden. Ich kann natürlich nur von meinem slavisch-nationalen Standpunkte aus sprechen; doppelt aber freue ich mich der mir gebotenen Gelegenheit, vor einem auswärtigen unparteiischen Forum unsere bömischen Gesinnungen und Bestrebungen darlegen zu dürfen. Hierbei will ich mich eines Verfahrens befleißen, das die Gefühle Ihrer Leser respektirt, mir jedoch so viel Freiheit wahrt, daß meine Briefe ein richtiges Spiegelbild der Stimmungen im böhmischen Volke und somit eine getreue Information über die von ihm verfolgten Tendenzen bieten.

Beginnen will ich mit einer Angelegenheit, die augenblicklich in Oesterreich — nicht blos in Böhmen — im Vordergrunde des Tagesinteresses und der publizistischen Erörterung steht: mit der letzten Erklärung des konservativen Adels in Böhmen; denn die Stellung des böhmischen Adels ist seit dem Jahre 1861 für die innere Politik der Monarchie ausschlaggebend gewesen.

Diese Kundgebung des Feudal-Adels enthält wohl eine akademische Versicherung der Anhänglichkeit der sogenannten „historischen Kavaliere“ an das böhmische Staatsrecht und an das Prinzip der nationalen Gleichberechtigung, allein zugleich einen in der Form geradezu brüsken Tadel der neuen Gruppe der „nationalen Großgrundbesitzer“ und indirekt auch der jungczechischen, gegenwärtig das czechische Volk repräsentirenden Partei. Jenen wird vorgeworfen, daß sie nicht blos die religiösen Interessen hintansetzen, sondern auch die Einheit der Monarchie außer Acht lassen. Diese öffentliche Anklage, welche da der Adel gegen die national gesinnten Schichten des czechischen Volkes erhebt, ist in ihrem Wesen nur eine Variation des selben Vorwurfes, den der Percy der Fraktion des konservativen Großgrundbesitzes aus Böhmen, Prinz Karl Schwarzenberg, im Abgeordnetenhause am 15. Dezember v. J. unter dem lebhaften Beifall der deutschen Abgeordneten und Journale und dem eben so lebhaften Widerspruche der Czechen gegen diese vorgebracht hat. Es ist daher in dem Vorgehen des Adels eine Planmäßigkeit sichtbar und die erwähnte Erklärung ist zweifellos nur eine Etappe auf einem neu eingeschlagenen Wege, dessen weitere Stationen noch nicht ganz klar zu erkennen sind.

Bevor ich diese bedeutsame Phase der politischen und nationalen Bewegung im czechischen Volke des Näheren bespreche, bitte ich, mir zu gestatten, einen kurzen Rückblick zu werfen auf die jüngste Vergangenheit unseres Volkes und auf die Stellung des Adels in diesem Volk.

Gern und dankbar erkennen wir Böhmen an, daß an der Wiege unserer nationalen Wiedergeburt auf der Neige des vorigen und in den Anfängen des zur Rüste gehenden Jahrhunderts wol nicht viele, dennoch aber einige Mit-

*) Nachdem die sogenannte böhmische Frage hier wiederholt von deutschen Oesterreichern erörtert worden ist, schien es angemessen, auch einen Führer der Jungczechen zum Wort kommen zu lassen.

Digitized by Google

glieder des Hochadels gestanden sind: es waren dies namentlich Angehörige der edlen Geschlechter Derer von Sternberg, Nostic und Kolovrat, später traten die Grafen Adalbert und Moriz Deym hinzu, die im 1848 er Reichstage zwei böhmische Städte-Bezirke vertraten; neben ihnen sind der Reformator des österreichischen Unterrichtswesens, Graf Leo Thun, und der Statthalter in Mähren, Graf Lažansky, zu nennen.

Ihren eigentlichen Anfang nahm die czechische politische Bewegung erst im Jahre 1848. Ihr Charakter war ein entschieden demokratischer und freisinniger. Das zeigte sich in der Stellungnahme der hervorragendsten Czechen im konstitutionellen Reichstage in Wien sowohl als in Kremsier. Nicht blos Klaudy, Brauner, Havlíček, Strobach, sondern auch die nachmaligen Begründer der czecho-adeligen Allianz, Franz Ladislaus Rieger und Palacky, gleich bedeutend als Historiker wie als Politiker, stimmten fast durchwegs mit der deutschen Linken für die Erweiterung der politischen Freiheiten. Rieger verfocht in einer temperamentvollen Rede, vielleicht der besten, die er je gehalten hat, den Grundsatz: alle Macht im Staate habe vom Volke auszugehen, und Klaudy plaidirte für die Abschaffung aller Standesvorrechte und Adelsauszeichnungen. Rieger selbst sah im Adel nur den „Thon zu demokratischen Ziegeleinen."

Das gegenwärtig am Strengsten konservativ-klerikale Herrenhausmitglied, Wenzel Wladiwoj Tomek, Geschichtprofessor a. D. an der Prager Universität, bekämpfte die ausschließliche Geltung der katholischen Kirche als Staatskirche, vertheidigte das Prinzip, wonach keine Religiongenossenschaft vor der anderen wie immer geartete Vorrechte genießen solle, ja, er befürwortete die Entziehung der ausschließlichen Verwaltung der sogenannten „toten Hand" den kirchlichen Organen und die Wahl der Kirchenvorstände durch Laien. Mit gleicher Entschiedenheit trat Dr. Rieger für die Gewissensfreiheit ein und ironisirte das Dogma von dem göttlichen Ursprung der Staatsgewalten, das er in den Katechismus für Kinder verwies.

Aus Alledem mag man ersehen, wie in jenem Völkerfrühling auch die heutigen Alttczechen gewaltige Rufer im Kampfe für die Demokratie waren. Dem entsprechend, hatte auch der damalige slavische Club, dessen gewichtigste Fraktion die böhmische Rechte bildete, ein vornehmlich national-liberales Programm.

Diese freisinnige, demokratische Strömung hielt auch in der nachfolgenden Reaktionperiode an. Sie konzentrirte sich gewissermaßen in den ausgezeichneten von Havlíček herausgegebenen Flugschriften. Aus den Episteln dieses glühenden, schier unerreichten Vorkämpfers für Volk und Freiheit klangen Mahn- und Weckrufe in die Bevölkerung und fanden daselbst nachhaltigen Wiederhall: denn sie waren in voller Uebereinstimmung mit den teuersten Ueberlieferungen aus der glänzensten Epoche der Auflehnung der böhmischen Nation gegen kirchliche Bevormundung und fremden Druck.

Allein auch noch zu Beginn der sechziger Jahre, als schon Heinrich Graf Clam-Martinic in dem „verstärkten Reichsrath", einer hauptsächlich aristokratischen Notabeln-Versammlung, die dem Oktoberdiplom und dem Konstitutionalismus vorhergegangen war, für die „historisch-politischen Individualitäten" in die Schranken getreten und dann einer der Hauptschöpfer des dualistisch-föderalistischen Oktober-Diploms geworden war, blieb die Kluft zwischen dem Feudal-Adel und den Vertretern des böhmischen Volkes eine breite. Nicht blos in Böhmen, auch in Mähren. Dort vermochte die böhmische Bevölkerung nicht zu vergessen, daß Graf Egbert Belcredi, der noch heute die Führung des konservativen

Digitized by Google

Großgrundbesitzes in der Markgrafschaft inne hat, im Landtage 1848 die Vornahme der Wahlen ins Frankfurter Parlament befürwortet hatte, im strikteſten Gegensatz zu dem denkwürdigen von Palacky nach Frankfurt gerichteten Absagebrief.

Hätte somit die damalige Führer-Trias: Rieger, Klaudy und der grimmige Hasser der grundherrlichen Justizgewalt, Dr. Brauner, allein über die Richtung der böhmischen Politik zu entscheiden gehabt, so wäre diese durchaus nicht in konservative und gewiß viel, viel später in staatsrechtliche, sondern vorerst in nationalliberale Bahnen gelenkt worden. Daß sie die erste Bahn eingeschlagen hat, ist Franz Palackys Werk. Historiograph der Stände des Königreichs Böhmen, versenkte er sich in die Ruhmesepoche von dessen Geschichte und fortan schwebte ihm als höchstes Ziel aller Bestrebungen seines Volkes die Wiederherstellung der Selbständigkeit dieses Königreiches vor.

Ueber die Mittel und Wege hierzu war auch er sich jedoch nicht gleich vom Anfang völlig im Klaren. Er beantragte ja in Kremsier die Neueinteilung des ganzen Reiches in acht „nationalhistorische" Ländergruppen, von denen die böhmische Czechisch-Böhmen-Mähren-Schlesien und die Slovakei in Ungarn umfassen sollte. Sie sehen also: eine Zweitheilung Böhmens, die jetzt so sehr verpönt ist. Schon Palacky ist von ihr abgekommen und hat den historischen Standpunkt eingenommen, der ihn naturgemäß zu den „historischen" Kavalieren des Landes führte.

Es gelang ihm auch, eine Annäherung zwischen dem Feudal-Adel und den nationalen Abgeordneten herbeizuführen. Doch nicht so bald. Denn noch in dem 1861 einberufenen ersten neukonstitutionellen böhmischen Landtage stimmten beide Gruppen des Großgrundbesitzes, die feudale und die deutsche, geeint gegen Palackys Wahlreformantrag und brachten ihn zum Falle.

Die allmählich entstandene Allianz des Adels mit den Repräsentanten des böhmischen Volkes bewirkte aber kurze Zeit darauf einen Schritt der Verbündeten, der, sobald sie sich für die staatsrechtliche Politik entschieden hatten, zweifellos mit Recht als Grundübel unserer ganzen Politik aufgefaßt wird. Die nationalen Abgeordneten weigerten sich nämlich ganz energisch, in den Reichsrath einzutreten. Da erschien Kardinal Schwarzenberg im Einverständnisse mit dem Adel im böhmischen Club. Nach einer Besprechung mit Palacky wurde der Beschluß gefaßt, nach Wien zu gehen. Diesem Fehler folgten viele andere. Durch das Labyrinth der staatsrechtlichen und nationalen Opposition des böhmischen Volkes will ich Ihre Leser nicht führen; es genügt, hervorzuheben, daß von da an die Leitung immer mehr in die Hände des Adels überging, namentlich des Grafen Heinrich Clam-Martinic, des Befähigtsten unter den böhmischen Politikern, dem Erfahrung aus eigener Verwaltung-Praxis und eine nicht ungewöhnliche staatsmännische Begabung zu Gebote standen.

Der Adel gab, wie schon gesagt, die Parole aus: eintreten in den Reichsrath. Sie wurde befolgt. Der Adel schlug später 1863 vor: den Reichsrath verlassen! Der Vorschlag wurde zur That und es fing die Zeit der passiven Opposition an, die sich mit der Dezemberverfassung auch auf den böhmischen und mährischen Landtag bezog. Am Ende der siebziger Jahre lautete die Weisung wieder: Rückkehr in den Landtag und später: Rückkehr in den Reichsrath. Man gehorchte ihr. Eine natürliche Folge des Umstandes, daß die eigentliche Führung in die Hände des Hochadels übergegangen, war es ebenfalls, daß die liberalen Ideen, die bis dahin die Leitsterne der böhmischen Politik

Digitized by Google

gewesen waren, verblaßten und die konservativen in den Vordergrund traten. Der Adel bestimmte den Kurs in Allem und Jedem. Deshalb trägt er auch den Hauptantheil an der Verantwortung dafür, daß die staatsrechtliche Aktion, als der Augenblick für sie unter dem Ministerium Potocki 1870—71 mit Rücksicht auf die auswärtige Lage noch günstig war, und nachher, als unter Hohenwart, ebenfalls aus Gründen der europäischen Konstellation, die Umstände für eine solche Campagne nicht mehr geeignet waren, beide Male völlig scheiterte. Den Ausgleich unter Potocki vereitelte der Adel durch seinen plötzlichen, im entscheidenden Moment erfolgten Beitritt zu der lange von ihm nicht beachteten, die Personalunion der Länder der böhmischen Krone mit Oesterreich anstrebenden sogenannten „Deklaration", welcher den Zweck hatte, die nationalen Abgeordneten mitzureißen, im Grunde jedoch eine bloße Spiegelfechterei war: unter Hohenwart durch Mangel an Voraussicht und Umsicht, durch Ueberschätzung der eigenen Kraft und durch Unterschätzung der zahlreichen Gegner. Er ließ den dringenden Wunsch des Monarchen verhallen, den Faden der Verständigung nicht zu zerreißen, er bestand auf allen Formalitäten seines Scheines und verlor dabei — Alles!

Der Adel war es, der das böhmische Volk in die Wüste der parlamentarischen Abstinenz nach sich zog und dort zu verharren bewog, auch dann noch, als die Passivität-Politik der böhmischen Opposition durch die Einführung der direkten Reichsraths-Wahlen eine schwere Niederlage erlitten hatte, ja thatsächlich ad absurdum geführt war.

Aber auch nach dem erst sechs Jahre später vollzogenen Eintritte der böhmischen Abgeordneten in den Reichsrath war es trotzdem der Adel, namentlich die beiden Grafen Clam-Martinic, in der weiblichen Linie Sprossen des berühmten oder vielmehr berüchtigten Martinic von 1618, welche deren Bewegungen auf dem ihnen neuen Boden des Centralparlamentes leitete. Während er selbst den Boden des Wiener Parlamentes mit zehn garantirten Reichsraths-Mandaten von 23 aus dem Großgrundbesitz in Böhmen wieder betrat, hatten die nationalen Abgeordneten sich ohne den geringsten Preis für die Aktivität-Politik und die Kompletirung des Abgeordnetenhauses gewinnen lassen In Wien verstand es der Adel, die faktische Führung der nationalen Abgeordneten aus Böhmen und Mähren zu erlangen und zu behalten. Eine so einflußreiche Position konnte ihm, vermöge seiner sozialen Stellung und seiner neuangeknüpften Beziehungen zu hohen und allerhöchsten Kreisen, nur Vortheile bringen, während er gegenüber den Angriffen der Gegner auf die Partei in gedeckter Lage war oder sich auf die Höhe seines Standpunktes über den Parteien zurückzog, als das politische Wetter umschlug.

Der leitenden Rolle, die der böhmische Adel zwölf Jahre hindurch im Ceský-Klub spielte, verdankt er nicht blos seinen Aufstieg in zahlreiche und hohe Stellen der politischen und autonomen Verwaltung und der Diplomatie, sondern auch sein gegenwärtiges Prestige im Reichsrathe und böhmischen Landtage. Das Factum, daß er die Führung eines arbeitsamen und intelligenten Millionen-Volkes, das die ganze soziale Gliederung eines modernen Volkslebens aufweist, inne hatte, fiel mächtig für ihn ins Gewicht, die Führung eines Volkes, das eine gesunde, in agrarischer Beziehung vorgeschrittenste Bauernschaft, eine regsame, hochentwickelte Industrie und eine kräftige Bürgerschaft besitzt, eines Volkes, das in der Kunst und Literatur Namen von Weltruf die seinen nennt, das in der Wissenschaft Bedeutendes geleistet hat, als es selbst noch nicht seine Universität

Digitized by Google

hatte, das, wie nachgewiesen ist, geistig mehr produzirt als die acht Millionen Deutschen in Oesterreich, eines Volkes, das durch die wiederholte Errichtung eines Nationaltheaters aus mehreren Millionen Liebesspenden seiner Angehörigen und durch die Jubiläums-Ausstellung im Jahre 1891 den deutlichsten Beweis seines Fortschrittes und seiner Potenz in jeder Richtung erbracht hat. Dies war das Piedestal, von welchem aus sich der Adel seit 1879 zur Höhe seiner gegenwärtigen Macht aufgeschwungen hat. Und — seltsames Schauspiel! auf dieses moderne Volk gestützt, ein Adel, ganz und gar in den Traditionen mittelalterlicher Ideen auferzogen, wie wir es beim Hochadel keines anderen Landes und Volkes wahrnehmen können. Der erste Napoleon hatte gesagt, Oesterreich sei eine Oligarchie, von 60 Familien regirt; Böhmen war jedenfalls in unserer Zeit ein politischer Machtfaktor, den kaum 30 Familien dirigirten.

Die vielfach schroffen Gegensätze waren einem Zusammengehen der nationalen Böhmen mit dem Adel nicht hinderlich gewesen: daß sie im gegenwärtigen Zeitpunkte hervorgekehrt werden, daß das Trennende stärker ist als Dasjenige, was gemeinsam gewesen und es auch bleiben könnte, bleiben sollte, daran tragen Jene keine Schuld. Denn auch die Nationalsten und Liberalsten unter den Böhmen verschließen sich nicht der Erkenntniß, daß in Oesterreich der Adel in Berücksichtigung seiner Beziehungen zum Hof, seiner altberühmten Namen und seines großen Immobiliar-Besitzes in jede politische Berechnung immer einbezogen werden muß. Es giebt auch Niemand im böhmischen Volke, der die Verdienste des Adels um die Schaffung einiger der werthvollsten und wichtigsten Pflegestätten für Kunst und Wissenschaft in Böhmen bestreiten oder schmälern wollte.

Allein eine Annäherung ans Volk hat der Adel nicht vollzogen, geschweige denn, daß er in den Verband seiner nationalen Organisation eingetreten wäre. Nachdem alle böhmischen Parteien, auch die freisinnigen Jungczechen, das alte böhmische Staatsrecht an die Spitze ihres Programms gestellt hatten, und als sie sich dabei von ihren freiheitlichen Ueberzeugungen nicht behindern ließen, ergab sich daraus für den Adel, der ganz gewiß einer der Hauptrepräsentanten des historischen Staatsrechtes ist, die Möglichkeit und Nothwendigkeit eines steten Zusammengehens mit dem böhmischen Volke auch in nationalen Fragen. Der Adel aber hat diese Konsequenz nicht gezogen Einige weiße Raben ausgenommen, ist er leider dem nationalen und geistigen Leben unseres Volkes fernab geblieben. Wo er daran Theil nahm, geschah es in einer Weise, die Herablassung, nicht aber wirkliches Interesse verrieth. Was ein mit seinem Volke in nationaler Gemeinschaft lebender Adel bedeuten und erreichen kann, das zeigt am Besten die hervorragende Stellung, die der Adel bei den Magyaren und Polen eben in Folge seiner Fühlung mit den breiten nationalen Schichten einnimmt. In dieser Beziehung verfuhr der sogenannte „verfassungtreue", d. h. deutsch-böhmische, Adel anders und korrekter: er war und ist bei Weitem mehr deutsch, als der konservative Adel czechisch ist, obwohl er die führende Stellung im deutsch-böhmischen Volke niemals besaß.

Die Haltung des historischen Adels mußte eine Erkaltung und eine Spannung in seinen Beziehungen zum böhmischen Volke zur Folge haben. In seinem Vorgehen gegenüber dem böhmischen Volke beging der konservative Adel aber einen noch größeren Fehler durch den Mangel an Respekt für dessen historische und freiheitliche Traditionen und Reminiscenzen. Er bewies hierin eine ganz merkwürdige Inkonsequenz. War es doch der selbe

Digitized by Google

katholische Hochadel, der den Protestanten Palacky zum Landeshistoriographen erwählte. Unter hochadeliger Aegide schrieb dieser die große Epopöe der hussitischen Bewegung und ihrer Folgen, hat er aus Annalen, Chroniken, Urkunden und Archiven den Ruhm dieser Streiter für Gewissensfreiheit ans Tageslicht der Gegenwart getragen, hat er dem Adel selbst glänzende Vorbilder aus einer Drang- und Sturmperiode des böhmischen Volkes vorgeführt und die alte Herrlichkeit des böhmischen Staates in blendenden Farben dargestellt.

Die Phase konfessioneller Kämpfe, die unser Volk geführt hat, ist sicherlich abgeschlossen. Aber die Wunden, die während dieser Zeit ihm beigebracht wurden, schmerzen noch und Niemand sollte sie mit rauher und frevelhafter Hand aufreißen; denn kein national gesinnter Czeche, und wäre er der katholischen Kirche noch so sehr ergeben, wird es ruhig hinnehmen, wenn man die ruhmvollen, in einem Meer von Blut nicht untergegangenen Traditionen des Hussitismus in schonungloser Weise verletzt. Der Adel hatte zu einer derartigen Verletzung des böhmischen Volkes um so weniger Grund, als, soweit er überhaupt heimischen Ursprunges ist, seine Vorfahren mitthaten: die hussitische Bewegung hat der böhmische Adel zum Theil, die Erhebung am Beginn des 17. Jahrhunderts hat er ganz und gar inszenirt. Ein Theil dieses Adels aber hat die Traditionen der Sieger vom Weißen Berge in sich aufgenommen und hält sich für berufen und verpflichtet, sie gegen das böhmische Volk geltend zu machen. Ja noch mehr. Obwohl seiner Führung vertrauend das böhmische Volk, im Gegensatz zu seiner anfänglichen nationalliberalen Richtung, die Bahn staatsrechtlichen Kampfes betreten und in diesem große Opfer, oft auch schmerzlichen Verzicht auf rasche nationale Erfolge, auf kulturelle und freiheitliche Fortschritte, namentlich auf wirtschaftliche Errungenschaften, gebracht hatte, hat sich der Adel nicht solidarisch und auch nicht widerstandsfähig gezeigt, als das staatsrechtliche Programm auf unüberwindliche Hindernisse von innen und außen stieß; im Gegentheil: je größer diese wurden, desto mehr ließ er sich ins centralistische Fahrwasser abdrängen.

Das gilt namentlich von der jungen Generation des Feudaladels, welche bereits böhmische Erziehung genossen hatte und in welche die alten Führer des böhmischen Volkes große Hoffnungen setzten. Diese sind leider nicht erfüllt worden. Die Söhne gleichen den Vätern nicht: sie sind national noch lauer, staatsrechtlich fast apathisch, katholisch noch excessiver und schließen sich als Kaste noch mehr ab als ihre Vorgänger. Sie nehmen keinen Anstand, die heiligsten Gefühle des böhmischen Volkes an der wundesten Stelle anzugreifen und im ganzen Volke, auch in dessen katholischen Schichten, eine tiefgehende Erregung zu verursachen. Unvergessen und unverziehen bleiben in dieser Hinsicht die Worte des Prinzen Karl Schwarzenberg im böhmischen Landtage von den Hussiten als „Bande von Raubmördern und Mordbrennern." Sie fielen wie glühende Funken in die Geister des böhmischen Volkes und entzündeten einen Brand allgemeiner Entrüstung, der noch lange, lange nachlodern wird.

Während der Nachwuchs der demokratischen Schichten, auch die sogenannte fortschrittliche, den Sozialdemokraten nahe Fraktion der czechischen Jugend „Omladina" sich mit ganzem Herzen an das historische Staatsrecht Böhmens angeschlossen und auch die von des Zweifels Bläße angekränkelte Reflexion pessimistischer Politiker an der allgemeinen Volksgluth für diese Ideale sich neu entzündet, dient den Sprossen des alten historischen Adels das Staatsrecht allmählich als spanische Wand, höchstens als eine Brücke zum böhmischen Volke.

Digitized by Google

Sie bewegen sich in dieser Hinsicht lediglich auf dem Boden platonischer Betheuerungen, ohne jemals diese Gesinnung faktisch zu bethätigen. Wo sich, namentlich im Laufe der letzten drei Jahre, hierzu Gelegenheit bot, haben sie in praxi dagegen manifestirt. Prinz Karl Schwarzenberg hat sich sogar zur Behauptung verstiegen, die Anhänger des Staatsrechtes arbeiten auf die Lostrennung vom Reiche hin, und er versuchte obendrein, eine Kluft zwischen dem böhmischen und österreichischen Patriotismus zu konstruiren.

Vom böhmischen Volke verlangt der konservative Adel, es solle seinen freiheitlichen Sinn zurückstellen: er selbst jedoch stellt nicht blos seinen Konservatismus und Katholizismus — diesen völlig zwecklos, da er von keiner Seite angefochten wird — in den Vordergrund, sondern erklärt, über der Nationalität zu stehen, da er durchaus keine nationale, sondern eine rein konservative Partei sei.

Ein solches Verfahren gegenüber dem böhmischen Volke und der Gruppe des nationalen Großgrundbesitzes ist schon aus dem Grunde unvorsichtig, weil der konservative Großgrundbesitz sammt der eben erwähnten nationalen Gruppe in der Wahl-Kurie des nichtfideikommissarischen Großgrundbesitzes nur über eine unbeträchtliche Majorität sämmtlicher Wähler verfügt, ohne diese Gruppe jedoch sicher in die Minorität versetzt wird.

Ist es angesichts dieses Mangels an nationalem Gefühl, an Takt und schuldigem Respekt vor den heiligsten Gefühlen und der geschichtlichen Größe des böhmischen Volkes, dieses Mangels an jeder Gemeinschaft mit ihm, angesichts der Abschließung, deren sich der Adel befleißt, angesichts der von ihm geförderten Verdrängung und Einschränkung der Autonomie und durch Stärkung der Wiener Centralgewalt, zu verwundern, wenn da der Widerstand des Volkes gegen die vom Adel unterstützte, dem Programme des böhmischen Volkes zuwiderlaufende Politik aufflammt und sich nicht blos gegen die Sache, sondern auch gegen die ganze Kaste kehrt? Die grands seigneurs, deren ungeheuere, fast ein Drittel des Landes einnehmenden Latifundien die Lokomotive erst in Stunden durchschneidet, sollten in der Zeit der allgemeinen sozialen Gährung diesen Umstand nicht leichtherzig übersehen.

Man komme da nicht mit der albernen und lächerlichen Deutung, diese elementare und mächtige Bewegung, die das gesammte böhmische Volk ergriffen hat, sei ein Werk der Agitation oder die Wirkung von Zeitungartikeln. Diese Strömung war stark genug, den sogenannten „Wiener Ausgleich" hinwegzuschwemmen. Daß sie diese reißende Kraft erlangte, dazu haben Regirung und Adel wesentlich beigetragen, indem sie geflissentlich und vorsätzlich die Jungczechen von den Wiener Konferenzen ausschlossen, obwohl auch ihnen die klar zu Tage liegende Thatsache bekannt sein mußte, daß diese Partei bereits damals — im Januar 1890 — die Majorität des Volkes hinter sich hatte. Freilich begingen auch die Führer der Deutschen den Fehler, einen Ausgleich abzuschließen, dem die Ratifikation seitens der Mehrheit des böhmischen Volkes fehlen mußte, — einen Ausgleich mit nicht bevollmächtigten Mandataren.

Der Adel, indem er bei der Regirung den Standpunkt vertrat, Vertrauensmänner der jungczechischen Partei dürften den Ausgleichsverhandlungen nicht beigezogen werden, gab sich der Erwartung hin — an welcher er auch noch gegenwärtig festhält —, die oppositionelle Bewegung im böhmischen Volke sei eine vorübergehende Verirrung. Die Thatsachen widerlegen diese Auffassung, die nicht mit der Festigkeit und Hartnäckigkeit des böhmischen Volkes rechnet. Bei den allgemeinen Wahlen im Frühjahr 1891 und bei allen Ergänzungwahlen

Digitized by Google

wurden in den Reichsrath fast ausnahmelos Jungczechen gewählt. Diese waren nun ein Faktor, mit dem gerechnet werden sollte. Auch der Adel muß, wie Jedermann in der Politik, mit den Thatsachen sich abfinden. Er sollte der neuen Repräsentanz des böhmischen Volkes im Reichsrathe sich nähern. Hierzu bedurfte es seinerseits geringer Selbstverleugnung, weil die Jungczechen das altzechische Programm in seiner Totalität thatsächlich als das ihrige acceptiren, und wenn sie auch ehrlich demokratisch sind, dennoch die altzechischen Anträge aus dem Kremsierer Reichsrath auf Abschaffung des Adels kaum übertrumpfen wollen. Aber man setzte die Feindseligkeiten, die das bekannte Wort: „sonderbare Gesellschaft" im Wege der Suggestion geboren hatte, gegen die Jungczechen-Partei fort. Man schuf im Reichsrath die sogenannte dreibeinige Majorität gegen sie: man brüskirte sie durch Verkürzung ihrer Ansprüche auf Ausschußmandate im Abgeordnetenhause und durch Ausschluß aus den Kommissionen der österreichischen Delegation. Regirung und Adel wetteiferten förmlich darin, sie zu verbittern und in die äußerste Opposition zu drängen, — was ihnen denn auch schließlich nur zu sehr gelungen ist.

Es ist somit eine offenbare Entstellung des Sachverhaltes, wenn gesagt wird, die Jungczechen hätten die alte Majorität des Reichsrathes, hätten die alte Rechte gesprengt. Man hat sie niemals eingeladen, dieser Majorität beizutreten, und bevor sie ihre Sitze im Wiener Parlament eingenommen hatten eine Majorität ohne und gegen sie zusammengeschweißt.

Wohl hat einmal, als sich das Kabinet Taaffe beim Dispositionsfonds in der Klemme befand, Prinz K. Schwarzenberg en passant und privatim bei Einem von uns angefragt, wie wir uns zur Ernennung eines neuen böhmischen „Landsmann-Ministers" verhalten würden, allein, abgesehen davon, daß dieses Angebot ganz unzureichend war, geschah es obendrein nicht einmal formell und autoritativ und hatte somit keine andere Bedeutung als die eines Couloirgespräches, einer Soudirung des Terrains. Der Jungczechenclub hat damals, als er jedes Transigiren grundsätzlich ablehnte, die Situation wohl richtiger erfaßt als Prinz Schwarzenberg und jene vereinzelten Sanguiniker, die uns zuriefen: Tretet in die Majorität und ins Regirunglager! Ein Jahr war seitdem verflossen. In der Zwischenzeit haben sich Graf Taaffe und der Adel in der gesammten politischen Oeffentlichkeit unausgesetzt gegen die Jungczechen gestellt: aber schon stand auch die Uhr des Kabinets Taaffe auf zwölf.

Graf Taaffe hat die Wiener Ausgleichsverhandlungen einzuleiten sich erst dann entschlossen, als er nach der maßgebendenorts vorherrschenden Stimmung zur Ueberzeugung gelangt war, daß er die deutsche Linke für die Majorität gewinnen müsse oder daß sonst nicht mehr seines Verbleibens im Amte sei. Man wollte eben in entscheidenden Kreisen nicht den Deutschen gegenüber in den Fehler verfallen, der in Sachen der Czechen so verhängnißvoll gewesen: man wollte die Deutschen nicht allzu lange in der Opposition lassen, damit ihr Gemüth nicht vergiftet, ihr Blut nicht überhitzt werde. Graf Taaffe war über diese Dispositionen in voller Kenntniß. Sein Versuch, eine Verständigung mit der Linken zu erzielen, scheiterte an seiner beharrlichen, ja eigensinnigen Weigerung, den eigentlichen Vertreter der Linken, Herrn von Plener, ins Kabinet zu berufen. Das mißglückte Experiment mit einem Remplaçanten Pleners zeigte, daß dem Grafen Taaffe kein anderer Ausweg erübrige, als sich mit Herrn v. Plener auseinanderzusetzen. Er betrat ihn auch jetzt nicht. Seine Lage gestaltete sich in Folge davon immer mißlicher. In dieser Krise griff er

Digitized by Google

zur Idee der Wahlreform, in der er das Prinzip des allgemeinen Wahlrechtes in den Stadt- und Landgemeinden mit dem auch fernerhin zu erhaltenden Privileg des Großgrundbesitzes und der Handelskammern vereinigen wollte.

Es ist viel darüber gestritten worden, ob Graf Taaffe diese Wahlreform ernst nahm oder nicht. Nun, ich habe den verflossenen Ministerpräsidenten fünfzehn Jahre lang an der Arbeit gesehen: er ist unbestreitbar ein ausgezeichneter Kenner aller politischen und parlamentarischen Verhältnisse in Oesterreich, und da er außerdem von außerordentlich tüchtigen, erfahrenen und umsichtigen Berathern umgeben war, so ist schwer anzunehmen, daß er sich auch nur einen Moment über die Durchführbarkeit seines Wahlreformprojektes im Unklaren befand. Freilich konnte er nicht voraussehen, daß die Polen und der Feudal-Adel, denen er während seiner ganzen Ministerpräsidentenschaft nur Wohlthaten erwiesen hatte, gegen die Vorlage, deren Autorschaft mit Grund dem sozialreformatorischen Finanzminister Dr. Steinbach zugeschrieben wurde, mit unversöhnlicher Feindschaft auftreten würden. Der Fehdehandschuh wurde ihm bereits bei der ersten Lesung zugeworfen. Seine alten Freunde setzten ihn — um ein Wort des Ministers Felix Schwarzenberg zu gebrauchen — durch ihren Undank in Erstaunen. Nachdem sie sich mit der Linken verbündet und solchermaßen sein eigenes Werk, die dreibeinige Majorität, sich gegen ihn unter Führung des Grafen Hohenwart aufgelehnt hatte, war er geliefert. Er mußte früher zurücktreten, als es in seiner Absicht gelegen hatte. Resigniren wollte er, seine Zeit war um, und es will mich sehr bedünken, daß ihm die Wahlreform nichts Anderes war als die Vorbereitung zu einem glänzenden Abgang oder, wie die Wiener sagen, zu einer „schönen Leich'."

Graf Hohenwart fungirte in dem gegen die Wahlreform unternommenen Feldzuge lediglich als Sachwalter des Feudal-Adels, der hierbei einen abermaligen Kardinalfehler beging. Er hat nicht blos den Grafen Taaffe gestürzt und der deutschen Linken ans Ruder verholfen, sondern auch seine eigenen Interessen beeinträchtigt: denn es ist sehr fraglich, ob sich nochmals die Taaffe-Steinbach finden werden, die gewillt sein werden, dem Großgrundbesitz, der ohnehin das Herrenhaus förmlich als seine Domäne betrachtet, beim allgemeinen Wahlrecht sein Sonderrecht auf weitere Jahrzehnte hinaus zu erhalten.

Der Sieg des allgemeinen Stimmrechtes ist aber auch in Oesterreich unabwendbar. Es ist nicht blos der letzte Rettunganker im Falle einer unliebsamen auswärtigen Katastrophe, sondern auch in Friedenszeiten das einzige Mittel, die nationalen und staatsrechtlichen Probleme einer gedeihlichen und befriedigenden Lösung entgegenzuführen. Hier hätte sich auch dem Adel Gelegenheit geboten, sich den Jungczechen zu nähern; denn diese hätten schließlich faute de mieux mit dem allgemeinen Wahlrecht auch den Fortbestand der Kurie des Großgrundbesitzes, wenn auch in anderer, erweiterter Form, in den Kauf nehmen müssen. Der Adel hätte dann zwar nicht seine frühere Hegemonie über das böhmische Volk erlangt, wohl aber einen bedeutenden Einfluß darauf und einen beträchtlichen Antheil an dessen Führung. Man muß blind sein, um nicht zu sehen, daß das allgemeine Wahlrecht in Böhmen und Oesterreich, gleichwie in anderen Staaten, wo es eingeführt worden ist, nur geeignet sein kann, gerade das konservative und klerikale Element zu stärken. Dabei hätte der großgrundbesitzende Adel (allenfalls mit den Höchstbesteuerten), das auf unbestimmte Dauer verlängerte Privileg seiner Spezial-Vertretung im Abgeordnetenhause behalten.

Digitized by Google

Den Junczechen selbst als Partei könnte das allgemeine Wahlrecht kaum neue Vortheile gewähren: ihr politischer Besitzstand umfaßt das ganze czechische Böhmen und, nachdem die mährischen Altczechen auf Grundlage des allgemeinen Wahlrechtes in Opposition getreten sind, auch das czechische Mähren. Aber wir Jungczechen betrachten das allgemeine Wahlrecht von höheren Gesichtspunkten. Wir erblicken darin den Anbruch einer besseren Zukunft für Oesterreich und den archimedischen Punkt, wo die Slaven Oesterreichs die ihnen feindliche Welt aus den Angeln heben können, wo die natürliche Majorität des Reiches durch das Gewicht ihrer Massen zum Durchbruch und zur Geltung gelangen und sie in die Lage versetzt werden können, Dasjenige zu erreichen, was zur Verfassung-Revision im Sinne der föderalistischen Gestaltung der Monarchie, also auch zur Realisirung des Staatsrechtes der Länder der böhmischen Krone, zuvörderst und unbedingt nothwendig ist: die politische *Macht*.

Der Feudal-Adel hatte für alles Dies kein Verständniß: er drängte die Entwickelung der Dinge auf einen Weg, der zur Koalition und zum Ministerium Windischgrätz führte und später zur vollständigen Trennung des konservativen Adels vom böhmischen Volke führen muß. Das zeigt sich bereits an der weiteren Gestaltung der Verhältnisse.

Von einem meiner Genossen wurde im Parlament der Ausspruch des Prinzen Schwarzenberg im Hohenwart-Club wiederholt, das Wort, der Ausnahmezustand in Prag sei lediglich zum Schutze des Feudal-Adels verhängt worden. Der Prinz bestritt lebhaft, eine solche Aeußerung gethan zu haben. Auf Worte kommt es schließlich nicht an, wo Handlungen selbst eine nicht mißzuverstehende Sprache führen. Es genügt festzustellen, daß der Ausnahmezustand in Prag eingeführt wurde unter Mitwirkung des Statthalters Grafen Franz Thun, der Blut vom Blute der böhmischen Hochtories, Schwiegersohn des Fürsten Karl Schwarzenberg und Schwager des vorerwähnten Prinzen Karl Schwarzenberg ist; daß diese Zwangs- und Gewaltmaßregel von dem selben „Krönung-" jetzt Ausnahmezustand-Statthalter in geradezu beispielloser Weise, namentlich gegen die unabhängige Presse, gehandhabt wird, in einer Weise, die ein General Koller verschmähte, und daß der konservative Adel sammt und sonders in beiden Häusern des Reichsrathes für den Ausnahmezustand und für die Suspendirung der Jury in Prag gestimmt hat. Diejenigen, welche an der Unerläßlichkeit des Ausnahmezustandes zu zweifeln sich erlaubten, wurden mit dem Einwand bedacht: Warten Sie nur den „Omladina"-Prozeß ab! Nun dieser mit so vielem Applomb und mit einem kolossalen Apparat inszenirte politisch sein sollende Monstreprozeß hat in der That eine große Ueberraschung gebracht: für seine Urheber, die kleinen und die großen. Man war sensationeller Enthüllungen über verbrecherische Anschläge im großen Stil gewärtig; sie kamen nicht. Man hatte politische Entdeckungen angekündigt: sie blieben aus. Der Prozeß, der das Hauptargument für den Ausnahmezustand bieten sollte, bilancirt mit einem ungeheueren Defizit für die Regirung: er ist und bleibt ein weithin sichtbarer Mißerfolg, von dem man noch hören wird, wenn die Akten dieses Prozesses längst geschlossen sein werden.

Es gewinnt den Anschein, daß der konservative Adel, lediglich um diese Schlappe des Grafen Thun zu paralysiren und dessen Stellung zu befestigen, endlich dem Drängen der Regirung sich fügend, vor Kurzem die schon eingangs erwähnte Erklärung abgegeben hat, die von der deutschen Presse und dem größten Theile der nationalen böhmischen Publizistik als vollständige Loslösung

Digitized by Google

des konservativen Adels vom böhmischen Volke angesehen wird. Formell richtet sich diese Kundgebung gegen die Gruppe der nationalen Großgrundbesitzer: da diese jedoch in ihrem Manifeste ihren Entschluß kundgegeben hat, an der Seite der nationalen Parteien für das Programm des böhmischen Volkes, namentlich für Staatsrecht, Autonomie und Gleichberechtigung, einzutreten, kehrt sich die Publikation des konservativen Adels auch schroff gegen die nationalen Parteien und ihr Programm, welches das Programm der gesammten Vertretung des böhmischen Volkes, den Adel mitinbegriffen, gewesen ist. Mindestens fehlt es nicht an gewichtigen Gründen, die zu dieser Auffassung des letzten Auftretens der „historischen Kavaliere" vollauf berechtigen. Der Feudal-Adel sagt von den nationalen Großgrundbesitzern: „deren Bestrebungen wichen wesentlich ab von der Richtung des konservativen Adels und es bestünden auch bedeutende prinzipielle und programmatische Differenzen zwischen beiden Fraktionen". Da jedoch die nationalen Großgrundbesitzer das jungczechische Programm, einschließlich der politischen Reformen, angenommen haben, dieses Programm jedoch nichts Anderes ist als das altczechische, d. h. allgemein czechische, das der konservative Adel durch die Prinzen Karl Schwarzenberg und Ferdinand Lobkovic noch am 1. November 1892 mitunterzeichnete, und da andererseits der Adel selbst eingesteht, daß zwischen diesem Programm und seinem jetzigen grundsätzliche Unterschiede bestehen, so folgt daraus, daß der Adel das nationale Programm, das einst auch das Seinige gewesen ist, nicht mehr in seiner Totalität zu dem Seinigen macht.

Durch seine jüngste, von der deutschen Presse beifällig aufgenommene Publikation hat der konservative Adel der Regirung einen großen Dienst erwiesen, sich selbst jedoch schwerlich einen. Sein Nachwuchs ist in einem Irrthum befangen, wenn er glaubt, in Böhmen als konservativer Adel seine hervorragende Stellung behaupten zu können. Konservativ ist dermalen auch Herr v. Plener und die ganze Linke dazu, und zwar im Sinne eines Konservatismus, der in Oesterreich möglich ist, während der feudal-klerikal-reaktionäre Konservatismus aussichtlos ist.

Dem konservativen Adel aus Böhmen verlieh nur die Verbindung und frühere Intimität mit dem böhmischen Volke seine Macht und Bedeutung: an dem Tage, an dem Jedermann erkennen wird, daß hinter diesem Adel Niemand steht außer — um mit dem verstorbenen Minister Alexander Bach zu reden — seine Büchsenspanner, an dem Tage wird sein politischer Einfluß wie Märzenschnee unter den wärmenden Strahlen der Frühjahrssonne schwinden. Der Weg, den er, sich abkehrend vom böhmischen Volke, eingeschlagen hat, ist ein äußerst bedenklicher. Er führt zu seiner eigenen Isolirung und Bedeutungslosigkeit. Möge der Adel Halt machen, bevor es zu spät wird und eingedenk sein des weisen Rathes des wehmuthvollen Dichters: Quidquid agis, prudenter agas et respice finem!

Wien.

Gustav Eim,
Reichsraths-Abgeordneter.

Das dreizehnte Loch.

Ein für die parlamentarische Durchdrückung des deutsch-russischen Handelsvertrages in jüngster Zeit viel verwendetes Argument lautet: nachdem in den früheren Verträgen die Herabsetzung der Getreidezölle grundsätzlich erfolgt ist, sei die Gewährung der gleichen Konzession an Rußland für die deutsche Landwirthschaft praktisch einflußlos geworden; den Vertrag ablehnen bedeute daher nur: die durch den gegenwärtigen Zollkrieg der Industrie zugefügten Nachtheile verlängern und erhöhen, — ohne doch der Landwirthschaft damit zu nützen. Diese Argumentation hat bewirkt, daß einzelne grundsätzliche Gegner der Handelspolitik des neuen Kurses in ihrem Widerspruch gegen den russischen Vertrag thatsächlich erlahmt sind und wohl Mancher so im Begriff steht, ins anscheinend Unvermeidliche fatalistisch sich zu schicken.

Der russische Finanzminister gab in seiner Unterredung mit dem Herausgeber der „Zukunft“ dieser für uns angeblich bestehenden Zwangslage sehr plastischen Ausdruck in dem von ihm herangezogenen Bilde vom Gefäß mit den bereits vorhandenen zwölf Löchern, dem das dreizehnte nun nicht mehr weiter schaden könne, und dieser kluge Herr hat sich leider nicht geirrt, wenn er annahm, es werde geraume Zeit dauern, bis die deutsche Publizistik auf Grund thatsächlicher Zahlenbeweisführung feststellen würde, daß die russisch-ministerielle Malkunst das Bild vom deutschen Wirthschaftglase gar ungetreu dargestellt hat. Sie werden, sehr verehrter Herr Harden, aus diesem Grunde es gewiß gestatten, wenn ich im Anschluß an meine grundsätzlichen Darlegungen in Nr. 20 heute mit dem deutsch-russischen Vertrage mich etwas spezieller beschäftige und versuche, dem früher bereits von Ihnen berichtigten Bilde des Herrn Witte noch einige für naturgetreue Darstellung nöthige Korrekturen zu geben.

Nach der „amtlichen Statistik für das Deutsche Reich“, Jahrgang 1893, beträgt die — in den einzelnen Jahren relativ unbedeutend nur schwankende — Gesammtanbaufläche in den beiden wichtigsten Brotfrüchten:

Weizen 1 885 000 Hektar mit 2 333 000 Tonnen Ernte-Ertrag
Roggen 5 479 000 „ „ 4 782 000 „ „

Sondert man also die Gesammtfrage des Agrarschutzes in Einzelnfragen nach der Richtung der größeren oder geringeren landeswirthschaftlichen Bedeutung der einzelnen Kulturen, so ergiebt sich, daß der Roggenbau Deutschlands gegenüber dem Weizenbau der Fläche nach die dreifache, der Erntemenge nach immerhin die doppelte Bedeutung beansprucht. Bezüglich der jährlichen Einfuhr ergiebt sich eine ungefähr gleich hohe Bedeutung beider Bodenfrüchte, denn es betrug nach Einführung des Fünfmarkzolles im Jahrfünft 1887—1891, bis zur Ermäßigung der Zölle gegen Oesterreich, die Gesammteinfuhr nach Deutschland: Weizen 534 Millionen Mark.

Roggen 461 „ „

Zusammen: 995 Millionen Mark.

Die Bedeutung nun, die gegenüber den bereits geschlossenen Verträgen dem jetzt zu bewilligenden deutsch-russischen Vertrage in agrarwirthschaftlicher Beziehung innewohnt, ergiebt sich aus einer Statistik, der ich Folgendes voranschicke: Ich habe die Gesammt-Einfuhr getheilt nach den drei Gruppen: Vertragsländer, Meistbegünstigungländer und Rußland. Zur ersten Gruppe zählen die Länder, die wir bereits mit festen zehnjährigen Handelsverträgen

Digitized by Google

beglückt haben: Oesterreich-Ungarn, Italien, Schweiz, Spanien, Serbien, Rumänien, ferner Frankreich, dem auf Grund des Artikels 11 des Frankfurter Vertrages das Meistbegünstigungrecht auf „ewige Zeiten" unkündbar eingeräumt ist und das daher ohne jede Konzession aller den Vertragsländern von uns eingeräumten Vortheile von selbst theilhaftig geworden ist. Zur zweiten Gruppe zählen wir diejenigen Länder, die, wie Amerika, zur Zeit gleichfalls Meistbegünstigung genießen, denen daher die vertragsmäßige Zollermäßigung gegen Oesterreich ebenfalls zu Gute kommt, denen gegenüber aber das Deutsche Reich Aufkündigungrecht besitzt, so daß die von dieser Seite Deutschland durch die Zollermäßigung zugefügten Schädigungen sofort behoben werden könnten, sobald eine wirthschaftlich weitblickende Regirung bei uns wieder ans Ruder gelangen würde. Die dritte Position umfaßt ausschließlich Rußland.

Es betrug im Jahrfünft 1887—1891 die deutsche Einfuhr:

	Weizen	Roggen	Summa
1. Aus den „Vertragsländern"	121 Mill. Mk.	36 Mill. Mk.	157 Mill. Mk.
2. Aus den „Meistbegünstigungländern"	119 „	50 „	169 „
3. Aus Rußland	294 „	375 „	669 „
Summa	534 Mill. Mk.	461 Mill. Mk.	995 Mill. M.

Bei Berücksichtigung der Thatsache, daß Deutschland der zweiten Gruppe gegenüber im Wege des Kündigungrechtes die Politik der freien Hand geltend machen könnte, beschränkt sich also die durch die bisherigen Vertragschlüsse auf 10 Jahre unabänderlich bewirkte Preisgebung deutscher Interessen bei der Gesammteinfuhr an Getreide auf rund 15 pCt., speziell bei der Roggeneinfuhr auf nur 8 pCt.

Sonach ist die grundsätzliche Entscheidung über die Lebensfrage der deutschen Landwirthschaft und damit, wie ich im vorigen Aufsatz nachgewiesen habe, der gesammten deutschen Volkswirthschaft nicht in den seither geschlossenen Verträgen bereits erfolgt, sondern diese Entscheidung wird bei der Abstimmung über den russischen Vertrag erst gefällt werden.

Herrn Wittes Bild vom deutschen Wirthschaftgefäß ist dahin so zu korrigiren: der Topf hat durch die seitherigen Verträge allerdings einen Sprung bekommen, durch den deutscher Nationalwohlstand zwar hindurchsickern kann, — aber langsam vorerst nur und tropfenweise, und noch bestünde für einen den Herrn Grafen Caprivi ablösenden verständigen Reichskanzler die Möglichkeit, im Wege zweckgemäßer Regelung der Währung- und Tariffragen diesen Sprung wieder zu verkleben. Der russische Vertrag bedeutet daher nicht ein praktisch belangloses dreizehntes — er bedeutet das erste wirkliche Loch im Topf!

Dieser Thatsache hält die freihändlerische Presse mit einer Unverfrorenheit, die nur deutschen Lesern gegenüber angewandt werden darf, den Einwand entgegen: das russische Getreide werde, um dem Differentialzoll zu entgehen, einfach auf dem Umwege über Oesterreich zu uns gelangen. Bekanntlich findet aber Roggenbau und Roggenexport ausschließlich in den nördlichen Gouvernements Rußlands statt und es wäre ein viele hundert Meilen langer Bahntransport erforderlich, um die Hauptmengen russischen Korns über Oesterreich zu uns zu führen, — ein Moment, das die Benutzung dieses Weges der enormen Frachten wegen völlig verbietet. Dazu tritt noch die Thatsache, daß Oesterreich gleichfalls Agrarzölle in der Höhe von 3 Mark besitzt, daß russisches Getreide an Oesterreich zu uns also nur mit einer Zollbelastung von 3 Mark russisch-öster-

Digitized by Google

reichischem plus 3 Mark 50 Pfgn. österreichisch-deutschem Zoll = 6 M. 50 Pf. gelangen könnte. Dafür macht es ersichtlich keinen Unterschied, wenn auch der nach Oesterreich geführte Waggon russisches Getreide dort entladen und an seiner Stelle ein Waggon österreichisches Getreide zu uns geführt würde, wie aus folgender Rechnung sich ergiebt:

Gegenwärtiger Roggenpreis in Deutschland	1 200	Mk. p. Waggon
ab Zoll Deutschland-Oesterreich	350	„ „
bleibt Marktpreis in Oesterreich	850	„ „
ab Zoll Oesterreich-Rußland	300	„ „
bleibt Marktpreis in Rußland	500	„ „

Es liegt auf der Hand, daß nur im Fall vorstehender Preisrelation ein Geschäft vorgedachter Art möglich ist: nur wenn die Preisdifferenz Deutschland-Oesterreich 350 Mark beträgt, wird der österreichische oder deutsche Getreidehändler Getreide von Oesterreich nach Deutschland schaffen, — anderenfalls läßt ers bleiben, da er ja die Differenz aus seiner Tasche zu bezahlen hätte, und wiederum wird der selbe Händler für diesen aus Oesterreich nach Deutschland gebrachten Waggon nur dann einen Waggon von Rußland nach Oesterreich schaffen, wenn der russische Preis 300 Mark (um den österreichischen Zollbetrag) unter dem österreichischen Preise steht. Auf alle Fälle ist also Deutschland gegen Rußland um den doppelten Zollbetrag geschützt. Gelangt aber das russische Getreide im Transit durch Oesterreich an unsere Grenze, so ergiebt seine russische Provenienz sich eben von selbst und es hat den vollen deutschen Zoll zu entrichten.

Sonach erweist die freihändlerische Deduktion einfach sich als lächerlich und vom Standpunkt der Logik wie auch der thatsächlichen Erfahrung widerlegt, denn es betrug bis 1891, bis zur Ermäßigung der Zölle gegen Oesterreich, und ferner bis 1893, also bis nach Einführung der deutschen Kampfzölle gegen Rußland, die Gesammteinfuhr an Weizen und Roggen aus und über Oesterreich nach Deutschland:

1890:	1 199 009	Doppelcentner
1891:	1 051 449	„
1892:	690 668	„
1893:	241 666	„

Diese Einfuhr ist also — in Folge schlechter österreichischer Ernten — seit 1891 gesunken und diese Statistik zeigt, daß nicht ein einziger Waggon russische Waare auf diesem Wege zu uns gelangte.

Eben so ist der direkte Export von Rußland nach Deutschland unter Einwirkung der deutschen Kampfzölle gesunken von noch 15 Millionen Centner im Jahre 1891 auf 1 Million Centner im Jahre 1893.

Wie sonach, angesichts der heutigen niedrigen Getreidepreise Deutschlands Niemand wird behaupten wollen, dieser Abschluß Rußlands vom deutschen Markt sauge dem deutschen Konsumenten zu Gunsten der Kornjunker das Mark aus den Knochen, so ist andererseits auch das von der Freihandelspresse beliebte Argument hinfällig: trotz der Kampfzölle und des dadurch bewirkten Abschlusses des russischen Getreides vom deutschen Markt sei der gegenwärtige Roggenpreis niedriger als der vorjährige — ergo: die Kampfzölle nützten der Landwirthschaft nichts, der Weltpreis ists eben, der auch der deutschen Landwirthschaft den Preis diktirt.

Digitized by Google

Darauf ist zu erwidern: der trotz des bisherigen Ausschlusses der russischen Konkurrenz billige deutsche Kornpreis ist die Folge der diesjährigen guten Getreideernte Deutschlands; diese überstieg den zehnjährigen Durchschnitt um 15 pCt. Niemand verlangt, daß auch bei reichlichster Inlandsrente hohe Preise uns garantirt bleiben; wenn vielmehr eine hohe Inlandsernte allein uns den billigen Preis bewirkt, so giebt eben die größere Erntemenge uns den Ausgleich für den billigeren Preis. Aber wir verlangen, daß der Segen einer guten Ernte uns und der ganzen Nation nicht in Fluch sich wandle dadurch, daß ausländische Konkurrenz den Inlandspreis unter das Niveau „billigen" Preises zum „Schundpreise" herabdrücke, der auch beim höchsten Ernteertrage keine Rente mehr läßt. Es wird aber offensichtlich sein, daß mit Wegfall des gegenwärtigen Kampfzolles gegen Rußland von 750 Mk. pro Waggon, mit der Ermäßigung über den Normalzoll von 500 Mk. hinaus auf 350 Mk., wir am gegenwärtigen Roggenpreise von 1100 Mk. einen Sturz erleben werden, wie wir ihn im Anfang der achtziger Jahre, vor Einführung des Fünfmarkzolles, schon einmal erlebten.

Nicht beständige Erhaltung der Kornpreise Jahr aus Jahr ein auf höchstem Preise ist Zweck der Zölle, sondern ihr Zweck ist, den Inlandspreis auf Grund der Inlandsproduktion allein gerecht sich gestalten zu lassen und so sein dauerndes Herabsinken unter die Selbstkosten zu verhüten. Als der Freiherr Marschall von Biberstein bei der großen Debatte über den rumänischen Vertrag ganz besonders auf die Einwirkungen des „Weltmarktpreises" sich berief, die kein Mensch doch vom deutschen Landbau abwenden könne, bewies er damit uns nur, welch unglaublich geringem Verständniß das wirthschaftliche Wohl und Wehe Deutschlands zur Zeit überliefert ist. Der Herr Freiherr hat hiernach keine Ahnung, daß es eben das Wesen einer konsequenten Schutzzollpolitik ist, den Inlandspreis von diesem Weltmarktpreis unabhängig zu machen. Nur fehlender oder unzureichender Zoll gestattet dem Weltpreis eine Beeinflussung des Inlandspreises, während, so lange hinreichender Schutz gegen das Ausland uns umgiebt, die Gestaltung des „Weltmarktpreises" jenseits der Grenzen uns total gleichgiltig bleibt.

Der Werth der von Rußland uns „gewährten" industriellen „Konzessionen" ist in den letzten Tagen von der gesammten nicht grundsätzlich dem Freihandel und nicht aus parteitaktischen Gründen grundsätzlich dem Vertrage gewogenen Presse durch unwiderlegbare Zahlenbeweisführung festgestellt worden. Es hat dabei sich ergeben, daß gegenüber einer Einfuhrerleichterung von Rußland nach Deutschland um 30—40 Werthprozenten bei einem Objekt von rund 500 Millionen M. wir die „Gegenkonzession" erhalten haben, von rund 500 Positionen der deutschen Industrie-Ausfuhr nach Rußland mit einen Jahreswerth von 140 Millionen bei der Hälfte dieser Positionen und hinsichtlich eines dadurch berührten Exportquantums von etwa 90 Millionen Mark eine „Ermäßigung" um 2—20 Werthprozenten künftig genießen zu dürfen, — notabene, wenn der trotzdem auf der Höhe von 60—90 Werthprozenten noch bestehen bleibende russische Prohibitivzoll uns die Trauben nicht zu sauer werden läßt.

Nur weil weite Kreise der Industrie den gegenwärtigen Kanzler des Deutschen Reiches, leider wohl mit Fug und Recht, nicht für befähigt halten, im Falle der Ablehnung des Vertrages dem gegenwärtigen Zollkriege durch eine kraftvolle und kluge Politik dennoch ein Ende zu bereiten, erleben wir das

Digitized by Google

Schauspiel, daß ein Theil der Industrie aus Angst vor der Fortdauer des Zollkampfes augenblicklicher geringer Vortheile willen die ihrem wahren dauernden Wohle allein förderliche Interessengemeinschaft mit der Landwirthschaft zu verleugnen im Begriff steht. Möchte man daher in letzter Stunde in diesen Kreisen noch beherzigen, was der Sekretär einer für die Industrie sehr bedeutenden Handelskammer, Bernhardi-Dortmund*) hierüber schreibt: „Deutschland kann auf eine leistungfähige Landwirthschaft eben so wenig verzichten wie auf einen zahlreichen und freien Bauernstand, der von jeher den Kern seiner Kriegsmacht gebildet hat. So sprechen die allergewichtigsten politischen, sozialen und wirthschaftlichen Gründe dafür, unserer Landwirthschaft die Möglichkeit des Getreidebaues und der Viehzucht gegen die unbillige Konkurrenz der russischen Getreide- resp. Vieheinfuhr zu erhalten. — Es kann nicht oft und laut genug betont werden, daß Jeder, der auf den Erwerb angewiesen ist, ein größeres Interesse an der Sicherheit und Auskömmlichkeit des Erwerbes hat als an der Billigkeit des sehr elastischen Konsums! Niemand hat Anspruch darauf, sich seine Hauptbedürfnisse an Nahrung und Kleidung billiger zu beschaffen, als die natürlichen Produktionbedingungen des Landes gestatten, in dem er lebt. In Deutschland schuldet der „Konsument" für seine wesentlichen Bedürfnisse dem deutschen Nährstand diejenigen Preise, welche das Land zur Erhaltung der Arbeitgelegenheit für seine Einwohner nöthig hat Wenn Rußland ohne Rücksicht auf sein Absatzbedürfniß an Vieh und Getreide seine Grenzen unserer Einfuhr von Fabrikaten immer hermetischer verschließt, müssen wir mit einem Theil der 500 Millionen, die wir jetzt jährlich für russische Einfuhr bezahlen, irgendwo anders uns den für unsere Fabrikate in Rußland entzogenen Markt wieder erkaufen. Das ist keine Feindseligkeit, sondern ein Akt der Selbsterhaltung und Selbstachtung. Will Rußland auf Kosten seiner auf die Ausfuhr angewiesenen Landwirthschaft eine selbständige Industrie sich schaffen, so können wir es daran nicht hindern, aber daß wir ihm dabei helfen sollen — und Das thun wir, wenn wir den Wünschen des Getreidehandels der Ostseehäfen nachgeben —, Das ist zuviel verlangt! — Dem beim Abschluß von Handelsverträgen um jeden Preis allein interessirten reinen Handel gegenüber ist die Frage gerechtfertigt: Wie viele Menschen ernährt Ihr und wie viele ernähren diejenigen Produktionzweige, deren Interessen um Euretwillen benachtheiligt werden sollen? — So gut wir — der jeweiligen politischen Lage entsprechend — in der hohen Politik mit jedem Nachbarstaat ein Differentialverhältniß haben, hier Allianz, dort Kriegsbereitschaft, so brauchen wir in der Handelspolitik Differentialtarife. Die öde Schablone, die Gleichheit aller Tarife, ist ganz gewiß die bequemste Form der Handelspolitik, aber eben so gewiß ist sie nicht die richtige. Nicht schablonisiren, sondern individualisiren und, zwar nach Zeit Ort und Verhältnissen: Das ist überhaupt erst Politik".

Wird die Stimme dieses hervorragenden industriellen Rufers im Streit ungehört verhallen? Vielleicht, — denn die grundsätzlichen Gönner des neuen Kurses kapri—ziren auf ihren Henkel sich, auch wenn der Topf in Scherben bricht.

Silginnen in Ostpreußen. Edmund Klapper.

*) Deutschlands Zoll- und Handelsverträge. Berlin. H. Lazarus.

Digitized by Google

Naturökonomie und Kraftübertragung.

Wenn der moderne Reisende ein Gebirgsland durchschreitet, dann drängen sich ihm gelegentlich wohl auch andere als rein ästhetische Gedanken auf. Der mächtige Wasserfall, der hoch vom Felsen mit donnerartigem Getöse in die Tiefe stürzt, mahnt an die Kräfte, die hier thätig sind, und läßt das Bedauern aufkommen, daß diese Kräfte nicht im Interesse der Menschheit ausgenützt werden können. Welche Kraftfülle wird hier verschwendet! Um eine Vorstellung davon zu geben, will ich nur anführen, daß z. B. nach einer neueren Schätzung von R. Lauterburg die Wasserkräfte der Schweiz eine Energie von 4 446 547 Pferdekräften darstellen, von denen etwa 620 000 ihrer Lage nach sehr leicht ausnutzbar sind. Gleich dem Fall des Wassers ist es der Druck der Luft, der überall seine Energie in Form von Wind anzeigt. In welcher fast unglaublichen Weise übrigens selbst die sanfteste Luftbewegung, die über dem Dache unseres Hauses dahingeht, Kraft repräsentirt, davon konnte ich mich vor einigen Jahren im Laboratorium des leider so früh gestorbenen Erfinders der hydropneumatischen Uhren, Mayerhofer, überzeugen. Auf dessen Berliner Hause war ein Schaalenanemometer — eine Art Windfahne — angebracht. Die geringste Bewegung dieser Vorrichtung wurde in sinnreicher Weise auf ein Schraubengewinde übertragen, durch das ein Gewicht von mehreren Centnern im Laufe eines Tages gehoben wurde. Unlängst ist auch vom Hauptmann a. D. Pleßner eine Ausnützung der Windkraft im Großen gezeigt worden. Er schlägt vor, auf einem ringförmigen, etwa 1000 Meter langem Gleise Wagen aufzustellen, von denen jeder mächtige Segel besitzt, die in einem Winkel von 45 Grad geneigt sind. Weht der Wind, dann werden die Wagen mit größerer oder geringerer Geschwindigkeit ihre Kreisbahn durcheilen und Arbeitmaschinen aller Art in Bewegung setzen. Der Erfinder dieses Systems empfiehlt u. A, solche Vorrichtungen in der Lüneburger Haide aufzustellen, überhaupt auf solchem Boden, der sich sonst nicht nutzbringend verwenden läßt. Auch kann nach Pleßners Meinung die so gewonnene Kraft zur Trockenlegung der Wattenmeere resp. zum Ausbaggern der Flüsse dienen.

Einer rationellen Ausnutzung aller dieser Kräfte, einer Naturökonomie stellte sich lange Zeit die Unmöglichkeit entgegen, sie den großen Centralen nahe zu bringen, wo für sie immer ein Gewinn bringender Absatz zu finden ist. Stürzt ein Wasserfall innerhalb eines abgelegenen Gebirgstheiles zu Thale, dann war es bis vor Kurzem unmöglich, seine gewaltige Energie zu verwenden; es fehlten die Methoden der Kraftübertragung. Die moderne Technik verfügt jetzt über vier solcher Methoden. Durch ein langes Seil ist man z. B. im Stande, wenigstens für nicht zu bedeutende Strecken die Drehung von Wasserrädern oder Turbinen auf Arbeitmaschinen zu übertragen. Ferner kann man Wasser durch Pumpen auf beträchtliche Höhen heben und durch den Druck der Flüssigkeit Bewegungen aller Art hervorrufen. Eine der interessantesten Anlagen dieser Art befindet sich in Genf, wo Hunderte von Arbeitmaschinen, besonders in den Werkstätten der Handwerker, betrieben werden. Aber erst mit der Erfindung der Dynamomaschine und der Ermittelung der Methoden der elektrischen Kraftübertragung durch Werner von Siemens wurde das große Problem gelöst, jede Kraft der Natur auf beliebige Strecken zu überführen und in jede Energieform

Digitized by Google

umzuwandeln. Das Gesetz von der Erhaltung der Energie war damit auch praktisch erwiesen.

Bis vor Kurzem war die Uebertragung von Energie zur Erzielung mechanischer Leistungen für weitere Strecken nicht ökonomisch. Erst seit der Erfindung der Drehstrommotoren ist auch dieses Gebiet wirthschaftlich als erobert zu betrachten. Durch die Dynamomaschine sind nämlich zwei Arten von Strombewegungen, je nach ihrer Konstruktion, zu erhalten: der Gleichstrom und der Wechselstrom. Die Gleichstrommaschine, die einen Strom hervorruft, der stets nach der gleichen Richtung fließt, steht seit langer Zeit auf einer sehr hohen Stufe technischer Durchbildung. Sie überragte bisher in vieler Beziehung die Wechselstrommaschine, deren Stromimpulse in der Minute viele hundert Male ihre Richtung verändern. Wenn der Gleichstrom zur Ueberführung großer Kräfte Verwendung finden soll, so braucht er eine Leitung von bedeutendem Querschnitte. Wechselströme, die nur dünner und daher wohlfeilerer Drähte bedürfen, konnten aber zum Umtrieb elektrischer Arbeitmaschinen (Motoren) nicht verwendet werden, bis der italienische Physikprofessor Ferraris in Turin den Drehstrom erfand. Ein Drehstrom läßt sich am Einfachsten als ein System von untereinander verketteten Wechselströmen von verschiedener Phase bezeichnen.

Auf der elektrotechnischen Ausstellung in Frankfurt a. M. wurde das Experiment, elektrische Energie zum Betriebe von Arbeitmaschinen auch auf weiteste Strecken zu überführen, mit Hilfe der neuen Drehstrommotoren zur Durchführung gebracht. Auf eine Entfernung von 175 Kilometern überführte man die Kraft eines Wasserfalles bei Lauffen bis nach Frankfurt a. M. Somit sind fast alle Schwierigkeiten gehoben und man ist nunmehr im Stande, jede Kraftquelle zur Ausnutzung nach beliebigen Orten zu übertragen. Der Wasserfall, der Luftstoß 2c. ist somit Baargeld geworden, mit dem wir handeln können, wie mit den Erzeugnissen menschlichen Fleißes oder mit Naturprodukten.

Als nach der Erfindung der Dynamomaschine die verschiedenen Verwendungen besprochen wurden, die nun ermöglicht waren, betonte Sir William Siemens, daß es wohl auch dereinst gelingen werde, die Kraft der Fluth in Strom zu verwandeln. Die Idee steht jetzt vor ihrer Ausführung. Der französische Ingenieur Decoeur hat unlängst der französischen Regirung ein Projekt unterbreitet, wonach bei Havre zwei Bassins gegraben werden sollen. In das eine stürzt bei der Fluth die See über einen zu diesem Zwecke gebauten Damm; aus dem anderen läuft das Wasser bei der Ebbe ab. An der Ein- und Austrittsstelle sind Turbinen angebracht, die durch die Energie des Wassers betrieben werden. Da die Höhe der Fluth bei Havre im Durchschnitt 5 Meter beträgt, was einer Wirkung von 6 Pferdestärken gleichkommt, so würde nach der Rechnung Decoeurs für ein Hektar Fläche eine Einnahme von 1200 Francs zu erzielen sein. Da sich nun dort ein Terrain von etwa 7000 Hektaren befindet, das durch die Ueberschwemmung der Fluth nicht ausgenutzt werden kann, so würden durch die geschilderte Einrichtung 42 000 Pferdekräfte gewonnen werden, die eine Jahreseinnahme von 8 400 000 Francs darstellen. Die ungeheuere Energie beabsichtigt der Erfinder in elektrischen Strom umzuwandeln und diesen zur Beleuchtung oder zu anderen Zwecken zu verwenden

Hieran möchte ich ein Beispiel der Energieüberführung kleinster Form für den Privatgebrauch schließen. Kürzlich hat man durch einen Windmotor des Systems „Eclipse" von etwa drei und einem halben Meter Durchmesser,

Digitized by Google

der 10 Meter über dem Erdboden aufgestellt war, ein Landhaus zu St. Lunaire erleuchtet und mit dem nöthigen Wasser versorgt. Eine Dynamomaschine wird dort mittels des genannten Motors auf dem Wege der Zahnradübertragung in Bewegung gesetzt. Diese ladet eine Akkumulatorenbatterie zur Speisung von Glühlampen und setzt zugleich einen elektrischen Motor in Aktion, der Trinkwasser bis in das Reservoir auf dem Dache des Hauses hebt. Solche Anlagen sind überall auszuführen und sehr billig.

Eine neue Form mechanischer Arbeitüberführung auf weite Strecken ist die durch Druckluft. Der Plan einer solchen ist im Allgemeinen folgender: in Kompressoren wird Luft zusammengepreßt und diese mit einer gewissen Energie durch Röhren zu einer gewöhnlichen Dampfmaschine geleitet. Beim Eintritt in diese Maschine wirkt die komprimirte Luft wie gespannter Dampf. Diese Methode ist übrigens bereits von Meyerhofer zur Regulirung der Uhren in Paris verwendet worden. Die Kraftübertragung durch Druckluft begann aber erst das Interesse auch weiterer Kreise zu erregen, als Viktor Popp in Paris sie, in eigenthümlicher Weise modifizirt, in Anwendung brachte. Die erste Anlage befindet sich in der Nähe von Belleville, Rue St. Fargeau. Hier betrieben anfangs 11 Dampfkessel und 8 Dampfmaschinen Luftkompressoren: diese drücken die Luft in Windkessel, die dadurch eine Spannung von 6 Atmosphären Druck empfangen. Die verdichtete Luft fließt nunmehr durch ein 7 Kilometer langes Hauptrohr nach allen Theilen der Stadt. Die erste Anlage ist neuerdings vergrößert worden. Besonders hervorzuheben ist die große Centrale an der Seine, am Quai de la Gare, die für 24 000 Pferdekräfte geplant wurde. Wie die Elektrizitätwerke, so können auch die Centralanlagen für Druckluft sehr billig Kraft an die Konsumenten abgeben. Sie haben noch dazu den Vorzug, daß die Luftmaschinen ohne Ruß und Rauch arbeiten und damit gleiche Vortheile bieten wie die elektrischen Motoren.

Die Kraftübertragung durch Druckluft hat übrigens einen Vortheil, den die elektrische Kraftübertragung nicht gewähren kann. Die Druckluft nämlich, die mit einer Spannung von 6 Atmosphären das Röhrennetz durcheilt, ist beim Eintritt in die Arbeitmaschine sehr stark erkältet und der Apparat kann daher gleichzeitig als Kaltluftmaschine dienen. Man hat deshalb vielfach die neue Methode zu Kühlzwecken verwendet. Auch die Militärverwaltung hat bei einer eventuellen Verpflegung der Festung Paris im Kriegsfalle die Zuhilfenahme der kalten Luft für die Aufbewahrung frischer Lebensmittel ins Auge gefaßt. Dem Nutzen, den so die Druckluft gewährt, steht aber auch ein Nachtheil gegenüber; denn die Luft, die auf ihrem Wege bis zur Maschine und in der Maschine einen großen Theil ihrer Wärme verliert, verliert damit auch viel von ihrer Kraft. Unter Umständen — z. B. im Winter — ist es unmöglich, die Arbeitmaschine überhaupt in Thätigkeit zu setzen, weil das atmosphärische Wasser gefriert. Viktor Popp vermeidet diesen Uebelstand dadurch, daß er sogenannte Vorwärmer verwendet, welche die Luft, wenn sie Arbeitzwecken dienen soll, auf etwa 160 Grad Celsius erhitzt. In den Vorwärmern liegt aber ein Mangel dieses Systems, durch den gewissermaßen die Centralisation aufgehoben wird.

Zwischen den Elektrikern und den Verehrern der Druckluft besteht im Augenblick noch ein heißer Kampf. Im Interesse der Allgemeinheit sind solche Streitigkeiten nur zu begrüßen, denn aus ihnen ergeben sich neue Fortschritte und Vortheile für die Menschheit.

Franz Bendt.

Die Medici.

Am Sonnabend, den 17. Februar, erlebten Leoncavallos „Medici" in Berlin ihre erste Aufführung. Ob sie Erfolg gehabt haben? Auf diese Frage wird man die verschiedensten Antworten erhalten. Selbst die berufsmäßigen Pulsfühler sind, wie auch sonst wohl, nicht im Stande gewesen, zu einer annähernd gleichlautenden Diagnose des äußeren Eindruckes zu gelangen. Mir schien der Beifall nicht explosiv genug; — und wenn nicht nach jedem Aktschluß a tempo mit dem ersten Händeregen der Vorhang in die Höhe gegangen wäre und der beliebte Autor der Bajazzi sich gezeigt hätte, wäre es schwerlich zu den vierzehn bis fünfzehn Hervorrufen gekommen.

Es war die Kundgebung eines Publikums, das Höflichkeit nicht immer zur Devise hat. Noch dazu hier, einem Künstler gegenüber, der eine weit über das verdiente Maß gehende Berücksichtigung mit selbstgefälliger Beharrlichkeit beansprucht. Als vor einiger Zeit der greise Anton Bruckner, dessen musikalischer Individualität gegenüber Leoncavallo kaum genannt werden darf, nach Berlin gekommen war, um der Aufführung einer seiner Sinfonien in einem Konzert des Hofopern-Orchesters beizuwohnen, durfte er sich einer gleich liebenswürdigen Aufnahme nicht rühmen.

In einem in dieser Zeitschrift vor Kurzem erschienenen Aufsatz des Herrn Dr. Schenker ist Leoncavallo ein Charlatan genannt worden. Es ist schwer, eine passendere Bezeichnung zu finden; sie trifft den Musiker, den Dichter und schließlich auch den Menschen, soweit er sich aus den unzähligen durch die Zeitungen verbreiteten mündlichen und schriftlichen Expektorationen zu erkennen giebt, mit gleicher Sicherheit. Den Dichter und Komponisten der Medici allerdings stärker als den der Pagliazzi.

Ich möchte vorweg betonen, daß es bei der Werthung eines Kunstwerkes nicht in Betracht kommen kann, daß wir, wie Das etwaigen deutschen Neidern in memoriam gerufen worden ist, seit Wagners Tode mit etwas gleich Starkem nicht aufzuwarten haben, — abgesehen davon, ob diese Voraussetzung überhaupt Anspruch auf Richtigkeit machen darf. Ich möchte Namen nennen wie Eugen d'Albert, Richard Strauß, Hugo Wolff, Friedrich E. Koch, Felix Weingartner und Humperdinck. Sie Alle haben Opernwerke geschrieben, resp. sind sie beim Schreiben und werden eines schönen Tages auf dem Felde sein, um der Pseudokunst der Mascagni, Leoncavallo und Genossen den Garaus zu machen, — wofern diese Kunst dieses Schicksal nicht inzwischen aus eigener Unkraft erreicht haben wird.

Die Pagliazzi waren ein glücklicher Wurf, der Stoff ein seltener Fund von großer dramatischer Schlagkraft, die Musik lebendig und bühnenwirksam. Eine frische, jugendliche, verheißungsvolle Naivetät durchwehte das Werk. Von Alledem spürt man in den Medici nur wenig. Naiv sind sie allerdings auch, aber Das ist nicht die Naivetät eines kräftig aufstrebenden Talentes, sondern die des musikalischen, insonderheit aber des literarischen Dilettanten. Die Pagliazzi haben enthusiastische Anerkennung gefunden, und schließlich waren Alle, deren Blick in die Zukunft schweifte und die von einer neuen, von Leoncavallo ausgehenden Kunstepoche orakelten, nur durch die Thatsache weiterer Arbeiten zu widerlegen. Daß man, weil die Medici zum Teil früher entstanden sind als die Pagliazzi, auf die aufsteigende Entwickelung des Künstlers weisen darf, ist nur sehr bedingt zuzugeben. Denn die Medici sind keine sogenannte Jugend-

Digitized by Google

arbeit, und ihr Autor, der mit vollster Prätension für sie eintritt, wäre wahrscheinlich der Letzte, der in diesem Sinne für Milderungsgründe plaidiren würde.

Der Autor der Medici ist also keine tiefe, eines hohen Zieles sich bewußte Künstlernatur. Er ist ein äußerst geschickter Jongleur, der mit alten Opernwerthen agirt und dessen Ziel es scheinbar vorwiegend ist, das Publikum zu blenden und äußere Erfolge zu erringen. Er hat ausgesprochenes Theaterblut und die denkbar feinst ausgebildeten Oberflächeninstinkte, errafft mit meist sicherer Hand hier einige in ihrer Wirkung erprobte musikalische Motive, dort alt bewährte Orchestereffekte, reibt und mischt dieses Material zu süßen, fast süßlichen Farbtönen und bemalt seine dürftige „historische Handlung" in lieblicher, anspruchslosen Gemüthern schmeichelnder Weise, Er kommt nie in Verlegenheit, denn er besitzt, wie Herr Dr. Schenker gleichfalls treffend bemerkt hat, eine wohlgenährte Phantasie. Ihm fällt immer wieder Neues ein, nie etwas besonders Werthvolles oder Originelles. Wenn die lange Folge aneinandergereihter Musikstückchen beim Hören einen noch verhältnißmäßig einheitlichen Eindruck macht, so kommt Das wohl daher, daß die Gleichmäßigkeit der Mache sie nivellirt. Von einer inneren Zusammenschweißung, von Dem, was man musikalisch-thematische Arbeit nennt, ist gar nichts vorhanden. Deshalb ist es auch unangebracht, wenn man den größten Meister dieser Technik im musikalischen Drama, Richard Wagner, mit Leoncavallo in einem Athem nennt. Und wenn er selbst von einer durch ihn zu bewirkenden Ummünzung Wagnerschen Geistes in spezifisch italienische Währung spricht, so ist Das weiter nichts als einer der offenbarsten Beweise für die mangelnde Tiefe seiner Künstlerindividualität, und ein weiteres bedeutsames Symptom seiner Charlatanerie.

Auch den Mantel der Gelehrten möchte er sich umhängen. Wie eitel ist das selbstgefällige Kokettiren mit den langjährigen historischen Vorarbeiten zu seiner Trilogie; wie berechtigt war das Lachen über die wissenschaftlichen Fußnoten des Textbuches der Medici! Es ist wohl ein großer, naiver Irrthum, wenn er glaubt, eine historische Epoche durch allerlei auf zuverlässiger Forschung beruhende Einzelnheiten, die im Grunde nebensächlicher Natur sind, „veristisch" darstellen zu können. Fast wie blanke Parodie klingt die Note zu der szenischen Bemerkung: vier Edelleute geben ihm das Geleite. Sie lautet: „Auch diese szenische Einzelnheit entspricht gewissenhafter geschichtlicher Genauigkeit". Wenn man die vielen menschlichen und szenischen Unmöglichkeiten der Dichtung dagegenhält, überhaupt bedenkt, daß der Zweck seiner geschichtlichen Informationen die Erlangung eines so geringen Materials war, dessen eine Oper, meinetwegen auch eine Operntrilogie bedarf, daß endlich die Oper die natur- und historienwidrigste Kunstform ist, dann kann man auch aus diesem Zwiespalt die Behauptung widerlegen, daß Leoncavallo ein fein reflektirender Künstler sei. Daß er Das eben nicht ist, macht aber seine Bedeutung aus, — ich meine die Geltung, die er sich in der Welt zu verschaffen gewußt hat. Besäße er den Stachel einer starken, inneren Selbstkritik, so wäre er nicht im Stande gewesen, ein Werk wie die Medici zu schreiben, — oder es wenigstens nicht so zu schreiben.

Dieser Stachel, der die Folge eines sorgfältig gebildeten Geschmackes, einer strengen künstlerischen Selbstzucht ist, fördert die großen Kunstwerke oder verhütet werthlose Produktion, weil er dem Künstler die Grenzen seiner Kraft zu erkennen giebt. Leoncavallo hat weder nach der einen noch nach der anderen

Digitized by Google

Seite hin profitiren können, — und so entstanden die Medici, die keinen Anspruch darauf haben, ein Glied der Kunstentwickelung zu bilden und vor der Richterin Zeit zu bestehen.

Auf die einzelnen Momente der Oper einzugehen würde zu weit führen. Gleichsam als Beleg für manches hier Gesagte möchte ich nur an das unglaubliche Verschwörerquartett und das innerlich so unmögliche, oft gepriesene, aber erfreulicher Weise öfter erkannte Septett erinnern. Daß natürlich aus dem Gewirr der musikalischen Sätzchen hin und wieder eines hervorsticht, welches das Prädikat „nicht übel" oder vielleicht auch gar „schön" (nicht neu. nicht eigenartig) verdient, soll nicht in Abrede gestellt sein. Das kann indessen dem Urtheil über das Gesammtwerk, das eigentliche Gestaltungskraft vermissen läßt, keinen Abbruch thun. Sehr charakteristisch ist es, daß einige Stellen, für die altitalienische Gesänge benutzt sind, sich mit so eigenem Duft abheben. Die feste Kontur dieser geschlossenen Musikstücke, ihre „umfaßbare Plastik", dürfte auch weniger geschultem Musikverständniß sofort deutlich sein.

Die Berliner Aufführung ist gewiß recht prächtig gewesen, und man darf mit der Darstellung und Regieführung zufrieden sein, wenn man der Meinung ist, daß sich die Errungenschaften moderner Schauspiel- und Regiekunst auf die Opernbühnen nicht verpflanzen lassen. Aber wundern muß man sich doch, daß eine Erscheinung wie die geniale Bellincioni so vorübergegangen ist, ohne erkennbare Spuren zu hinterlassen.

Die Pagliazzi gaben die Berechtigung, hinter ihnen eine starke Persönlichkeit zu wittern; die Medici haben diese Illusion leider gänzlich zerstört. Man kann nach ihnen eigentlich nur auf weitere Glücksfälle des Autors hoffen. Ob die ihm aber auf dem eingeschlagenen Wege „der großen historischen Handlung" blühen werden, Das ist doch mehr als fraglich.

Max Marschalk.

Italiens Accord.

Deutschpeinlich, aber wahr! Die Franzosen haben mit ihren Warnungen vor der italienischen Rente Recht behalten! Dabei ist die Phantasie unserer Nachbarn so hoch gar nicht gekommen, daß sie den Herren in Rom etwa Maßregeln zutraute, die dem deutschen Kapital für seine Hingebung mit der schärfsten Rücksichtlosigkeit dankt. Dies ist aber jetzt wirklich eingetreten und so erlebt eine mit den schönsten Hilfsquellen gesegnete Halbinsel die Beschämung, daß die Superklugen, die italienische Eisenbahnobligationen für solider als die Rente selbst erklärten, in diesem Augenblick triumphiren können.

Man muß sich nur die Combination von Politik und Finanz vorhalten, die Italien mit unserm Anlagemarkt, man kann sagen, verheirathet hat. Nicht aus Liebe zu Kaiser und Reich, sondern aus Liebe zu Tunis hatte Re Umberto das Tischtuch zwischen sich und Frankreich zerschnitten. Nur so kam es zum Dreibunde, dessen Kosten zwar sehr groß sind, die aber doch das deutsche Volk, bis in sehr kleine Vermögen hinein, durch die willige Aufnahme von italienischen Milliardenwerthen mittragen half. Noch dazu ist dies zu Preisen geschehen, die unvergleichlich weit von den Chancen entfernt waren, die das französische Kapital mitnahm, als es seiner Zeit die 5prozentigen Italiener von 56 pCt. an kaufte. Wir haben überhaupt erst das hohe Kursniveau dieses Staatspapieres ge-

Digitized by Google

schaffen, und als vor Jahresfrist mit italienischer und französischer Nachhilfe die Kurse wieder ins Sinken kamen, ist das deutsche Kapital wohl am Wenigsten mit einer Abgabe seiner Bestände vorgegangen. Unsere Banken, deren systematisches Anrathen und Empfehlen eigentlich erst begonnen hatte, nachdem wir Italien in Gestalt der freien Weineinfuhr eine neue Subsidie gegeben hatten, unsere Banken zeigten keine ungünstige Meinung und so sagte sich der deutsche Kapitalist: was geht mich schließlich die schlechte Lage des Landes, der niedere Kurs, selbst die Unbequemlichkeit des Affidavits an, sobald ich nur meine regelmäßigen Zinsen bekomme?

Es kamen Tage, da man von einem erhöhten Abzug auf den Coupon sprach. Nichts glich der Energie, mit der eine solche Möglichkeit, soweit das Ausland in Betracht komme, dementirt wurde. Und kurze Zeit darauf schlagen die selben Minister gerade diese Erhöhung vor, die dem fremden wie dem einheimischen Rentenbesitzer die bisher gezahlte Einkommensteuer von 13½ pCt. auf 20 erhöht. Man muß wirklich ein Kapitalsdynamitist sein, um so Etwas gerechtfertigt zu finden. Es ist auch nicht wahr, daß man alles Dies nur der Ersparungen wegen vorschlägt, denn die Leiter der Firma Löwe sowie der Oesterreichischen Waffengesellschaft weilten doch jetzt in Rom, nicht zum Anhören der Budgetrede Sonninos, sondern ganz einfach wegen eines neuen — Gewehrabschlusses.

Hat Herr Crispi wirklich auf das Gelingen eines großen Anlehens gehofft? Ein Mann wie er mußte doch wissen, daß ohne Rothschild eine derartige Operation nicht angängig ist und daß selbst das Londoner Welthaus keinen italienischen Prospekt unterzeichnen kann, ohne seine Pariser Firma in Schwierigkeiten mit der öffentlichen Meinung zu bringen. Andererseits weiß aber auch Herr Crispi, daß die Rothschilds gewaltige Interessen in seinem Vaterlande haben, so daß sie es nie fallen lassen können, und auch die großen Monopolprojekte sind in sein Wissen eingedrungen, die unter Umständen auch ohne den Namen Rothschild aufgehen könnten, wenn die dortigen Regirungmänner nicht so stolz wären.

Indessen, für uns kommt jetzt nur die Schädigung in Betracht, die Deutschland durch jene neueste Gewaltmaßregel erleidet. Verluste, die fast unübersehbar sind, wenn man den Krebsgang hinzunimmt, den der Kapitalswerth der italienischen Rente seit Längerem geht, und die zahllosen kaum mittleren Vermögen berechnet, die sich in früheren Zeiten in den Fonds des mit uns auch durch Manöver befreundeten Landes festgelegt haben. Die Zeiten sind doch nicht dazu angethan, daß unsere Ersparnisse nunmehr auch seitens eines wirklich großen Staates einem Attentate unterliegen.

Ob unsere Presse und unsere Banken den richtigen Ton gegen Deutschlands Geldnehmer fanden, gleich da die Plackereien mit dem Affidavit einsetzten? Gewiß nicht! Allein eine Entschuldigung hierfür ist da —: die „Reichsregirung“ nahm die Hände nicht aus dem Schooß.

Hier war leider die einzige Stelle, wo die Haltung des Palais Radziwill gegenüber den Bankbrüchen der portugiesischen und griechischen Regirungen ins Licht gesetzt wurde und nun ist, um jedes Deckmäntelchen fortzunehmen, auch der Accord des italienischen Freundes hinzugekommen. Zu Portugal und Griechenland, wenn man anders nicht die Monarchenbeziehungen mit Couponsvollzahlungen verwechselt, stehen wir fremd, so daß die Herren v. Caprivi und Marschall schon eine ungewöhnliche Thatkraft hätten entwickeln müssen.

Digitized by Google

Aber Italien, mit dem, über alle lothringischen Kavalleriemanöver hinweg, uns doch eine aufrichtige Intimität verbindet, wo Deutschland die größten Sympathien besitzt und wo auch die Fäden beider Regirungen enger zusammenlaufen, — sollte es dort so ganz unerreichbar gewesen sein, mit vernünftigen Vorstellungen Gehör zu finden? Wenn man bei fern stehenden Staaten, die unser Geld gegessen haben, nichts ausrichtet, weil sie uns eben zu fern stehen, und bei innig liirten Staaten, weil man sie zu verletzen fürchtet, die Stimmen dämpft, so wird um die Erklärung des Unterschiedes zwischen Feind und Freund gebeten. Wir könnten uns die begeistertsten Anhänger des neuen Kurses denken, denen doch bei dieser Frage der Athem der Vertheidigung ausginge.

Man muß nur den fortlaufenden, täglichen Herzensaustausch zwischen den Kabinetten Berlin und dem Inselreich bedenken, dem unser sparendes Volk nun schon seit Jahren seinen Anlagen-Tribut zahlt, um über die Rücksichtlosigkeit von Italiens Regirung ganz sprachlos zu werden. Wie rühmte doch die „Norddeutsche Allgemeine" die Verdienste unserer Regirung um die Milderung des Affidavit! Die schlauen Italiener hatten wahrscheinlich die schönsten Worte gegeben und darüber war in der Wilhelmstraße das unversehrte Fortbestehen der allerlästigsten und überflüssigen Bestimmung — des Vorzeigens der Stücke selbst — übersehen worden.

Und jetzt, wo eine wider alle Versicherung neue Belastung unserer Rentenbesitzer eintritt, jetzt sollte Herr Crispi unsere Staatsleitung wirklich für so zahm halten, daß er es nicht für nöthig befand, davon vorher Anzeige zu machen? Gesetzt aber, diese Anzeige sei in Berlin gemacht worden, hat man bei uns wirklich nicht die nöthige Kraft oder Geschicklichkeit zusammenraffen können, um den römischen Freunden eindringlich und mit Erfolg Vorstellungen zu machen? Die Sache ist doch keine Kleinigkeit! Es handelt sich hier um den Faustschlag einer befreundeten Macht, der dadurch keine geringere Beulen hinterläßt, daß wir es nicht allein sind, die den Schlag hinnehmen müssen. Was hat unsere Regirung in dieser Beziehung vorher, falls sie es rechtzeitig erfuhr, oder nachträglich, falls sie wie wir Uebrigen überrascht wurde — gethan? Eine Aufklärung dieser Zweifel würde zum Ansehen inner- und außerhalb Deutschlands doch Etwas beitragen.

Und haben wir bisher gegen Griechenland Einiges ausgerichtet? Eben so wenig wie gegen Portugal. Vor Monaten wurde die Rückkehr des Grafen Bray nach Lissabon mit dem Ueberreichen eines Ultimatums — das Wort hat doch eine ganz bestimmte Bedeutung — begründet, heute ist uns Herr Casimir-Périer mit der Abberufung seines Gesandten zuvorgekommen. Keine Ausrede über die Schönheit diplomatischer Verbindungen gilt, wo wie hier das größte Interesse zufällig im Gelde liegt.

Bei Italien steht uns außerdem noch ein Faktor zur Seite, der gerade in Lissabon oder Athen den lügenhaftesten Verzerrungen unterliegt, nämlich die Presse. Diese steht in Rom, Florenz, Mailand, kurz in allen wichtigen Centren des Landes, durchaus auf Seiten der auswärtigen Gläubiger, sie betont die Rücksichtlosigkeit gegen das freunde Vertrauen und die moralischen Folgen für den italienischen Kredit. Bis jetzt scheinen also unsere deutschen Kapitalisten den besten Vertheidiger in einer Buchdruckerschwärze zu finden, und zwar in einer solchen, die mit unserem Offiziösenthum nicht das Geringste zu thun hat.

Pluto.

Digitized by Google

Parlamentskomoedie.

Ganz so entwickelt wie in Frankreich ist bei uns der Parlamentarismus noch nicht; deshalb sind uns Panama-Erfahrungen einstweilen noch erspart und wir müssen uns mit den intellektuellen Verheerungen begnügen, die eine berufsmäßige Vertretung des Volkes immer herbeiführt. Nach dieser Richtung aber haben wir schon eine beträchtliche Strecke zurückgelegt. Im Allgemeinen wird ja im Deutschen Reichstag nur gefrühstückt: die paar Leute, die es überhaupt für nöthig halten, eine erbettelte Pflicht zu erfüllen, hocken in Gruppen und Cliquen beisammen, essen und trinken und klatschen, über einen Bericht aus der letzten Hofsoirée, über einen Witz des Herrn von Boetticher, über des Austernfreundes Bedrängniß oder über Spätzles Abenteuer als vortragender Jäger. Inzwischen hält irgend ein gleichgiltiger Mann irgend eine gleichgiltige Rede, deren Ende die Bravorufer seiner Fraktion herbeisehnen, um dann auch frühstücken zu können. Aber an den großen Tagen, von denen die Presse nieblich gefälschte Stimmungsberichte bringt, da muß doch wohl, so träumt daheim sichs der gute Bürger, ein Rauschen der Weltgeschichte durch die weiten Räume ziehen. Der einzige Unterschied gegen sonst besteht aber darin, daß etwas weniger gefrühstückt wird; es wird auch etwas besser gesprochen, denn die Hauptredner rücken ins Feld und sie spreizen sich, vor überfüllten Tribünen, in glänzender Paraderüstung. Während der großen Tage der letzten Woche sind so ziemlich alle Matadore aufgetreten; Einige haben vernünftig, Andere wirksam gesprochen und wieder Andere haben sich lächerlich gemacht. Das ganze Niveau aber hielt sich auf der Höhe eines Stammtisches von mittlerer Bildung und strammer Preßgläubigkeit. Woher kommt Das? Sehr einfach: vom Parlamentarismus, der schließlich ja doch nur eine Art politischer Schauspielerei ist und brave Leute von rechtschaffenen Durchschnittsanlagen dazu treibt, vor der Oeffentlichkeit eine Rolle zu spielen. Eine Rolle, die sie wacker herfagen, in der sie sich manchmal erhitzen, an die sie aber doch nur recht selten glauben. Wie die zufällig auf eine konservative Plantage gerathenen Kulis mit den in die Demokratie vermietheten Leidensgefährten süße Geheimnisse austauschen, so überwiegt auch bei den Parlamentariern fast immer ein Gefühl, das sie sinnig zwar Kollegialität nennen, das im Grunde aber nur ein ängstlicher, ärmlicher Cliquengeist ist. Sie raufen zum Spaß, vernichten einander zum Spaß und lachen insgeheim über die Dummen, die solche Kämpfe mit sorglich gestumpften Waffen noch ernst nehmen. So schlimme Beispiele verderben natürlich am Bundesrathstisch gute Sitten und es ereignet sich, daß Graf Caprivi in einer Rede, die fast alle politischen und wirthschaftlichen Argumente dem reichen Waffenschatz Richards Cobden entlehnt, sich schließlich als den Vollstrecker der bismärckischen Politik enthüllt, weil Bismarck in seiner freihändlerischen Periode auch einmal „einen" Handelsvertrag mit Rußland als wünschenswerth bezeichnet hat. Daß es bei Handelsverträgen auf den Inhalt ankommt, auf die Zeit ihres Abschlusses und die Länge ihrer Dauer, daß in Hannover noch Offiziere leben, denen der General Caprivi vor weniger als zwanzig Jahren die zweijährige Dienstzeit als undurchführbar bezeichnet hat —: Das würde der verehrte Herr sicher zugeben, wenn er im Privatgespräch sein ganzes Vermögen einzusetzen hätte, anstatt in der Parlamentskomoedie eine Rolle zu spielen.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 10. März 1894.

Polonaise.

Am ersten März, so zwischen drei und vier Uhr nachmittags, wurde in der Leipzigerstraße ein fast allzu meisterhaft inszenirtes Schauspiel aufgeführt. Im Deutschen Reichstag, wo träge schon und müde die Debatte über den russischen Vertrag sich hinschleppte, erhob sich Herr Joseph Theodor Stanislaus von Kosciol-Koscielski und verkündete, seine politischen Freunde und Landsleute seien noch nicht in der Lage, zu dem Meisterwerke der Herren Caprivi und Marschall „endgiltig Stellung zu nehmen". Ungefähr um die selbe Stunde erhob im preußischen Abgeordnetenhause sich Herr Bosse, der Kultusminister, und erklärte, er werde in den deutschen Schulen der Provinz Posen einen polnischen Lese- und Schreibunterricht anordnen, — natürlich nicht, um mit einer Fraktion Handelsgeschäfte zu machen, nein, ganz ohne politische Nebengedanken, und der polnische Unterricht solle auch dann nur ertheilt werden, wenn die polnischen Eltern ihn wünschen. Die beiden Herren hatten sich gewiß nicht verabredet; aber auch Herr von Koscielski, sonst ein munterer Mann ohne jedes Pathos, wies in schöner Entrüstung die schnöde Zumuthung weit von sich ab, seine Fraktion könne etwa durch politische Erwägungen in wirthschaftlichen Fragen sich jemals bestimmen lassen. Vorher hatte Herr Miquel in einer zum Entzücken boshaften Rede verrathen, daß gerade in der Provinz Posen die Landwirthschaft unter den allerschwierigsten Verhältnissen zu leiden hat, und da die Polen zum weitaus größten Theil von ländlichen Wählern in den Reichstag geschickt sind und da sie seit

Digitized by Google

1879 immer die agrarischen Forderungen vertreten haben, so mußte man glauben, sie würden für den allen Landbewohnern im ganzen Reich verhaßten russischen Vertrag nicht zu haben sein. Kaum aber waren die Worte des Herrn Bosse bekannt geworden, da schwand auch schon der letzte Zweifel und die letzte Angst, denn nun stand es fest: der Vertrag ist gerettet, das Bataillon Koscielski tritt mannhaft und loyal für ihn ein. Die intelligenten Gesichter am Bundesrathstische verklärten sich in heller Freude, denn außer dem welfischen war nun auch der polnische Adel gewonnen, und nur Herr Bosse las etwas beklommen vielleicht noch einmal seine Rede vom elften Januar 1893 durch, in der er über die Wiedereinführung des polnischen Sprachunterrichtes gesagt hatte: „Wir würden einen Rückschritt machen gegen diejenigen Ergebnisse, die wir jetzt in der deutschen Kulturarbeit zu verzeichnen haben; dann sägen wir einfach den Ast ab, auf dem wir sitzen. Das kann keine deutsche Regirung, das kann kein deutscher Kultusminister jemals machen.“ Herr Bosse bleibt im Amt, in der behaglichen Dienstwohnung unter den Linden, er macht, was kein deutscher Kultusminister jemals machen kann, und die tapferen Polen retten abermals das gefährdete Reich.

Böse Menschen vermuthen, der polnische Unterricht sei der Preis für die neueste rettende That der getreuen Legion. Das ist ein Irrthum: die Konzession, die amtlich jetzt erst bestätigt wird, war schon längst fällig, sie war schon in den kritischen Tagen der Militärvorlage den annoch Zaudernden in Aussicht gestellt worden. Damals hatte in der entscheidenden Sitzung Herr von Jazdzewski mitgetheilt, Graf Caprivi habe in einem Privatbriefe sich für die Einführung des polnischen Unterrichts verbürgt, und diese frohe Kunde hatte die edlen Polenherzen zur Bewilligung der neuen Soldaten entflammt. Die Sache wurde geheim gehalten und dann sogar noch abgeleugnet, als bei der Berathung der Handelsverträge mit Serbien, Rumänien und Spanien die Polen wiederum zur Rettung des Reiches berufen waren. Jetzt aber, wo gegen das Hofpolenthum der jungpolnische Widerstand bedrohlich sich waffnet, jetzt muß man endlich den Wählern Etwas bieten und deshalb darf die längst bewilligte Konzession nun nicht mehr verborgen werden. Andere Konzessionen werden folgen: die polnischen Rekruten werden in ihrer Heimath ausgebildet werden, der rasch vorschreitenden Polonisirung Oberschlesiens wird man ruhig zu-

Digitized by Google

sehen und vielleicht, da im Deutschen Reich die Interessen des Polenthums ja mit denen des Katholizismus identisch sind, wird die römische Kirche bald die Freude erleben, ihre fügsamen und schmiegsamen Söhne auf wichtigen Posten, in Ministerien und Reichsämtern, zu erblicken. Diese Entwickelung ist, wenn die herrlichen Tage des Caprivismus noch länger währen, ganz unvermeidlich und die Leute, denen dieser Gedanke ein scheues Frösteln erregt, sollten mit dem Wort des Turenne sich trösten: Carcasse, tu trembles? Tu tremblerais bien davantage, si tu savais, où je te mène!

Einstweilen scheint das Ziel der Reise erst Wenigen in voller Klarheit erkennbar zu sein. Man gewöhnt sich an Alles, auch daran, in den Fortschrittsleuten, den Sozialdemokraten, den Polen und Welfen die zuverlässigsten Stützen des Staates zu sehen, und man wundert sich gar nicht mehr, wenn Herr Bebel für die Wünsche des Herrn von Boetticher eintritt und dem Grafen Caprivi das Zeugniß giebt, daß er seine Stellung als Reichskanzler gut ausfüllt. In anderen monarchisch regirten Ländern würden solche Lobsprüche die Betroffenen töten, in anderen Ländern würden auch Minister, die ihr Amt nicht wie das eines Kabinetsrathes auffassen, niemals sich dazu verstehen, heute zu thun, was sie gestern für unmöglich erklärten. Bei uns stößt man sich an solchen Kleinigkeiten nicht. In den Zeitungen wird ja täglich erzählt, daß Alles heute viel besser steht als jemals zuvor, daß die Politik der Versöhnung märchenhafte Triumphe feiert und eine winzige Sippe von Interessenjägern und Nörglern nur die Unzufriedenheit zu erregen und zu schüren sucht. Um diese Sippe bekämpfen zu können, muß die arme Regirung doch da ihre Hilfstruppen suchen, wo sie zu finden sind: bei den Sozialdemokraten, den Fortschrittsleuten, den Welfen und Polen und den anderen immer getreuen Freunden des Reiches. Ohne deren Unterstützung giebts keine Handelsverträge, von den Handelsverträgen hängt heute die Sicherheit, das Ansehen und die Zukunft des Deutschen Reiches ab, also muß man sich bemühen, durch kleine oder auch große Gefälligkeiten sich die Freundschaft der Unentbehrlichen zu erhalten. Das ist, Dank der diplomatischen Meisterschaft der leitenden Männer, gelungen und in stolzem Zuge schreitet die stattliche Mehrheit dahin, an deren Spitze die Herren Caprivi und Koscielski Arm in Arm ihr Jahrhundert in die Schranken fordern.

Man muß, nach dem hehren Beispiel des Herrn von Heyden,

Digitized by Google

der Wahrheit die Ehre geben und zugestehen, daß alles Erdenkliche geschehen ist, um auch mit schwankenden Gestalten aus anderen Lagern den Festzug rasch noch auszuputzen. Als vor einigen Monaten das offiziöse Gezeter über die imperativen Mandate anhub, da konnten einigermaßen geübte Beobachter erkennen, welches Bedürfniß sich dahinter verbarg. Die sogenannten maßgebenden Stellen waren empört, weil viele Wähler durch Schaden klüger geworden waren und sich der Abstimmung der Erwählten über entscheidende Fragen versichert hatten. Diese Ungeheuerlichkeit konnte nicht schweigend geduldet werden, denn sie raubte den maßgebenden Stellen ja die Möglichkeit, auf die geweihten Vertreter des Volkes persönlichen Einfluß zu üben. Es wäre auch wirklich unerhört, wenn die Wähler den Kandidaten verpflichten wollten, seine Wahlversprechungen ehrlich zu halten; erst in Berlin, in traulicher Zwiesprache, hat der Gewählte zu erfahren, wie er im Interesse des Vaterlandes zu stimmen hat. Das Gezeter ist denn auch nicht ohne Wirkung geblieben: unter allerlei spaßhaften Vorwänden sind die Mannen, die nicht ganz sicher dabei ihr Mandat riskirten, umgefallen und täglich beinahe konnte die Liste der Jasager erweitert werden. Auch von den Konservativen werden sich einige Herren — so etwa ein Dutzend — im letzten Augenblicke wahrscheinlich trennen, um sich selbst und den theueren Gattinnen den Zutritt zu zukünftigen Hofbällen nicht zu versperren, und Herr von Lewetzow bedauert gewiß aufrichtig, daß die Rücksicht auf seinen neumärkischen Wahlkreis ihn zwingt, als Major a. D. und Wirklicher Geheimer Rath doch gegen den Handelsvertrag zu stimmen. Man darf ohne Uebertreibung behaupten — und man kann sich dafür auf das Zeugniß des Grafen Mirbach berufen —, daß jedes Mittel eines „sehr scharfen Druckes" versucht worden ist, von den eifrigen Bemühungen der Grafen Stolberg, Dohna und Eulenburg-Prassen bis zu den frei erfundenen Geschichten über angebliche Aeußerungen des Fürsten Bismarck, und man kann das berühmte Wort Disraelis von den Wortbrüchen der russischen Politik zeitgemäß nun variiren und sagen: der Weg zum russischen Vertrag ist mit gebrochenen Versprechungen erwählter Volksvertreter gepflastert.

So steht die Mehrheit fest gezimmert jetzt und gefügt und man darf ein abschließendes Urtheil über ihr Werk um so eher bis nach der Entscheidung vertagen, als eine Kritik doch nicht mehr nützen kann.

Digitized by Google

Was gegen den Vertrag zu sagen ist, Das haben die Abgeordneten Mirbach, Kanitz, Kardorff, Ploetz und Lutz gesagt; wer ihre Reden nicht in den bis zu völliger Unverständlichkeit entstellten Berichten liberaler Zeitungen liest, der wird, mag er auch ihre Ansicht nicht theilen, doch zugeben müssen, daß sie sachlich und sachkundig gesprochen haben, und er wird höchstens die nachdrückliche Betonung des vielleicht wichtigsten Umstandes vermissen, daß für eine nur halbwegs geschickte Regirung die Ablehnung dieses Vertrages noch nicht die Fortdauer des Zollkrieges zu bedeuten braucht. Graf Caprivi ist freilich anderer Meinung, aber von seiner sehr merkwürdigen Rede wird später noch zu sprechen sein. Ob er den Vertrag für vortrefflich hält, Das ist ganz gleichgiltig; er hat auch den österreichischen Vertrag für vortrefflich gehalten, für den sich heute aus den produzirenden Ständen nicht mehr eine einzige Stimme erhebt. Der russische Vertrag wird genau das selbe Schicksal haben: der Jubel wird verhallen, die gepriesenen Vortheile werden allmählich in den blauen Dunst zerflattern und man wird einsehen, daß es ein schwerer Fehler war, auf unsere mühsam errungene wirthschaftliche Selbständigkeit zu verzichten und über Lebensinteressen des Reiches leichten Herzens hinwegzugehen. Dann aber wird auch die Frage gebieterisch sich aufdrängen, mit welchen Mitteln und um welchen Preis diese jetzt umheulten Triumphe erzielt worden sind.

Graf Caprivi bestreitet die Berechtigung des Vorwurfes, daß unter dem neuen Kurse die Drähte zerschnitten worden seien, die uns mit Rußland verbanden. Es ist dem verehrten Herrn wahrscheinlich nicht bekannt, daß der empfindlichste Punkt der Russen die Polenfrage ist. Der Stiftspropst von Stablewski hält eine wüthende Rede gegen Rußland und er wird gleich darauf zum Erzbischof von Posen ernannt. Herr von Koscielski dichtet eine flammende Marseillaise gegen das Zarenreich, er berühmt sich laut, in Rußland so ungefähr der verhaßteste Mann zu sein, und er erfreut in Berlin sich der höchsten Auszeichnungen. Konzessionen an das Polenthum sind auf der Tagesordnung und der „Bauleiter" leugnet, daß der nach Petersburg führende Draht zerschnitten wurde. Er bietet jetzt „einen starken, kräftigen neuen Draht" und er sieht sich, um ihn anlegen zu können, wiederum genöthigt, die polnischen Hilfsarbeiter einzustellen. Sein Bemühen mag rühmlich sein; für eine Polonaise ist aber der Weg von Rohnstock nach Gatschina doch wohl ein Bischen zu lang.

Digitized by Google

Die Theorie des Anarchismus.

II*).

In ganz anderer Weise als Proudhon, und von anderem Ausgangspunkte aus, gelangt Max Stirner zu einer theoretischen Begründung des Anarchismus.

Sein Buch „Der Einzige und sein Eigenthum“ **) enthält den keckſten Versuch, der jemals unternommen worden ist, alle irgendwelche Autorität von sich abzuschütteln. Hervorgegangen aus konsequenter Weiterbildung von Gedanken Ludwig Feuerbachs, beginnt und schließt es mit den Worten „Ich hab' Mein' Sach' auf Nichts gestellt“. Während Feuerbach seine Entwickelung in dem Satze selbst schildert: „Gott war mein erster Gedanke, die Vernunft mein zweiter, der Mensch mein dritter und letzter Gedanke“, um sein religiöses Grundmoment darin niederzulegen, daß „der Mensch dem Menschen das höchste Wesen ist“, so will Stirner auch Dieses noch als dogmatischen Aberglauben beseitigen. Er stellt in Abrede, daß bei dem Festhalten auch jener Art von Religion der Einzelne von allen Banden ererbter und anerzogener Vorurtheile vollständig frei werden könne, daß er allein sein Eigener zu sein vermöge. So verwirft er nicht nur den Glauben an einen persönlichen Gott und die Beobachtung von dessen Geboten, sondern jede religiös bindende Vorstellung überhaupt als unberechtigt; er bekämpft die Aufstellung eines Sittengesetzes und die Nothwendigkeit irgendwelcher Verpflichtung unter einem solchen; und er leugnet, daß der rechtliche und staatliche Zwang jemals als begründet dargethan werden könne.

Es sind scharf ausgemeißelte Gedankenzüge, die in lebhaftester Darstellung den einen negativen Grundsatz in so konzentrirtem Eindringen

*) Siehe Nr. 21 der „Zukunft“.

**) Erschienen 1845. Hinter dem Pseudonym versteckt sich, wie schon bemerkt, Kaspar Schmidt. Ueber das Leben des Verfassers ist nichts weiter allgemein bekannt geworden, als daß er am 25. Oktober 1806 zu Bayreuth geboren worden ist, nach beendeten theologischen und philosophischen Studien in Berlin als Gymnasial- und Töchterschullehrer gewirkt hat und in seinen späteren Lebensjahren ausschließlich literarisch thätig gewesen ist. Er schrieb eine „Geschichte der Reaktion“ und gab verschiedene englische und französische nationalökonomische Werke übersetzt heraus. Er soll in großer Dürftigkeit gelebt haben; und ist am 26. Juni 1856 gestorben. — Ueber (unbewußte?) Anklänge an ihn bei Nietzsche vgl. Schellwien, Stirner und Nietzsche (1892) und Lauterbach in der Vorrede zur Ausgabe des „Einzigen“ in Reclams Universalbibliothek (1893).

Digitized by Google

verfolgen, daß man sie geradezu für eine ironische Karikatur Feuerbachs ausgegeben hat; — gewiß ganz mit Unrecht. Ein reiches Material aus Geschichte und Politik ist so stark und sicher auf das eine Ziel des Grundgedankens gerichtet und gerade im Einzelnen mit derartig tüchtiger Treffsicherheit vorgestellt, daß jenes leichte literarhistorische Urtheil völlig unberechtigt erscheinen muß.

Das hier einschlagende Problem geht darauf: Wie kann der Mensch frei werden und doch zugleich in geregelter Gemeinschaft mit Anderen leben?

Rousseau hatte diese Frage mit ganz besonderer Bestimmtheit aufgeworfen und unter Zugrundelegung der rechtlichen Ordnung zu lösen gesucht. „Der Mensch wird frei geboren und überall ist er in Fesseln. Wie ging diese Umwandlung vor sich? Ich weiß es nicht. Wodurch kann sie rechtmäßig werden? Diese Frage glaube ich lösen zu können."

Die Antwort lautet bekanntlich: Die staatlichen Gesetze müssen in jedem Falle so beschaffen sein, daß sie im Einklange mit dem contrat social stehen, jenem Urvertrage, der als Sinn und Inhalt aller Rechtsordnung anzunehmen ist. Ich kann hier nicht auf das elementare Mißverständniß eingehen, als ob der contrat social als eine geschichtliche Thatsache aufgestellt worden wäre und deshalb durch historische Untersuchung seine Bestätigung oder Widerlegung zu finden habe. Das ist durchaus nicht der Fall. Er bedeutet einen philosophischen Ausdruck der Idee des Rechtes und will einen allgemein giltigen Maßstab liefern, an dem jedes staatlich erlassene Gesetz gerichtet werden kann und soll. Ein Rechtssatz ist dann inhaltlich berechtigt, wenn er dem Gesellschaftvertrage entspricht: „Jeder von uns giebt seine Person und seine Kräfte als Gemeingut unter die obere Leitung des allgemeinen Willens, und wir, als Gesammtkörper, nehmen jedes Mitglied als einen unabtrennbaren Theil des Ganzen auf". Wird dieser contrat social — nicht als historischer Entstehungsgrund des Staates, sondern als ideales Ziel der Rechtsordnung — fest im Auge behalten und im Einzelnen — nach hier nicht näher zu verfolgenden Grundsätzen — verwirklicht, so wird daraus ein Recht erwachsen, unter dem die juridisch verbundenen Menschen doch in Freiheit leben. So ist der contrat social des Rousseau das Schiboleth des Liberalismus geworden.

Die anarchistische Doktrin Stirners wendet sich gegen jene rechtsphilosophische Grundlage und gegen die daraus hergeleiteten praktischen Bestrebungen. Er theilt für die hier interessirende Frage den Liberalismus in den politischen und den sozialen, der dem Ausdruck des Sozialismus entspricht.

Digitized by Google

Der politische Liberalismus ist außer Stande, die Menschen frei zu machen.

Eine liberale Rechtsordnung, sagt Stirner, erkennt als entscheidende rechtliche Macht die Mehrheit an. Dadurch aber wird nur der Herr gewechselt, die Sache der Zwangsorganisation und der dadurch unvermeidlichen Gewalt dem Einzelnen gegenüber bleibt bestehen.

„Schon am 8. Juli 1789 zerstörte die Erklärung des Bischofs von Autun und Carrères den Schein, als sei Jeder, der Einzelne, von Bedeutung in der Gesetzgebung: sie zeigte die völlige Machtlosigkeit der Kommittenten: die Majorität der Repräsentanten ist Herrin geworden. Als am 9. Juli der Plan über Eintheilung der Verfassungarbeiten vorgetragen wird, bemerkt Mirabeau: 'die Regirung habe nur Gewalt, kein Recht; nur im Volke sei die Quelle alles Rechtes zu finden'. Am 16. Juli ruft eben der selbe Mirabeau aus: 'Ist nicht das Volk die Quelle aller Gewalt?' Also die Quelle alles Rechts und die Quelle aller — Gewalt! Beiläufig gesagt, kommt hier der Inhalt des 'Rechts' zum Vorschein: es ist die — Gewalt. „Wer die Gewalt hat, der hat das Recht."

„Der Monarch in der Person des „königlichen Herrn" war ein armseliger Monarch gewesen gegen diesen neuen Monarchen, die souveraine 'Nation'. Diese Monarchie war tausendfach schärfer, strenger und konsequenter. Gegen den neuen Monarchen gab es gar kein Recht, kein Privilegium mehr; wie beschränkt nimmt sich dagegen der 'absolute König' des ancien régime aus!"

Es bleibt also der Staat und die Heiligkeit des Rechts bestehen; und ich erlange niemals vollkommene Freiheit, die meine Gewalt ist und dadurch zur Eigenheit wird. Der Liberalismus kann immer nur eine bestimmte Freiheit gewähren. Glaubensfreiheit heißt nach ihm nicht Freiheit vom Glauben, sondern von den Glaubensinquisitoren; bürgerliche Freiheit nicht eine solche vom Bürgerthum, sondern von Beamtenherrschaft oder Fürstenwillkür. Und so war es mit dem Freiheitdrang in allen Zeiten und Lagen. Fürst Metternich sagte einmal, er habe einen Weg gefunden, der für alle Zukunft auf den Pfad der echten Freiheit zu leiten geeignet sei. Der Graf von Provence lief gerade zu der Zeit aus Frankreich fort, als es sich dazu anließ, das „Reich der Freiheit" zu stiften, und sagte: Meine Gefangenschaft war Mir unerträglich geworden, Ich hatte nur eine Leidenschaft: das Verlangen nach — Freiheit.

Bei einer so relativen und subjektiv nur bestimmten Freiheit ist aber das Verbleiben von Zwang und Knechtschaft unvermeidlich. Der Drang nach einer bestimmten Freiheit schließt stets die Absicht auf eine neue Herrschaft ein, wie denn die Revolution zwar 'ihren Vertheidigern das erhebende Gefühl geben konnte, daß sie für die Freiheit kämpften', in Wahrheit aber

Digitized by Google

nur, weil man auf eine bestimmte Freiheit, darum auf eine neue Herrschaft, die „Herrschaft des Gesetzes", ausging.

„Alle Welt verlangt nach Freiheit, Alle sehnen ihr Reich herbei. O, bezaubernd schöner Traum von einem blühenden „Reiche der Freiheit", einem „freien Menschengeschlechte"! — wer hätte ihn nicht geträumt? So sollen die Menschen frei werden, ganz frei, von allem Zwange frei! Von allem Zwange, wirklich von allem? Sollen sie sich selbst niemals mehr Zwang anthun? „Ach ja, das wohl, das ist ja gar kein Zwang!" Nun so sollen sie doch frei werden vom religiösen Glauben, von den strengen Pflichten der Sittlichkeit, von der Unerbittlichkeit des Gesetzes, von — „Welch' fürchterliches Mißverständniß!" Nun, wovon sollen sie denn frei werden, und wovon nicht?

Der liebliche Traum ist zerronnen, erwacht reibt man die halbgeöffneten Augen und starrt den prosaischen Frager an. „Wovon die Menschen frei werden sollen?" — Von der Blindgläubigkeit, ruft der Eine. Ei was, schreit ein Anderer, aller Glaube ist Blindgläubigkeit; sie müssen von allem Glauben frei werden. Nein, nein, um Gotteswillen, — fährt der Erste wieder los, — werft nicht allen Glauben von euch, sonst bricht die Macht der Brutalität herein. Wir müssen, läßt sich ein Dritter vernehmen, die Republik haben und von allen gebietenden Herren — frei werden. Damit ist nichts geholfen, sagt ein Vierter; wir kriegen dann nur einen neuen Herrn, eine „herrschende Majorität"; vielmehr laßt uns von der schrecklichen Ungleichheit uns befreien. — O unselige Gleichheit, höre ich dein pöbelhaftes Gebrüll schon wieder! Wie hatte ich so schön noch eben von einem Paradiese der Freiheit geträumt, und welche — Frechheit und Zügellosigkeit erhebt jetzt ihr wildes Geschrei! So klagt der Erste und rafft sich auf, um das Schwert zu ergreifen gegen die „maßlose Freiheit". Bald hören wir nichts mehr als das Schwertgeklirr der uneinigen Freiheitträumer."

Aber vielleicht finden wir die vollkommene Freiheit mittels des sozialen Liberalismus?

Indem der politische Liberalismus den Unterschied der Privatvermögen bestehen ließ, ja verschärfte und die Herrschaft des Geldes gegenüber der von Geburt oder der Arbeit begründete, hat er die Arbeit ganz unfrei gemacht. Was bietet Dem gegenüber der Sozialismus?

„Wir sind freigeborene Menschen, und wohin Wir blicken, sehen Wir Uns zu Dienern von Egoisten gemacht! Sollen Wir darum auch Egoisten werden? Bewahre der Himmel, Wir wollen lieber die Egoisten unmöglich machen! Wir wollen sie Alle zu 'Lumpen' machen, wollen Alle nichts haben, damit 'Alle' haben". — Vor dem höchsten Gebieter, dem alleinigen Befehlshaber, der Mehrheit, waren Alle gleich und zu Nullen geworden,

Digitized by Google

vor dem höchsten Eigenthümer, der Gesellschaft, sollen sie nun Alle zu Lumpen werden.

Druck und Zwang und Ausbeutung — namentlich des Geschickten, Fleißigen, Gewissenhaften durch den Unfähigen, Trägen, Lüderlichen — werden im Sozialismus mit nichten verschwinden.

„Daß der Kommunist in dir den Menschen, den Bruder erblickt, Das ist nur die sonntägliche Seite des Kommunismus. Nach der werkeltäglichen nimmt er dich keineswegs als Menschen schlechthin, sondern als menschlichen Arbeiter oder arbeitenden Menschen. Das liberale Prinzip steckt in der ersten Anschauung, in die zweite verbirgt sich die Illiberalität. Wärest du ein 'Faullenzer', so würde er zwar den Menschen in dir nicht verkennen, aber als einen 'faulen Menschen' ihn von der Faulheit zu reinigen und dich zu dem Glauben zu bekehren streben, daß Arbeiten des Menschen 'Bestimmung und Beruf' sei."

Während also das Bürgerthum den Erwerb frei machte, zwingt der Kommunismus zum Erwerbe. Man ist der Oberhoheit einer Arbeitergesellschaft unterworfen, die als eine neue Herrin, ein neuer Spuk, ein neues „höchstes Wesen" uns „in Dienst und Pflicht nimmt"; die uns gebe, was wir brauchen, der wir deshalb verpflichtet seien. „Daß die Gesellschaft gar kein Ich ist, das geben, verleihen oder gewähren könnte, sondern ein Instrument oder Mittel, aus dem Wir Nutzen ziehen mögen, daß Wir der Gesellschaft kein Opfer schuldig sind, sondern, opfern Wir Uns, es Uns opfern: daran denken die Sozialen nicht."

Bei allen Freiheitbestrebungen finden wir verschiedene Schattirungen von Gemäßigteren und Radikalen; aber bei ihnen Allen dreht es sich immer um die Frage: Wie frei muß der Mensch sein? Wie stellt man es an, daß man bei der Freilassung des Menschen doch zugleich den Unmenschen eindämmt, der in jedem Einzelnen steckt?

„Der gesammte Liberalismus hat einen Todfeind, einen unüberwindlichen Gegensatz, wie Gott den Teufel: dem Menschen steht der Unmensch, der Einzelne, der Egoist, stets zur Seite. Staat, Gesellschaft, Menschheit bewältigen diesen Teufel nicht."

Indem man in dem Menschen das „Unmenschliche" unterscheiden will, befindet man sich nach Stirner in einer gänzlichen Unklarheit, die näherer Erörterung bedarf.

„Mit dürren Worten zu sagen, was ein Unmensch sei, hält nicht eben schwer: Es ist ein Mensch, welcher dem Begriffe Mensch nicht entspricht, wie das Unmenschliche ein Menschliches ist, welches dem Begriffe des Menschlichen nicht angemessen ist. Die Logik nennt Dies ein ‚widersinniges Urtheil'. Dürfte man wohl dies Urteil, daß Einer Mensch sein könne, ohne

Digitized by Google

Mensch zu sein, aussprechen, wenn man nicht die Hypothese gelten lasse, daß der Begriff des Menschen von der Existenz, das Wesen von der Erscheinung getrennt sein könne? Man sagt: der erscheint zwar als Mensch ist aber kein Mensch."

Es besteht also ein Ideal von dem Menschen, wie er sein sollte, das sich lebhaft davon unterscheidet, wie jeder Einzelne wirklich ist; und es hat in diesem Sinne in der Geschichte eigentlich nur „Unmenschen" gegeben, — auch nach dem Christenthum nur ein einziges Mal einen Menschen, und diesen, Christus, im umgekehrten Sinne wieder nicht, da er als übermenschlicher Mensch, als „Gott" vorgestellt wird.

Und nun vernichte ich — fährt Stirner fort und vollführt dabei eine dogmatisch unerlaubte Phantasie — jenen Idealbegriff; ich streiche ihn und verstehe nun unter „Mensch" meine besondere Persönlichkeit, wie sie empirisch vorliegt. Denn Menschen, die wirklich sind, aber keine Menschen wären, weil sie der Aufgabe des Gattungmenschen nicht entsprechen, wären Gespenster; — Das ist die einzige Deduktion, die von Stirner als Unterlage hier genommen wird.

„Bleibe Ich auch dann noch ein Unmensch, wenn Ich den Menschen, der nur als mein Ideal, meine Aufgabe, mein Wesen oder Begriff über Mich hinausragte und Mir jenseitig blieb, zu meiner Mir eigenen und inhärenten Eigenschaft herabsetzte, so daß der Mensch nichts Anderes ist als meine Menschlichkeit, mein Menschsein, und alles, was Ich thue, gerade darum menschlich ist, weil Ichs thue, nicht aber darum, weil es dem Begriffe „Mensch" entspricht? Ich bin wirklich der Mensch und Unmensch in Einem; denn ich bin Mensch und bin zugleich mehr als Mensch, d. h. Ich bin das Ich dieser meiner bloßen Eigenschaft."

Hiermit hat Stirner die Grundlage für den Aufbau des sozialen Anarchismus gefunden.

„Der Mensch ist der letzte böse Geist oder Spuk, der täuschendste oder vertrauteste, der schlaueste Lügner mit ehrlicher Miene, der Vater der Lügen. Indem der Egoist sich gegen die Anmuthungen und Begriffe der Gegenwart wendet, vollzieht er unbarmherzig die maßloseste Entheiligung. Nichts ist ihm heilig! — Es wäre thöricht zu behaupten, es gebe keine Macht über der meinigen. Nur die Stellung, welche Ich Mir zu derselben gebe, wird eine durchaus andere sein, als sie im religiösen Zeitalter war: Ich werde der Feind jeder höheren Macht sein, während die Religion lehrt, sie Uns stets zur Freundin zu machen und demütig gegen sie zu sein."

„Darum sind wir Beide, der Staat und Ich, Feinde. Mir, dem Egoisten, liegt das Wohl dieser 'menschlichen Gesellschaft' nicht am Herzen,

Digitized by Google

Ich opfere ihr nichts, Ich benutze sie nur; um sie aber vollständig benutzen zu können, verwandle Ich sie vielmehr in mein Eigenthum und mein Geschöpf, d. h. Ich vernichte sie und bilde an ihrer Stelle den Verein von Egoisten."

„Ich will an Dir nichts anerkennen oder respektiren, weder den Eigenthümer noch den Lump, noch auch nur den Menschen, sondern Dich verbrauchen. Am Salze finde ich, daß es die Speisen Mir schmackhaft macht, darum lasse Ichs zergehen; im Fische erkenne Ich ein Nahrungsmittel, darum verspeise ich ihn; an Dir entdecke Ich die Gabe, Mir das Leben zu erheitern, daher wähle ich Dich zum Gefährten. Oder am Salze studire Ich die Krystallisation, am Fische die Animalität, an Dir die Menschen u. s. w. Mir bist Du nur Dasjenige, was Du für Mich bist, nämlich mein Gegenstand, und weil mein Gegenstand, darum mein Eigenthum".

„Was soll jedoch werden? Soll das gesellschaftliche Leben ein Ende haben und alle Umgänglichkeit, alle Verbrüderung, Alles, was durch das Liebes- oder Societätprinzip geschaffen wird, verschwinden? — Als ob nicht immer Einer den Andern suchen wird, weil er ihn braucht, als ob nicht Einer in den Andern sich fügen muß, wenn er ihn braucht. Der Unterschied ist aber der, daß dann wirklich der Einzelne sich mit dem Einzelnen vereinigt, indeß er früher durch ein Band mit ihnen verbunden war: Sohn und Vater umfängt vor der Mündigkeit ein Band, nach derselben können sie selbständig zusammentreten, vor ihr gehörten sie als Familienglieder zusammen (waren die 'Hörigen' der Familie), nach ihr vereinigen sie sich als Egoisten, Sohnschaft und Vaterschaft bleiben, aber Sohn und Vater binden sich nicht mehr daran".

Zum vollen Verständnisse der Lehre Stirners werden einige erläuternde Anmerkungen erwünscht sein.

Seine Philosophie stellt sich als ein folgerichtiger Empirismus dar. Er will nur Thatsachen und nichts als solche gelten lassen. Die Idee, als ein Begriff, dem kein Gegenstand in der Erfahrung adäquat (auf sie völlig passend oder kongruirend) gegeben werden kann, und die doch dieser ihre Richtung giebt, ist ihm nichts. Darum kennt er nicht die Idee der Menschheit, sondern nur den jeweiligen konkreten Menschen, über dessen empirische Erscheinung hinaus hier nichts für ihn besteht. So gelangt er nothwendig zu dem Postulate eines pflichtenlosen Daseins und zu der alleinigen Möglichkeit seines „Vereins von Egoisten". In der That spricht er dabei in allen seinen Auslassungen über die Unvermeidlichkeit des Egoismus nur Dasjenige aus, worauf der rohe Empirismus konsequent kommen muß, vielleicht auch gekommen ist, ohne immer den

Digitized by Google

Muth zu besitzen, es sich und Anderen so klar zu machen, wie Stirner es gethan hat.

An dieser Stelle haben wir es im Besonderen mit der Nutzanwendung jener Doktrin auf das soziale Leben zu thun. Um sie zu erörtern, habe ich auf einige Vorkenntnisse aus dem Gebiete der Jurisprudenz und der Sozialwissenschaft im Allgemeinen einzugehen.

Jeder weiß aus eigener Erfahrung, daß die Regulirung des menschlichen Zusammenlebens mittels einer zweifachen Art von gesetzten Normen geschieht. Dabei wird von den dem Gebote der Sittlichkeit jedem Einzelnen unmittelbar erwachsenden Pflichten ganz abgesehen und nur von denjenigen Regeln gehandelt, welche von Menschen gesetzt sind, mit der Aufforderung, daß wir uns ihnen unterwerfen. Die beiden Klassen solcher Regeln sind die rechtlichen Satzungen und die Masse jener Normen, die in den Weisungen von Anstand und Sitte, in den Forderungen der Etiquette und den Formen des geselligen Verkehrs im engeren Sinne, in der Mode und den vielfachen äußeren Gebräuchen wie in dem Kodex der ritterlichen Ehre uns entgegentreten. Ich nenne alle diese die Konventionalregeln und frage nun zuvörderst nach dem unterscheidenden Kriterium unserer zwei Klassen.

Der Laie wird vielleicht versucht sein, den Unterschied dahinein zu setzen, daß die Rechtssätze von dem Staate ausgehen, während die Konventionalregeln in der Gewohnheit des „gesellschaftlichen" Verkehrs ihre Entstehung finden. Aber er würde damit nicht das Zutreffende gesagt haben.

Es ist durchaus nicht nothwendig, daß juridische Normen von einer organisirten Gewalt erlassen werden, die wir als die staatliche begreifen. Häufig ist vielmehr im Laufe der Geschichte Recht innerhalb menschlicher Gemeinschaften begründet worden, die keine Staaten in unserem Sinne waren. Fahrende Horden und Stämme und nomadisirende Völkerschaften leben unter rechtlicher Ordnung, aber nicht in einem Staate; und die Kinder Israel stellen während ihrer überlieferten vierzigjährigen Wanderschaft durch die Wüste zwar eine straff zusammengehaltene und streng beherrschte Rechtsgemeinschaft, aber keinen Staat dar; — denn in allen diesen Fällen fehlt die feste Beziehung zu einem bestimmten Territorium, die wir als wesentliches Merkmal dem Begriffe des Staates unterlegen. Dazu kommt, daß in langen Zeiträumen der sozialen Geschichte die Reform und Neubildung des Rechtes der Kirche, autonomen Kommunen und anderen Körperschaften, selbst Familienverbänden, überlassen war, auf welche wiederum der Begriff des Staates keine Anwendung findet; und daß endlich in dem neuzeitlichen Völkerrecht durch Rechtsquellen, die über

Digitized by Google

den einzelnen Staaten stehen, Rechtsnormen in das Leben zu treten vermögen.

Aber alles Dieses möchte mehr zufällig erscheinen können, da es ja Jedem frei steht, Wort und Begriff „Staat" auf irgend welche Rechtsgemeinschaft anzuwenden und Niemand gerade an die moderne Vorstellung von einem Staatswesen dabei unauflöslich gebunden ist. Wohl aber dürfte das Gesagte hinreichendes Material bieten, um nun zu der Erkenntniß leicht führen zu können: daß man niemals einen Begriff vom Staate zu geben vermag, ohne denjenigen des Rechtes schon vorausgesetzt zu haben. Dieser ist das logische Prius. Man kann die Rechtsordnung definiren, ohne auf die staatliche Organisation im Geringsten Bezug zu nehmen;*) nicht aber ist es möglich, von einer Staatsgewalt zu reden, es sei denn, daß man rechtliche Bindung von Menschen dabei in Gedanken hätte. So wie der Begriff einer Organisation menschlichen Zusammenlebens überhaupt nur durch Bezugnahme auf menschlich gesetzte regulirende Normen gegeben werden kann, so muß Dieses bei dem Staate gerade durch Hinweis auf rechtliche Sätze geschehen, durch welche der Begriff einer staatlichen Gemeinschaft allererst konstituirt wird.

Deshalb ist es unrichtig, die Rechtssatzung von der Konventionalregel dadurch unterscheiden zu wollen, daß jene von dem Staate ausginge. Das ist so wenig ein allgemein giltiges Kriterium des Rechtsbegriffes, daß gerade dieser vielmehr unerläßliche Bedingung ist, um überhaupt sagen zu können, was unter Staat zu verstehen sei: Wer angiebt, daß rechtliche Norm eine staatlich geschaffene Regel sei, hat unbewußt das zu Definirende in die Begriffsbestimmung selber wieder aufgenommen.

Wie nun aber die aufgeworfene Frage richtig zu beantworten sei, darüber findet sich in der sozialwissenschaftlichen Literatur regelmäßig nicht genügend Schärfe und Klarheit. Selbst ein so scharfsinniger Jurist wie Adolf Merkel sagt hierüber nur Dieses,**) daß gegenüber den Normen des Rechtes bei denjenigen der Sitte oder des Herkommens „im Allgemeinen das beschränkende Element überwiegt, und für sie die scharfe Ausprägung jener Doppelseitigkeit, die beständige Gegenüberstellung von Sollen und Dürfen, Pflichten und Befugnissen, nicht in der Weise wie für die Rechtsvorschriften charak-

*) Die Einzelnausführung dieser Frage, insbesondere das schwierige Problem nach der Abgrenzung der rechtlichen Zwangsgewalt von roher Willkürmacht muß ich an dieser Stelle beiseite lassen. Zur Durchführung des obigen Gedankenganges ist die abschließende Lösung jener Aufgaben nicht unmittelbar erforderlich. Es genügt hier vollständig der feststehende Umstand, daß keine irgendwelche Begriffsbestimmung von staatlicher Organisation gegeben werden kann, ohne dabei die Möglichkeit einer rechtlichen Bindung überhaupt zu verwenden. Ein beliebiger Versuch wird Dieses Jedem sofort bestätigen.

**) A. Merkel, Juristische Encyclopädie (1885) § 78.

Digitized by Google

teristisch ist;" — ein Ausspruch, der auch bei sparsamerer Verwendung aller möglichen reservirenden Klauseln doch nichts Anderes als eine recht äußerliche Description liefern könnte.

Diese beschreibende Schilderung aber würde dem Begriffe der Konventionalregeln gar nicht gerecht werden. Wer die vorhin von mir angeführten Beispiele erwägt, wird schnell finden, daß Recht und Pflicht bei solchen Normen im Sinne der Regel selbst um nichts weniger scharf sich entsprechen, als es bei der Rechtssatzung der Fall ist. Es dürfte beispielsweise gerade bei den Regeln des geselligen Verkehrs unserer verschiedenen Stände und Gesellschaftklassen nicht äußerlich versteckt, sondern sofort leicht und deutlich zu erkennen sein, daß in ganz gleicher Weise wie bei dem Rechtsgesetze sich die subjektiven Rechte und Verpflichtungen in Gegenseitigkeit gegenüberstehen und allerdings nicht blos auf der einen Seite eine Verpflichtung da ist, sondern dieser bei der anderen Partei sehr wohl auch ein Anspruch und eine Befugniß entspricht. Oder man denke an das alte Konventionalgesetzbuch des „Komments" und an die schrillen Satzungen über Satisfaktion und Duell, und Jeder wird alsbald gewahren, daß zwischen zwei Personen, die diesen Konventionalregeln unterstehen, Pflicht und Befugniß betreffs ihres Verhaltens zu einander „in schärfster Ausprägung" entsprechend gegenüberstehen.

Allein der sachliche Vorwurf, den ich gegen Merkels Darstellung dieser Frage erheben muß, geht noch tiefer. Merkel beschreibt nämlich einigen bestimmten geschichtlichen Rechtssatzungen gegenüber nur einzelne wenige Konventionalregeln und stellt im Grunde dem regelmäßigen Inhalte unseres heutigen Rechtes den Inhalt von besonders wichtigen Konventionalregeln unserer dermaligen Zeit gegenüber. Und Das ist es, was ich ein äußerlich descriptives Verfahren, eine beschreibende Schilderung von einzelnen historisch gegebenen Regeln nenne. Wir aber wollten wissen: wie sich der Begriff der Rechtssatzung von demjenigen der Konventionalregel abgrenzt, ohne alle Rücksicht auf diesen oder jenen Inhalt, den die eine oder die andere in sich aufgenommen hat und enthält. Denn dieser Inhalt ist durchaus schwankend und beliebig wechselnd. Es giebt Regeln, die wir heute als lediglich Konventionalnormen behandeln, während andere Zeiten genau die selben Regeln als Rechtssatzungen aufstellten, wie z. B. die Kleiderordnungen, die Gesetze über die Art von Festlichkeiten bei Hochzeiten, Kindtaufen ꝛc., und wir besitzen umgekehrt im modernen Verkehre, beispielsweise im heutigen Völkerrecht, manche Rechtssätze, die eine alte Zeit ausschließlich als Konventionalregeln gelten ließ.

Die inhaltliche Verwendung der Begriffe Rechtssatzung und Konventionalregel ist also in den einzelnen Zeiten und bei den verschiedenen

Digitized by Google

Völkern auseinandergehend; die Bestimmung dieser Begriffe in ihrer Gegensätzlichkeit muß mithin durch ein von ihrem zufälligen geschichtlichen Inhalte unabhängiges Kriterium, nach der Art ihrer formalen Geltung, geschehen. Für die präzise Frage nach diesem Merkmal, das Rechtssatzung und Konventionalregel trennt, da sie doch in gleicher Weise Normen sind, die von außen her an den Einzelnen bestimmend herantreten, ist aus dem citirten „im Allgemeinen überwiegen" und „mehr oder weniger charakteristisch" nichts zu entnehmen.

Ich setze das unterscheidende Merkmal von Recht und Konventionalregel in den jeweilig besonderen Anspruch: zu gelten.

Das Recht will objektiv über dem Einzelnen in Geltung stehen. Es erhebt den Anspruch, zu gebieten, ganz unabhängig von der Zustimmung des Rechtsunterworfenen, in welcher der Grund der verbindenden Kraft der Rechtsordnung also niemals gesucht werden darf. Die rechtliche Satzung bestimmt, wer ihr unterworfen ist, unter welcher Voraussetzung Jemand in ihren Verband eintritt, wann er ausscheiden darf. Wer sich dem Rechtsgesetze entziehen will und vielleicht äußerlich thatsächlich sich ihm entzieht, der bricht das Recht, aber ist mit nichten davon frei: er steht nach wie vor unter ihm, dessen Geltungsanspruch erst in Gemäßheit seiner eigenen Bestimmung erlischt.

Die Konventionalregel gilt nach ihrem eigenen Sinne lediglich zufolge der Einwilligung des Unterstellten; vielleicht einer stillschweigend abgegebenen, wie es in unserem sozialen Verkehre ja zumeist der Fall sein wird, aber immer zufolge der besonderen Zustimmung. Sobald diese nicht mehr vorliegt und der seither Beherrschte ausscheiden will, kann er es beliebig thun: der Grund der verbindenden Geltung der Konventionalregel ist die äußerlich zusammenstimmende Selbstunterwerfung der Einzelnen.

Von einfachen Beispielen des täglichen Lebens an bis zu schwerwiegenden Fragen läßt sich Das konkret leicht erläutern: Wer nicht grüßt, empfängt keinen Gegengruß; Wer keine Satisfaktion giebt, steht außerhalb des ritterlichen Ehrenkodex; und es ist in diesem Sinne unserer Konventionalregeln, wenn neuerdings Sohm für die kirchliche Organisation den rechtlichen Zwang als unberechtigt verwirft und lediglich eine solche, wie wir sagen würden, unter Konventionalregeln als mit dem Wesen der Kirche übereinstimmend anerkennen will *).

*) Sohm, Handbuch des Kirchenrechts Bd. I: Die geschichtlichen Grundlagen (1892). — Die Leitsätze Sohms sind: „Das Wesen der Kirche steht zu dem Wesen des Rechtes im Gegensatz. Das geistliche Wesen der Kirche schließt jegliche Rechtsordnung aus. In Widerspruch mit dem Wesen der Kirche ist es zur Ausbildung von Kirchenrecht gekommen."

Digitized by Google

Dabei bleibt es selbstverständlich für alle diese Fragen gleichgiltig, ob thatsächlich es Jemandem leicht fallen wird, aus einer konventionalen Gemeinschaft auszuscheiden, oder ob ihm Solches in Wirklichkeit vielleicht die größten Schwierigkeiten verursacht. In dieser Hinsicht faktischer Stärke mögen unsere Konventionalregeln gar manchesmal den entschiedenen Vorrang vor dem juridischen Gebot beanspruchen dürfen. Wer hätte nicht schon unter dem Drucke eines konventionalen Zwanges gelitten; und wie häufig geschieht es geradezu in Konflikten solchen Zwanges mit einem entgegenstehenden Gebote der Rechtsordnung, z. B. bei der Frage nach Annahme und Austragung eines Zweikampfes, daß die Forderung des rechtlichen Gesetzes nicht beachtet wird und die ihr widerstreitende Konventionalnorm den stärkeren Antrieb zu ihrer Befolgung ausübt.

Aber, was wir hier aufstellen, das ist nicht eine geschichtliche Beobachtung und nicht eine Beschreibung und Vergleichung der beiden Klassen von Regeln nach ihrer thatsächlichen Stärke, sondern eine Klarlegung ihrer beiden Begriffe in logischer Hinsicht. Es ist der Sinn des Geltungsanspruches, der bei ihnen beiderseits in der ausgeführten Art im Kontraste liegt. Und damit ist ein allgemein giltiges Merkmal für die Trennung der zwei möglichen Gruppen von Regeln gegeben, das von der Frage, welchen Gebrauch man seither von beiden Begriffen im Laufe der Geschichte gemacht habe oder welchen man noch inszeniren könne, eben so unabhängig ist wie von derjenigen, welcher faktische Einfluß auf den einzelnen Genossen unter diesen oder jenen empirischen Umständen von einer unserer Regelarten wohl erfahrungsgemäß erwartet werden dürfe.

Endlich ist es auch für unsere Erörterung ohne Belang, ob eine Rechtsordnung ihren Unterworfenen das Ausscheiden aus dem rechtlichen Verbande sehr erleichtert, oder sogar ganz beliebig freistellen würde. Wir kennen in der neueren Zeit, früheren engen Gesetzen dieser Art gegenüber, sehr geringfügige Beschränkungen, da nach dem heutigen Reichsrecht jedem deutschen Staatsangehörigen die Entlassung nur aus gesetzlich bestimmten Gründen des Kriegsdienstes verweigert wird, ein Entlassener aber freilich auch regelmäßig binnen sechs Monaten auswandern muß*). Aber wie immer die einzelne Gesetzgebung sich in dieser Frage liberal erweisen möge, stets ist es grundsätzlich die Gestattung der betreffenden Rechtsordnung, welche das befugte Ausscheiden eines Unterworfenen begründet, und jeden Augenblick kann eine Aenderung dieser rechtlichen Bestimmungen erfolgen, wodurch der

*) Reichs-Gesetz über die Erwerbung und den Verlust der Reichs- und Staatsangehörigkeit, v. 1. Juni 1870 §§ 15—19. Vgl. auch Zusatzkonvention zum Frankfurter Frieden, die Option von Elsaß-Lothringern betr., v. 11. Dezember 1871 Art. 1.

Digitized by Google

besondere, mehrfach angegebene Geltungsanspruch des Rechtes sich dann wieder dokumentiren würde.

Es ist deshalb auch ganz mißverständlich, wenn ein Rezensent des Sohmschen Buches diesem entgegenhält*), daß das Postulat Sohms nur strengen und unduldsamen kirchenrechtlichen Satzungen gegenüber Berechtigung habe, aber liberalen Kirchengesetzen gegenüber versage. Denn auch die am Weitesten gehende Erlaubniß zum Austritt aus der rechtlich organisirten Gemeinde bleibt doch dabei stehen, daß andere Menschen darüber befinden, ob und wann man zu der Kirchengemeinschaft gehöre; und Sohm kann darum mit Fug entgegnen, daß dem Begriffe der Kirche als einer Gemeinschaft der in gemeinsamem Glauben Verbundenen durch jenen Anspruch äußerer rechtlicher Bestimmung der Mitgliedschaft ganz und gar nicht entsprochen werde, daß Dieses vielmehr — soweit äußere Veranstaltungen und Vereinigungen erforderlich seien — nur auf dem Wege der Konventionalregeln geschehen könne, und zwischen solchen Konventionalgemeinschaften und noch so liberalen kirchenrechtlichen Verbänden eine unüberbrückbare Kluft immer unvermeidlich bestehen muß.

Hiernach werden wir den Anarchismus im Sinne der Lehre Stirners schärfer präzisiren können.

Diese Richtung würde also eine soziale Organisation blos auf der Grundlage von Konventionalregeln fordern. Es ist, wiederhole ich, auch nach dieser Theorie des Anarchismus durchaus nicht auf Unordnung und Anarchie gewöhnlichen Stils abgesehen; sondern sie geht davon aus, daß ein sich Suchen und Finden der Menschen stets schon stattfinden werde und man sich darüber, ob beim Fehlen des rechtlichen Zwanges überhaupt eine Organisation sein werde, keine Sorge zu machen brauche. Geregelte Vereinigungen werden allezeit bestehen und immer werden die Menschen in geordneten Gruppen leben. Aber diese Organisationen dürfen dann auch weiter keinen Geltungsanspruch über dem Einzelnen erheben, als es heute bei unseren Konventionalregeln der Fall ist: der Grund der verbindenden Kraft soll die grundsätzlich freie Zustimmung des Unterworfenen sein; keine soziale Regel kann über das hypothetische: „Wenn du Vortheile von uns willst, so vereinige dich mit uns unter bestimmten Regeln" — befugtermaßen hinausgehen. Das rechtliche und staatliche Gebot ist seinem Begriffe nach bloßer Zwang, enthält an und für sich nichts als brutale Nöthigung und kann als etwas Anderes denn als rohe Macht und Vergewaltigung gar nicht eingesehen oder gar als berechtigt deduzirt werden.

Halle a. S. Professor Rudolf Stammler.

*) S. Beilage zur „Allg. Ztg." v. 19. Dezember 1892.

Digitized by Google

Monarchische Gesinnung.

Nach meinen Erinnerungen, die bis ans Ende der fünfziger Jahre zurückgehen, schwärmten wir Jungens damals eben so sehr für „die Freiheit“ wie die heutige Jugend für Schneidigkeit, Lieutenantschaft der Reserve und Antisemitismus. Die achtundvierziger Ideen und die achtundvierziger Männer, daneben die liberalen Kammergrößen der verschiedenen Vaterländchen, waren unsre Ideale, Offizier- und Junkerthum unsre bêtes noires. Von monarchischer Gesinnung bekamen wir in Berlin blutwenig zu sehen; nicht ganz so schlimm stands anderswo, immerhin suchte und fand man warmen Royalismus auch in Preußen nur in recht engen Kreisen. Die Schwächen der Regirung des vierten Friedrich Wilhelm lagen für innere wie äußere Politik klar zu Tage; auch unter seinem Vorgänger waren die letzten Jahrzehnte wenig anregend verlaufen, die Verheißungen der Freiheitkriege unerfüllt geblieben. Von Friedrich Wilhelm dem Zweiten schweigt man auch heute noch am Besten, wenn man die Dynastie rühmt; des gleichnamigen *ersten* Königs geschichtliche Verdienste waren noch kaum entdeckt. Liebe und Dankbarkeit für die Vergangenheit waren somit keineswegs ungemischt; die Gegenwart, die Aera Hengstenberg-Gerlach, lag unter trübem Nebel. Schrecklich lehrte dann die Krankheit des Königs, daß auch Monarchen schwache Menschen sind.

Aus dem frischen Luftzug, den die Regentschaft brachte, wurde bald eine scharfe Brise der Opposition, einer stets wachsenden, fast ausnahmlosen Gegnerschaft zu Heer, Hof, Fürst. Wie schnell wird Dergleichen vergessen! Die heutige Jugend hält es kaum für möglich, daß damals der Regent, der König Wilhelm ungeehrt und ungegrüßt durch die Straßen fuhr, daß man in gut bürgerlichen Kreisen kaum je ein Wort der Anhänglichkeit, oft genug aber den Ausdruck scharfer Abneigung zu hören bekam. Die stillen Tugenden des Monarchen blieben völlig unverstanden; seine Vorliebe für das Heer und dessen Stärkung wurde im Volke noch weit geringschätziger als in der Kammer behandelt.

Da trat ein Mann auf den Plan, der noch aus den Zeiten des Aufruhrs als ein muthiger, ja extremer Royalist galt. Als Junker, als kurbrandenburgischer und altmärkischer Vasall, zu fast mittelalterlicher Mannentreue liebte er sich zu bekennen, — noch als er längst die Eierschalen des Junkers Otto abgestreift hatte. Wie er mit allgemeiner Feindseligkeit und unverholenem Mißtrauen begrüßt wurde, wie der Haß sich immer mehr steigerte, so schwächte sich auch die monarchische Gesinnung immer mehr ab, mochte er sich noch so sehr bemühen, „vor“ und nicht „hinter“ dem Throne zu stehen. Auch wir Studenten geberdeten uns damals durchgängig

Digitized by Google

recht antidynastisch. Am Lautesten natürlich Diejenigen, die seitdem die beste Karriere gemacht haben. Wenigstens erinnere ich mich, das schlimme Wort vom letzten König und letzten Pfaffen nur von einem gewandten Jüngling gehört zu haben, dessen Rangklasse jetzt kaum noch der Erhöhung fähig ist.

Der schleswig-holsteinische Feldzug machte mehr stutzig, als daß er die Gesinnung änderte. Die Peripetie kam, für meinen Kreis und für mich selbst, zuerst mit Bezug auf Bismarck, dann erst auf den König. Der Tag des Blindschen Attentats auf den Minister-Präsidenten hat sich als Einschnitt mir eingeprägt; wir empfanden zum ersten Male, was der Mann riskirte, was außerhalb Preußens gegen Preußen kochte. Nun folgte der österreichische Feldzug, die noch widerwilligen Gemüther mit sich fortreißend; wer die Rückkehr des Königs und Bismarcks im Herbst 1866 mitangesehen hat, dem wird der Umschlag der Stimmung unvergeßlich sein.

Jetzt begann die monarchische Gesinnung bei Allem, was nicht zur Sozialdemokratie lief, ihr glänzendes Aufsteigen. Wir jungen Burschen hatten inzwischen des Königs Rock getragen, wir gingen in den Krieg, wir lernten einsehen, daß Preußens Geschicke untrennbar mit seinem Heere, und dieses untrennbar mit seinem königlichen Kriegsherrn verknüpft war. In ganz neuem Lichte erschien des Monarchen „eigenstes Werk", der Ausgangspunkt des inneren Konfliktes. Des Königs tiefe Einsicht auf militärischem Gebiet konnte nicht wohl bezweifelt werden. Die Versöhnung mit der Kammer, mit dem Volke, war durch die Initiative des Ministers, durch die Milde des Herrschers, gefunden. Man pries den Herrn, der die rechten Männer an den rechten Platz gesetzt hatte; man begann aber auch, seine eigene bescheidene Größe zu verstehen.

Es ist jetzt Mode, zu tadeln, daß der Geschichtschreiber jener Tage weit mehr von Bismarck als von Wilhelm dem Ersten zu sprechen hat. Sind wir schon so weit gekommen in Deutschland, daß nur noch Schranzen Beifall finden, denen der Erste im Lande auch der Genialste ist? Noch jüngst wurde über Moltke sehr richtig gesagt, daß selbst dieser — auf seinem Gebiete schöpferische — Denker zufrieden bis ans Ende seiner Tage seinen Dienst gethan hätte, auch wenn kein norddeutscher Bund, kein Deutsches Reich erstanden wäre. Ein Anderes ist es, titanisch an den Pforten der Geschichte zu rütteln, ein Anderes, an seinem Platze Vollendetes zu leisten, wenn die Sternenstunde da ist. Bismarck hat bald mit freudiger Zustimmung seines alten Herrn gehandelt, bald hat er ihm — und der Herr sich selbst — schwere Entschlüsse abgerungen. In Krieg und Frieden ist dem Staatsmann der Glanz der Krone zu Statten gekommen, seine Wirksamkeit ist undenkbar ohne den Hohenzollern-Fürsten. Dessen Bescheidenheit, Güte, Opferung des Liebgewonnenen, Anpassung an das Neue wegen sittlich

Digitized by Google

vielleicht noch schwerer als die kühn-modernen Konzeptionen des Jüngeren. Aber dieser, Bismarck, ist es, der in der Zeit von 62–88 Geschichte gemacht hat.

Dabei vergaß er nie, daß sein Prestige das des Monarchen nicht verdunkeln dürfe. Stets war er bereit, den Ruhm dem Herrn zu lassen, das Odium auf sich zu lenken. Mit seinem vulkanischen Temperament, seiner weltgeschichtlichen Stellung, seiner Furchtlosigkeit, hat er doch in all den Jahren, in all seinen Kämpfen und Reden, nicht blos nie ein unehrerbietiges Wort geäußert, sondern immer und immer den warmen, herzlichen Ton respektvoller Liebe angeschlagen. So blieb er uns Allen ein Vorbild monarchischer Gesinnung. Er verwarf für Preußen die Lehre vom König, qui règne mais ne gouverne pas, er betonte stets, daß die Politik in ihrer großen Gesammtrichtung bei uns nur die Politik des Monarchen sein könne, nicht die einer Parlamentsmehrheit und ihres delegirten Ministers. Freilich verbarg er dabei nie, daß der Minister seinem König nicht soldatischen Gehorsam schuldet, sondern nur so lange zu folgen hat, als er einverstanden ist, oder als er kleinere Meinungverschiedenheiten nicht für „tanti hält" — daß er bei größeren aber zu gehen hat. Und niemals würde er sich dazu herbeigelassen haben, zu schweigen oder gar zu loben, wo er ernste Gefahren für das Volk oder den Fürsten besorgen mußte. Das war sein einfacher und klarer Standpunkt, der seine — mit dem hohen Alter des Kaisers, mit seinen eigenen wachsenden Erfolgen naturgemäß gesteigerte — Machtstellung nie zu einer Gefahr für die monarchische Gesinnung werden ließ. Darum prallte das Gerede vom „Hausmeierthum" ziemlich wirkunglos ab. Und uns Allen war sein echter Royalismus um so glaubwürdiger, als wir ihn äußerlich und innerlich sich fern von und hoch über dem Treiben des Hofes halten sahen, — der doch selbst unter einem Wilhelm dem Ersten immer ein Hof blieb.

Immer weiter und tiefer drang die Ueberzeugung von dem köstlichen Gut, das wir an einer kraftvollen Monarchie, einer seit Jahrhunderten ununterbrochenen Dynastie haben. Ein Fels im Kampfe der Parteien, ein Hort der Schwachen, das Vertrauen des Volkes als Erbgut überliefernd, unbestrittenes Kommando im Kriege —: ein reicher Schatz für Staat und Reich. Dazu die überaus anziehende Persönlichkeit des Herrschers, für die uns immer mehr die Augen aufgingen. Die Zeit war günstig gewesen für die Würdigung des idealen deutschen Soldaten. Unberechenbar ist das Maß von Anhänglichkeit, das allein die Anspruchslosigkeit und Einfachheit der Lebensführung gewannen. Das herrliche Geschenk des Taktes, der zu schweigen und zu sprechen, auszuzeichnen und zu rügen lehrt, war dem Greise zu Theil geworden. Nie spreizte sich seine Würde, nie vergab er

Digitized by Google

ihr Etwas. Uns Armen, unter Phrasen Aufgewachsenen, von Phrasen Umrauschten, war eine Erquickung der Aufblick zu dem Manne, der die Phrase nicht kannte. Und das Alles bestrahlte verklärend der Nimbus eines schier mythischen Alters, an sich Ehrfurcht heischend. An der Schwelle der Zukunft aber stand das Bild des Sohnes, dem es geglückt war, in seltnem Maße die allgemeine Liebe zu gewinnen.

Die Tage des mystischen Glaubens an die alleinseligmachende Monarchie kamen allerdings nicht zurück; richtet doch heutzutage sogar die katholische Kirche nicht nur thatsächlich, sondern offiziell sich mit jeder Staatsform ein. Rein logisch wird es sich immer schwer begründen lassen, einem einzigen Menschen die Fülle der Macht über Millionen zu geben. Wie groß ist die Chance, daß er besser und klüger — daß er nicht mit gefährlichen Schwächen behaftet ist? Die neuen Staatsgebilde, die in den letzten Jahrzehnten Monarchen importirt haben, sind mit unserem Vaterlande nicht vergleichbar; auch steht noch dahin, wie weit jene Dynasten wurzelfest geworden sind. Was wir so hoch schätzen, ist unsere Monarchie, ist diese Dynastie, wie sie geschichtlich geworden sind. Unser Royalismus ist mehr intuitiv als analytisch; wir denken deshalb gar nicht an die jüngst aus weittönendem Sprachrohr angeregte „Revision unserer monarchischen Gesinnung." Dabei verkennen wir nicht, daß manche Vorzüge der Monarchie sich auch logisch sehr wohl definiren lassen: die Stellung über den Parteien, das an Schätzen, sozialer Höhe, äußerem Glanz Saturirte, die relative Wunschlosigkeit eines mächtigen Erbfürsten. Gerade diese Elemente waren der deutschen Monarchie der 70er und 80er Jahre vorzugsweise eigen. Auch des Ruhmes, der wohl den Vornehmsten noch locken kann, hatten der Kaiser wie sein nächster Erbe überreichliche Mengen geerntet.

Das war ein Zusammentreffen günstiger Umstände für das Erstarken monarchischer Gesinnung, wie es vielleicht nie wiederkehrt. Und wie der Mensch schnell vergißt, so glaubten wir bald, es könne gar nicht anders sein, es müsse so bleiben bis ans Ende der Dinge. Ich erinnere mich sehr wohl, wie ich vor etwa einem Jahrzehnt zu einem — nicht-welfischen — Hannoveraner von altem Adel diese Anschauung recht naiv äußerte, und wie ich stutzte, als er mir erwiderte: „Nur nicht zu sicher; Ihr habt Das nicht durchgemacht wie wir, die von einer tausendjährigen Dynastie scheiden und doch weiter leben mußten; es können auch wieder Zeiten des niedergehenden Monarchismus kommen; mit dem Deutschland Wilhelms des Ersten schließt die Weltgeschichte noch nicht ab."

Bei uns „folgt nicht Amurath auf Amurath — auf Wilhelm Wilhelm." Und doch macht der Thronwechsel einen gewaltigen Riß. So

Digitized by Google

schimmernd der Glanz der Doppelkrone: die Strahlen des Kriegsruhms beschienen den Erben noch nicht, die unbestrittenste Autorität — die des Alters — mangelte dem jugendlichen Herrscher. Nichts wiederholt sich in der Geschichte; von unseren großen Hohenzollern wandelte Friedrich der Zweite ganz andere Bahnen als sein Urgroßvater, Wilhelm der Erste war grundverschieden von beiden, und sollte uns wieder ein großer Monarch beschieden sein, so würde er vergeblich sich mühen, einem der drei nachzuahmen. Klio treibt ihr Spiel mit den feierlichsten Programmen: aus dem Königsworte: „der Kurs bleibt der alte" hat sie das Gegentheil, das jetzt schon marktgängige Schlagwort vom „neuen Kurs" gemacht. Mit Hoffnung, aber auch mit Sorge blickten Millionen nach dem Throne; manche Befürchtung freilich traf nicht ein, manches Unerwartete aber geschah. Seit fast zwei Jahrhunderten war in preußischen Landen wenig Gewicht auf Glanz und Pracht der Hofhaltung gelegt worden; jetzt erlebte man vielseitiges Zurückgreifen auf ältere Hilfsmittel blendender Inszenirung, gesteigert durch die kostspieligen Dienste moderner Technik. Befremdlich wirkten die zahlreichen Anläufe, denen nichts Nachhaltiges folgte: sozialer Kongreß, Schulgesetz, Sturm gegen sittliche Schäden und Anderes. Wiederholt gewann man den Eindruck, daß gegenüber den Krankheiten der Zeit Diagnose und Therapie der Krone zu hoch eingeschätzt würden. Wo immer ein Symptom sich zeigte, war der fürstliche Arzt zur Hand; schließlich blieb im Wesentlichen Alles beim Alten. Ungünstiger noch als die Thaten wirkten die Worte; ängstlich forschte man nach der Geistesrichtung, aus welcher ungewohnte Wendungen, zuversichtliche Versprechungen herausgewachsen sein mußten. Noch ängstlicher fürchtete man eine unwillkürliche Aehnlichkeit mit einem Vorgänger, dem der hohe Redner sicher am Wenigsten gleichen wollte. Bald kam der Wechsel des ersten Berathers, — ein Ereigniß, dessen Bedeutung in den seitdem verflossenen Jahren den Augen der Mitlebenden nicht verblaßt, sondern immer schärfer sich ausgeprägt hat. Nun glaubten Viele zu bemerken, daß man den Gegensatz gegen die Vergangenheit zum Prinzip erhob. Und Alles, was geschehen und geändert war, verbreitete die Anschauung: man müsse stets auf das Unerwartetste gefaßt sein.

Schlimm, daß dabei dem Volke die Gewißheit verloren gegangen war, dicht am Throne stehe mindestens ein Mann, der furchtlos, im Nothfalle rücksichtlos, warnen würde. Es ist vielleicht weniger gefährlich, wenn die ersten Räthe der Krone gehaßt, als wenn ihre Mannhaftigkeit, ihre Unabhängigkeit angezweifelt werden. Keine wichtigere Aufgabe für den Minister, als durch ehrerbietige Offenheit die Gefahren zu verringern, welche die Krone ihrem Träger bietet. Mag den Kindern vorerzählt werden, mögen Schranzen einander nachbeten, daß der König Alles studirt, Alles kennt und

Digitized by Google

Alles vermag. Die Männer mit grabem Rücken, die 24 mit 60 multipliziren können, die wissen auch, wie wenig eine fürstliche Existenz der Gegenwart Raum und Ruhe für ernste Arbeit auf dem beschränktesten Gebiete läßt, wie sie die Nerven belastet und die Zersplitterung fördert.

Dieses Gefühl des Unsicheren und Unberechenbaren und dieses mangelnde Vertrauen zu den Berathern gehen weit hinaus über die Kreise Derjenigen, welche bisherige Thaten mißbilligen. Mag man die Aenderungen der Bismarckschen Politik tadeln oder preisen, bei Freisinnigen und Konservativen, im kühlen Berlin, auf pommerschen Edelsitzen, in den Hansestädten, im treuen Schwaben: überall die selbe bange Frage an die Zukunft. Man höre sich um im Reichstage, in den Einzellandtagen: wie wird über die ersten Beamten des Reiches und Preußens gedacht und gesprochen, — auch von Solchen, die für ihre Gesetzentwürfe votiren! Und — das Traurigste von Allem —: wie hat der Ton sich geändert in sechs Jahren, wenn auf den Kaiser die Rede kommt! Bei Bauern und Bürgern, Adeligen und Beamten, und — — in der Armee!

Dazu die ungeheuere Fälschung der öffentlichen Meinung, die befürchten läßt, daß auch zum Throne von dieser Mißstimmung wenig durchdringt. Was für einen Sturm hätten wir unter Bismarck bei den „Unentwegten" erlebt, wenn — um nur die letzten Wochen zu rekapituliren — die Fälle Fulda, Wichert, Sybel, Heinroth, Kirchhof, Levetzow damals vorgekommen wären! Jetzt höchstens ein leises Säuseln der Blätter. Und die Waschzettel, die in den Standard und andere fremde Zeitungen flattern, die werden uns als die Stimmung des Auslandes aufgetischt, — des Auslandes, das tagtäglich Unsagbares über unseren Kaiser druckt.

In diesen, für jeden überzeugten Monarchisten so trüben Tagen hat wiederum der greise Praeceptor Germaniae uns Allen eine Lektion ertheilt. Nicht die Freude an der Hofgunst, wie man wohl gehöhnt hat, nicht Fähnlein, Stahlhelme und Kürasse haben ihn herausgelockt aus der Einsamkeit: Zeugniß mußte er ablegen, daß ein Mann, der fünfzig Jahre für sein Königshaus gelebt und gekämpft hat, ein Royalist bleibt bis zum letzten Hauch: et s'il n'en reste qu'un, je serai celui-là! Dem König grollt man nicht, und selbst der Gekränkte bringt seine Huldigung, so bald er es in Ehren darf. —

Es sieht außerhalb Deutschlands trübe aus mit der Monarchie, vielleicht eben so sehr aus physiologischen und psychologischen wie aus politischen Gründen. Auch deutsche Fürstenhäuser zeigen manche bedrohliche Zeichen. Wird der von den Hohenzollern getragene monarchische Gedanke nach kurzer Abschwächung den Aufschwung fortsetzen?

* *

Digitized by Google

Stimmungen im deutschen Heer.

„Der Geist einer Armee sitzt in den Herrn Offiziers!“ Unter diesem „Geist“ verstand der große König Disziplin und Heroismus, d. h. einerseits blinden Gehorsam und augenblickliche unbedenkliche Ausführung des Befehls, andererseits höchsten physischen Muth, Ausdauer, Unerschrockenheit, Todesbereitschaft. König Friedrich wollte damit sagen, daß diese Eigenschaften sich ganz von selbst auf die Soldaten übertrügen, so lange die Offiziere von diesem Geist erfüllt sind. Das ist unzweifelhaft richtig. Diese Eigenschaften bleiben auch immer ein unentbehrliches Fundament für jede Armee, aber sie allein genügen nicht mehr, den Erfolg zu verbürgen. Es gehört heute noch dazu militärisches Verständniß und Einsicht, Urtheilskraft und Thatkraft, moralischer Muth der Initiative und Verantwortlichkeit. Diese Eigenschaften, die heute für eine Armee mindestens so unentbehrlich sind wie die zuerst genannten, hat König Friedrich bei seinem Ausspruch unter „Geist“ gar nicht oder doch nur in sehr beschränktem Sinne verstanden. Für die Armee, vom Unteroffizier abwärts, wurden sie als überflüssig, sogar unerwünscht, mit kaum anderen Augen bei den Subalternoffizieren angesehen. Erst von den Obersten aufwärts, die der große König seines persönlichen Unterrichts würdigte, konnten sie sich sparsam und vorsichtig und auch nur an hervorragenden Geistern geltend machen und Anerkennung finden. Im Großen und Ganzen behielt sie der König sich allein vor. Er besaß auch in der That so viel davon, daß er den damaligen Bedarf seiner Armee reichlich damit decken konnte.

Die stetig fortschreitende Entwickelung hat jedoch alle Anforderungen außerordentlich gesteigert, und wie sorgfältig, ja ängstlich man auch stets bemüht war, den alten militärischen Geist dem Einfluß des Zeitgeistes zu entrücken, — das Unmögliche hat man doch nicht fertig gebracht.

Man kann die alte Armee mit einem Orchestrion vergleichen, wo die bewunderungwürdige Technik des Instruments es ermöglicht, auf mechanischem Wege die erforderlichen Töne hervorzurufen; die moderne Armee dagegen gleicht einem großen Orchester, in dem jeder Mitwirkende, selbst in der kleinsten Rolle, gleichzeitig auch Musikverständiger sein und sein Instrument erst selbst beseelen muß. Welche Kunst höher steht, Das bedarf so wenig der Erörterung wie die Frage, welches Spiel auf die musikalische Empfänglichkeit der Zuhörer angenehmer einwirken muß, vorausgesetzt, daß die Mitglieder des Orchesters wirklich Etwas von Musik verstehen, und — das Publikum auch. Der Zeitgeist hat, wie alle Nerven, auch die Hörnerven viel reizbarer gemacht, so daß sie sich den schrillen, der Modulation unfähigen Tönen des Orchestrions unwillig verschließen. Freilich

Digitized by Google

scheinen manche Menschen gar keine Tonnerven zu haben und beim Militär legen solche Menschen auf Präzision und Gleichmäßigkeit der Ausführung weit mehr Werth als auf alle Harmonie, nach dem Beispiel jenes Generals, der eine militärische Kapelle grimmig anfuhr und befahl, die Violinbogen gleichmäßig zu bewegen und eben so gleichmäßig die Posaunen auszuziehen und zu verkürzen. Der General ist natürlich erfunden, aber gerade in der Armee liebt man es sehr, Schwächen des Militarismus durch eine Karikatur zu geißeln, die mit um so drastischerem Humor bekleidet wird, je tiefer man die gegeißelte Schwäche empfindet.

Trifft der anscheinend harmlose Scherz nicht zugleich mit boshafter Schärfe das immer deutlicher zu Tage tretende Streben, den Geist der Offiziere durch Eisenbarthsche Purgirmittel möglichst gleichmäßig abzurunden? Mehr Gleichmäßigkeit läßt sich schon damit erreichen, aber nur auf Kosten der Selbständigkeit, der Willenskraft, — Eigenschaften, die heute weniger als je zur Sicherung des Erfolges beim Soldaten entbehrt werden können. Und doch kann man gerade jetzt unter sehr vielen Vorgesetzten eine wachsende Abneigung gegen selbständiges Urtheil und kräftigen Entschluß Untergebener bemerken, worin sie eine Schädigung der Disziplin zu befürchten scheinen.

Das ist ein schwerer Irrthum. Je größer die Intelligenz und Energie ist, desto besser dient sie der Sache; sie gerade vertieft das Verständniß für die Unentbehrlichkeit der Disziplin und regt gleichzeitig zu selbstthätiger Mitwirkung an, die unsere neuen Vorschriften sogar von jedem einfachen Soldaten fordern. Das beweist eine richtige psychologische Erkenntniß des Zeitgeistes; zu dieser theoretischen Weisheit steht aber die immer deutlicher hervortretende Praxis in grellem Widerspruch.

Freilich wächst mit der Intelligenz zugleich das Selbstgefühl und dieses wird mit der Erstarkung durch hochmüthig schroffes Herauskehren des höheren Ranges, das nur zu viele Vorgesetzte ihrer Würde schuldig zu sein vermeinen, auch leichter verletzt. Das muß der Untergebene ohne äußeres Zeichen der Erregung ertragen, so verlangt es mit Recht die Disziplin. Aber der Vorgesetzte fühlt auch dann heraus, daß sich der Untergebene gegen unverdiente Rauhheit und überraschenden Meinungwechsel innerlich auflehnt, und da er mit wunderlicher Logik gegen den verwirrt Gemachten Abneigung faßt, sieht er in der argwöhnisch vermutheten Unzufriedenheit schon eine Gefährdung der Disziplin.

Dazu kommt, daß der zügellose Geist der Neuzeit, der Auflehnung, Trotz und vielfach unmögliche Forderungen predigt, eine zu übertriebene Furcht vor seinem Eindringen in die Armee einflößt. Statt ihm diesen Boden durch rechtzeitige Reformen zu entziehen, hat man es für sicherer und bequemer gehalten, jedem Anzeichen von Mißvergnügen und Auflehnung

Digitized by Google

mit größter Energie entgegenzutreten. Leider können nur Wenige die Charakterfestigkeit, das Selbstbewußtsein und die Selbständigkeit von diesen Anzeichen unterscheiden und treten diesen Eigenschaften mit dem selben zornigen Eifer entgegen wie jenen, in der unklaren Hoffnung, die Disziplin der Armee, die sich bereits bei größerer Bewegungfreiheit in blutigen Proben glänzend bewährt hat, auf den friderizianischen Standpunkt des — Orchestrions zurückzuschrauben. Durch diese Praxis würde man nur, im Widerspruch zu den in den neuesten Vorschriften entwickelten Gesichtspunkten, die Erhaltung schon einmal bewährter kriegerischer Tugenden, wie Urtheilskraft, Initiative, Selbständigkeit, Verantwortungmuth u. s. w., die eine Frucht freierer Erziehung sind, bedeutend erschweren und dafür wieder mehr Passivität und äußerliche Unterwürfigkeit groß ziehen.

Wer die Unterwürfigkeit nicht anerkennen will, kennt die menschliche Natur nicht oder leugnet sie. Der Ausdruck „Unterwürfigkeit" mag Anstoß erregen als unvereinbar mit dem hohen Ansehen des Offizierstandes, dem bei uns eine bevorzugte, sogar die erste Stellung unter den Ständen zuerkannt ist. An die Unterwürfigkeit werden auch andere Stände im Verkehr mit Offizieren wenig glauben. Aber diese glänzende Stellung ist doch nur mehr eine äußerliche, die sie in ihrem eigenen Verbande durch starken Verzicht auf Selbständigkeit reichlich bezahlen müssen.

„Das ist ja aber doch keine Unterwürfigkeit, sondern die natürliche Unterordnung unter die Autorität, ohne die keine staatliche Institution bestehen kann, die in der militärischen Hierarchie geradezu die Grundbedingung für ihre Stärke ist und darum mit besonderer Peinlichkeit und Schärfe von ihr verlangt werden muß. Das ist Disziplin!" wird man entrüstet einwenden. Disziplin ist ein sehr einfacher und doch sehr dehnbarer Begriff. Sie ist die Frucht des militärischen Geistes, seiner Gesinnung und Gesittung. Stehen diese mit dem Zeitgeist in gutem Einklang, so ist an der Disziplin nichts auszusetzen, wenn sie auch despotisch und hart ist, wie unter Friedrich dem Großen. Der Zeitgeist drängt aber unaufhaltsam, wenn auch langsam, humanerer Auffassung zu, und in der Sorge, mit der wachsenden Humanität die strammen Bande der Disziplin zu lockern, stemmt man sich heftig dem Gleichschritt des militärischen Geistes mit dem Zeitgeist entgegen. Bis zu einem gewissen Grade ist diese Festigkeit nur zu billigen, denn zu bereitwillige Nachgiebigkeit gegen neue Forderungen steigert diese zu unverständigen Uebertreibungen.

Leider führt diese Erwägung gewöhnlich zu einer eigensinnigen, allzu zähen Behauptung des alten Standpunktes. Dadurch entsteht gar leicht ein großer und oft gefährlicher Mißklang zwischen Zeitgeist und militärischer Anschauung, dessen greller Mißton bei zunehmenden Verstößen gegen die

Digitized by Google

herrschende Disziplin empfindliche Ohren beleidigt. Ob die Abnahme der Subordination mit Recht nur dem unbotmäßigen Geist der Zeit allein zugeschrieben wird? Oder ob die hartnäckige Ablehnung jeder Forderung des Zeitgeistes nicht mindestens der gleichen Mitschuld geziehen werden muß, da dadurch die Versuchung zu derartigen Verstößen vermehrt wird?

Vergehen gegen Subordination und militärischen Geist müssen zur Aufrechterhaltung der Disziplin streng bestraft werden. Aber nicht einseitig an den Uebertretern. Die Ursachen, die diese Vergehen veranlassen, müssen unparteiisch und gewissenhaft untersucht werden. Schlechte Jugenderziehung und unbotmäßiger Charakter sind, bei der Kenntniß der für Indisziplin zu erwartenden schweren Strafen, an sich seltener der Anlaß zu solchen schweren Vergehen als Ungerechtigkeit, Willkür, falsche oder unwürdige Behandlung seitens Vorgesetzter. Wenn sich Insubordination-Vergehen häufiger und auffallender zeigen, so deutet Das weit schärfer auf verborgene Schäden bei den Befehlenden als auf schlechten Geist bei den Gehorchenden, der erst durch jene Schäden verdorben wird. Dennoch sträubt man sich gegen jedes Zugeständniß und jeden Versuch der Abhilfe. Erst wenn das zu zähe Festhalten am Veralteten durch eine Katastrophe als schlimmer Fehler sich erwiesen hat, wird die notwendigste Reform, widerwillig genug, eingeführt. So war es nach 1806.

Die damals unter der harten Noth in Angriff genommene Reform bedeutete einen großen Schritt vorwärts. Auch der weiteren Entwickelung folgte oder hinkte man noch später einigermaßen nach. Freilich bestanden die Rücksichten, die man der wachsenden Humanität einräumte, wenigstens den Offizieren gegenüber, eigentlich nur aus Ermahnungen und Erlassen, die ein ideales Vertrauen zu dem ritterlichen Geist des Offiziercorps bewiesen. Das Geschick der Untergebenen wurde fast vollständig in die Hände der Vorgesetzten gelegt, die nur in der Stärke des Gerechtigkeitssinns sich eigene Schranken ihrer Machtvollkommenheit zu ziehen hatten. Eine Ungerechtigkeit, d. h. ein bewußtes Unrecht eines Vorgesetzten gegen einen Untergebenen, wurde einfach als undenkbar, weil unvereinbar mit ritterlicher Gesinnung, betrachtet, eine gesetzlich formulirte Abwehr dagegen auch nicht vorgesehen. Die Möglichkeit eines Irrthums bei Beurtheilung eines Untergebenen wurde zwar stillschweigend zugegeben, seine Korrektur blieb jedoch nur dem höheren Vorgesetzten vorbehalten, falls dieser ihn als solchen erkannte; dem betroffenen Untergebenen war eine Aufklärung abgeschnitten, weil ihm die Kenntniß seiner Beurtheilung verschlossen blieb. Einzig der Schwäche einer Uebereilung hielt man den Vorgesetzten für fähig, und auch Das nur insoweit, als er bei heftigem Temperament die zwischen Kavalieren verlangte äußerliche Umgangsform bei Rektifizirung eines Untergebenen unter

Digitized by Google

Umständen verletzen könnte. Um sich hiergegen schützen und um dafür Genugthuung erlangen zu können, war dem Untergebenen das Recht der Beschwerde ertheilt. Die Praxis ergab bald, daß von diesem Recht sehr selten Gebrauch gemacht wurde, ob aus erfreulichem Mangel an Veranlassung dazu oder aus andern Gründen, gehört nicht hierher; in höheren Kreisen wurde jedenfalls das Erste angenommen. So wurde den Vorgesetzten über ihre Untergebenen eine große Gewalt gegeben, die mit jeder höheren Stufe immer absoluter wurde; natürlich mußte das Machtbewußtsein ein außerordentliches werden. Die offizielle Autorität erforderte Unterordnung, Achtung und Ehrfurcht, die ihren natürlichen Ausdruck in peinlicher Beachtung der dienstlichen und gesellschaftlichen Formen fanden. Es ist erklärlich, wenn unter dem Eindruck, wie sehr die eigene Zukunft in der Hand des Vorgesetzten ruhte, der Eifer in Beachtung der Formen sehr entflammte, so daß er die lautere Gesinnung und das persönliche Selbstgefühl oft übertraf.

So ist es immer gewesen, so lange es hierarchisch gegliederte Gemeinwesen giebt, und eben so lange sind die unworbenen Mächtigen empfänglich gewesen für Schmeicheleien, selbst für die kräftigsten. Auf der einen Seite wuchern Kriecherei, krasse Eigensucht, Charakterschwäche, Ränkesucht, auf der andern Hochmuth, Willkür, Empfindlichkeit, Ungerechtigkeit empor, Beides wetteifernd mit einander. Die göttliche Flamme, die aus weiter Ferne dem Schiffer auf dem Weltmeer den Weg zum Ideal weist, bleibt unbeachtet, und das dicht vor dem Fahrzeug im blendenden Glanz des Eigennutzes hintaumelnde Licht lockt ihn in die Brandung.

Wenn man in Wahrheit auch nicht verkennen konnte, daß unter den Vorgesetzten, die — selbst die höchsten — sozusagen doch auch Menschen blieben, ein Sieg der menschlichen Schwäche über Gewissenhaftigkeit, d. h. eine zu weite oder nicht zu billigende Ausdehnung der Machtbefugniß, möglich war, so unterließ man es dennoch, eben weil man solche Fälle als höchst seltene Ausnahmen ansah, im Interesse des idealen Ansehens der Subordination, besondere Strafandrohungen dafür zu erlassen. Man behielt sich vor, solche Vorkommnisse in aller Stille und Diskretion durch ehrenvolle Pensionirung zu ahnden, so weit sie zur höheren Kenntniß gelangen würden, was aber bei den herrschenden Anschauungen stets weit gefährlicher für den Kläger als für den Beklagten blieb. Wenn dieser Unvollkommenheit, die auch der besten Armee nie ganz erspart wurde, einige Opfer fielen, so blieben es längere Zeit hindurch deren doch nur wenige, die auf die allgemeine Stimmung kaum schädlichen Eindruck hinterließen, denn das Bewußtsein blieb doch immer vorherrschend, daß scharfe Augen auch hierüber wachten und den einmal nicht ganz zu verhindernden Uebelstand auf die möglichst engen Grenzen einschränkten.

Digitized by Google

Wurde somit der modernen Anschauung hierin auch nicht übermäßig eifrig Rechnung getragen, so geschah es in anderer Richtung um so bereitwilliger. Das war die materielle Verstärkung der Armee. Man erschloß viel weiteren Kreisen des Bürgerthums als bisher die militärische Laufbahn. Das war zwar nur ein Gebot der Nothwendigkeit und schien zweifellos manchem alten Militär ein sehr hartes Gebot, aber es war doch auf die Dauer nicht zu verkennen, daß sichtlich ein frischerer und kräftigerer Geist das Offiziercorps erfüllte, denn jeder Persönlichkeit war ein gegen früher großes Maß von Freiheit gelassen, seine Individualität kräftig zu entwickeln. So erwuchs mit einem Schlage Thatenlust und Thatkraft, Verständniß und Einsicht, Selbstgefühl und Initiative; und unter dem Feuer der größeren Freiheit härtete die frühere eiserne Disziplin sich zu Stahl.

Um so unbegreiflicher muß es scheinen, wie nach diesen glänzenden Proben und Erfahrungen das Mißtrauen gegen die bewährten Zugeständnisse erst leise heranschlich, immer sichtbarer anschwoll und endlich als rücksichtloser Bekämpfer und Vernichter des neuen Geistes auftrat und hierin einen Sieg zu erringen im Begriff steht, der vielleicht vollkommener sein wird als der über Frankreich. Der Antrieb zu dieser Feindschaft, die weiter Blickende lange sich vorbereiten sahen, kann wieder nur durch die steigende Besorgniß vor den Ausschreitungen des Zeitgeistes unter den weitesten Volksschichten erklärt werden. Man sprach ziemlich unverhüllt die Sorge aus, daß der militärische Geist, worunter man wiederum fast ausschließlich nur die engere Disziplin verstand, durch Ansteckung gefährdet werden könne. Um dieser Gefahr zu begegnen, wurde die so schon kaum durch mehr als moralische Schranken gemäßigte Macht der Vorgesetzten durch Aufstellung der Tendenz von der Nothwendigkeit einer Armeeverjüngung verdoppelt. Die Nützlichkeit bezw. Nothwendigkeit dieses Schrittes hatten alle Einsichtigen schon vorher unumwunden anerkannt, zum Theil mit dem Bewußtsein, ihr einst selbst zum Opfer fallen zu müssen, aber unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß für die Auswahl der Auszuscheidenden bestimmte Normen aufgestellt würden, die die vom militärischen Standpunkt sonst so außerordentlich geschätzte Gleichmäßigkeit eines Verfahrens mit ausreichender Garantie für Unparteilichkeit versehen würden.

Es soll hier auf die Ausführung einstweilen nicht näher eingegangen werden. Eins aber muß jetzt schon betont werden. Bereits die ersten Purifikationen verbreiteten ein allgemeines Gefühl der Unsicherheit. Niemand konnte sein Geschick voraussehen, mochte er auf starken oder schwachen Füßen stehen. Einerseits genügte das ungünstige Urtheil oder Vorurtheil eines einzelnen Vorgesetzten, den Sturz eines tüchtigen Offiziers herbeizuführen, andererseits das aus irgend welchen

Digitized by Google

Rücksichten eingelegte Fürwort eines Mächtigen, die Rettung des Schwachen zu sichern. Diese doppelte Wahrnehmung mußte auch zugleich die Schäden, die Folgen menschlicher Unvollkommenheit, die vorhin als bedauerlicher, aber unvermeidlicher Appendix jeder Armee bezeichnet wurden, verdoppeln, um so mehr, als das beschleunigte Verfahren bei der Verjüngung einen Jagdeifer entfaltete, der eine ruhige unparteiische Abwägung bei der Auswahl des abzuschießenden Wildes mehr noch als sonst erschwerte. Die bisherige Machtbefugniß wurde durch die Verhältnisse noch viel weiter als vorher ausgedehnt, mit ihr zugleich das Machtbewußtsein der Entscheidenden, das bei vielen merkbar, bei nicht wenigen unliebsam in die Erscheinung trat. In gleichem, richtiger wohl noch in höherem Grade wuchs das Bewußtsein der Abhängigkeit und zwang auch selbst starke, selbstbewußte Charaktere zur äußersten Vorsicht und Zurückhaltung. Selbständige Ansichten und Meinungen konnten selbst bei aller Loyalität leicht gefährlich werden, wenn sie mit denen eines Vorgesetzten nicht ganz übereinstimmten. Es war keine so seltene Erscheinung mehr, daß Devotion weit mehr Anerkennung fand als Unabhängigkeit, die sich auf pünktliche Beachtung der militärischen und gesellschaftlichen Formen beschränkte; in einzelnen Fällen schützte bei diesem Verhalten selbst anerkannte Tüchtigkeit und Gediegenheit nicht vor Abneigung und Mißtrauen Einzelner; es gab Vorgesetzte, die in solchen Charakteren eher eine Gefahr als einen Gewinn für die Armee witterten.

Unter diesen Umständen kann es keine Uebertreibung genannt werden, wenn man von „Unterwürfigkeit" der Untergebenen spricht. Es ist zu hoffen, daß die Verjüngung-Periode, deren scharfer Verlauf dem Geist der Armee dieses Gepräge aufgedrängt hat, auch einmal beendet wird und daß im ruhigen geregelten Gange das Gefühl verhältnißmäßiger Sicherheit wiedergewonnen wird.

Im engeren Sinne ist Unterwürfigkeit von der besten Disziplin nicht zu trennen, im weiteren Sinne ist sie ihr schlimmster Feind. Dieser wird schon gegen jede Absicht schnell erweckt, wenn auch nur ein kleiner Bruchtheil der Vorgesetzten, durch besondere Zeitverhältnisse ermuthigt, sich über die moralischen Schranken ihrer Machtbefugniß unbedenklicher hinwegsetzen. Das wirkt wie warmer Regen auf die Erzeugung der Pilze, die erst in einzelnen Exemplaren, dann in Gruppen emporschießen und endlich den ganzen Waldboden überziehen.

Die Freude und Genugthuung über solche entgegenkommende und bequeme Subordination — das ist der weniger anstößige, aber genau identische Ausdruck für „Unterwürfigkeit" — unter alles Verlangte ist nur Verblendung und Kurzsichtigkeit. Ist sie nur eine äußerliche, aus egoistischen und Utilität-Rücksichten hervorgegangene, so birgt sie Gefahren in sich, die das

Digitized by Google

Mark der echten Disziplin heimlich zerfressen; wird sie durch lange Gewohnheit bei der großen Masse zur Wahrheit, wozu die schwache Natur nur zu leicht neigt, so werden selbst starke Charaktere auf die Dauer sich ihrer entnervenden Wirkung nicht leicht entziehen. So kann man vielleicht einst noch einmal die Klage Friedrichs des Großen wieder zu hören bekommen, der, sei es mit bewußtem oder unbewußtem Selbstvorwurf und mit unheimlich prophetischem Blick in den bitteren Ruf ausbrach: „Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen!"

Als dieses Wort grausame Wahrheit geworden war, da rief Das allgemeine und ungeheure Bestürzung hervor; die größte in den Kreisen, die in sich die Pfleger der zerstreuten Saat, die plötzlich so verderbliche Frucht gezeitigt hatte, instinktiv erkennen mochten. Und doch hatte es nicht an muthigen Männern gefehlt, die unverdrossen auf die immer üppiger emporschießenden Schäden hinwiesen, auf ihre Gefährlichkeit aufmerksam machten und Mittel zu ihrer Bekämpfung vorschlugen. Scharnhorst war nicht der Einzige, aber der Unermüdlichste, Unerbittlichste und Konsequenteste unter den wenigen Warnern. Zahlreicher waren die Männer, die zwar mit scharfem Blick die Schwächen des herrschenden Geistes erkannten, aber unter seinem Banne ihre Beobachtungen vorsichtig in sich verschlossen. Wenn solche Erkenntniß der realen Verhältnisse sie das dräuende Heranziehen einer Katastrophe nicht ahnen ließ, schützte sie sie doch wenigstens bei ihrem plötzlichen Hereinbrechen vor der Kopflosigkeit ihrer meisten und vorzugsweise älteren Genossen, die das Gefühl ihrer Unfehlbarkeit und Unantastbarkeit sogar beinahe in ihren eigenen Augen einbüßten.

Will man ein klares Bild davon bekommen, wie ein solches Ueberwuchern von, man möchte sagen: ursprünglich natürlichen Schäden des Militarismus durch zähes Festhalten an ihnen, durch Uebertreibungen und Auswüchse an sich berechtigter und einst segensreicher Grundsätze und bewährter Einrichtungen den inneren Geist der Armee trotz ihres äußeren Glanzes, ihres hohen Ansehens, ihrer ruhmvollen Vergangenheit, trotz ihrer wirklich vorhandenen Vorzüge an Tapferkeit, Anspruchslosigkeit, Gehorsam, — kurz an Disziplin ehemaliger Auffassung, so ganz unvermerkt auf ein Niveau herabsinken konnte, das selbst nicht mehr durch jene Vorzüge und Tugenden genügend ausgeglichen werden konnte, — dann lese man einmal aufmerksam die Erinnerungen des weiland Königlich Preußischen Kriegsministers Hermann von Boyen. Er war einer aus der genialen Schaar, die Scharnhorst bei seinem schweren undankbaren Reformwerke treu zur Seite stand, vielleicht der ehrlichste Anhänger des Meisters, jedenfalls sein überzeugtester Schüler, sein konsequentester Nachfolger. Ist er vielleicht gerade darum der Einzige aus jener Schaar, dem kein Denkmal gesetzt ist?

Digitized by Google

Niemand wird seinen „Erinnerungen" jugendlichen Uebereifer, unreife Ideen oder gehässige Verstimmung vorwerfen können, denn er begann erst als sechzigjähriger Mann, sie niederzuschreiben, nachdem er die höchste Stellung in der Armee bekleidet hatte, die er später noch einmal einnehmen sollte. Mit einem Freimuth, einer Unbefangenheit, die den heutigen Leser fast fremdartig anmuthet, weist Boyen auf die Entstehungursachen, die schnelle, unbemerkte Verbreitung, die schweren Konsequenzen der Schäden, die Schwierigkeiten ihrer nur theil- und zeitweise gelungenen Unterdrückung, ihres allmählichen Wiederauflebens hin. Und immer wieder muß sich der Leser ernstlich vergegenwärtigen, daß die Beleuchtungen eine Periode behandeln, deren Anfang über 100 Jahre zurückliegt und daß sie bereits vor 60 Jahren niedergeschrieben sind, wenn er sich dem häufig wiederkehrenden Eindruck entziehen will, als beleuchteten sie Zustände der Gegenwart.

Das könnte wohl Veranlassung geben zu strenger, gewissenhafter Selbstprüfung. Ist in der Armee wirklich Alles so vortrefflich, wie Viele in stolzer Selbstgenügsamkeit glauben oder zu glauben vorgeben?

Muß nicht der Geist der Armee im schmeichelhaftem Gegensatz zum ewig unzufriedenen, begehrlichen Volksgeist ein musterhafter sein, da aus ihren eigenen Reihen fast nie eine Klage ertönt über unangemessene oder ungleiche Behandlung oder gar Parteilichkeit bei den Vorgesetzten?

Und doch räumen selbst manche höhere Militärs gelegentlich im Vertrauen einige Unvollkommenheiten ein, die sie aber vollständig entschuldigt, beinahe gerechtfertigt glauben durch den Hinweis, daß „Ungleichheiten, Härten und selbst einzelne Ungerechtigkeiten in einer so großen Armee niemals ganz zu vermeiden seien". Diese banale Wahrheit hat sich der schlichte Verstand längst selbst gesagt, aber auch, daß, wenn es grundsätzlich verschmäht wird, gegen solche „Kleinigkeiten" überhaupt ernstlich einzuschreiten, es nicht zu verwundern ist, wenn die „Ungleichheiten, Härten und selbst Ungerechtigkeiten" in immer weiteren Kreisen fast als ihr geduldetes Standesprivilegium angesehen werden. Wer trägt die Schuld daran, wenn die so nachsichtig entschuldigten Schwächen sich mehr und mehr zu gefährlichen Schäden entwickeln? Aber auch selbst bei dieser Erkenntniß wird die stolze Ueberzeugung von der eigenen Vortrefflichkeit und davon, daß trotz solcher „Kleinigkeiten" bei uns Alles doch noch weit vollkommener und besser sei als in jeder anderen Armee, in keiner Weise erschüttert.

Das ist genau der Geist der Selbstzufriedenheit, mit dem die preußische Armee einst nach Jena zog.

In einem künftigen Kriege aber wird die Armee Sieger bleiben, die von diesen Schäden sich frei gehalten hat. Möge es die deutsche Armee sein!

Hannover. Major a. D. Tottleben.

Digitized by Google

Der Antisemitismus und die Juden.*)

I. Fehler der Juden.

Daß die Verfolgung der Juden so große Dimensionen annahm, dazu hat sicher der Charakter der Verfolgten selbst beigetragen.

Nicht daß ihnen Geist oder Feinheit fehlte; aber die beständige Gewöhnung der Juden, seit undenklicher Zeit alles Interesse auf den Handel zu konzentriren, hat dazu geführt, daß bei ihnen die gewohnheitmäßige Verschlagenheit, ja Verlogenheit in Verbindung mit der allen Handeltreibenden eigentümlichen geringen Energie der Muskelthätigkeit vorherrscht, — und Das sind Züge, deren scharfes Hervortreten die Massen veranlaßte, in ihnen spezifisch jüdische Eigenschaften zu sehen, ohne daß man bedachte, daß dabei vielmehr von professionellen Merkmalen des Handelsstandes überhaupt gesprochen werden müßte.

Zu den Ursachen der Verfolgung gehört ferner die Häufigkeit der physischen Entartung bei den Juden, die eine große Anzahl von genialen, aber auch von nervenschwachen, größensüchtigen und übertrieben ehrgeizigen Individualitäten bedingt. So oft der Jude ein Talent ist, so selten ist er ein Charakter; wie er jenes zu steigern und zu verfeinern gewußt hat, hat er diesen oft erniedrigt. Die jüdische Rasse ist eine der allerhartnäckigsten; nur die starken, die energischen, die kräftigsten können sich darauf versteifen, Juden sein zu wollen, deshalb besitzt die Rasse eine furchtbare Ausdauer; die Schmiegsamkeit und Dehnbarkeit, hinter der die Zähigkeit sich versteckte, bedingte eine sittliche Minderwerthigkeit. Der Jude hat die Biegsamkeit seines Wesens theuer erkauft und das beständige Ducken und Beugen hat ihn der Grabheit beraubt. Gezwungen, stets zu Kompromissen und Opportunitäten bereit zu sein, hat er sich gewöhnen müssen, sich zu kompromittiren, und ist oft ein serviler Schmeichler geworden, der im Kampf ums Dasein Ehre und Gewissen häufig dem Nutzen opfert.

So hat er schließlich einige seiner großen historischen Eigenschaften verloren. Muth und Todesverachtung waren glänzende Züge jener robusten Rasse, die in dem Herrn der Heerschaaren ihren Bundesgenossen erblickte, die ihr Blut auf den hartumstrittenen Mauern von Massad verspritzte, wo der triumphirende Sieger einziehend sah, was selbst ein römisches Herz beben machte: wie ein ganzes Stadtvolk von eigner Hand gefallen war, weil es die gemeinsame Schmach nicht überleben wollte.

Heute zeigt die Seltenheit der Selbstmorde und des kriegerischen Geistes unter den Juden, daß diese alten Tugenden unter ihnen nicht mehr lebendig sind, daß an ihre Stelle oft eine instinktive Furchtsamkeit und eine feige Angst vor dem Tode getreten ist.

Diese Entwürdigung der Juden hat, wie ihre Verschlagenheit, eine ihrer Ursachen in der vererbten Wirkung der Armuth und Dürftigkeit, die unter einem rauhen Klima Leib und Seele erniedrigt. Noch heute schließen in Rußland, in Rumänien, feindliche Gesetze die Juden von einzelnen Orten aus; es bleibt ihnen nichts übrig, als in Betrug zu leben, schlau durch die Maschen des Netzes

*) Aus dem interessanten Buche Lombrosos über den Antisemitismus, das in diesen Tagen (bei G. Wigand in Leipzig) erscheint, haben Verfasser und Verleger schon vorher der „Zukunft“ einige Fragmente zur Verfügung gestellt.

Digitized by Google

zu schlüpfen, mit dem das Gesetz sie einengt; die Partie ist dort zwischen Juden und Christen nicht gleich, — und der Jude muß betrügen.

Als Agent des Steuerfiskus oder des Magnaten glich der Jude dem zur Jagd oder zum Fischfang für seinen Herrn abgerichteten Vogel; er war der erbliche Agent jeder Unterdrückung und Ausnützung. Von oben erbarmunglos getreten, drückte er ohne Mitleid nach unten; nur als ein Schwamm betrachtet, aus dem möglichst viel ausgepreßt werden sollte, suchte er sich möglichst vollzusaugen. Betrachten wir ein Beispiel statt vieler. Der „Faktor" in Halbasien, der polnische Jude, wurde lange Zeit vom Staat und der Kirche verwendet, um Steuern, Gebühren, Renten und Zehnten einzuziehen. Dieser Faktor hat von Berufs wegen ein doppeltes Antlitz, eines, unterwürfig, servil und ewig lächelnd, das er dem „Pan" zuwendet, ein anderes, hart und stolz, das er dem Bauern und Pächter zeigt; so kommt es, daß der Jude anmaßend und doch kriechend zugleich ist.

Die jüdische Rasse hat keine physische Kraft. Der Jude, zumal in den großen Ansiedelungen Osteuropas, ist oft klein und schlank, von erschöpftem, elenden Aussehen. Keine Rasse vereint so wie die jüdische mit dem Anschein der Schwäche die enorme Widerstandsfähigkeit gegen Leiden; diese wunderbare Vereinigung von Gegensätzen stammt daher, daß die Rasse an Leib und Seele das Produkt einer zweitausendjährigen Auslese ist, einer Auslese, wie sie härter und unerbittlicher lebende Wesen kein zweites Mal haben erdulden müssen. Alles, was an zu weichen Elementen in ihr enthalten war, hat eine Elimination erfahren durch den Tod oder durch die — Taufe; daher die beispiellose Kraft, das Ueble zu ertragen.

Vielleicht ist es natürlich, daß sich in den so lange Unterdrückten der Kitzel regt, Andere auszustechen, sich geltend zu machen, sich vor- und aufzudrängen, wäre es auch nur mit den Diamanten und Perlen ihrer Frauen, mit schreiendem Luxus, mit Equipagen und Lakaien. Das macht sie den Anderen antipathisch, denn der Mensch, der nun einmal die Anderen unter sich sehen will, kann es nicht ertragen, daß diese Anderen es treiben wie er selbst.

Nun denke man noch an den düsteren, monotonen, ganz unkünstlerischen und unplastischen Kultus der Juden, an ihren seit des Tacitus Zeiten mürrischen und verschlossenen Charakter, so sind die wesentlichsten Ursachen genannt, die Individuen und Nationen zu ihren antijüdischen Gefühlen bestimmen.

II. Die Rassenfrage.

Sehr populär ist die Behauptung, daß der Jude als Semit die Reinheit der europäischen Rassen befudelt und ihre natürliche fortschreitende Entwickelung hemmt. Nun scheint mir dieser so oft ins Feld geführte Vorwurf nur hingestellt, um die ererbte Abneigung zu motiviren; eine ernsthafte, wissenschaftliche Prüfung hält er nicht aus, weil die Juden gar nicht reine Semiten sind und weil es in Europa nirgends eine höher entwickelte Bevölkerung giebt, die nicht sehr gemischt wäre; ja, die Rassenmischung ist gerade einer der wichtigsten Faktoren des Fortschritts, wie ich in meinem Buch über den politischen Verbrecher (Bd. I. S. 212) näher nachgewiesen habe.

Der den Juden gemachte Vorwurf, die arischen Rassen zu verderben, ist paradoxer Weise gerade deshalb wissenschaftlich völlig unhaltbar, weil unter den Juden das Arierthum sicher stärker vertreten ist als das Semitenthum. Diese merkwürdige Thatsache ergiebt sich mit Sicherheit aus den Untersuchungen von v. Luschan, welche dieser auf der 23. Versammlung der deutschen Anthro-

Digitized by Google

pologen mitgetheilt hat.*) v. Luschan zeigt in dieser Arbeit, daß die sogenannten semitischen Völker durchaus keine von arischen Beimischungen freie Rasse repräsentiren, da sie Bestandtheile assyrischen, abessynischen, armenischen Ursprungs eben so wohl einschließen wie solche phönizischer und babylonischer Herkunft. Von alten semitischen Völkern und Stämmen sind nur die Beduinen Südarabiens rein semitischer Rasse und bewahren den altsemitischen Typus in der Sprache, in der länglichen Schädelform, im dunkeln Teint und der kurzen, kleinen Nase; denn diese, nicht die jüdische Nasenform, ist die eigentlich semitische. Ganz andere Merkmale fand v. Luschan auf Grund der Untersuchung von 60 000 Fällen bei den Juden. Er fand bei 50 pCt. Kurzschädel, bei 11 pCt. blondes Haar und die spezifisch jüdische Nase in starkem Verhältniß. Im Uebrigen fand er eine bunte Mischung der verschiedensten Typen, sowohl bezüglich der Formverhältnisse des Schädels wie der Färbung von Augen und Haar; eigentliche Langschädel fand er schließlich nur bei 5 pCt. Man sieht also, daß nur ein kleiner Bruchtheil der Juden wahre Semiten sind, während die große Masse anderen Rassen angehört. Zu ähnlichen Resultaten kam Jacobs, der in England etwa 120 000 Juden untersuchte. Er fand bei 21 pCt. blaue Augen, bei 29 pCt. blondes Haar u. s. w. Woher kommen nun die Kurzschädel bei Syrern und Juden? Woher die krummen Nasen, woher die vielen Blondköpfe? Um bei den Blondköpfen anzufangen, so könnte man bei der Bevölkerung Syriens an die Kreuzfahrer denken und bei den blonden Juden in Europa an den ihnen beständig gewordenen Zufluß arischer Elemente, den stets nachweisbaren Uebertritt blonder Indogermanen zum Judenthum. Aus diesen Vorkommnissen allein aber läßt sich das Auftreten von 50 pCt. Brachycephalen und 29 pCt. blonden Individuen unter den heutigen Juden nicht erklären. Indessen fehlt es auch nicht an anderen erklärenden Umständen. Schon in der jüdischen Bevölkerung des heutigen Syriens und Palästinas sind 11 pCt. blondhaarig, ferner muß man an die in der Bibel so oft erwähnten Amoriter, an die riesenhaften Enakskinder denken, die ein eigentlich blondes Volk waren, ähnlich den auf altegyptischen Wandmalereien dargestellten blonden Menschen. Eben so unzweifelhaft ist es, daß die Amoriter einen Zweig jener blonden Völker darstellen, deren megalithische Monumente noch heute an der Nordküste Afrikas nachweisbar sind; wahrscheinlich handelt es sich hier um europäische Stämme, die das milde Klima übers Meer nach Afrika lockte, ganz wie später der milde Himmel Italiens die blonden Germanen über die Alpen gelockt hat. Damit ist mindestens das Auftreten blondhaariger Juden erklärt. Etwas schwieriger ist die Erklärung der Thatsache, daß unter den Juden die Brachycephalie so sehr häufig ist, manchmal in ihren extremsten Graden, auch unter den Juden Italiens, wo ein Längen-Breitenindex von 88 mehrfach vorkommt. In dieser Beziehung ist es bemerkenswerth, daß v. Luschan in Kleinasien, in dessen Bevölkerung die Armenier stark vertreten sind, gleichfalls häufig extreme Brachycephalie gefunden hat. Nun sind die Armenier das am Meisten brachycephale Volk der Erde. Im Uebrigen gehören zu ihren ständigen anthropologischen Merkmalen dunkle Augen, schwarze glatte Haare und ganz besonders dicke, krumme Nasen, die bei uns als spezifisch jüdisches Merkmal gelten, die aber in Zukunft als armenische Nasen bezeichnet werden müssen.

Die Messung und anthropologische Beobachtung der syrischen Juden hat ergeben, daß hier neben blonden und neben zahlreichen semitischen Typen eine

*) Die anthropologische Stellung der Juden. Berlin 1892.

Digitized by Google

Majorität von dunkelhaarigen Juden mit kurzem, hohem Schädel besteht, die auch in der übrigen Bevölkerung Syriens unter Muhamedanern, Christlich-Orientalen, Drusen und Maroniten gleichmäßig vertheilt ist und in Stadt und Land, im Gebirge und in der Ebene sich nachweisen läßt; unzweifelhaft ist dieses Element identisch mit der kleinen brachycephalen Rasse Kleinasiens und der vorgriechischen Bevölkerung Hummels; historisch ist diese Rasse nahe verwandt mit dem großen Kulturvolk der Hethiter.

Das Volk der Hethiter hatte seine Kulturblüthe in Syrien und Kleinasien, etwa 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Andeutungen seiner Existenz kennt man seit Langem aus egyptischen und assyrischen Inschriften wie aus der Bibel. Erst in den letzten Jahren ist dieses Volk und seine Geschichte in das volle Licht moderner Forschung getreten, Dank neuen erfolgreichen Ausgrabungen. Die Ergebnisse dieser Forschungen bestärken die Anthropologen in der Annahme, daß die brachycephalen Juden von den Hethitern herstammen, die, ein Stamm echt arischer Herkunft, schon im grauen Alterthum eine hochentwickelte Kultur hatten; lange vor Homer besaßen sie epische Dichtungen, verwendeten ein verwickeltes System der Keilschrift und bauten großartige Paläste, deren künstlerische Skulpturen noch heute Bewunderung erregen. Das Alles in einer Zeit, in der die Menschen Italiens in Grotten und Erdhöhlen wohnten und kaum gelernt hatten, Werkzeuge aus Feuerstein zu machen.

Der ganze angebliche Rassengegensatz verflüchtigt sich also im Lichte der kraniologischen Forschung, die uns zeigt, daß im Judenthum mehr arisches als semitisches Blut steckt.

Die breite arische Grundlage des Judenthums empfing die fruchtbare Anregung der Rassenkreuzung, die ein wesentlicher Faktor des menschlichen Fortschritts ist und zusammen mit der noch mächtiger anregend wirkenden klimatischen Anpassung uns erklärt, wie das Judenthum, trotz mancher auf Inferiorität hinwirkenden Eigenschaften (und hierher gehört auch dessen mindestens 5 pCt. betragender Gehalt an semitischem Blute), sich so ganz arischen Gewohnheiten angepaßt, arische Intelligenz sich angeeignet und in manchen Fällen sogar übertroffen hat, und daß die Juden der arischen Bevölkerung, unter der sie leben, in so hohem Grade ähnlich geworden sind; bei Alledem muß man einräumen, daß sie einen eigenthümlichen Typus bewahren, der bei der Inzucht unter den Juden und ihrer abgeschlossenen, wenig differenzirten Lebensweise mit Nothwendigkeit entstehen mußte.

III. Die Juden und der Fortschritt.

Ein für sie speziell wirksamer Faktor treibt die Juden auf die Bahnen des Fortschritts: es fehlt ihnen an jenseitigen, unirdischen Idealen. Wenn Renan von den Juden sagen konnte, daß sie bei jeder Revolution, in allen Epochen als Ferment mitgewirkt haben, so liegt Das daran, daß sie immer zu den Unzufriedenen gehörten. Ihre Ideale gehörten nicht zu denen, auf die man nur hofft, ohne zu begehren; sie strebten nicht in so hohe, vage Gebiete, und konnten ihren Ehrgeiz nicht zu Träumen und Utopien steigern. Sie glaubten sich berechtigt, unmittelbare Befriedigung zu verlangen, anstatt der Anweisungen auf eine ferne Zukunft. Daher die beständige Unruhe der Juden, die ihren Ausdruck im Prophetismus und seiner letzten Phase, dem Messianismus und Christenthum, fand und die sie in die Diaspora begleitete, um hier die verschiedensten Formen anzunehmen. Für Israel ist das Leben, das Gott dem Menschen hier gegeben hat, gut; Leben ist schon Genießen. Der Prediger

Digitized by Google

Salomonis sagt: „ich habe erkannt, daß es kein Glück giebt, außer der Freude, so lange das Leben währt.“ Der Jude weiß, daß er nur eine kurze Spanne Zeit sein nennt, die will er genießen, und er schmachtet nach materiellen Genüssen, die ihm das Leben angenehm gestalten.

Die Völker, die an ein Jenseits geglaubt haben, die sich von chimärischen Hoffnungen einlullen und vom Traum der Ewigkeit einschläfern, die sich durch das Dogma von Lohn und Strafe, Himmel und Hölle, schrecken ließen, alle diese Völker haben Elend und Schmerzen des Diesseits gesenkten Hauptes hingenommen. Die Hoffnung auf Himmelsfreuden verlieh ihnen Geduld und Resignation, hielt sie von jeder Auflehnung gegen Jammer und Schmerzen ab. Der Haß gegen die Ungerechtigkeit wird durch die Sicherheit eines künftigen Ausgleichs wunderbar in Schranken gehalten. Was bedeuten denn, so fragt Renan, für die Völker, die an ein ewiges Reich vollkommenster Gerechtigkeit glauben, die flüchtigen Ungerechtigkeiten des Diesseits. Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele stimmt zur Resignation, und in der That läßt sich auch eine Abnahme der Starrheit des Judenthums von der Zeit an beobachten, wo in Israel der Glaube an eine persönliche Fortdauer Wurzel schlug. Aber diese Idee hat nicht mehr mitgewirkt bei der Bildung der festen Grundzüge des jüdischen Charakters; für ihn ist das gegenwärtige Leben das eigentliche und wirkliche. Der Mann, den dieser Hebräer bewunderte und bewundert, ist nicht der Heilige, nicht der Ergebene, sondern der Gerechte. Der Gott der Propheten will, „daß das Recht sei wie ein Strom Wassers, und die Gerechtigkeit wie ein niemals trocknender Sturzbach“. Nach den Propheten waren die Reichen das Hinderniß der Gerechtigkeit und diese kann nur von den Armen wieder zurückgeführt werden. Darum schaarten sich die Ebionim, die Armen und Belasteten, um ihre Tribunen, die Propheten, und protestirten mit ihnen gegen die öffentlichen Lasten. Nach der Rückkehr von Babylon bestand das jüdische Volk aus einem Kern von Armen und Frommen. Ein großer Theil der Psalmen rührt von ihnen her, und zwar besteht er zum größten Theil aus Protesten gegen die Reichen; sie symbolisiren den Kampf der besitzlosen Massen gegen die Mächtigen. Aufgestachelt von den Worten ihrer Dichter, ließen sich die Ebionim in ihrem Elend nicht betäuben, sie dachten an den Tag der Rache, den Tag, an dem der Böse gestürzt und der Gute erhöht werden würde, den Tag des Messias. Das Reich des Messias mußte für diese Demüthigen das Reich der Gerechtigkeit sein, das noch nicht gekommen war. Als Jesus kam, wiederholte er, was die Propheten gesagt hatten. Er sagte: selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden, und: es ist leichter, daß ein Kameel durchs Nadelöhr gehe, denn ein Reicher ins Himmelreich.

Der Gedanke der Juden von der Bedeutung des Lebens und Todes lieferte also ihrem Geiste das erste Ferment revolutionärer Gährung. Von dem Gedanken erfüllt, daß das Gute, d. h. die Gerechtigkeit, sich diesseits, nicht enseits des Grabes verwirklichen müsse, suchten sie die Gerechtigkeit auf Erden, und da sie sie niemals fanden, forschten sie, beständig unzufrieden, auch ferner unruhig nach ihr. Ihr Gottesbegriff gab ihnen ein zweites Element von revolutionärer Bedeutung, er führte sie zu einer Vorstellung der Gleichheit der Menschen, zum Anarchismus. So kam es, daß sie wohl die Obrigkeit immer hingenommen, sie aber nie freudig und mit ganzem Herzen anerkannt haben.

Turin. Professor Cesare Lombroso.

Digitized by Google

Die Verfassung der Kukuksinsel.

Vor vierhundert Jahren hatten auf der bekannten Sargasso-Insel große Revolutionen stattgefunden. Alles war von oben nach unten gekehrt, das friedliche Land dampfte von Blut und rauchte von Brandstätten. Alle Vermögensverhältnisse waren umgewälzt, mörderischer Pöbel herrschte, adlige Herren streiften wie die wilden Antilopen über verödendes Buschland. Dann kam die Reaktion und trug einen weisen Doktor an die Spitze des Staates. Er wurde der Solon des Kukukseilandes; er war nicht sentimental, sondern machte blanke Arbeit; die tigerhaftesten und schmutzigsten Parteimänner der Revolutionjahre verbannte er — in unsere Welt, wohin sie leidlich paßten.

Er sollte eine Verfassung geben und wußte lange nicht, welche? Die Herrschaft der Weisen sollte es sein, ganz nach Plato. Aber wie sie etabliren? Er überblickte die Geschichte seiner Kukuksinsel und ihrer letzten Umwälzungen.

Absolute Monarchien hatte man zahllose gehabt, und zwar von Volkes wie von Gottes Gnaden. Das waren aber blos Wörter gewesen. Der König war nie Instrument Gottes, noch weniger des Volkes; er war Instrument geworden bald seiner Lieblinge, bald der Buhlerinnen: darin lag eine gewisse Abwechselung: aus Pornokratie wurde Herrschaft der Sklaven; Herrschaft der Priester im besten Fall; immer aber Herrschaft des Abschaums, Ochlokratie im schönsten Wortsinn. Uns scheint „Solons" Urteil über das Regiment des Einen einseitig und hart; wir müssen aber erwägen: im Kukukslande waren wenigstens die Gottesgnadenkönige stets so auferzogen worden, daß sie wirklich den Schlechten mit Nothwendigkeit in die Hände fallen mußten. Man hatte sie von Kindheit auf so eitel gemacht, daß sie später ehrliche Worte nicht mehr zu hören vermochten; man hatte sie auf leere Formen hin gedrillt, bis sie ihr lebendiges Menschengefühl verloren; man hatte ihren Blicken das wirkliche Leben sorgfältig entzogen; man zwang sie zu ganz konventionellen Ehen und trieb sie dadurch mit Gewalt dahin, wo heißes Fühlen und Lieben ihrer hungernden Phantasie wenigstens vorgespiegelt wurde. Da regirten denn freilich im „absoluten" Staat Halbwelt und Halbmännlichkeit. Aus der Kukuksbarbarei des fünfzehnten Jahrhunderts heraus konnte „Solon" nicht ahnen, welch hoher Entwickelung das europäische Fürstenthum zu unserer Zeit fähig war.

Ja. ein König war einmal dagewesen, der hatte Tag und Nacht regirt, unumschränkt, unermüdlich, auch wohlwollend und gerecht. Vom Reichsmittelpunkte aus hatte er durch eine strenggegliederte Stufenleiter von Beamten die ganze Nation in Respekt gehalten; vor seiner Polizei hatte das Verbrechen sich versteckt, seine Inspektionen hatten Schule und Haus unaufhörlich alarmirt; die Straßenordnungen waren drakonisch, die Häuserreihen schnurgerade, alle Wald- und Wiesenwege „verboten". Keine Unordnung, kein Holzfrevel: die Richter durften feiern — oder vielmehr, sie durften ihre Thätigkeit auf Bagatellsachen beschränken, was sie ausgiebig thaten. Alles war Bagatelle in Staat und Gesellschaft: wer eine Weinkneiperei veranstalten wollte, fragte beim Amt um Erlaubniß an. Jeden Theater- oder Droschkenplatz vertheilten Schutzleute. Die Bildung blühte, der Wohlstand nahm reißend zu. Das goldene Zeitalter schien gekommen, — und Dies eben war der Anfang jener entsetzlichen Revolution.

Digitized by Google

„Soll das Volk Dir Hymnen dudeln,
„Peitsch sie ruhig in's Gesicht;
„Doch mit Vatersinn sie hudeln,
„König — das verzeih'n sie nicht!"

seufzte „Solon". „Mit der Bureaukratie ist es auch wieder nichts".

Als „Solon" die absolute Monarchie sammt der Bureaukratie verworfen hatte, faßten die niedergeschmetterten Radikalen neuen Muth. Sie sandten dem Gesetzgeber eine Deputation mit Bouquets und rothen Schärpen. Sie gäben zu, daß Schlimmes geschehen sei und viel unschuldiges Blut vergossen. Die „Errungenschaften" der traurigen Jahre aber solle er jetzt „befestigen". (Leider hatte Solon eine schriftstellerische Ader; der freisinnige Dialekt machte ihn voreingenommen gegen die braven Petenten.) Das letzte Wort bleibe doch: Regirung durch die Repräsentanten des allein souverainen Volks! — Freie Wahl! aber geheim! aber direkt! Die Stimme der Mehrheit werde ja im Ganzen stets den wahrhaft Weisen zufallen; Herrschaft der Weisen und Palamentarismus, das sei genau das Selbe. „Solon" wiegte den Kopf. „Parlament" scheine ihm von parlare herzustammen und beim Volke empfehle schließlich blos das Mundwerk. Vielleicht auch die Druckerschwärze. Vielleicht sogar das Geld, das zur Anschaffung von vieler, vieler Druckerschwärze gehöre. Ein Geld-, Preß- und Zungenregiment! O Gott! — —

Doch vielleicht ließ sich eine sinnreiche Kombination ausklügeln. Die parlamentarische Demokratie ist die Herrschaft der Schwätzer und der Sargasso-Spekulanten. Die „Prinzipien" regiren, d. h. luftige Gespenster verstorbenen Gedankenlebens. Sie saugen den zuckenden Lebendigen das Herzblut aus. Der Weise, der vor den Parteischemen nicht gebückt opfert, wird ausgemerzt; Sokrates stirbt und Kleon brüllt. Die Kultur wird lau wie abgestandenes Bier. — Die Bureaukratie ist die Herrschaft der Schreiber und Schulmeister. Formulare regiren, und die lebendigen feuchten Augen werden trübe vom Aktenstaub; die Individuen, die in keine Schablone passen, werden zerschlagen; ein Gottessohn würde als Landstreicher oder Unruhestifter verhaftet, aber die Mandarinen müssen allwissend sein. Die Kultur wird grau vor Langeweile. — Der Absolutismus ist die Herrschaft der Schlechtesten. Wollust und Geldgier herrschen, die Guten werden zertrampelt, die Gesittung verfault. — Aber wenn man die Verbrecher, die Pedanten und die Schwätzer gegeneinander ausspielte! — „Solon" dachte einen Augenblick an einen Staat mit drei Gewalten. Und immer, wenn der Hof zu wüst tollte, müßten die Aktenmenschen mit ihren Formularen drohen, und wenn er zu sinnlos vergeudete, müßte das Parlament anfangen zu schwatzen und zu wettern. Die Wetterer und Schwätzer aber würden durchs Bureau auf praktische, das Bureau durch die Schwätzer auf volksfreundliche, beide Gewalten vom König auf lustige Gedanken gestoßen. Durch ein Parallelogramm unweiser Kräfte entstände die Herrschaft der Weisen.

„Solon" schüttelte wieder den Kopf. Er hätte ihn nicht geschüttelt, wenn er das Parallelogramm in so erfolgreicher Thätigkeit erblickt hätte, wie wir es jeden Tag sehen dürfen. Und noch sind nicht alle Wunder der Neuzeit erschöpft! Arme Kukuksinsulaner!

Einer von jenen Deputirten war im innersten Herzen Sozialist. Als er „Solons" wiederholtes Kopfschütteln gesehen hatte, kam er mit seinen rothen Forderungen heraus. Und er freue sich ganz besonders, daß der verehrte Gesetz-

Digitized by Google

geber kein Freund der „Schwätzer" und kapitalistischen Ausbeuter scheine. Also kein Sozialist, erwiderte „Solon"; die Partei habe man vor Kurzem am Ruder gesehen und habe für ein paar Jahrhunderte genug dran bekommen. Er erinnerte an Ziffern. Die tägliche Schwatzarbeit der Regierenden habe, in Parlamentskräften ausgedrückt, 181,27 . . . betragen; politische Hinrichtungen hätten alle Tage durchschnittlich 232 stattgefunden, an öffentlichen Geldern seien pro Monat über 120 Millionen gestohlen, zuletzt habe ein Sargosso-Spekulant Alles an sich gerissen und unter dem Namen der Demokratie viel tyrannischer geherrscht als alle Gottesgnadenkönige, er und seine Kreaturen seien mit enormen Kapitalien aus der Krise hervorgegangen. Unter den Geköpften wären wenige Geldbesitzer, mehr Denker, Dichter und Schulmeister gewesen. Das Volk habe sich eben so ausgebeutet gefühlt wie vorher. — Die Deputation ging. Und die „Aristokraten" kamen. Aristokratie, d. h. Herrschaft der Edelsten der Nation, sei doch zweifellos zugleich Herrschaft der Weisesten. Der Adel müsse regiren.

„Ja — wenn ihr nicht so viele Kinder haben wolltet." — Wieso? —

„Weil die Söhne der Weisen gewöhnlich vertrotteln. Die Edelsten selber sollten herrschen, ihre Nachkommen dienen. Am Besten wärs, sie hätten keine Nachkommen." — Aber — — Gott im Himmel, weiser Solon, worin besteht der Adel als im Kinderzeugen und im Ahnenwerden? —

„Aus nichts sonst?" — Nun — — — „Dann kann der Adel auch nicht die Herrschaft bekommen. Sonst wird der Staat ein Reitstall oder ein Spielhaus." Sie gingen. „Solon" hatte nie von der einzigen echten Aristokratie unserer Weltgeschichte gehört — von der katholischen Kirche des Mittelalters.

Nach längerem Sinnen kam es ihm vor, als existirten „die Weisen" überhaupt blos auf dem blanken Monde. Wenn jede Angelegenheit Dem übergeben würde, der, weise oder unweise, gerade dieser Angelegenheit kundig wäre, dann herrschten ja die „Kundigen" — was wollte Plato mehr. Eine triviale Doktrin! für uns Aufgeklärte! Und der arme triviale „Solon" fragte nun im Schweiße seiner Stirn, wer wohl die einzelnen Funktionen am Besten verwalten könne?

Ich gebe eine Auswahl seiner Fragen.

Wer soll Deichbauten überwachen, die Anwohner der See oder die Regirungbaumeister in Wolkenheim (so heißt die Residenzstadt der Kukuksinsel)? Wer beruft Professoren, die gelehrte Fakultät oder der Minister? Wer versteht sich auf die Bedürfnisse des Handwerks besser, ein Regirungrath oder ein Innungmeister? Sollen Naturforscher oder Juristen über die Anlage zoologischer Museen entscheiden? Interessirt ein städtischer Bau die Stadt oder die Landesverwaltung? Weiß im Schulfach ein Kanzlist von Wolkenheim oder ein Gymnasialdirektor besser Bescheid? Geht den Staat die Religiosität seiner Unterthanen Etwas an?

Und weiter: Versteht das Volk Etwas von Wissenschaft? oder von Kunst? oder von Straßenverbreiterung? von Pferdebahn-Anlagen? von Handelsverträgen?

Als „Solon" ein paar Jahre über diese Fragen nachgesonnen hatte, kam ein kurioses Staatengebilde heraus. Schauderhaft reaktionär; Zünfte wurden eingeführt, mit Innungmeistern, Festzügen, Meisterprüfungen. Die Agrarier wurden in unglaublicher Weise begünstigt, besonders durch eine eigene „Düngergesetzgebung", Kirchen und wissenschaftliche Anstalten auf Kosten des „Steuerzahlers" überreich dotirt. Dann aber auch schauderhaft radikal. Um

Digitized by Google

das Wenigste kümmerte sich die Staatsgewalt. Alles Städtische überließ man den Städten, alles Dörfliche den Dörfern. Die lokalen Beamten wurden ganz frei gewählt, in lokalen Angelegenheiten herrschte schrankenlose Demokratie; denn „Solon" meinte, bei Straßenordnungen, Verkehrsinteressen, Bauten alter Art seien die Bürger des Orts allein interessirt — und sachverständig. Sogar ihre Stadtverfassung durfte jede Bürgerschaft sich selber geben; die tollste Mannichfaltigkeit herrschte hierin durch das ganze Kukuksland.

Jedes Bildung-Institut, mochte es Kirche, Schule, Universität, Museum heißen, besaß seinen bestimmten Fonds, den es ganz nach Belieben verwaltete. Kein centraler Rechnunghof, enorme Ersparnisse an Papier und Tinte! So konnten die Kirchen in fetten Jahren Gelder aufspeichern — um später einmal in große Nothstände siegreich einzugreifen; die Museen kauften oft seltene Schätze auf Pump — um dann wieder ersparend abzuzahlen; Wetteifer und Buntheit gab es auch hier genug.

Alle Kollegien ergänzten sich selbst. Besonders auch die Gerichtshöfe bis zum obersten hinauf. Kein Beamter konnte ohne Richterspruch abgesetzt werden. Eine nie gesehene Unabhängigkeit der Menschen von den Ansichten und Launen der Centralregirung war die Folge.

Diese Centralregirung, vom König ernannt, vom Parlament kontrolirt, hatte im Wesentlichen für den internationalen Verkehr zu sorgen. Man führte damals noch hie und da Krieg mit der Flamingo-Insel und dem Phönixlande. Das Parlament paßte der Regirung auf die Finger und — schwieg im Uebrigen meistens. Es arbeitete ganz in Stille die nöthigen Gesetze aus. Es schlichtete Streitigkeiten zwischen den einzelnen Gemeinden und Instituten. Die Art, wie es zu Stande kam, ist sehr bemerkenswerth. Die Zünfte, die Handelskammern, die Gutsbesitzer schickten jährlich zusammen neunzig Vertreter; fünfzig Abgeordnete aber saßen lebenslänglich; sie wurden aus den gelehrtesten Nationalökonomen erlost und lebten im Cölibat, ganz dem Studium der Landesinteressen hingegeben. Aus ihrer Zahl wählte das gesammte Parlament den König — oder sollen wir ihn lieber „Papst" nennen?

Dieser hatte die Aufgabe: Schwache zu beschützen. Das eigentliche Regiren überließ er Anderen. Er schaffte Arbeitlosen ihr Brod. Er rettete erstickende Individualitäten vor dem hie und da doch tyrannischen Parlamentarismus der Gemeinden. Er milderte den Druck des Zunftmeisters über die Handwerker. Er versöhnte die Arbeitgeber mit ihren Arbeitern. Er unterstützte eigenartige, vom Pöbel nicht gewürdigte Richtungen in Kunst und Wissenschaft. Unter Anderem war bei Hofe eine freie Bühne gegründet für alle Talente, die der städtische Censor mißhandelt hatte. Man spielte hier aber nur 365 Dramen im Jahr. Natürlich sah das Kukuksland zu seinen Königen wie zu Göttern auf. Es gab keinen Paragraphen gegen Majestätbeleidigung. „Die Sonne kann Niemand beleidigen", meinte „Solon".

Er selbst wurde erster König des neuen Kurses. Er starb um 1520 unserer Aera. Man erzählt, im Theater. Er habe auf seiner freien Bühne ein fünfzehnaktiges soziales Schauspiel von einem gewissen H. Gerhart: „De Schoosters" geben lassen, sei beim dritten Aufzug vor Ermüdung eingeschlummert — und nicht wieder aufgewacht. Ganz wie Pindar. Dr. J. Schultz.

Digitized by Google

Die Großen und die Kleinen.

Als Pharao von mageren Kühen träumte, da bedeutete Dies wirkliche Hungerjahre; als aber das Jahr 1893 christlicher Zeitrechnung als schlimmster Börsenabschnitt galt, schmorten nahezu alle großen Banken in fetten Dividenden. Der März hate noch nicht begonnen, da waren diesmal schon alle wichtigen Bilanzen „heraus". Aus ihnen ist zu ersehen, daß die österreichische und ungarische Konversion keineswegs die alleinige Nährmutter geblieben war, daß vielmehr das Konto-Korrentgeschäft ganz allgemein inmitten einer verwunderns-werthen Fortentwickelung steht. Damit wird aber der Beweis immer stärker erbracht, wie wenig die Hochblüthe der Großbanken mit irgend welchem Leben oder gar Schwung der Börse zu thun hat. Sind die Besucher dieser Tempel durch Gewinn gekräftigt, nun, so kann man ihnen den durch Report-Einschränkungen 2c. 2c. wieder abnehmen; haben sie sich wieder einmal verblutet, so begnügt man sich mit der sonstigen festen Kundschaft. Ein gewaltiges Institut wie etwa die Deutsche Bank sieht unschwer in den Engagements ihrer Klienten das Tagesbild des ganzen Marktes und so wird sie wie von selbst in die gegentheilige Strömung gedrängt. Der Vortheil hierfür liegt auf der Hand. Erkennen die betreffenden Disponenten aus den Positionen sowie den neuen Ordres, daß die Aufwärtsbewegung einen gewissen Punkt überschritten hat, so liegt ein Lösen dieser Verhältnisse in ihrem Interesse und sie können, bevor sie ihre erfolgreichen Rathschläge zum Realisiren geben — die doch auf die Kurse drücken müssen —, für Rechnung der Bank Vorverkäufe unternehmen; natürlich wenn es ihren Grundsätzen nicht widerspricht!

Mit einer Gegenmacht von ähnlicher Wucht kann natürlich die Börse nicht aufwarten und Dies ist eigentlich der Grund, weshalb die Berliner Spekulation von Zeit zu Zeit immer wieder überfahren wird. In den Jahren, da Süddeutschland noch das Werthpapiergeschäft beherrschte, fehlten als Zermalmer jene centralisirenden Banken. Selbst in Paris kann man nicht ganz so rücksichtslos manipuliren, da dort die „großen Thiere" mit ersten Spekulanten, also eben mit der Spekulation selbst, zu gut befreundet sind. Die Franzosen erscheinen, sobald sie ein Papier haben wollen, wie z. B. die Russen, oder herunterreißen, wie Portugiesen und Italiener, ungleich nachhaltiger als wir und sie arbeiten dabei eigentlich nur gegen das Ausland.

Deutschlands erste Banken, zu denen ohne Weiteres auch die Oesterreichische Kreditanstalt gezählt werden muß, so eng verbunden sind beide Reiche, haben zusammen ein eingezahltes Kapital von 445 Millionen Mark. Es figuriren darin, außer jenem Wiener Institut, die Diskontogesellschaft, die Handelsgesellschaft, Darmstädter Bank, Deutsche Bank, Dresdener Bank. Diese Anstalten nun haben in dem flauen Jahre 1893 brutto verdient: 59 664 650 Mark gegen 56 699 742 Mark im Vorjahre. Das sind 13,43 pCt. des Aktienkapitals, eine Rentabilität, die Privatfirmen wohl so leicht nicht erreichen können. Und dennoch wäre es volkswirthschaftlich vielleicht angenehmer, wenn statt jener 59½ Millionen, welche sechs Institute ertragen haben, nur 40 Millionen von eben so vielen Bankgeschäften verdient werden könnten. Denn es ist erstens ein Blender, daß so und so viele Aktionäre sich in eine große Rente theilen, da doch die Aktien gewöhnlich sehr hoch gekauft sind, und weiter würden viele Privatgeschäfte doch ungleich mehr Vermittler, wozu ich auch das Personal

Digitized by Google

rechne, in Thätigkeit setzen. Für die Kundschaft selbst bildet der Kostenpunkt doch keinen so wesentlichen Unterschied. Wer heute bei einer Bank für 20 000 Mark Papiere liegen hat und diese im Jahre etwa drei Mal tauscht, kann, wenn es noch ziemlich gut geht, seine 4 pCt. Zinsen an Provisionen, Auslagen, Aufbewahrungsgebühr 2c. 2c. fast draufgehen sehen. Außerdem wird ein Institut, das 8000 oder auch 12 000 lebende Konten hat, den einzelnen Kunden gar nicht so sorgfältig kultiviren wie ein Privatbankier, der von 100 Kunden leben muß.

Hier ist noch eine Anzahl großer Banken wie die Norddeutsche Bank, die Allgemeine Deutsche Kreditanstalt, die Württembergische Vereinsbank, die Genossenschaftbank 2c. 2c. ganz außer Rechnung gelassen, von den vielen Mittelbanken gar nicht zu reden, aber allein die vorhin erwähnten sechs Banken haben an Unkosten und Steuern nach meiner Zusammenstellung 15 144 496 Mark zu bezahlen. Man kann dreist behaupten, daß die vielen Privatgeschäfte, die nur durch die ersten Centralbanken aufgesogen worden sind, das Doppelte dieser Auslagen, also über 30 Millionen, haben würden. Das macht, vermenschlicht, viele Tausende von Kommis aus, die früher nicht das Proletariat von heute waren und von der niedrigen Durchschnittsbesoldung bei den Banken entfernter standen. Dann würde aber auch der Staat, noch ganz abgesehen von Steuern, weit größere Einnahmen aus Post und Telegraphen ziehen. Diese Banken, welche einen großen Theil ihrer Ordres in sich selbst erledigen können, weil der eine Kunde oft kauft, was der andere gerade abgiebt, hängen naturgemäß weniger mit der Börse zusammen, und außerdem bilden sie sechs Adressen, während die Drahtaufträge früher an hundert Firmen gingen. Hätte nicht das Telegraphiren auf andern Gebieten so stark zugenommen, so hätte die Differenz Herrn Stephan schon lange schlaflose Nächte bereitet. Von den Depeschenausgaben macht sich eben der Nichtbankmann nur schwer eine Vorstellung. Manche Firmen dritten Ranges haben nachweisbar noch Ende der 70er Jahre 200 000 Mark an Depeschen ausgegeben, was doch mit der Vordepesche mindestens 350 000 Mark beträgt. Es ist aber kaum anzunehmen, daß heute eine allererste Bank auf 500 000 Mark Depeschenspesen kommt. Nun könnte man einwenden, daß Dies doch schließlich vom Publikum zu bezahlen sei. Gewiß, — aber von welchem, von einem wie vermögenden Publikum!

Welche Unsummen von Interessen die Banken heute der Privatthätigkeit entzogen haben, ergiebt sich allein aus ihrer ohne Vergleich lobenswürdigsten Branche —: dem Verkehr in Wechseln. So hatte die Deutsche Bank Ende vorigen Jahres für nicht weniger als 136 Millionen Mark Wechsel im Portefeuille. Es sind das 61 Millionen Mark mehr als das ganze Aktienkapital. Die Vereinsbank in Hamburg bei ca. 18 Millionen Kapital hat im verflossenen Jahre nur an Platzwechseln für 252 Millionen Mark diskontirt, die Bayerische Vereinsbank kaufte für 63¼ Millionen Mark Wechsel an; die Leipziger Kreditanstalt deren für 205 Millionen Mark; und eine mit nur 6 Millionen Mark arbeitende Bank, die Königsberger Vereinsbank, kaufte nur an Platzwechseln für 38⅓ Millionen Mark 2c. 2c. Das ist gewiß ein Fortschritt gegen jene gute alte Zeit, wo der Diskontsatz davon abhing, ob Herr Anselm von Rothschild angenehmer Laune war und wo allwöchentlich die Provinzbankiers bis von Saarbrücken hinauf mit ihrem Portefeuille zum Frankfurter Welthaus angereist kamen.

Rationell ist an sich jede Vereinfachung des Geschäftes, aber es muß wenigstens einmal erlaubt sein, die Folgen dieser banklichen Großindustrie auch von der dunklen Seite anzusehen.

Digitized by Google

Und auch das Konfekt der Bankmänner, ihre Tantièmen, sollen hier nicht ganz unerwähnt bleiben. Einfache Pfründen sind diese Verwaltungsrathsstellen, entgegen vielen Volkserregungen, keineswegs. Auch haben die betreffenden Herren gewöhnlich einen stattlichen Posten der Aktien genommen, bleiben darauf sitzen und laufen so ein gewisses Risiko. Nichtsdestoweniger sind doch die Ziffern interessant. Die sechs vorerwähnten großen Banken werfen diesmal zusammen circa 3½ Millionen Mark an Tantièmen aus. Diese Summe kommt, wenn die Direktoren noch hinzugerechnet werden, vielleicht fünfzig Glücklichen zu Gute. Allerdings darf man dabei nicht nach der Kopfzahl rechnen, da ja z. B. bei der Diskontogesellschaft die Inhaber den fünffachen Antheil der Verwaltungräthe (20 pCt. gegen 4 pCt.) haben, allein andererseits sind auch die Ziffern der Darmstädter Bank und der Handelsgesellschaft diesmal sehr gering. Und dann gehen doch auch die Bevorzugungen bei Emissionsgeschäften den Verwaltungsrathsweg und eben so die Bevorzugungen im Besetzen der Verwaltungrathsstellen interessirter Unternehmen. Kurz, die Herren können auskommen, wenn sie auch in schlechten Zeiten manchen mißlichen Anforderungen ausgesetzt bleiben.

Für die Banken könnte jetzt übrigens leicht ein nicht ganz einwandfreier Aufschwung entstehen, heute wo der russische Handelsvertrag vor unserer Thüre wartet. Da ist vor Allem unsere beweglichste und auch gedrückteste Industrie: Eisen, bei dem einige Fachmänner selbst so weit gehen, eine Schwindelperiode für recht gut möglich zu halten. Eine nach langer Pression, die auf die niedersten Preise gekommen ist, sprunghaft aufschnellende Thätigkeit, der indessen ein heller Krach folgen müßte. Denn die Fabrikanten haben dann nicht allein mit Phantasie darauf los produzirt, sondern sich auch in ihrem — Kreditgeben böse geirrt. Die Zahlungverhältnisse in Rußland stehen nämlich, so weit Privatfirmen in Betracht kommen, auf einem eher noch sinkenden Niveau, und wenn man wenigstens in Warschau, wo noch der Code Napoléon gilt, leichter klagen kann als etwa in Moskau, so gehören doch immer die Erfahrungen der Schlesier dazu, um selbst in Polen einigermaßen ohne Gefahr arbeiten zu können.

Was soll aber daraus werden, wenn nun der kleine thüringische Fabrikant oder der Berliner Händler begeistert nach Rußland reist und mit den viel geriebeneren Slaven Abschlüsse auf Abschlüsse macht? Die Presse kann hier nicht genug zur Vorsicht warnen und hoffentlich thun Dies auch in Rußland unsere Konsulate, die ja den kurzen Kredit, den die bereits „gebrannten" Engländer gewähren, genügend zu würdigen verstehen. Etwas gewinnen wird wohl das Speditiongeschäft, dessen Kenntnisse von Land und Firmen unsere Exporteure nothgedrungen anziehen muß.

Wo sind die schönen Zeiten geblieben, da preußische Speditiongeschäfte viersach und noch mehr in Rußland filialisirt waren! In den sechziger Jahren hatte eine weise Regirung in Petersburg zur Hebung der Zinkindustrie eine Ausfuhrprämie an der polnischen Grenze gewährt, dagegen in den Ostseestädten zu Gunsten der Zinkhütten eine Einfuhrprämie. Um nun beide Prämien zu gewinnen, fuhr man Jahre lang das selbe Zink in Riga hinein und sodann auf den inländischen Bahnen über die polnisch-schlesische Grenze wieder hinaus. Diese Manipulation, von der sich nicht einmal mit Gewißheit behaupten läßt, daß sie von den Gesetzgebern völlig unbeabsichtigt war, brachte damals einzelnen Kaufleuten Jahreseinnahmen von Hunderttausenden. — Damals!

Pluto.

Digitized by Google

Glossen über Gladstone.

Der treffliche Komoediant ist nun — wenigstens bis auf Weiteres — politisch tot; und von den Toten soll man nur Gutes sagen, wahrscheinlich, weil die Toten die einzigen Leute sind, denen üble Nachrede absolut nicht schaden kann, und weil es doch unnütz wäre, gute Malice zwecklos wegzuwerfen. Uebrigens ist in diesem Falle ja der Inkulpat noch gar nicht einmal wirklich tot, sondern will sich blos den Staar stechen lassen; und sollte inzwischen dem britischen Publikum nicht ebenfalls der Staar gestochen werden, wofür die Operateure selten sind, so ist es schon möglich, daß er eines Tages wieder kommt und seine bereits zankenden Erben zwickt wie ein wirklicher Revenant.

Der Abgang des umjubelten Staatsmannes war charakteristisch; seit einiger Zeit war er beschlossene Sache; als aber die Gerüchte sich verbreiteten, war es unmöglich, von dem greisen Wortfechter weder ein Ja noch ein Nein zu erlangen. Er hat überhaupt nie einfach bejaht oder verneint; zu Beidem gehört nur ein einziges kleines Wörtchen und mit derartigen Kleinigkeiten hat sich unser Held niemals abgegeben. Seine Kunst war, einen Schwall wohltönender Worte über jeden Gegenstand auszugießen, woraus weder Freund noch Feind jemals entnehmen konnten, was gemeint war, bis endlich ermittelt war, wohin der Strom lief, und dann ergoß sich das Wortmeer unaufhaltsam in der selben Richtung, Dämme und Brücken fortreißend, selbst solche, die der selbst bethörte Phrasenheld bei kaltem Blute gewiß erhalten hätte.

Gladstone hat eben das Temperament des Schauspielers, der sich von seiner Rolle fortreißen läßt und im Momente Alles über die stattlichen Jamben vergißt, die er zuerst bewußt einstudirt und schließlich automatisch und mit Elementarkraft von sich giebt; und doch liegt, wie bei den besten Schauspielern, im Hintergrunde schließlich immer die Reflexion, und der Mime kann bremsen, sobald er das Publikum nicht mehr auf seiner Seite wittert. Vom Schauspieler hat er das tiefe, volltönende Organ, die dramatische Geberde, den schweren, imposanten Ernst des Mienenspiels und der Erscheinung. Seine Beredsamkeit ist von der gewichtigen Art. Er beleuchtet seinen Gegenstand von vielen Seiten, führt eine Menge Details ins Feld; der Gründling im Parterre denkt: wie gründlich! — und nach dieser mühsamen Exposition kommt, nicht etwa eine Schlußfolgerung, ein Resumé alles Angeführten in seiner logischen Konsequenz, sondern eine peroratio, ein brillantes Wortfeuerwerk nach der Richtung, die, wie der Redner glaubt, gerade die populäre ist, und nach der die Schreier in Volksversammlungen und Abendblättern gerade trompeten. Daß das Regiren und Verwalten ein Geschäft ist, die Beredsamkeit aber, wie das Seiltanzen, höchstens eine Kunstfertigkeit, und daß beide Dinge im Grunde gar nichts mit einander zu thun haben, ist eine Erkenntniß, die erst seit ganz kurzer Zeit anfängt, sich einigermaßen Bahn zu brechen. Bis jetzt sitzen wir noch meist fest in der Ueberzeugung, daß ein Mann, der über jedes Thema und zu jeder Zeit lange Reden halten kann, eo ipso dazu geboren ist, den Staat zu lenken.

Gladstones wissenschaftlichen Leistungen — die Homer- und Bibel-Studien — werden von Kennern mit Verachtung übergangen; ich selbst habe kein Urtheil darüber: ich habe öfters versucht, sie zu lesen, aber vergeblich, denn der Stil dieses Parlamentsvirtuosen ist für mich durchaus unverdaulich. Diese Uebungen haben aber zu dem Ruhm des Mannes enorm beigetragen. „Was doch der

Digitized by Google

Gladstone für gelehrte Sachen schreibt, die man gar nicht einmal verstehen kann, während der Disraeli Romane druckt, was sich für einen Minister gar nicht schickt, und sogar Witze macht. Hat Gladstone jemals einen Witz gemacht?" Hierauf antwortet das Britische Reich und die Kolonien, Tories und Liberale, einstimmig: Nein! Der Mann ist so baar von Humor wie kaum ein Anderer von dieser Bedeutung. Selbst Cicero soll manchmal einen Witz gerissen haben, obgleich die Gymnasiasten wahrscheinlich anderer Ansicht sind. Es ist mir zweifelhaft, ob je ein großer Mann ohne Humor existirt hat. Der Humor ist eben die Eigenschaft, die Dinge dieser Welt wirklich in Perspektive zu sehen und zu ermitteln, was ihre relative Bedeutung ist: den Radius zu ziehen, durch den jedes kleinste Ereigniß und Erlebniß mit dem Mittelpunkte zusammenhängt. Gladstones Mittelpunkt war er selbst, war höchstens die sogenannte Tagesfrage, die gerade den Stoff der Unterhaltung und Leitartikel bildete. Der Humor ist Gladstone sogar zuwider und nichts war stets ergötzlicher als zu sehen, wie der mit Humor begabte Disraeli seinen gewichtigen Opponenten zu kitzeln und zu stacheln wußte; manchmal mußte der Tribun von seinen Nachbarn gewaltsam niedergehalten werden, um sich nicht auf den ihm gegenübersitzenden Feind zu stürzen; und dieser erregte einst homerisches Gelächter, als er sagte, er danke der Vorsehung, daß sich zwischen ihm und dem sehr ehrenwerthen gentleman ein substantielles Möbel befinde — der berühmte Tisch des Hauses. Gladstones Reden zu lesen, ist schwere Arbeit; nie ein Gedanke, nie ein Geistesblitz der eine ganze Situation erleuchtet: stets ein träg und übervoll dahinströmender Wortfluß, der Alles, Großes und Kleines, umspült und alle Konturen bis zur Unkenntlichkeit verwischt; dann aber plötzlich die banale Phrase, die in etwas schöneren Worten Das ausdrückt, was Gevatter Schneider und Handschuhmacher auch so recht mitfühlen können.

Daß Minister eigentlich bestellt werden, um zu sehen, daß die Bewohner des Reiches ihr gutes Auskommen haben, daran hat dieser umjubelte Berufsredner nicht gedacht. Es ist auch ein so untergeordnetes Objekt, daß Staatsmänner, die nur vielsilbige lateinische Wörter für ihre erhabenen Ideen benützen, sich damit kaum befassen können. Die Hauptsache ist, sobald der Gegner im Amte ist, neue große Schlachtrufe zu erfinden, Nothstände, die man ganz übersehen hatte, als man einige Wochen vorher selbst die Zügel führte, auszuschreien, um auf der so hervorgerufenen Volkswoge wieder sanft und sicher nach Downing Street getragen zu werden und dann Dasjenige von dem vorher Versprochenen auszuführen, was absolut sich nicht vorenthalten läßt. Man wird finden, daß der Volksheld Gladstone eine populäre Maßregel nie früher durchgeführt hat als in dem Augenblicke, wo er um keinen billigeren Preis sich auf die Ministerbank setzen konnte. Dann erst ging ihm das plötzliche Licht der Gnade auf und aus geöffneten Schleusen rauschte der Wortstrom im neuen Bette dahin. Am Deutlichsten zeigte sich Das natürlich in der irischen Home-Rule-Frage; nachdem er von Parnell und seinen Genossen noch — natürlich unter donnerndem Beifall — geäußert hatter „sie schritten durch Mord und Raub zu der Zerstückelung des Reiches," genügten einige Monate Aufenthalt zur Linken des Sprechers, um ihn zu der Ueberzeugung zu bringen, daß Mord und Raub nur unschuldige Vergeltung für lange Unbilden seien und daß die Zerstückelung des Reiches vielleicht auch zu ertragen sei, so lange nur „des Volkes William" im im Amte sei. Wahrscheinlich glaubte er, es wäre nachher auch billiger zu machen und er würde im Stande sein, den Iren eine Britannia-Metall-Home-Rule anzu-

Digitized by Google

schmieren: er verrechnete sich aber in seinem Gegner. Parnell war seit Disraelis Tode der erste große Opponent Gladstones; ein wirklicher Staatsmann von großem Zuschnitt, wohl der größte, den diese Generation in den britischen Inseln hervorgebracht hat. Es ist bekannt, durch welches verächtliche Mittel die leitende liberale Clique sich des großen Gegners entledigte und ihn in den Tod trieb, mit Hilfe der Journalisten und Winkeladvokaten, die als irische Patrioten in London das mühsam abgesparte Geld armer Bauern verzehren und denen der streng autokratische, rein englischem Blut entstammende protestantische Parnell — ein Landedelmann ohne alle Börsen-Affinitäten — von jeher verhaßt war. Parnell hätte die Home Rule erzwingen können, aber so leicht kein Anderer, — und es ist sehr zweifelhaft, ob die irische Partei sie wünscht; denn mit dem Ende des Streites würde auch ihre Götterdämmerung hereinbrechen.

Gladstones großer Ruf als Financier läßt sich auch, bei Lichte besehen, kaum aufrecht erhalten. Es ist ja richtig, daß seine alljährlichen Budget-Reden fast wie Premieren besucht und beklascht wurden. Nichts imponirt dem Publikum mehr, als Jemanden mit Millionen von Ziffern geschickt balanciren zu sehen, — aber worauf läuft schließlich das ganze Kunststück hinaus, in einem solventen Staate wie England? Auf dem Schatzamte sitzen Hunderte von Kommis, die Alles berechnen und die Endsummen, sauber abgeschrieben, dem Chef zustellen. Ist zu viel Geld da, so nimmt er einen Penny von der Theesteuer herunter; ist es zu wenig, so schlägt er einen Penny auf die Einkommensteuer hinzu — et voilà le truc! Wirkliche prinzipielle Steuerpläne hat er nie gehabt, es ist dazu bei uns auch gar kein Raum, so lange die Bourgeoisie am Ruder ist; die ganze Kunst bestand darin, alle oratorischen Blendwerke zur Umhüllung des Penny anzuwenden, den die Steuerzahler mehr aufzuwenden haben. Solche Financiers á grand orchestre sind pittoresk, aber nicht gerade nothwendig.

Allerdings ist eine große Berühmtheit wie die Gladstones selten ohne alle und jede Ursache; Etwas muß an dem Manne sein, was sie erklärt, wenn ich auch gestehen muß, daß ich dieses Etwas nicht entdeckt habe. Eine gewisse Kraft, Menschen auf seine Weise zu leiten oder zu verleiten, sie zu hypnotisiren, der feste Wille, stets an der Spitze, auf der Bühne, vor den versammelten Quiriten zu stehen, vielleicht auch persönliche Liebenswürdigkeit, wie sie stürmischen, aufbrausenden Temperamenten oft eigen ist; die Stimme allein gewinnt ja viele Herzen. Jedenfalls aber hat man Unrecht, Gladstone schlechtweg einen berechnenden Heuchler zu nennen; denn seine große Kunst ist, nicht nur Andere zu überzeugen, sondern vorher sich selbst, so daß er im Momente des Handelns seiner eigenen Gottähnlichkeit ganz sicher ist. Immerhin: ein gefährlicher Mann, wenn er es noch lange weiter getrieben hätte!

Zum Glück aber ist dafür gesorgt, daß derartige Bäume nicht in den Himmel wachsen. Eine Irländerin wirft in Chester eine Pfeffernuß dem Minister ins Gesicht — wahrscheinlich als Anerkennung für die ihrem Vaterlande geleisteten Dienste —, und so entsteht das Augenübel, das ihn jetzt vom Amte treibt. Früher meinte Scribe, daß die kleinsten Ursachen die größten Wirkungen haben; jetzt aber wissen schon Einige, daß Groß und Klein nichtssagende Begriffe sind und daß Gladstones sechzigjähriges Herumwirthschaften vielleicht in der Geschichte später kaum mehr Raum einnehmen wird als eine Pfeffernuß.

London. Charles Win.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 17. März 1894.

Ausverkauf.

Von Ithaka war der Junker Telemachos einſt nach Sparta gereiſt, unter Minervas mächtigem Schutz, um des fernen Vaters Schickſal zu erforſchen. Menelaos aber wußte nichts von dem verſchlagenen Streiter, und als er den trüb blickenden Sohn des alten Waffengefährten ſah und der Kämpfe um Troja gedachte, da begann er zu weinen und mit ihm und dem jungen Gaſt jammerte die ſchöne Helena und ſeufzten die Mannen, daß von Schluchzen und Klagen die weite Halle erfüllt war. Es wäre ein trauriges Bechern geworden, wenn die noch immer reizende Wirthin rechtzeitig nicht eines alten Zaubermittels ſich erinnert hätte: raſch und heimlich warf ſie in den Wein der bekümmerten Zecher eine Pflanze, deren Genuß den grimmigſten Zorn zerſtreut und die tiefſte Trauer jauchzender Fröhlichkeit weichen läßt. Der alte Homer, der im vierten Geſange der Odyſſee dieſen Streich der an Liſten Reichen erzählt, hat uns den Ort nicht verrathen, an dem das Wunder wirkende Kraut wächſt, und erſt Pauſanias — nicht der Freund des Ariſtides, ſondern der ſpäter geborene Geograph — konnte berichten, daß auf der Inſel Sardo wirklich eine Pflanze vorkommt, deren Saft unwiderſtehlich zum Lachen zwingt. Wie ſo manche Mär aus mythiſcher Zeit iſt auch dieſe von der modernen Forſchung beſtätigt worden: Linné fand das ſardiniſche Gewächs und gab ihm den Namen ranunculus bulbosus; freilich, ſo freundliche Wirkung ſah ſein ſcharfes Auge nicht, wie einſt ſie die

Digitized by Google

galante Dame von Sparta erzauberte: er entdeckte nur ein tötliches Gift, das des Sterbenden Mund in ein gräuliches Lächeln verzerrt.

Im Allgemeinen sind die geweihten Herren, die in der Leipzigerstraße zwischen zwei Mahlzeiten das deutsche Volk vertreten, klassischen Erinnerungen nicht zugänglich; es geschieht fast immer ein Unglück, wenn sie ihren Leisten verlassen, — einerlei, ob Herr Bebel vom Kulturwerth des Christenthums Einiges radotirt oder ob Herr von Bennigsen über Nietzsche redet, den mitleidlosen Antichristen. Das Zaubermittel der Helena scheint sich aber auf die leider in weniger anmuthender Wohlgestalt Prangenden vererbt zu haben und so wunderbar ist auch heute noch seine Wirkung, daß es die ernstesten Erörterungen über die traurigsten Dinge rasch und sicher in die behaglichsten Fidelitäten umzuwandeln vermag. Im Saal des Deutschen Reichstages und in den daneben liegenden Frühstücksräumen hat sich allgemach ein Ton eingebürgert, wie er sonst eigentlich nur in mittleren Gymnasialklassen oder bei den ersten Kneipereien angehender Studenten üblich ist: auf der Tribüne werden die albernsten und rüdesten Witze gerissen, die unten dann die edle Korona mit wieherndem Lachen begrüßt, Spitznamen werden durch den Saal gebrüllt, auf jeder Seite der stenographischen Berichte sieht man mindestens zweimal, und meistens öfter, einfache, große, lebhafte oder auch stürmische Heiterkeit gebucht, läppische Spaßmacher finden williges Gehör und sogar die Regirungvertreter, die man Volksdienstboten nicht nennen darf, die im Dienst des Volkes aber bezahlte Arbeit ernsthaft verrichten sollen, die sogar halten es jetzt schon für anständig, ihren spärlichen Witz leuchten zu lassen. Solche Epidemie verbreitet sich schnell: auch im Abgeordnetenhause, wo man ruhig sonst und sachlich verhandelte, erzählt Herr Bosse, der wirklich alle Ursache hätte, in sehr ernster Stimung zu sein, beim Kultusetat vom Kölner Karneval und in der Handelsvertragskommission witzelt irgend ein Kommissar über den Weltmarktpreis der russischen Juden. Niemand erhebt sich, um diesen Leuten zu sagen, daß sie ihre Geistesreste zu Hause oder an ihrem Stammtisch verwenden mögen, daß sie aber in ihrer amtlichen Eigenschaft nicht mit mehr oder minder geschmackvollen Scherzen vor der Oeffentlichkeit zu parabiren haben. Niemand erhebt sich, denn Niemand hat noch ein Gefühl für den Ernst des Gedankens, der einst die sogenannte Volksvertretung schuf; Jeder will sich amusiren, will die behagliche Frühstückslaune sich nicht

Digitized by Google

stören lassen, sondern in munterer Kollegialität mit den lieben Genossen weiter leben. In Reden und Gegenreden beschimpft man einander, wirft man einander die schmählichsten Machenschaften vor; beim Glase Bier aber finden die heißen Streiter nachher sich zusammen und in herzlicher Intimität erzählt der Renommircorpsbruder der Sozialdemokratie seinem hochkonservativen Bekämpfer, daß die Richterschen nur einen Farbenstudenten ihr Eigen nennen, die Bebelschen aber deren zwei. Nun ist die Volksvertretung eigentlich nicht eingeführt worden, um neben den raufenden Journalisten und Advokaten, an deren Besitz wir uns schon erfreuen, auch noch für raufende Parlamentarier von ähnlicher Frivolität eine Stätte zu schaffen; dennoch könnte man geduldig zusehen, wie diese heiter wimmelnde Schaar selbst den Parlamentarismus der rasch anwachsenden Verachtung preisgiebt, wenn nicht zufällig Lebensinteressen der Nation auf dem lustigen Spiele ständen. In einer schweren Krisis des nationalen Lebens, die sehr leicht und sehr bald zu einer Krisis des Reiches und namentlich auch der Monarchie sich erweitern kann, sind witzige oder nach Witzen haschende Heiterlinge gerade nicht die geeigneten Helfer. Die Methode der Gemüthlichkeit, deren Verbreitung wir hauptsächlich der geschmeidigen Schlauheit des Herrn von Boetticher verdanken, schützt zwar vor unangenehmen Erörterungen und sichert Dem, der sie geschickt zu verwerthen weiß, eine unbedingt gefügige Truppe, die dann auch die überflüssigsten Direktoren und Unterstaatssekretäre freudig bewilligt und in Vertrauenskundgebungen für den jovialen Scherzbold sich erschöpft. Aber es ist doch mindestens fraglich, ob mit solcher Biervergnüglichkeit dauernd zum Wohl des Reiches gewirthschaftet werden kann und ob die lustig machende Pflanze, die so wunderthätig wirkt, von der harmlosen, homerischen Art ist oder vielleicht das besser verbürgte Kraut Linnés, das des Sterbenden Mund in ein gräuliches Lächeln verzerrt.

Wir durften nicht immer uns des allerheitersten Parlamentes von ganz Europa berühmen; nicht der Preußische Landtag nur, wo die Sybel und Vincke und Waldeck einst wetterten, auch der Deutsche Reichstag hat Ausbrüche einer Entrüstung erlebt, die heute unglaublich erscheint und viel märchenhafter noch als die Geschichte von Helena und ihren Gesponsen. Als Bismarck den Grundsatz vom Schutze der nationalen Arbeit ergriff und für den Beginn einer — inzwischen längst schon verfandeten — sozialen Reform die Mittel sammelte, da

Digitized by Google

erhob in den Reihen der Cobdeniten sich ein wild wüthendes Rachegeheul und schriller wurde und immer tobender das Gelärme, bis am siebenten Juli 1879 endlich Herr Eugen Richter, den Lasker noch überlaskernd, das erlösende Wort fand: „Ehe nicht der Kanzler selbst aufhört zu regiren, eher wird Deutschland nicht zur Ruhe kommen!" An diesen wundervoll prophetischen Ruf hat Herr von Ploetz leider nicht gedacht, als ihm neulich der niederschmetternde Vorwurf gemacht wurde, er führe den Bund der Landwirthe geraden Weges in die Opposition gegen die geheiligte Person des unermeßlichen Grafen — und bald hoffentlich Fürsten — Caprivi. Dabei war die Leistung des Herrn Richter noch ein sanftes Gemurmel im Vergleich mit dem täglich erneuten Zornschnauben der Presse, die den Ruf „Fort mit Bismarck" unermüdlich und in stets gesteigerter Wuth wiederholte und die bald dahin kam, nicht nur die „alle wirthschaftlichen, politischen und sittlichen Verhältnisse zerrüttende" innere Politik des Verhaßten in den Abgrund zu verdammen, sondern auch zu verkünden, „daß sogar in der äußeren Politik das von Bismarck Erreichte auf andere und bessere Weise zu erreichen gewesen wäre". Im Schimpfen waren die Cobdenleute stets Meister: wie ihr Herrgott von Manchester behauptete, der Name keines Schriftstellers, der mit den „Grundsätzen Richards Cobden" nicht einverstanden sei, werde auch nur um ein Jahr das Erscheinen seiner Schrift überleben, so erklären die Jünger noch heute jeden Schutzzöllner für einen Dieb am Volksvermögen und jeden Bimetallisten für einen Idioten, der eigentlich, als ein gemeingefährliches Subjekt, in einer Irrenanstalt unterzubringen wäre. Man muß, wenn man solche Ausbrüche liest, sich immer der Worte erinnern, die Cobden selbst, als eine Dame sein allzu heftiges Auftreten gegen Peel tadelte, zu seiner Entschuldigung anführte: „Sie müssen mich nicht nach Dem beurtheilen, was ich auf diesen stürmischen öffentlichen Versammlungen sage. Das Publikum besucht öffentliche Versammlungen nicht, um belehrt, sondern um erregt, gekitzelt oder amusirt zu werden; ich war genöthigt, es zu amusiren, nicht gerade dadurch, daß ich auf dem Kopf stand oder Feuer fraß, aber doch durch ähnliche Taschenspielerkunststücke." Zu solchen öffentlichen Versammlungen sind heute auch unsere Parlamente geworden; die Cobdeniten, die auf der ganzen Linie nun siegen, haben anstatt des Schimpfens das Witzereißen sich angewöhnt und ihre Gegner sind in Taschenspielerkunststücken nicht

Digitized by Google

erfahren genug, um das alte Spiel gleich von links nach rechts übertragen zu können. So herrscht Heiterkeit in den Hallen und in vergnügtester Frühstücksstimmung verliefen auch jetzt die Tage, an denen für zehn lange Jahre über das wirthschaftliche Wohl oder Wehe des Deutschen Reiches entschieden wurde, — von dem Augenblick, wo Herr Marschall lächelnd die Drucksachen des Grafen Mirbach beäugte, bis zu der ewig denkwürdigen Minute, da, nach der ersten Abstimmung, die eine Mehrheit von ganzen vierundfünfzig Stimmen brachte, der leitende General sich erhob, den rechten Arm zwischen die Uniformknöpfe schob, den Zwicker aufsetzte — der Schnurrbart war sorgfältiger noch als sonst gekräuselt — und so, in Denkmalsstellung, einen triumphirenden Blick zur gefüllten Diplomatenloge hinaufsandte, aus der auch Herr Timirjasew dem Kampfspiele zusah. Es war ein schöner, ein großer Moment, Herr Rickert und der jäh einst leider dem Justizdienst entrissene Herr Meyer drängten mit ihren Glückwünschen sich heran und des Gefeierten strahlender Blick schien zu fragen: Wer wagt es, nun noch mich zu lästern? Setze ich etwa nicht Alles durch?

Der Neid selbst muß es ihm lassen: er setzt wirklich Alles durch, die Militärvorlage, die Handelsverträge und sogar, trotz seinen Reden, den Kolonialetat. Er wird auch fernerhin Alles durchsetzen, wenn der neue Kurs der alte bleibt, wie wir seit vier bitteren Jahren ihn nun schon erleiden müssen. Es ist ja immer die selbe, gar nicht mehr interessante Geschichte: zuerst ein heulender Jubel durch alle mit Nachrichten, Händedrücken, Annoncen und Subventionen beglückten Blätter, dann die persönliche Einschüchterung oder Ermunterung der Widerstrebenden und der Schwankenden, ein Kesseltreiben, bis die Oeffentlichkeit ermüdet ist und in Apathie versinkt, und endlich, in den letzten, entscheidenden Tagen, ein Ausverkauf aller verfügbaren Konzessionen und Kompensationen. Wir haben dieses Schauspiel so oft erlebt, daß sich kaum noch Jemand darüber wundert, wenn das große Ramschen und Schachern beginnt. Man gewöhnt sich eben an Alles, auch an die Politik der Ausverkäufe, und Niemand bekümmert sich darum, was denn nun werden soll, wenn eines Tages das ganze Lager geräumt und nichts mehr zu erhandeln ist. Bis jetzt aber hat man als reell und verständig nur einen solchen Ausverkauf bezeichnet, bei dem der Ladenbesitzer auch wirklich entschlossen ist, das Geschäft aufzugeben. Sollte diese Absicht schon bis in die Wilhelmstraße vorgedrungen sein?

Digitized by Google

In manchen Bundesstaaten regt bereits immer kräftiger sich der Wunsch, die Zustände aus der Zeit vor 1866 zurückkehren zu sehen, denn den Sachsen und Bayern und Württembergern ist das neueste Reich durchaus nicht behaglich. Um so gefährlicher wäre der Beginn eines Systems, das dem Nachfolger nur eine Nesterbude und eine Verwaltung im Stil schlechter Schleuderbazare hinterlassen würde. Mit Konzessionen an Polen, Welfen, Sozialdemokraten und Cobdeniten kann das angebliche Glück des unter monarchischer Spitze geeinigten Deutschen Reiches am Ende doch dann nur erkauft werden, wenn man entschlossen ist, es auf Abbruch zu verwalten.

Ueber das Jubelgekreische, das jetzt durch die Lande tönt, braucht man sich nicht zu erhitzen: wir kennen es schon aus den Tagen des österreichischen Vertrages. Damals meinte der General von Caprivi, „daß die vorliegenden Verträge geeignet sind, das innere Gedeihen Deutschlands und seine Weltstellung zu erhalten und zu fördern", und der auf die ihm von seinem ersten Berather gelieferten Informationen angewiesene Kaiser nannte die Handelsverträge eine „rettende That" und sagte: „Der Reichstag wird sich mit der Annahme einen Mark- und Denkstein in der Geschichte des Deutschen Reiches gesetzt haben." Diese Hoffnungen sind nicht erfüllt worden; heute gesteht selbst der aus begreiflichen Rücksichten unter allen Umständen gouvernementale Herr von Stumm, daß der österreichische Vertrag die Landwirthschaft schwer geschädigt und der Industrie im besten Falle nicht genützt hat, und der Reichskanzler „begreift" wenigstens schon, wie man das große Werk vom Dezember 1891 einen Fehler nennen kann. Es wird gar nicht lange dauern, bis über den russischen Vertrag mit ähnlicher Nüchternheit geurtheilt wird. Die Russen bauen von Petersburg eine Bahn, die es ihnen ermöglichen soll, auch die reichen Getreideernten aus der nördlichen, durch die Nähe des Golfstromes begünstigten Zone rasch nach Deutschland zu werfen, und sie haben zehn Jahre Zeit, um ihre Industrie so zu kräftigen, daß sie der Einfuhr dann kaum noch bedarf. In der dazwischen liegenden Zeit wird mit Fabrikationprämien, Eisenbahntarifen, Bezugsverboten und Rubelkursen geschickt manipulirt werden, unser Körnerbau wird zurückgehen, die von der Arlosigkeit empfohlene intensive Wirthschaft wird bei immer ungenügenderen Preisen bald völlig unmöglich sein und unsere Industrie wird im Zarenreiche obendrein noch mit England, Belgien und

Digitized by Google

Oesterreich einen harten Konkurrenzkampf zu bestehen haben. Diese Erfahrungen können nicht ausbleiben und sie werden, rascher sogar, als man wünschen möchte, die Ueberzeugung verbreiten, daß dieser Vertrag, wie Graf Kanitz ganz richtig sagte, eigentlich überhaupt kein Vertrag, sondern ein nationales Unglück ist und daß wahrhaftig keine diplomatische Meisterschaft dazu gehörte, die Russen zu einem Abkommen zu bestimmen, das ihnen fast alle Vortheile sichert und uns alle Lasten aufbürdet. Nicht Graf Caprivi ist jetzt zum Triumph berechtigt, sondern Herr Witte: die Franzosen haben ihn mit dem Petroleum zwar dupirt, aber die Deutschen haben sich willig seinen Bedingungen gefügt und sie waren naiv genug, zu glauben, der Abschluß auf zehn Jahre sei von Rußland eine Konzession, während selbstverständlich doch nur der sehr östliche Nachbar daran interessirt ist, sich den deutschen Getreidemarkt so lange zu sichern, bis im Innern die Kaufkraft sich gehoben und die Export-Politik ihre Dienste geleistet hat.

Es war ein sehr glücklicher Einfall der konservativen Partei, mit den wichtigsten Reden ihrer Vertreter, unter denen auch diesmal Graf Mirbach durch Sachkenntniß, Geist und aus kaum noch verborgener Verachtung hervorschnellende Satire den ersten Platz behauptet hat, zugleich auch die Rede des Grafen Caprivi der Oeffentlichkeit zu übergeben. Mit Erstaunen wird man darin erkennen, daß der Exponent der Bundesrathsbeschlüsse in einer für einen Diplomaten mindestens merkwürdigen Ausdrucksweise Rußland das „Hinterland" unserer östlichen Grenzprovinzen nennt und so einem alten Verdacht der Russen neue Nahrung giebt, daß er ferner, ohne die Spur einer Begründung, den deutschen Landwirthen und ihrer organisirten Vertretung die schwersten und kränkendsten Vorwürfe macht und daß er schließlich behauptet, der Abschluß der großen Aktion sei „nur unter dem Zusammenwirken günstiger Umstände" möglich gewesen. Der Anstoß zu der großen Aktion ist bekanntlich von Oesterreich ausgegangen; dort hat sich nach Bismarcks Entlassung der alte Wunsch geregt, das überschüssige Getreide bequemer nach Deutschland bringen zu können, und während der schlesischen Manöver wurde diesem Wunsch die Erfüllung in Aussicht gestellt. Die überwiegend politische Motivirung des österreichischen Vertrages beweist, daß an einen Handelsvertrag mit Rußland damals noch gar nicht gedacht wurde. Erst das drängende Mahnen des Herrn Wyshnegradsky und

Digitized by Google

seines Nachfolgers zeigte den bei uns leitenden Männern, „daß ein großer Staat sich nicht differenziren läßt", und stellte sie vor die Nothwendigkeit, die einmal betretene Bahn nun auch zu Ende zu schreiten. Weshalb dann der Abschluß mit Rußland nur durch günstige Umstände ermöglicht worden sein soll: Das ist das Geheimniß des Grafen Caprivi. Die Russen sind mit ihrem Roggen auf den deutschen Markt angewiesen und alle objektiven Darstellungen bestätigen, daß Rußland den Zollkrieg nicht mehr sechs Monate länger ertragen hätte. Aber in der Wilhelmstraße hatte man noch weit größere Eile und so wurde ein Vertrag abgeschlossen, gegen den im Zarenreiche, seit die Tarifbestimmungen bekannt geworden sind und der Finanzminister den mit hundertprozentigem Gewinn arbeitenden Industriellen obendrein noch „beruhigende Versicherungen" gegeben hat, keine Stimme sich mehr erhebt.

Und dann begann, nach alter Sitte, der Ausverkauf. Sperrgelder, Biersteuer, Schonung der schwachen Schultern, polnischer Unterricht und ähnliche Artikel waren bereits vergeben, nun kamen die Staffeltarife und der Identitätnachweis an die Reihe. Zwar hat die preußische Regirung vor einem halben Jahr nachdrücklich noch gegen die Aufhebung der Staffeltarife sich ausgesprochen, zwar hat Fürst Bismarck — in einem Brief an den Grafen Mirbach — vor der Verkuppelung der Fragen des Identitätnachweises und der Getreidezölle gewarnt, zwar ist die Beseitigung nach der Zeitungsprache ein Sprung ins Dunkle —: einerlei; eine möglichst stattliche Mehrheit wurde gesucht, sie war nur um diesen Preis zu erreichen, also mußten alle anderen Bedenken schweigen. Die Luftbilder einer wundervoll rosenrothen Agrarreform und einer Ordnung der Währungfrage hatten ihre Wirkung versagt, Herr Miquel hatte vergebens dem Bellen der offiziösen Preßmeute getrotzt und kluge Worte gesprochen: Herr von Bennigsen zeigte, in der trivialsten Rede seines an pathetischen Banalitäten reichen Lebens, den Wunschzettel westlicher Großkapitalisten, Herr Rickert wollte für sein geliebtes, längst zum Mittelpunkt aller wirthschaftlichen Erwägungen erhobenes Danzig rasch noch Etwas herausschlagen, — und der leitende General beeilte sich, geschwind wieder einmal über Fragen zu entscheiden, deren Bedeutung er vielleicht nur aus eiligen Vorträgen des Herrn Goering kennt. Das Ganze wurde von dem Gehudel dann noch immer ein Triumph des neuen Kurses genannt.

Auch die Gegner einer Politik, die uns der wirthschaftlichen

Digitized by Google

Selbständigkeit beraubt und die sogar der Gestaltung unserer Eisenbahntarife lästige Schranken setzt, können heute nur wünschen, daß ihre schlimmsten Befürchtungen nicht Wahrheit werden, und sie müssen ganz besonders dafür ihren Einfluß aufbieten, daß nicht, weil Rußland seine Geschäfte klug und erfolgreich besorgt hat, ein bedrohlicher Russenhaß bei unserer Landbevölkerung Boden gewinnt. Darin liegt die schwerste Gefahr dieses angeblichen Friedenswerkes und es wird nöthig sein, ganz offen auszusprechen, daß an dem unvortheilhaften Ausgang des Handels nicht die Schlauheit der Russen, sondern die mangelhafte Sachkenntniß unserer Geschäftsführer schuldig ist — und freilich auch die hastige Ausverkaufs-Stimmung der Reichstagsmehrheit. Die hastige Durchpeitschung in der Kommission, der Verzicht auf eine schriftliche Berichterstattung, das unwürdige Gebahren der freihandelnden Triumphatoren bei der zweiten Berathung werden für immer unvergessen bleiben. Und auch an die Behandlung der Gegner, an die Worte, die über sie sogar in Gegenwart der Vertreter fremder Regirungen gefallen sind, wird man sich noch lange erinnern. Der konservativen Partei ist durch diese Erfahrung der Weg gewiesen: sie muß alle höfischen Elemente abstoßen und in die rücksichtloseste Opposition gegen das System nicht nur, sondern auch gegen dessen persönliche Träger treten, wenn sie nicht jede politische Bedeutung verlieren und durch die nachdrängenden Bauerndemokraten und Antisemiten vernichtet werden will. Sie hat sich lange genug über die wirkliche Situation getäuscht; eine noch länger währende Täuschung würde für sie und für die monarchische Zukunft des Reiches lebensgefährlich sein.

Sie muß auch für die Ausjätung der lustig machenden Wurzel sorgen. Nicht mit Witzen, auch mit zierlich gefeilten Bosheiten nicht, ist der Kampf gegen Bestrebungen zu führen, die man aus innerster Ueberzeugung für unheilvoll hält. Es ist eine läppische Lüge, daß der Caprivismus gehässig angegriffen wird; die Angriffe, denen er ausgesetzt ist, sind im Gegentheil viel zu zahm, viel zu schüchtern und sie kleiden viel zu häufig sich in scherzhafte Form. Beim Bieten und Unterbieten in Ramschgeschäften sind schnöde Witze am Platz, nicht aber da, wo auf Kosten der Lebensbedürfnisse des Deutschen Reiches, um rasch nur zu räumen, ein Ausverkauf veranstaltet wird.

Digitized by Google

Unsere Silberkommission.

Aeußere Umstände haben mich seit Monaten gehindert, meine Besprechung der Währungfrage ununterbrochen in der „Zukunft" zu Ende zu führen. Indem ich heute den Faden wieder aufnehme, muß ich an die inzwischen geschaffene Thatsache der am 22. Februar eröffneten „Silberkommission" anknüpfen. Dieser ist die Aufgabe gestellt, über praktische Maßregeln zur Hebung des Silberwerthes sich zu äußern. Die Reichsleitung hat das Thema wohl deshalb so gestellt, weil nicht blos die Währungfrage als solche, sondern auch andere Interessen: die Fortführbarkeit unseres Silberbergbaues und die Abstoßbarkeit unseres Entmünzungsilbers, in Betracht kommen. So ist an Stelle einer bloßen Währung-Kommission die „Silberkommission" entstanden.

Um Aeußerungen über praktische Maßregeln zur Hebung des Silberwerthes ist es der Reichsleitung zu thun. Damit ist ausgeschlossen, daß ihr Fragebogen statistische Erhebungen und Schätzungen einfordern wird. Die Angaben und Schätzungen eines Soetbeer und Leris, die Mittheilungen in den amtlichen Materialien zur österreichischen Enquête, bedürfen der Vervollständigung wohl kaum, und was Weiteres und Neuestes etwa noch beizubringen ist, wird von der Silberkommission eben auch aus schon zugänglichen Quellen, wie u. A. aus dem trefflichen, jüngst im „Reichsanzeiger" veröffentlichten Reisebericht des Bergraths Schmeißer über die Goldproduktion am Cap geschöpft werden müssen.

Das Wichtigste auf diesem Gebiet ist eine Zukunftthatsache, über welche sich statistisch und ziffernmäßig überhaupt nichts sagen läßt, nämlich die kommende Zu- oder Abnahme der Goldproduktion. Der kenntnißreichste Experte der Silberkommission, Herr Professor Leris, hat, übereinstimmend mit anderen Fachmännern wie Conrad und Wagner, im Allgemeinen für die Sueßsche Hypothese der Goldknappheit auf der Erde sich ausgesprochen, hält aber Vermehrungen der Goldproduktion nicht für unmöglich, die dauernde Ergiebigkeit speziell der afrikanischen Goldproduktion für unberechenbar, was der Schmeißersche Reisebericht bestätigt. Es giebt nun auch Gegner der geologischen Hypothese von Sueß, und bevor die ganze Erde bekannt ist, wird man die Frage als eine offene anzusehen haben. Der einzige praktische Rath, der gegeben werden kann, ist der, diejenige Währung anzunehmen, welche unabhängig von irgendwelcher kommenden Gestaltung der Goldausbeute das relativ werthbeständigste Zahlungmittel und Werthmaß liefert. Das ist, wie ich noch besonders zu beweisen hoffe, die Doppelwährung. Mit deren allgemeiner Durchführung wird die kommende Goldknappheit zu einer Doktorfrage.

Digitized by Google

Eine theoretische Zumuthung anderen Inhaltes wird der Silberkommission vielleicht mit der Frage gestellt werden, ob die seit der „Entthronung" des Silbers eingetretene Goldknappheit einen allgemeinen Druck auf die Preise bereits ausgeübt habe oder doch beim Uebergang Ostindiens und Nordamerikas zur Goldwährung ausüben würde. Bei aller Hochachtung vor der Intelligenz unserer Silberkommission wird nun gesagt werden dürfen, daß die stärkste Kommissionmehrheit für oder wider die hierauf bezüglichen schwer umstrittenen Meinungen jeglicher Autorität entbehren würde. Angenommen, aber nicht zugegeben, daß die Goldknappheit einen Druck auf die Preise noch nicht ausgeübt habe, so wird zu sagen sein: wenn ohne Steigerung des Goldwerthes dennoch in den letzten 20 Jahren das allgemeine Preisniveau um 15 bis 25 pCt. gesunken ist (so nach Conrad), was würde es erst werden, wenn auch vom Steigen des Goldwerthes ein allgemeiner schwerer Preisdruck zu gewärtigen wäre? Wer diesen weiteren Preisdruck verhüten will, der muß das einzige und sichere Verhütungmittel, die Hebung der Goldknappheit durch unbeschränkte Silberprägung — d. h. die internationale Doppelwährung — fordern. Diese ist angesichts der neuesten Währungereignisse Nordamerikas und namentlich Indiens, dessen konstant stark aktive Handelsbilanz im Falle der Einführung der Goldwährung ungeheuere Goldmassen widerstandslos wie ein Magnetberg an sich ziehen würde, erst recht gefordert, wenn ein Preisdruck von der Goldwährung aus — noch nicht stattgefunden hat. Praktisch für die Hebung des Silberwerthes ist bei Bejahung wie bei Verneinung der gestellten Frage allein die Einführung der Doppelwährung. Und nur „Praktisches" verlangt ja der Herr Reichsschatzsekretär.

Wenn man nun alle denkbaren Maßregeln zur Hebung des Silberwerthes will ermitteln und beurtheilen können, so muß man sich vor Allem darüber klar sein, was eben unter der „Hebung des Silberwerthes" zu verstehen ist. Vielleicht würde man besser von Sanirung des Silberwerthes reden. Es sind nämlich zwei Uebel, wovon die Volks- und Weltwirthschaft mit dem Silber seit dessen unnatürlicher Verdrängung aus der Stellung eines Kurrantgeldes neben Gold schwer erkrankt ist. Einmal die Entwerthung um mehr als die Hälfte seit zwanzig Jahren, der Preissturz von 61 auf 27½ Pence per Unze engl. Währungsilbers, d. h. der Sturz des Werthes dem Golde gegenüber von 1 Kilo Gold gleich 15½ Kilo Silber auf 1 Kilo Gold gleich mehr als 33 Kilo Silber. Die Erholung von diesem Uebel ist jedoch nicht das Einzige. Das Silber hat auch die frühere Werthbeständigkeit verloren. Diese Beständigkeit war zwar früher auch in Doppelwährungländern nie eine ganz vollständige, was mangels der Allgemeinheit der Doppelwährung und wegen der starken

Digitized by Google

Luxusverarbeitung von Gold nicht möglich ist, allein die Schwankungen waren doch nur sehr geringe um den Relationschwerpunkt von 1 : 15½ herum gewesen. Zur Sanirung gehört daher auch die Wiederherstellung der früheren relativen Werthbeständigkeit des Silbers gegen Gold. Diese zweite Aufgabe der Sanirung des Silberwerthes ist vielleicht die wichtigere. Wenigstens auf dem Standpunkt der Anhänger der reinen Goldwährung, der „Goldleute"; denn der innerhalb der Goldwährung unvermeidliche starke Umlauf an silbernem Kredit- oder, wie die Franzosen sagen, Fiduciargeld kann ohne die Wiedergewinnung einer einigermaßen stabilen Werthrelation solide Fundirung (durch engste Begrenzung der Unterwerthigkeit der Ausprägung) nicht wieder erlangen. Bei Einführung der Goldwährung vor 20 Jahren hat man eben nicht daran gedacht, daß die Werthrelation zwischen Silber und Gold mit 1 : 15½, von welcher Jahrzehnte der Marktwerthunterschied höchstens um ein paar Prozente abgewichen war, in verhältnißmäßig kurzer Zeit und in stärkster Oscillation von noch unabsehbarer Dauer und Wiederholung in die Silberwerthtiefe von 33 Kilo Silber gleich 1 Kilo Gold stürzen, daß der ganze große Silberumlauf und Bank-Silbervorrath gegen den Nominalwerth in Gold zu mehr als der Hälfte unterwerthig und unfundirt werden könnte. Wer aufrichtig eine reine standhaltende Goldwährung will, muß daher jetzt die Wiedergewinnung eines gegen Gold beständigen Silberwerthes zu irgend welcher Werthrelation aufs Nachdrücklichste fordern.

Ist denn nun, Das wird die erste Frage für die Silberkommission sein, die Restauration des Silbers in der doppelten Richtung höheren und stabileren Werthes dem Golde gegenüber überhaupt zulässig und erreichbar? Soll der alte Gravitationpunkt schwächsten Schwankens beider Metalle mit 1 : 15½ wiederhergestellt, oder soll diese Werthrelation, nachdem einmal Silber seit zwanzig Jahren der Entwerthung verfallen ist, auf 1 : 20 bis 1 : 30 tiefer gelegt werden? Die Steigerung des Silberwerthes durch bedeutend erhöhte Münzverwendung ist zweifellos *zulässig*, mindestens so zulässig, wie die durch Entwährung künstlich herbeigeführte Entwerthung, wie die unnatürliche Verdrängung des Silbers aus dem uralten Kurantgelddienst es gewesen ist. Die Steigerung und Stabilisirung des Silberwerthes ist aber auch *ausführbar*, vollständig freilich nur unter einer Bedingung, nämlich derjenigen ausgedehnten Ueberganges der civilisirten Welt zur Doppelwährung. Dieser Uebergang ist nun auf zweierlei Weise möglich. Entweder dadurch, daß einige größere Verkehrsländer, etwa Frankreich, di Vereinigten Staaten, Italien, Oesterreich zur Doppelwährung schreiten bezw. zurückkehren, d. h. ihre Münzstätten der freien Silberprägung eröffnen würden, oder — und noch vollkommener — dadurch, daß alle großen

Digitized by Google

civilisirten Staaten in den Bund vertragsmäßiger internationaler Doppelwährung eintreten. Der erste Weg ist ohne bedeutende Konzessionen der Goldwährungländer, wahrscheinlich auch trotz solcher Konzessionen, ungangbar geworden; alle erwähnten Länder stemmen sich jetzt dagegen, für sich allein und ohne feste Garantien von anderer Seite zur freien Silberprägung sich zu entschließen, und da sie den Schritt jedenfalls nicht für eine gebundene längere Zeit machen würden, so wäre die Wiedererhöhung und Neustabilisirung des Silberwerthes durch zufälliges Nebeneinander von Goldwährung- und von Silberwährungstaaten auch keineswegs gesichert, nicht frei von fortgesetzt erneuten Schwankungen. Nun wird sich aber zeigen, daß jene vertragsmäßigen Garantien, welche die Goldwährungländer den Doppelwährungländern zu geben hätten, weder ausreichen, andere Staaten zur dauernden Wiederzulassung der freien Silberprägung zu bestimmen, noch auch vom Standpunkt der reinen Goldwährung selbst unbedenklich oder überhaupt zulässig sein würden. Die Restauration des Silbers ist daher nur durch allgemeine vertragsmäßige Doppelwährung — mit gesetzlicher Festlegung der Werthrelation oder etwa auch ohne solche — voll und sicher durchzuführen. — Unter der selben Voraussetzung ist endlich die Festlegung der Werthrelation auf dem früheren Fuße oder eine gesetzliche Tieferlegung zweifellos möglich. Die Wahl ist dann frei. Für die Festlegung zum alten Verhältniß spricht Vieles, für die Tieferlegung etwa auf 1 : 18 oder 1 : 25 oder auf den Durchschnitt des thatsächlichen Silberwerthes der letzten 20 Jahre kann namentlich das Streben, der weiteren Steigerung der Silberproduktion Einhalt zu thun, ins Gewicht fallen. Je tiefer freilich die Werthrelation gelegt werden wird, desto karger würde die Wiedererhöhung des Silberwerthes ausfallen. Praktisch würde sich die Wahl der Werthrelation wohl nach dem Satze zu richten haben, mit welchem die vertragsmäßige Doppelwährung am Leichtesten allgemein Annahme finden würde. Eine neue erste internationale Währung-Konferenz würde daher in diesem Punkte nicht mit unumstößlich gebundener Marschroute beschickt werden dürfen.

Wahrscheinlich wird auch die Frage aufgeworfen werden, ob nicht ohne jede dauernde Festlegung der Werthrelation die Doppelwährung durchführbar und ohne jene Festlegung dem Silber wie dem Golde unbeschränkte Münzverwendung zu sichern wäre. Es geht ja neuestens ein Vorschlag von gewichtiger Seite dahin, an Stelle der dauernden Fixirung die wöchentliche Normirung der Doppelwährung-Werthrelation zu setzen; Das soll in Weiterführung des alten Gedankens von James Stewart (1767) dadurch bewirkt werden können, daß Gold und Silber bei den großen Nationalbanken gegen Certifikate auf Gold und Silber unbeschränkt An-

Digitized by Google

nahme zur Ausmünzung fänden und daß die Gold- und Silber-Certifikate solcher Doppelwährung zu einem allwöchentlichen, national und womöglich international gleichmäßigen, der Marktwerthrelation folgenden, amtlichen Werthrelation-Kurse, zur Hälfte in Gold und zur anderen Hälfte in Silber einlösbar wären. Nachdem der Vorschlag gemacht ist, wird er auch zu prüfen sein und wird es hierbei wesentlich darauf ankommen, zu entscheiden, ob die beharrliche Uebereinstimmung der gesetzlichen mit der thatsächlichen Werthrelation oder die dauernde Festlegung, und diese trotz der Gefahr eines geringen Agio, die größeren Vortheile darbiete. Würde aber der Vorschlag überhaupt abgelehnt werden, so bliebe nur die auf absehbare Zeit fixe Werthrelation für eine allgemeine internationale Doppelwährung übrig. Das aber ist ausführbar, trotz der möglich bleibenden, aber jedenfalls nur langsamen Bildung eines mäßigen Agio, das der Nachfrage nach Gold zur Luxusverarbeitung hauptsächlich entspringen könnte. Verglichen mit dem jetzigen wilden Schwanken des Silberwerthes, wäre der bei allgemeiner internationaler Doppelwährung noch übrig bleibende Schwankungsspielraum ein untergeordneter Nachtheil. Selbst die zwar denkbare, aber noch unendlich entfernte Eventualität, daß der Mangel jeder Goldgewinnung für Münzzwecke in thatsächliche Weltsilberwährung allmählich überführen würde, wäre keine Kalamität; denn alsdann wäre eine vollgedeckte Silber-Certifikat-Währung das einzig Natürliche und sie wäre nicht einmal unbequem. Allein diese Eventualität liegt, wie bemerkt, unendlich fern bei allgemeiner internationaler Doppelwährung. Diese mindert eben den Goldbedarf, weil sie Silber unbeschränkt zur Prägung zuläßt, und weil sie, wenn Gold schmal wird, dem weißen Metall wieder auf dem Währungthrone, wovon Silber so künstlich und unnatürlich gestoßen worden ist, aufs Neue Platz zu nehmen gestattet. Bis die vielen Milliarden der bestehenden Münzgoldwerthe im Luxusverbrauch neben der Goldneuproduktion darauf gegangen sein würden, wird es lange dauern; Schmeißer erwartet allein von der Witwaterrand-Mulde am Cap für die nächsten 20 bis 40 Jahre je nach der Abbautiefe 4 bis 8 Milliarden Mark weiteren Goldes.

Die Wiedererschließung voller Münzverwendung für das Silber durch allgemeine Herstellung der Doppelwährung ist nun zwar die für sich ausreichende Centralmaßregel zur Wiederemporhebung und Neustabilisirung des Silberwerthes. Allein die einfache Goldwährung hat noch immer so viele einflußreiche Verehrer, daß man ihnen wiederholt und gründlich darüber Rede und Antwort stehen muß, ob es nicht möglich wäre, innerhalb der (für Deutschland, England, Belgien, Holland, Skandinavien u. s. w.) aufrechtzuerhaltenden Goldwährung den übrigen Staaten Einräumungen zu machen, durch welche diese sich doch vielleicht veranlaßt sehen würden, ihrer-

Digitized by Google

seits das Silber zur freien Prägung neben dem Gold zuzulassen. Es würde so eine Staatengruppe der effektiven Doppelwährung neben einer Staatengruppe der einfachen Goldwährung zum Zweck der monetären Aufsaugung des Silbers geschaffen werden. Das war ja einst der Gedanke und durfte einst der Wunsch so angesehener Autoritäten wie Dechend, Soetbeer, Roscher und Anderer sein. Die denkbaren Maßregeln könnten hier nun sein: erstens Maßregeln der monetären Raumschaffung für Silber innerhalb der Goldwährungländer, oder zweitens Maßregeln zur Minderung des Silberangebotes, oder drittens Maßregeln zur Einschränkung der Goldnachfrage für Münz- und Luruszwecke. Die „Silberleute" gescholtenen „Gold- und Silberleute" dürfen es sich nicht verdrießen lassen, auf den Weg der Transaktion mit den wirklichen „Goldleuten" sich einzulassen. Der Fragebogen des Grafen Posadowsky zielt ja wohl scharf gerade auf diesen Punkt.

Also zuerst die monetäre Raumschaffung, die Erweiterung der Münzverwendung für Silber. Als Einräumungen an die Doppelwährungländer kämen hierbei wohl nur in Betracht: die theilweise Silberdeckung der Banknoten in den Ländern mit Goldwährung, dann die Umprägung des um 50 pCt. unterwerthig gewordenen Silberkreditgeldes (Silbermark-G.) in weniger unterwerthige Münzen gröberen Schrotes, endlich der dauernde Verzicht auf die Halbkronenstücke in Gold bez. die halben Sovereigns. Allein diese drei Maßregeln würden sicherlich die bereits hinkende Goldwährung nur weiter verschlechtern, ohne gefestete Doppelwährung für einen hinlänglich großen Theil der Welt zu sichern. — Theilweise Deckung der Banknoten mit Silber in Ländern der einfachen Goldwährung würde, ganz abgesehen vom bereits stattfindenden Vorhandensein vielen Bankſilbers, wirklich eine gewaltige Verschlechterung unserer mit ihrem Papier- und Silber-Kreditgeld nur schon zu bedenklich sinkenden Goldwährung bedeuten; diese würde zu einem schlechten Mischmasch von Gold- und Silberwährung entarten. Der ernste Bimetallist, der seine Sache nicht diskreditiren und auf die lange Bank schieben lassen will, muß sich hiergegen aussprechen. Noch weit mehr der Goldmonometallist, der „Goldmann". Auch würde dieses erste der drei Vacuen, in welchem Silber künstlich untergebracht werden würde, doch nur einen beschränkten Raum darstellen. Dieser Raum würde durch die bei höherem Silberwerth steigende Silberproduktion bald wieder gefüllt sein, so daß hiernach die „Silbernoth" aufs Neue angehen würde. — Zur monetären Raumschaffung für das Silber könnten die Goldwährungländer weiter das Anerbieten machen wollen, ihre zur Zeit bis zur Hälfte unterwerthige Silbercirkulation einzuziehen und neues, dem Nennvollwerthe näher kommendes Silber-Scheidegeld auszuprägen. Allein Dies wäre doch nur dann von Bedeutung, wenn die Werthrelation von Silber gegen Gold erheblich hinter

Digitized by Google

derjenigen, von welcher unser Münzgesetz ausgegangen ist, auf die Dauer zurückbleiben würde. Das würde für die Doppelwährungsstaaten ein sehr unwillkommenes Präjudiz in Beziehung auf die Rückkehr zur früheren Werthrelation schaffen. Für die Goldwährungländer selbst würde die Prägung von Silberscheidegeld von einer die stattgehabte Silberentwerthung auf tieferem Stande fixirenden Werthrelation aus, d. h. die viel gröbere Ausprägung der Silbermünzen, die Tauglichkeit des Silbergeldes zur bequemen Abwickelung der Kleinzahlungen wesentlich beeinträchtigen. Sodann würde auch dieser zweite von Goldwährungländern zu schaffende Füllraum für monetäre Unterbringung weiterer Silbermassen der Elastizität für die Anschmiegungen an die Größenschwankungen der Silberproduktion entbehren. Auch dieser Raum wäre nach verhältnißmäßig kurzer Zeit wieder gefüllt, also auch diese zweite Maßregel ein vorübergehender Behelf.

Aehnlich verhält es sich mit dem dritten Mittel monetärer Raumschaffung für Silber. Es bestände in dem Zugeständniß der Goldwährungländer, die kleineren Münzappoints in Gold, die Halb-Kronen, einzuziehen und den hierdurch freiwerdenden Cirkulationraum dem Silber-Fiduciarumlauf zu überlassen. Silber ist schon bei einer Werthrelation von 1 : 15½, geschweige bei einem noch geringeren Werthstand, nicht geeignet, den in Werthen von 10 bis 20 Mark (Shillings, Francs) abzuwickelnden Kleinzahlungverkehr so praktisch, wie es jetzt durch Halbkronen geschieht, zu vollziehen. Allerdings ließen sich gegen Hinterlegung des Goldes Goldcertifikate im Zehner-Betrage ausgeben; allein dann wäre nur für Goldcertifikate, nicht für Silber Verwendung geschaffen. Würde man aber Zehner-Certifikate mit Silberfundation ausgeben, so wäre unsere jetzt schon bedenklich ausgedehnte Cirkulation unterwerthigen Kreditgelds noch bedeutend vermehrt. Auch diese Bindung unserer Goldwährung wäre entschieden als eine Verschlechterung anzusehen. Wir zu aller erdenklichen Schlechtigkeit und Dummheit fähigen „Silberleute" lehnen — man vergleiche neuestens wieder A. Wagner und den „Anti-Bamberger" Karl Hechts — auch diese dritte „Schandthat" gegen die Goldwährung auf das Entschiedenste ab. Der strenge „Goldmann" aber muß den deutschen Regirungen sagen: „Keinerlei Bindung zu hinkender Goldwährung!" „Laissez faire!" „Der Silberwerth wird sich zu irgend einer Werthrelation von selbst feststellen, wenn die Silberproduktion und der Silberbedarf sich wieder in ein einigermaßen dauerndes Gleichgewicht gesetzt haben werden!" Graf Posadowsky freilich könnte darauf antworten: „So lange die jetzige internationale Währunganarchie dauert, d. h. so lange die Hauptverwendung des Silbers nicht in einem ansehnlichen Theil der Welt nachhaltig durch unbeschränkte Prägung wieder erreicht ist, kann überhaupt ein stabiles Gleichgewicht zwischen

Digitized by Google

Silberproduktion und Silberbedarf nicht wiedergewonnen werden; das wilde Schwanken der Werthrelation wird fortdauern; Eure heilige Goldwährung wird in ihrem silbernen Kreditgeld bald um ein Drittel, bald um zwei Drittel unterwerthig sein, also von ihrer eigenen Basis aus gewaltig wackeln und praktisch noch bedenklicher werden, wenn einmal ein Gewinn von fünfzig und hundert Prozenten, welche die Nachprägung ergiebt, wirklich seine Wirkung thun wird; das entmünzte Silber bleibt mir nutzlos liegen; wenn es je zu einiger Wiedergewinnung eines stabilen Werthverhältnisses etwa mit 1 : 25 statt mit 1 : 15½ kommt, so kann zwar der Silberschatz in der gröberen Aus- und Umprägung unserer Silbercirkulation darauf gehen, das Publikum kann und will aber so schwere Münzen für die Abwickelung des Kleinverkehrs nicht brauchen; die Umprägung unseres Münzsilbers zur Relation von 1 : 20 nach 1 : 25 kostet über 100 Millionen Mark, die, wenn der Markwerth von Silber wieder über das tiefergelegte Werthniveau steigen würde, zum Fenster hinausgeworfen wären." Ob Graf Posadowsky einmal so antworten wird, kann dahingestellt bleiben. Gewiß aber ist, daß auf allen drei Wegen „monetärer Raumschaffung" Festes und Sicheres nicht herauskommen wird, herauskommen kann.

Wäre nun nicht in der zweiten der drei genannten Hauptrichtungen Rath zu schaffen, nämlich durch Verringerung des Silber-Angebots? Man hat ja vorgeschlagen, Deutschland solle sich zur Nichtabstoßung seiner entmünzten Silbervorräthe auf bestimmte Zeit vertragsmäßig verpflichten, damit das Silberangebot wenigstens nicht noch mehr steige. Allein was sind einige 100 Millionen Silber gegen die jetzige große Jahresproduktion und gegen die Silberproduktion von 10 Milliarden Mark während der letzten 20 Jahre! Nicht einmal ein Aufhören des Sinkens des Silberwerthes ließe sich auf diesem Wege erwarten und noch viel weniger eine Ueberredung großer auswärtiger Staaten zur nachhaltigen Wiederaufnahme der freien Silberprägung, was doch sowohl zur Hebung als zur Neustabilisirung des Silberwerthes für den Fall unumgänglich ist, als man nicht allgemein mit den übrigen civilisirten Großstaaten zur internationalen Doppelwährung übergeht. Das ist für Negotiationen kein Aquivalent, das wäre nur ein Pappenstiel. — Eine andere Frage ist es, ob nicht mit Rücksicht auf die immer noch wachsende Silberproduktion auch bei Neuordnung einer fixen Werthrelation diese auf 1 : 20 bis 1 : 30 deshalb tiefer zu legen wäre, damit die Silberproduktion eine Einschränkung erfahre; diese Frage darf aber nur der Bimetallist als eine offene, vertragsmäßig erst zu lösende ansehen.

Eben so wenig läßt sich in einer denkbaren dritten Hauptrichtung, derjenigen der Minderung des Goldbedarfes, ein Erfolg voraussehen. Die in Betracht kommenden Maßregeln wären etwa folgende: die bereits

Digitized by Google

erörterte Verzichtleistung auf ½ und ¼ Kronen, die weitere Förderung des ohne Gold sich abwickelnden Großzahlungwesens im Wege der Ausdehnung des Clearingverkehres, endlich die Besteuerung des immer noch steigenden enormen Luxusverbrauches von Gold. Die Einziehung der Halbkronen hat bereits abgelehnt werden müssen. Für die Weiterverbreitung des Clearingverkehrs können die Regirungen nur wenig thun und bei der Schmalheit der Goldfohlen, auf denen der Weltverkehr schon jetzt steht, ist es fraglich, ob sie diese Richtung verstärken dürfen, wenn sie es je könnten. Endlich die Verminderung des Goldbedarfes durch Besteurung der Luxusverarbeitung von Gold führt auch nicht zum Ziel und ist als eine Maßregel für sich wohl weder ausführbar noch durchsetzbar. Zwar läßt sich nicht leugnen, daß die Luxusverarbeitung des Goldes eine überaus starke und stets steigende ist. Auf nicht weniger als drei Fünftel der Jahresproduktion von Gold, nämlich 300 Millionen Mark, deckt (nach Leris) die Luxusverarbeitung die Hand, wovon 30 Millionen allein im Blattgold unwiederbringlich verloren gehen; nur etwa 130 bis 170 Millionen Mark Gold bleiben jährlich zur Vermehrung des monetären Goldvorrathes der Welt übrig. Das ist von dem Standpunkt der „Goldleute", welche die Goldwährung ohne die Folge allgemeinen Preissturzes der Waaren behaupten zu können hoffen, ein recht unbehaglicher Thatbestand; jede weitere Zunahme des Verkehrs mit mehr Goldbedarf, die Durchführung der Goldwährung in Oesterreich und Italien, in Nordamerika und Indien, vielleicht früher oder später in Rußland, welches finanziell unter dem Agio schwer leidet, aber große Goldreserven besitzt, können den allgemeinen Preissturz wirklich herbeiführen, wenn er nicht mehr oder weniger schon vorhanden ist, was sich ziffernmäßig eben so wenig widerlegen wie beweisen läßt. Und das Wie, dem außermonetären Goldverbrauch zu wehren? Doch nur mittelst einer starken Fabrikationbesteuerung der Gold verbrauchenden Gewerbe in allen Staaten. Wäre aber diese vereinzelte Maßregel der Besteuerung des Gebrauchsluxus durchführbar und gerecht? Wird sie kräftig genug wirken? Ließe sie sich für alle in Betracht kommenden Gebiete, namentlich für Indien, wenn dieses einmal ebenfalls Goldwährung hätte, auch wirklich durchführen? Auf alle diese Fragen werden Gold- und Silberleute übereinstimmend mit Nein antworten müssen.

Die Bimetallisten haben alle vier Maßregeln künstlicher Beschränkung des Goldbedarfes für ihren Zweck gar nicht nöthig. Rückgänge und Ausdehnungen der Gold- wie der Silberproduktion gleichen sich bei allgemeiner internationaler Doppelwährung aus, unter nur sehr mäßigen, auf lange Zeit sich vertheilenden Abweichungen der Markt- von der gesetzlichen Werthrelation (oder unter schlimmsten Falles mäßiger Oscillation bei

Digitized by Google

eventuellen Gold- und Silbercertifikaten mit wöchentlich fixirtem Bankkassenkurs). Es kann alle Goldausbeute in der Luxusverarbeitung darauf gehen, diese kann selbst den überkommenen Goldvorrath angreifen, in dem sie mit Prämien Gold aus dem Münzumlauf entnimmt. Störungen wie die jetzigen Währungzustände der Welt wären in keinem Falle mehr möglich. Man käme alleräußersten Falles auf langsame Weise zur thatsächlichen allgemeinen Silberwährung, wenn eben aller Goldvorrath vom Luxus absorbirt würde. Etwas Anderes wäre dann überhaupt nicht mehr möglich. Allein abzusehen ist eine so ferne Zukunft nicht. Es kann ja einmal wieder das Gegentheil, eine Goldplethora vom Cap und anderswoher kommen; auch dieser entgegengesetzten Eventualität, ähnlich derjenigen von 1848 bis 1860, wäre die Doppelwährung im Voraus gewachsen.

Sämmtliche nun durchgesprochenen denkbaren Maßregeln zur Hebung des Silberwerthes vom Boden der Goldwährung aus erweisen sich hiernach als unwirksam und weiter als bedenklich vom Standpunkt der wirklich reinen Goldwährung — also der waschechten „Goldleute" — aus. Es wären goldmonometallistische Cirkelquadraturen. Internationale Vereinbarungen und Bindungen auf dieser Grundlage sind jedoch schlechterdings auch nicht durchführbar, und wenn sie versucht werden sollten, in ihrer Einhaltung nicht zu gewährleisten. Als die einzige und einfache Antwort auf den Fragebogen des Grafen Posadowsky ergiebt sich daher eben diese: Deutschland ergreife die positive Initiative in Betreibung des allgemeinen Ueberganges zu vertragsmäßiger Doppelwährung mit vorläufiger Offenhaltung der Fragen der fixen Werthrelation!

Je allgemeiner die Doppelwährung angenommen wird, desto weniger wird die gesetzliche Werthrelation Störungen durch Abweichungen der gesetzlichen Relation vom thatsächlichen Marktwerthverhältnisse erleiden und auf desto längere Zeit wird sich eine fixe Werthrelation erhalten, der Silberwerth sich in seiner Höhe und Beständigkeit behaupten. Ich beharre daher bei meiner alten Meinung auch jetzt noch, daß Nichts unversucht bleiben darf, was England für sein ganzes Reich zur Annahme der vertragsmäßigen Doppelwährung zu bestimmen geeignet ist. Deutschland hat recht eigentlich den Beruf, England zu gewinnen. Zwar vermöchte auch ein vertragsmäßiger Bimetallismus, welcher nur Frankreich, die amerikanische Republik, Deutschland, Oesterreich und Italien umschließen würde, den Silberwerth wieder gewaltig zu heben und zu stabilisiren; ginge Deutschland mit, so würden die genannten Länder auch für einen auf diesen Umfang beschränkten Währungbund höchst wahrscheinlich eingehen. Allein besser sind England und Indien mit dabei; dauernde Abweichungen des faktischen vom gesetzlichen Werthverhältnisse zwischen Gold und Silber, wie sie in geringem

Digitized by Google

Maße stets eintreten werden, könnten dann fast nur noch von der Luxusnachfrage nach Gold ausgehen. Auch taktisch möchte ich diesen Weg allen bimetallistischen Meinunggenossen anrathen; denn der jetzige Widerstand wird in Deutschland eher überwunden werden, wenn England — und in England eher, wenn Deutschland mitgeht. Bei einiger Ausdauer und dem erforderlichen diplomatischen Geschick einer zum Bimetallismus neigenden Regirung des Deutschen Reiches ist die Aussicht auf den Beitritt Englands keineswegs ausgeschlossen. Schon jetzt hat der Bimetallismus in England eine recht erhebliche Vertretung; selbst zwei Gouverneure der Bank von England sind dafür. Hecht bemerkt hierüber in seinem „Anti-Bamberger“:

Die englische Gold- und Silberkommission vom Jahre 1888 hat zwei Berichte erstattet, den einen unterschrieben von Mallet, Balfour, Chaplin, Barbour, Houldsworth und Montague, der sich für Doppelwährung ausspricht, den anderen unterschrieben von Lord Herschell Freemantle, Lubbock, Ferrer, Birch und Courtney, für Beibehaltung der Goldwährung und Einstellen der Silberprägungen in Indien, Letzteres, damit man die Wiederaufnahme eventuell an Bedingungen knüpfen, also einen Druck auf andere Länder üben könne, um sie zu größerer Verwendung von Silber zu bestimmen. Immerhin hatte sich also die Hälfte einer offiziellen Kommission für die Doppelwährung ausgesprochen, und dieser hat sich noch später ein Mitglied der anderen Seite, Courtney angeschlossen, der sein Votum widerrief und im „Nineteenth Century“ sich mit aller Bestimmtheit und mit klarer Begründung für die Doppelwährung aussprach. Ein solches Resultat ist sonst noch in keinem Lande erreicht worden, und man darf annehmen, daß die schlimme Erfahrung, die man jetzt mit dem indischen Währung-Experimente macht, die bimetallistische Strömung in England nur noch verstärken werde. Der Premier Gladstone, Fortschrittler und dabei in überkommenen ökonomischen Anschauungen befangen, eine Erscheinung, die ja auch auf dem Kontinente nicht selten ist, hängt mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit an der Goldwährung; aber er findet in seiner eigenen Partei Leute, die ihm darin kräftig entgegentreten. Auf seine große monometallistische Rede, deren der Reichskanzler Graf Caprivi in einer Sitzung des Reichstages vor den Weihnachtsferien gedacht hat, ist ihm eine höchst energische Antwort zu Theil geworden und zwar in der gladstoneanischen Zeitschrift „Fortnightly Review“ selbst durch das gladstoneanische Parlamentsmitglied W. H. Grenfell. Es ist also gar nicht unmöglich, daß in der öffentlichen Meinung und damit dann selbstverständlich auch in der Legislative Englands das bimetallistische Prinzip früher zur Anerkennung gelangt als bei dem etwas denkfaul gewordenen Volke der Denker.“

Das Letzte will ich dahin gestellt sein lassen. Allein ermuthigend sind die zwei Thatsachen: die fortdauernden Währungschwierigkeiten Indiens und der definitive Rücktritt Gladstones. „Die Gelegenheit ist günstig!“

Die Wiedererhebung und Neustabilisirung des Silberwerthes bedingt lediglich Verhandlungen zunächst mit England, dann mit allen übrigen Staaten über ein Programm zur allgemeinen Herstellung der internationalen Doppelwährung. Das wird allerdings neue Währungkonferenzen bedingen.

Digitized by Google

Hat man denn aber solche auf Grund der bisherigen Erfahrungen zu scheuen? Mit Nichten! Zwar behauptet Herr Bamberger das Gegentheil, indem er bemerkt: „Seit dem Jahre 1878, wo zum ersten Male in Paris die Konferenz sämmtlicher europäischer Staaten und der nordamerikanischen Republik zusammentrat, hat man alle Kraft daran gesetzt, die Ausführbarkeit eines solchen Programms, nämlich eines internationalen Währungbundes (B. sagt Münzbundes) zu beweisen und eine Einigung darüber herbeizuführen. Alles, was an gutem Willen, Erfahrung und Kenntnissen zusammengebracht werden konnte, wurde aufgeboten." Was heißt Das? Lasset alle Hoffnung fahren! Es bedarf keiner weiteren internationalen Währungkommission mehr. Alles, was an gutem Willen zusammengebracht werden konnte, ist ja längst aufgeboten. — Wirklich? „Dahinter — sagt Karl Hecht in seiner vorzüglichen, soeben erschienenen Streitschrift „Anti-Bamberger" *) — darf man eine ganze Anzahl der dicksten Fragezeichen machen:

Man muß nur die Protokolle dieser Versammlungen lesen, um sich zu überzeugen, daß da auch immer Eigensinn, Bornirtheit und Flachheit vertreten gewesen sind. Man könnte ein Kapitel darüber schreiben, wie man Autorität, Experte und Delegirter zu Konferenzen wird. In den meisten Fällen erscheint als die erste Qualifikation dazu, den herrschenden Vorurtheilen in Allem und Jedem zu schmeicheln, und man wird mir einräumen, daß es nicht gerade die schärfsten Denker sind, die Das durchaus zu thun vermögen. Einen Zweck für die Erledigung der Währungfrage können die Redeturniere, die man internationale Münzkonferenzen nennt, in der That nicht haben. Erst müssen die einzelnen Regirungen selbst wissen, was sie wollen, sie müssen sich zu der Ueberzeugung durcharbeiten, daß ein Währungsystem mit unterwerthigem Gelde eine Lüge und eine Gefahr ist, daß ein Münzsystem mit einem bevorzugten Metalle die produktiven Klassen aufs Schwerste schädigt, und daß es deshalb ihre Pflicht und Schuldigkeit ist, auf Beseitigung eines solchen Münzsystems mit allen Kräften hinzuarbeiten. Wenn sie Das erst wissen, dann heißt es, sich von Regirung zu Regierung zu verständigen, und ist da die Verständigung erzielt, so kann eine Konferenz zusammentreten, um die Einigung zu formuliren, mehr soll man von offiziellen Delegirten nicht verlangen."

Was hier Hecht über den „guten Willen" bemerkt, welcher für einen internationalen Währungbund auf den bisherigen Konferenzen geherrscht haben soll, ist m. E. durchaus wahr. Ein fester entschiedener Wille war bei den Regirungen der Länder mit einfacher Goldwährung, also Englands und Deutschlands, bisher überhaupt nicht vorhanden. Nicht als ob der Wille ein böser gewesen wäre. Man fühlte sich als beatus possidens, ging mit äußerster Vorsicht vor und sagte: „Geh' Du voran, Du hast die größten Stiefel an!" Und wer kann Dies den damaligen Regirungen verargen!? Silber war noch nicht auf 27 d. per Unze in London herab-

*) Anti-Bamberger, Kritik der „Stichworte der Silberleute". Von Karl Hecht, Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. 1894.

Digitized by Google

gegangen, die Relation von Silber zu Gold noch nicht vom früheren Schwerpunkt mäßigen Schwankens auf 1:35 herunter gekommen, wie Dies nun genau auf den Tag des Zusammentrittes unserer deutschen Silberkommission in voriger Woche geschehen ist. Allein daß die entscheidenden Regirungen Alles eingesetzt hätten, das Problem der internationalen Doppelwährung vorbehaltlos auf die Tagesordnung der internationalen Währungkonferenzen zu setzen, ist darum dennoch völlig unrichtig. So wie der Stand der öffentlichen Meinung bisher war, konnte zwar weder die englische noch die deutsche Regirung es vermeiden, ihre Kraft mehr sperrend einzusetzen, aber positiv abgethan ist das Programm eines internationalen Währungbundes durch die bisherigen internationalen Währungkonferenzen in keiner Weise.

Was war denn nun die Absicht der deutschen Reichsleitung, welche sie bewog, noch eine besondere Silberkommission einzusetzen. Der Gegenstand ist von allen Seiten beleuchtet und die Regirungen sind für sich selbst weiterer Information durch eine anscheinend reich mit Bankiers besetzte Kommission sicherlich gar nicht bedürftig. Maßgebende Mehrheitentscheidungen sind nicht bezweckt; Graf Posadowsky hat Dies ausdrücklich abgelehnt, — und Entscheidungen dieser Art würden ja auch jeden autoritativen Werthes entbehren. Auf den Schein vor den Agrariern — ut aliquid fecisse videamur — ist es wahrscheinlich auch nicht abgesehen. So kann nur noch die Absicht angenommen werden, die Reichsleitung habe möglichst viele sogenannte „Praktiker" zur öffentlichen Diskussion unter Beimengung theils mono-, theils bimetallistischen Sauerteiges engagiren und damit endlich einmal die ganze öffentliche Meinung in Bewegung setzen wollen.

Möglichst viele solenne Aeußerungen von Praktikern sind sehr wohl am Platze, sie können nur nützen. Je mehr Praktiker, darunter hoffentlich auch die Leitung der Reichsbank selbst, motivirte Gutachten zur Anti-Kritik und zur Beurtheilung durch die öffentliche Meinung abgeben, desto besser! Desto besser namentlich für den Bimetallismus im Bunde mit England, wenn die Reichsleitung diesen nunmehr im Schilde führen sollte.

Daß die große Masse des Publikums die Protokolle der Silberkommission lesen werde, ist allerdings nicht anzunehmen. Aber das öffentliche Interesse für die Sache überhaupt wird sich ausbreiten und man wird aus der doktrinären in die praktische Phase der Be- und Verhandlung hinüberkommen. Bis jetzt ist die öffentliche Meinung nicht geklärt oder ist sie einseitig gegen den Bimetallismus bearbeitet.

Scheint es doch oft so, als ob der Monometallismus den Freihandel, der Bimetallismus den Schutz der nationalen Arbeit, jener das Sonderinteresse von Handel und Industrie, dieser den Sondervortheil der Land-

Digitized by Google

wirthschaft bedeute, während in Wirklichkeit Solches gar nicht zutrifft. Der ältere Führer der Freihandelspartei, Prince-Smith, ist einer der ersten deutschen Bimetallisten gewesen, und welches immer das bessere der beiden Währungsysteme sei, jedenfalls liegt es im gleichen Interesse aller Klassen, daß das beste System zum Siege gelange.

Interessirt sich nur einmal die ganze Nation ernstlich für die gewaltige Frage der Möglichkeit völliger Beseitigung des Währungkrieges aller gegen alle Nationen, dann ist es gar nicht nöthig, daß die der Oeffentlichkeit zu übergebenden, wahrscheinlich sehr ausführlichen Protokolle der Silberkommission auch allgemein gelesen werden. Das Publikum wird zu Schriften greifen, die ihm in größter Kürze die Sache theoretisch wie praktisch klar machen. Solche Schriften sind schon vorhanden. Herr Bamberger hat in seinen „Stichworten der Silberleute" den Katechismus der „Goldleute" polemisch formulirt. Es trifft sich vorzüglich, daß ein eben so kurzer bimetallistischer Katechismus eben jetzt aus der Feder eines wissenschaftlich völlig bewanderten Praktikers als „Anti-Bamberger" erscheint. Es ist nur zu wünschen, daß alle Leute, die das Verständniß für die praktischen Währungfragen und für das kommende Thun und Lassen der Reichsleitung gewinnen wollen, solche Schriften beider Lager sich ansehen. Auch den „Silberleuten", rectius Gold-Silberleuten oder Bimetallisten, kann der „Bamberger", den „Goldleuten", rectius Gold-Monometallisten, der „Anti-Bamberger" zur Lecture empfohlen werden. In Hechts Schrift stehen auf wenig über 100 Seiten sogar die Thesen beider Parteien nebeneinander. Der „Anti-Bamberger" des beeidigten Sensals in Frankfurt, also eines Praktikers, ist ausgezeichnet durch Scharfsinn und kaustische Antikritik, Paarung wissenschaftlicher Tiefe mit offenem Blick für das Leben und mit warmem Herzen für das Wohl der produktiven Klassen aller Nationen. Die Schrift wirkt um so wohlthuender, als der Verfasser alle persönliche Gehässigkeit vermeidet und nur mit sachlichen Gründen kämpft. Herr Hecht gehört freilich nicht zu jenen Praktikern, von welchen jüngst so treffend gesagt worden ist: daß sie als Praxis ausgeben, was sie wünschen, aber nicht begründen können, und als Theorie Dasjenige, was sie nicht wünschen, aber nicht widerlegen können. Der „Anti-Bamberger" steht im praktischen Leben oder hat darin gestanden, aber er ist auch nationalökonomisch gründlich gebildet, kein Doktrinär. Seine Schrift konnte zu keinem geeigneteren Zeitpunkte als zum Tage des Zusammentrittes der Währungkommission erscheinen. Die in die Kommission berufenen „Praktiker" werden vermuthlich vor Abgabe ihres Votums auch den „Anti-Bamberger" sich zu Gemüthe führen, bevor sie der kommenden Kritik der Protokolle sich aussetzen.

Stuttgart. Dr. Albert Schaeffle.

Digitized by Google

Kommunistischer und individualistischer Anarchismus.*)

Weder Proudhon noch Stirner haben im Anarchismus unmittelbare Nachfolge und gleichgesinnte Schule gehabt. Auch als in den sechziger Jahren die moderne anarchistische Bewegung in Fluß kam, hat sie nur wenig an jene beiden Theoretiker angeknüpft; und erst in der letzten Zeit ist man wieder mehr auf sie als grundlegend zurückgegangen. Aber eine vertiefende Weiterführung der Theorie des Anarchismus ist in seiner neueren Periode der Entwickelung nicht zum Vorschein getreten. Der Wunsch nach alsbaldiger Verwerthung für ein praktisches politisches Vorgehen und das Bemühen um brauchbare Schlagwörter und in der Agitation einleuchtende Argumente haben auch hier die Reinheit der wissenschaftlichen Unterlage getrübt. Wo man aber eine haltbare theoretische Basis erstrebte, sind in einer verwirrten und verwirrenden Art die grundsätzlich aus einander gehenden Deduktionen der seither behandelten Schriftsteller verschmolzen worden.

Im Folgenden will ich mich auf die Darlegung Dessen, was sich als theoretischer Kern des modernen Anarchismus herausschälen läßt, beschränken ohne auf die Geschichte der mannichfachen offenen und geheimen Bünde der Anarchisten, auf die Schicksale der Führer und ihrer Gehilfen, sowie auf die literarischen Agitationen oder auf die Reibereien und Kämpfe mit anderen Parteien oder den Regierungen besonderen Bezug zu nehmen.**)

*) S. Nr. 21 u. 23 der „Zukunft": „Die Theorie des Anarchismus".

**) Ueber die äußere Geschichte der anarchistischen Bewegung vgl. Rudolf Meyer, Der Emanzipationskampf des vierten Standes (1875), bes. in Bd. II, der die außerdeutschen Länder schildert; Thun, Geschichte der revolutionären Bewegungen in Rußland (1883); Garin, Die Anarchisten (Autor. Uebers. 1887); Adler im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Bd. I (1890), Art. Anarchismus. — Beiträge zu einer Würdigung der Theoretiker des Anarchismus geben: Reichel, Der Anarchismus in Schweiz. Sozialdem. II. Nr. 45 ff. (1889); Bernstein, Die soziale Doktrin des Anarchismus in Neue Zeit Bd. X Nr. 12, 14, 45—47 (1892).

Digitized by Google

Dabei treten nun innerhalb der modernen Lehre des Anarchismus zwei einander entgegengesetzte Richtungen auf.

Erstens: Der kommunistische Anarchismus.

Er gründet sich weniger auf die scharf erwogene Theorie des sozialen Lebens als vielmehr auf unklares gefühlsmäßiges Streben, hergeleitet aus zusammengerafften Beobachtungen und Empfindungen. Sein Fundament ist das Postulat der Brüderlichkeit; sein Ziel die schrankenlose Freiheit eines Jeden und dabei die volle Gleichheit Aller im Genusse.

Diese Anarchisten wollen eine Gesellschaftform, in welcher jedes Mitglied sein eigenes „Ich", das heißt seine individuellen Talente und Fähigkeiten, Wünsche und Bedürfnisse zur vollen Geltung zu bringen vermag. Sie verwerfen also alle Regirung, und lassen nur zu, daß sich freie Genossenschaften zwecks gemeinsamer Produktion organisiren. Andererseits verschließen sie sich der Betrachtung gar nicht, daß der Einzelne nicht ein von der Gemeinschaft losgelöstes Wesen, sondern deren Produkt ist, von der er Alles hat, was er ist und kann; so daß er also nur zurückgeben kann, wenn auch in anderer Form, was er vorher von ihr empfangen hat. Ein Privateigenthum soll es deshalb nicht geben. Alles, was produzirt ist und produzirt wird, ist gesellschaftliches Eigenthum, an das der Eine eben so viel Anrecht hat wie der Andere, da der Antheil, den der Einzelne an der Erzeugung der Güter hat, auf keine Art und Weise gerecht bestimmt werden kann. Aus diesem Grunde proklamiren sie die Genußfreiheit, d. h. das Recht eines Jeden, seine Bedürfnisse frei und ungehindert zu befriedigen.

Es ist also eine eigenthümliche Verschmelzung des Kommunismus mit dem Anarchismus hier gegeben, die in Vielem an die Bestrebungen des Babeuf (1795) erinnert und sich selbst in die Formel zusammenfaßt: „Jeder nach seinen Fähigkeiten, Jedem nach seinen Bedürfnissen!*)

Wenn aber Jemand fragen wollte, wie ein solcher idealer Zustand überhaupt möglich sei, so würde ihm geantwortet werden, daß er die Arbeiter nicht kenne. Diese sind — so lautet die gebräuchliche Auskunft — keine so schmutzigen Egoisten wie die Bourgeois; — wenn sie einmal mit diesen in gewaltsamer Expropriation abgerechnet haben werden, wenn die letzte Revolution geschlagen ist, werden sie sich schon einzurichten verstehen.

Die geschilderte Richtung darf heute als die unter den Anarchisten zumeist herrschende angesehen werden. Besonderen Antheil an ihrer Lehre und Verbreitung haben russische Schriftsteller, vor Allem der 1873 verstorbene Bakunin, und dann Krapotkin; ihr hängt die Masse der

*) Abweichend also von dem bekannten Satze des Saint-Simonismus: „A chacun selon sa capacité, à chaque capacité selon ses oeuvres."

Digitized by Google

französischen und überhaupt romanischen Anarchisten an; auch viele deutsche abtrünnige Sozialisten. Sie ist es, an die in der neueren Zeit „die Propaganda der That" sich anheftet: da sie in dem rechtlichen Befehle und dem Staatsgesetze nur Gewaltakte sieht, so hält sie sich für befugt, der Gewalt solche wieder entgegenzusetzen; und — noch roher —: sie will die Aufmerksamkeit der erschreckten Welt durch Greuelthaten erregen, um auf die Unhaltbarkeit der bestehenden Zwangsorganisation, gegenüber den erstrebten freien Genossenschaften des brüderlichen Kommunismus, aufmerksam zu machen.

Zweitens: Der individualistische Anarchismus.

Seine Lehre kann ein größeres theoretisches Interesse beanspruchen als jene eben besprochenen sozialen Bestrebungen, mit denen er in der Tendenz zwar sympathisirt, die er aber sowohl hinsichtlich ihrer Doktrin als auch betreffs des praktischen Vorgehens als im Irrthume befindlich bekämpft. Er bedeutet innerhalb der anarchistischen Gruppen die kleinere Minderheit. Seine Hauptvertreter in der modernen Literatur sind Tucker*) und Mackay**).

In einem höchst interessanten Buche führt der zuletzt genannte Schriftsteller den Leser in das volle Getümmel des sozialen Lebens von London, und zwar im Spätherbste 1887, zu einer Zeit, da die Anarchistenprozesse in Chicago schweben und die Augen der bürgerlichen Welt wie der Revolutionäre in gleicher Spannung auf sich ziehen. Eine ungewöhnliche Gabe plastischer Schilderung und eindringlichen Ausmalens wohnt dem Verfasser bei; und man kann nach seinem Werke London geradezu aus der Ferne kennen lernen. Wir folgen ihm in das entsetzliche Elend des Ostendes, durch aufregend ergreifende Szenen des niedersten Lebens von Menschen, in das Wogen der packend geschilderten Volksversammlung auf Trafalgar Square, durch das Getümmel und Getriebe der Weltstadt, vorüber an ihr, von der nach seiner Meinung die erste Ursache alles sozialen Unglückes ausgeht, — der „Bank von England", und in die stillen Quartiere der Besitzenden und die feinen Restaurants am vornehmen „Strand".

In diesem London treffen sich nun ganz besonders die politischen

*) Herausgeber der in New-York erscheinenden Zeitschrift „Liberty, not the daughter, but the mother of order."

**) U. A. auch Ibsen. S. dessen Briefe an Brandes: „Der Staat ist der Fluch des Individuums. Womit ist Preußens Staatsstärke erkauft? Mit dem Aufgehen des Einzelnen im politischen und geographischen Begriff. Der Kellner ist der beste Soldat. — Der Staat muß fort! Bei dieser Revolution werde ich sein. Man untergrabe den Staatsbegriff, man stelle die Freiwilligkeit und das geistig Verwandte als das einzig Entscheidende für eine Vereinigung auf. Das ist der Beginn zu einer Freiheit, die etwas werth ist."

Digitized by Google

Flüchtlinge aller Nationen und die Vertreter aller extremen sozialen Parteiungen, namentlich der anarchistischen; in ihrer Vorführung, die sich auf wirkliche Beobachtung geschichtlicher Persönlichkeiten stützt, in der Theilnahme an ihren Versammlungen und Diskussionen, in dem Besuche der revolutionären Klubs und dem Belauschen der sozialen Zwiegespräche liegt der Hauptreiz des Buches.

Auch über unsere Frage, die nach dem kommunistischen und dem individualistischen Anarchismus, haben an einem Sonntagnachmittage im kleinen Kreise bei Auban, dem Helden des Verfassers, Erörterungen stattgefunden, in denen der Kommunist Otto Trupp mit seinen Darlegungen im Sinne der vorhin von mir geschilderten Tendenzen einen offenbaren Eindruck gemacht hatte.

Ich kann mir nicht versagen, die hier interessirende und äußerst bezeichnende Stelle vollständig wiederzugeben:

„Noch eine einzige und letzte Frage an Dich, Otto," erklang Aubans laute und harte Stimme, „nur diese einzige noch:

Würdet Ihr in dem Gesellschaftzustand, den Ihr „freien Kommunismus" nennt, die Einzelnen daran hindern, ihre Arbeit unter Zuhilfenahme eines von ihnen geschaffenen Austauschmittels unter einander auszutauschen? Und ferner: Würdet Ihr sie daran hindern, Grund und Boden in persönlichen Besitz zum Zwecke persönlicher Benutzung zu nehmen? —"

Trupp stutzte.

Die Anwesenden erwarteten wie Auban gespannt seine Antwort.

Aubans Frage war unentrinnbar. Antwortete er mit „Ja!", so gab er zu, daß der Gesellschaft das Recht der Gewalt über den Einzelnen zustand, und warf damit die von ihm stets glühend vertheidigte Autonomie des Individuums über den Haufen; antwortete er dagegen mit „Nein!", so gestand er das von ihm noch eben so emphatisch negirte Recht des Privateigenthums zu.

Er sagte daher:

„Du siehst Alles mit den Augen des heutigen Menschen an. In der zukünftigen Gesellschaft, wo Alles zur freien Verfügung Aller gestellt ist, wo es einen Handel im heutigen Sinne also nicht mehr geben kann, wird jedes Mitglied meiner innersten Ueberzeugung nach freiwillig auf die alleinige und ausschließliche Okkupation von Grund und Boden verzichten —"

Auban war wieder aufgestanden. Er war um etwas blässer geworden, als er jetzt sagte:

„Wir sind noch nie unehrlich gegen einander gewesen, Otto. Laß' es uns heute nicht werden. Du weißt so gut wie ich, daß diese Antwort eine Ausflucht ist. Ich aber halte Dich jetzt: Beantworte mir die gestellte Frage, und beantworte sie mir mit Ja oder Nein, wenn Du willst, daß ich jemals wieder eine Frage mit Dir bespreche —"

Trupp kämpfte offenbar mit sich. Dann antwortete er — und es war ein Blick auf seinen Genossen, welcher ihn noch soeben angegriffen, und dem gegenüber er nie und nimmer das Prinzip der persönlichen Freiheit in Schatten gestellt hätte, der ihn sagen ließ:

Digitized by Google

„In der Anarchie muß jede Anzahl Mitglieder im Stande sein, sich nach Belieben zu organisiren, um so ihre Ideen ins Praktische zu übersetzen. Auch sehe ich nicht ein, wer einen Andern gerechterweise von dem Land und dem Hause, das er bebaut und bewohnt, vertreiben könnte ...“

„So habe und halte ich Dich!“ rief Auban. „Mit Dem, was Du eben sagtest, stellst Du Dich in schroffen Gegensatz zu den bis jetzt von Dir vertheidigten Grundsätzen des Kommunismus.

Du hast das Privateigenthum zugestanden: an Rohprodukten und an Land. Du hast das Recht auf den Arbeitertrag ungeschmälert befürwortet. Das ist Anarchie.

Die Redensart: Alles gehört Allen — ist gefallen, gestürzt von Deiner eigenen Hand.

Ein einziges Beispiel nur, um alle Mißverständnisse unmöglich zu machen: Ich besitze ein Stück Land. Ich verwerthe seinen Ertrag. Der Kommunist sagt: Das ist ein Raub am allgemeinen Gut.

Aber der Anarchist Trupp — jetzt zum ersten Male nenne ich ihn so! — sagt: Nein. Keine Macht der Erde hat ein anderes Recht als das der Gewalt, mich von meinem Besitzthum zu vertreiben, mir den Ertrag meiner Arbeit auch nur um einen Pfennig zu schmälern.

Ich ende. Mein Zweck ist erfüllt.

Ich habe bewiesen, was ich beweisen wollte: daß es zwischen den beiden großen Gegensätzen, in denen sich die Welt der Menschen bewegt, zwischen Individualismus und Altruismus, zwischen Anarchismus und Sozialismus, zwischen Freiheit und Autorität keine Versöhnung giebt.“ —

Aber auch bezüglich des praktischen Vorgehens waltet zwischen den beiden Gruppen der Anarchisten ein Gegensatz ob, indem die individualistische Richtung die Propaganda der That verwirft. Sie erwartet Alles von der Aufklärung und dem langsamen Fortschritte der Vernunft, wodurch ein Jeder sich selbst finden und sich überzeugen werde, daß alle staatliche und rechtliche Gewalt irgendwelchen Inhaltes in sich ungerecht und schlecht sei, und daß umgekehrt eine Möglichkeit eines völlig freien harmonischen gesellschaftlichen Daseins bestehe. Die jetzige kapitalistische Gesellschaftordnung, so meinen sie, sei freilich ganz und gar unberechtigt und unhaltbar; an ihre Stelle werde der Sozialismus treten. Dieser aber sei „die letzte Universaldummheit der Menschheit“, eine Leidensstation, die auf dem Wege zur Freiheit zurückgelegt werden müsse. Denn er werde einen derartigen Zwang und Druck und eine Ausbeutung der Minderheit durch die Mehrheit mit sich führen, daß das Streben und Drängen nach Freiheit die sozialistische Rechtsordnung wieder auflösen müsse. Dann aber könne man natürlich nicht zu veralteten und untergegangenen Staatsorganisationen greifen; sondern es werde die Menschheit zu freier Assoziation im Sinne des Anarchismus, also blos durch Konventionalregeln, schreiten.

Wenn nun der individualistische Anarchismus die Unklarheiten und Widersprüche des kommunistischen vermeidet, so bedeutet er trotzdem keinen

Digitized by Google

theoretischen Fortschritt über Stirners Doktrin hinaus. Mackay will einen solchen augenfällig dadurch erreichen, daß er mit Proudhonschen Gedanken das Moment ökonomischer Erwägung hineinnimmt; er meint, daß bei freien Gesellschaften im Sinne Stirners eben die harmonische naturgemäße Wirthschaft Proudhons erreicht werden würde. *)

Aber diese behauptete natürliche Harmonie durch freie Konventionalregeln trägt in sich schon den Keim des Widerspruches und der Unhaltbarkeit. Wenn wirklich eine naturgemäße Ordnung schon an und für sich unter den Menschen herrschen würde, so wäre „die freie Assoziation zu bestimmtem Zwecke" als Ganzes schon nicht mehr nöthig. In der That aber hat auch Mackay nicht bewiesen, daß Gesetze des wirthschaftlichen Lebens ohne Rücksicht auf zu Grunde liegende Regulirung des menschlichen Nebeneinanderbestehens möglich seien; und daß sich „die Interessen der Menschheit nicht feindlich gegenüberstehen, sondern daß sie sich harmonisch vereinen, wenn ihnen nur der freie Spielraum zu ihrer Entfaltung nicht genommen oder geschmälert wird". Vielmehr stellt er in bezeichnender Weise diese aus Proudhon herübergenommenen Sätze am Schlusse seines Buches programmatisch als Aufgabe hin, die der genannte Auban dort sich für die Zukunft vornimmt.

Andererseits braucht der Stirnersche „Verein von Egoisten" die von Mackay angebotene Verstärkung seiner Deduktion gar nicht. Sobald man Stirner seine Prämissen zugiebt — daß es nämlich außer und neben der Beachtung des einzelnen empirischen Menschen gar keine Erwägung eines pflichtgemäßen Soll gebe —, bleibt zunächst gar nichts Anderes übrig als die bloße formale Möglichkeit, konventional sich mit anderen Egoisten zu vereinen. Welchen Inhalt diese Vereinigten aber ihren Konventionalregeln geben werden, ist eine ganz offene Frage; und völlig konsequent sagt Stirner darüber nur: „Was ein Sklave thun wird, sobald er die Fesseln zerbrochen, Das muß man — erwarten".

*) „Er (Auban) sah jetzt, was es war, das Proudhon unter Eigenthum (in dem Satze: „la propriété c'est le vol") verstanden hatte: nicht der Ertrag der Arbeit, welchen er stets gegen den Kommunismus vertheidigt, sondern die gesetzlich geschützten Privilegien dieses Ertrages, wie sie in den Formen des Wuchers, vornehmlich denen des Zinses und der Rente, auf der Arbeit lasten und die freie Cirkulation derselben hemmen; daß Gleichheit bei Proudhon nichts anderes heißt, als Gleichheit der Rechte, und Brüderlichkeit nicht Entsagung, sondern kluge Erkenntniß der eigenen Interessen in dem Lichte des Mutualismus; daß es die freie Assoziation zu einem bestimmten Zwecke im Gegensatz zur Zwangsvereinigung des Staates, ‚die Freiheit, welche sich darauf beschränkt, die Gleichheit in den Mitteln der Produktion und beim Tausche der Produkte aufrecht zu erhalten' vertheidigt, als die ‚einzig mögliche, gerechte und wahre Gesellschaftform'."

Digitized by Google

Aus diesen Ausführungen dürfte zur Genüge hervorgehen, daß der individualistische Anarchismus neuester Observanz in der Betonung der wirthschaftlichen Freiheit den Gedankengang des allbekannten reinen Manchesterthums fortsetzt und in seiner Hervorkehrung der Zwangsabstreifung und des ungestörten Spieles aller Kräfte Konsequenzen zieht, welche jenes von bestimmtem Punkte an ablehnt; während andererseits die unklaren kommunistischen Anarchisten ihr inhaltliches Ziel selbstverständlich dem kommunistischen Sozialismus entlehnt haben.

Aber darum thun doch beide Richtungen — das Anstreben der sozialistischen Produktionweise im demokratischen Staate, wie das Festhalten am geschichtlichen Privateigenthum — gegenseitig sich Unrecht, wenn jede der anderen den Anarchismus als nur zu ihr gehörig zuschieben will. Vielmehr liegt es systematisch so, daß der Anarchist dem Sozialisten wie dem Bürger gleichmäßig feindlich gegenübersteht und das ihnen beiden gemeinsame Mittel der menschlichen Organisation, den rechtlichen Zwang, als solchen angreift. Zunächst muß daher der Anarchismus überwunden sein, und dann erst kann logischer Weise eine Auseinandersetzung zwischen Sozialismus und Individualismus statthaben. Die zutreffende Systematisirung ist also: 1) Anarchismus — Organisation der menschlichen Gesellschaft nur unter Konventionalregeln; 2) Rechtsorganisation a) auf Grund des überlieferten Privateigenthums, b) mit sozialistischer Produktionweise.

Dasjenige, was die verschiedenen Richtungen des sozialen Lebens wissenschaftlich grundlegend scheidet, ist die formale Regelung in ihrer jeweiligen Sonderart; — diese Form der menschlichen Gesellschaft kann nach den früheren Erörterungen entweder eine rechtliche oder eine solche nur unter Konventionalregeln sein. Soziales Leben als eigenes besonderes Ding ist erst dann vorhanden, wenn und soweit durch menschlich gesetzte Normen eine Regulirung gemeinschaftlichen Daseins und Verkehrs vorliegt. Die Regeln des Verhaltens zusammenlebender Menschen konstituiren erst den Begriff einer menschlichen Gesellschaft. Darum muß die besondere Art und Weise dieser Regeln für die Eigenart einer konkreten Menschengemeinschaft grundsätzlich bestimmend sein; und der Inhalt der Regeln, die Materie Dessen, was normirt und gesetzt wird, ist im letzten Sinne und in der wirklichen Bedeutung und Tragweite von dem Charakter der fraglichen Form, von der Sondereigenschaft der Regulirungart bedingt und abhängig.

In der That wird der Sinn selbst der am Schärfsten gedachten Lehre vom „laisser faire, laisser aller" als der Aufgabe des Rechtsstaates, auch der schroffste Ausdruck eines, wie man gesagt hat, Raubthierkampfes um das Dasein gänzlich verkehrt und gewandelt, sobald man die volle Freiheit

Digitized by Google

des Wirthschaftlebens in die Meinung des individualistischen Anarchismus übersetzt und den Rechtszwang gänzlich aufhebt. Denn jene zuerst genannte Doktrin hält doch immer den Grundsatz der juridischen Gebundenheit und des Verhaftetseins eines Jeden in der Rechtsgemeinschaft, in die er zugehörig hineingeboren wird, fest; und durch Betonung wirthschaftlicher Freiheit im Rahmen der Rechtsordnung kommt er zu dem Ergebnisse der wirthschaftlichen Ungleichheit, die er ja auch, besonders wegen der darin gelegenen Anspornung für den Einzelnen, für nützlich und an sich zweckmäßig vertheidigt. Der individualistische Anarchismus aber, da er die rechtliche Norm ganz und gar über Bord wirft, erstrebt dadurch gerade das entgegengesetzte Resultat, die wirthschaftliche Gleichheit. Auch er wirft der Manchesterlehre vor, daß sie den Fehler begehe, von einer ganz zufälligen Vertheilung des Eigenthumes und einem willkürlich angenommenen Zeitpunkt der wirthschaftlichen Lage auszugehen, um nun plötzlich volle ökonomische Freiheit unter dem „Nachtwächterstaat" zu fordern; und er hat es Dem gegenüber darauf abgesehen, alle privilegirende Ungleichheit zu beseitigen. Er vermeint es mit den vorhin näher besprochenen Mitteln im Sinne Proudhons oder Stirners erreichen zu können; aber er kommt dabei zweifellos sachlich zu dem Schlusse, den Fichte bei seinem sozialistischen Ideale des „geschlossenen Handelsstaates" als Aufgabe des Rechtes bezeichnete: erst Jedem das Seinige zu *geben* und dann ihn darin zu schützen.

Ich betone das Verhältniß dieser sozialen Richtungen zu einander um so stärker, als manche sozialistische Schriftsteller der Gefahr erlegen sind, gegenüber der Lehre des Anarchismus kurzer Hand auf den Sozialismus als die allein richtige Gesellschaftordnung hinzuweisen und mit dem leicht hingeworfenen Gegensatze von Egoismus und von Brüderlichkeit die hier interessirende Frage abzuthun. Dies ist falsch, weil das Prinzip der Brüderlichkeit ganz in dem selben Sinne auch von der herrschenden Gruppe der Anarchisten vorangestellt wird; und es ist unlogisch, da es *die eine* Möglichkeit, der *Rechtsordnung* einen bestimmten *Inhalt* zu geben, als Gegenstück zu der Leugnung der Berechtigung *jeglichen* Rechtszwanges aufstellen will.

Darum werden auch die von uns getroffenen Autoren der Theorie des Anarchismus und deren wissenschaftlicher Bedeutung überhaupt nicht gerecht. Sie verfehlen die systematische Stellung, welche dieser Theorie innerhalb der Sozialwissenschaft zukommen muß. Und doch sollte nicht übersehen werden, daß die anarchistische Doktrin wissenschaftlich fruchtbar gemacht werden kann, sofern man eben nur einmal verurtheilslos dem Gange ihrer Gedanken folgt.

Dazu ist vor Allem erforderlich, daß man die Frage: ob *unter* den

Digitized by Google

jetzigen Verhältnissen ein anarchistischer Zustand wünschenswerth sei? — einmal gänzlich beiseite läßt. Die für alle Politik und Sozialwissenschaft prinzipielle Unterscheidung von Ziel und Mitteln läuft dabei Gefahr, verwischt zu werden. Zuvörderst aber muß die Theorie über das anzustrebende Ziel Klarheit und Wahrheit festgestellt haben, und dann erst kann die Frage nach den konkreten Mitteln, durch die er dem wissenschaftlich bestimmten Ziele nachzustreben gewillt ist, von Seiten des praktischen Politikers nutzbringend erwogen werden. Andernfalls ist blindes Herumstochern von Fall zu Fall nach dunklem und unklarem Drange unvermeidlich, eine deswegen sehr begreifliche allgemeine Unbefriedigtheit aber die nothgedrungene Folge.

Und was würde dem Anarchismus gegenüber der so elende Satz, daß er vielleicht „in der Theorie richtig sei, nicht aber für die Praxis tauge", erledigend ausrichten können? Auch Derjenige, dem dieser fadenscheinige Sinnspruch noch nicht zur einfachen Unwahrheit geworden ist,*) könnte ihn gegen die hier behandelte Theorie gar nicht verwerthen. Denn in erster Linie dreht es sich bei dem Anarchismus um eine negirende Bekämpfung des überlieferten Rechtszwanges: daß dieser in sich etwas Berechtigtes und Nothwendiges sei, das wird von dem Anarchisten geleugnet. Jener Gemeinplatz müßte also zum Zwecke der Vertheidigung des Rechtszwanges die fatale Umkehrung erfahren: „Das Recht ist zwar in der Theorie unbegründet, taugt aber gut für die Praxis", — welchen Unsinn wohl noch Niemand im Ernste behauptet hat.

Es ist also der prüfenden Frage niemals auszuweichen, ob die rechtliche Zwangsordnung etwas Berechtigtes und Unvermeidliches wirklich sei: und die heutige Zeit auf diese Grundfrage sozialwissenschaftlicher Erkenntniß mit ganz besonderer Schärfe wieder gestoßen zu haben, — Das darf die anarchistische Doktrin für sich in Anspruch nehmen.

Halle a. S. Professor Rudolf Stammler.

*) S. hierüber Kant, Ueber den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis (1793), (Ges. Werke, herausgegeben v. Hartenstein Bd. V., S. 363 ff.)

Digitized by Google

Reiſebrief.

Venus Genetrix iſt der Titel des neueſten Bildes von Böcklin, eines Bildes, das ſeit drei Jahren auf ſeiner Staffelei ſteht und, nachdem eine ſchwere Krankheit die Arbeit daran unterbrochen hat, jetzt ſeiner Vollendung entgegengeht, ohne bereits jene Harmonie der Theile zu zeigen, die der Meiſter erſtrebt. Es iſt ein Triptychon, zerfällt aber eigentlich in vier Theile, — und um ſo größer iſt die Anſtrengung, zwiſchen dem Kolorit der einzelnen Bilder die nöthigen Verbindungen zu ſchaffen. Es iſt eine Arbeit zu bewältigen, wie ſie ehemals den Brüdern van Eyck oder vielmehr dem von den Beiden am Leben gebliebenen Jüngeren der Brüder gelang, und in der That ſeufzt Böcklin während der Arbeit und denkt an dieſe nicht wieder erreichten Alten.

Von der Venus, die den Mittelpunkt bildet und in einer goldbraunen Glorie einherſchreitet, während unter ihren Füßen Gras ſprießt, kann man ſchon jetzt ſagen, daß der Kopf und daß die Glorie wundervoll ſind. Die Glorie erinnert an Glorien, die man von Murillo geſehen hat — auch bei dem Kopfe der Venus könnte man an Murillo erinnern, müßte aber hinzufügen, daß der Typus verfeinert und verzärtelt iſt. Man denke ſich eine der ſpaniſchen beſeelten Madonnen Murillos, denke ſich ihr Geſicht in die Länge gezogen, zu eleganterer Form veredelt (etwa die Kaiſerin Eugenie als Brünette), und die Augen, ſtatt von mehr irdiſcher als himmliſcher Liebe, von einer Süße erfüllt, die erträumt ſein will, die wenigſtens ich dem Leſer nicht in Worten darzuſtellen vermag. Es iſt eine Süße und eine Seligkeit hier dem alten Böcklin gelungen, für welche wir ſelbſt in den wohl vollkommeneren Werken ſeiner Jugend- und Mannesjahre keine Mitbewerber finden. In dieſen geradezu himmliſchen Augen liegt Etwas, was man als den Höhepunkt von Böcklins Schaffensvermögen hinſtellen möchte.

Wenige Wochen ſpäter führte der Zufall den eiligen Wanderer in das Atelier Whiſtlers: ſo groß, ich möchte lieber ſagen, größer, als der Unterſchied zwiſchen Florenz und Paris, und als der Unterſchied von Böcklins und Whiſtlers Werkſtätte, iſt der Unterſchied zwiſchen Böcklins Venus Genetrix und einer im Thema ähnlichen Venus, die ich durch ein merkwürdiges Zuſammentreffen jetzt bei Whiſtler fand. Beides angefangene

Digitized by Google

Werke; bei Böcklin der Ausdruck beendet, die Harmonie noch nicht da; bei Whistler ein Gesicht noch ganz ohne Details, aber eine Harmonie des Bildes, die von unvergleichlicher Süße war. So war Jeder der Beiden jenem Ziel zuerst zugeschritten, das ihm zumeist wohlthat und das ihm von selbst gleichsam sich gestaltete. Denn wenn wir bei Böcklin eine nimmer fehlende Kraft des Ausdruckes treffen, so ist bei Whistler die Sicherheit des sich einschmeichelnden Tones eine so ganz unfehlbare. Seine Venus ist übrigens keine neue Schöpfung: es ist eine Skizze, die schon manches Jahr alt ist und die er nur zufällig aus seinem Vorrath hervorkramte; ein Bild, das dem Geiste der englischen Schule näher steht, als vielleicht Whistler selber vermuthete. Es weckt Erinnerungen an die auf dem Kontinent wenig bekannten Engländer (Etty), die im Kolorit Venezianisches erstrebt haben. Und indem es weit künstlerischer und vollendeter als die Arbeiten dieser halb vergessenen Meister durch Stil und Komposition ist, erscheint es wie zu dem Zwecke geschaffen, um dem lebenden Sir Frederic Leighton, dem Haupte der Akademie, zu zeigen, wie man stilvoll sein könne und dabei im äußersten Maße malerisch.

Hier ist Venus aus dem Meere gestiegen und ihre nicht überall deutlichen Umrißlinien heben sich von dem braunen Sande des Strandes ab. Wundervoll ist ihr Körper im Rahmen des Bildes eingeschlossen; der Horizont liegt hoch, die Farbe des blauen Meeres ist sanft gebrochen. Rothe Schmetterlinge fliegen vor ihr einher, und auch unter ihren Füßen, wie bei Böcklins Venus, blüht die Vegetation.

Whistler ist indessen gar nicht wegen der antiken Mythen Maler solcher Gegenstände, sondern es scheint wirklich, als hätte er nur einmal — aber auch gleich mit dem vollkommensten Erfolge — zu einem griechischen Thema gegriffen, um Sir Frederic zu ärgern. Ob dieser sich ärgern ließe? ob das unsagbar feine Farbengefühl in England Verständniß genug gefunden hat, um Whistler den Sieg, den er errungen hatte, auch fühlbar zu machen? Wahrscheinlich nicht. Und Whistler hat auch wirklich London verlassen, er wohnt jetzt in einem Pavillon hinter der rue du bac in Paris; und obwohl es eine Anzahl sehr feiner Köpfe unter den Liebhabern auch in England giebt, scheint er sich wohler als in London unter den französischen Künstlern zu finden. Die Lebhaftigkeit seines Geistes hat unter der Uebersiedelung nicht gelitten. Ich lachte sehr, als er einen seiner langen Pinsel — zweimal so lang als die gewöhnlichen — pirouettirend in die Hand nahm und eine Stellung einnahm, als wolle er fechten. Er ist noch immer der alte beißende, fehdelustige und kampffrohe Maler-Pamphletist, und obgleich sein Haar anfängt, grau zu werden (so daß die eine weiße Locke, die er hat und auf die er so stolz ist, nicht mehr so bemerkbar ist wie früher), blitzt

Digitized by Google

in seinen hellen, etwas harten stahlblauen Augen noch immer die beinahe grausame Freude am Spott über die anders Denkenden.

Aber welch ein Geschmack in diesem Manne! Er war im Begriff, ein Bild in einer grünen und roth-aschgrauen Harmonie zu malen, und der Divan, auf dem sein Modell ruhen sollte, sowie die spanische Wand, die hinter diesem Divan den Raum im Atelier abschloß, war durch Tücher von geeigneten Farben zu der Rolle, die diesen Gegenständen zugewiesen war, vorbereitet worden. Erstaunt sah das Auge diesen Anblick voll Harmonie Nach Japan müßte man gehen und Velazquez aufsuchen, um in dieser Beziehung seines Gleichen zu finden. Wenn man an Whistler denkt, sei es in seiner Werkstätte oder sei es in seiner Wohnung, die in ihrer Art etwas Vollkommenes an abgetönten Werthen darstellt, dann ist es nicht ganz leicht mehr, gegen Böcklin gerecht zu bleiben, der, gegenüber solchen Künsten, als ein etwas barbarischer Meister anmuthet. Aber bald gleicht sich Alles aus, die Dinge rücken in ihren Plan, man fühlt, was in Whistler das Beschränkende ist, wo es seiner Gestaltungskraft gut geht und wo es ihr nicht mehr so gut geht, — und man wird Böcklin wieder gerecht, unserem deutschen Meister. Denn wahrlich, auch Der, dem es sonst nicht einfällt, so geradehin von nationaler Kunst zu reden, faßt auf, daß Böcklin ein wesentlich germanischer Meister ist: er besitzt einige der grandiosen Vorzüge unserer fabulirenden, dem Mystizismus holden alten Meister, — und ihre etwas barbarische Empfindungslosigkeit gegenüber manchen Eigenschaften des Kolorits besitzt er auch

In Paris ist das künstlerische Ereigniß, das seinen Schatten aufwirft, die in einigen Tagen stattfindende Versteigerung Theodore Duret. Duret ist ein, ich glaube, aus einem Cognachause entsprossener Sammler und Schriftsteller. Er hat Impressionisten und Japan gesammelt und in muthig geschriebenen Aufsätzen schon vor langer Zeit seine Lieblinge uns vorgeführt. Von der sehr schönen Japansammlung, die besonders durch ihre Bücher bemerkenswerth war, hat er sich schon vor längerer Zeit getrennt, bald folgen nun seine Bilder. Es war mir vergönnt, sie schon in seiner Wohnung zu sehen; er besitzt einen prachtvollen Monet „les dindons", und fünf nicht ganz an die Schönheit des ersten heranreichende Bilder des Meisters; dann eine entzückende kleine Tänzerinnenszene von Degas mit einer Beleuchtungwirkung von besonderem Zauber, mehrere Degassche Pastelle, die nicht diesen Werth haben, sodann von Manet das angefangene Portrait Alberts Wolff, sehr ähnlich, aber keine überwältigende Schöpfung, und unter mehreren Manets hervorragend den Torreador und „le repos", eine junge Frau auf einem Divan. Renoir ist vorzüglich, Puvis de Chavannes nicht zum Besten vertreten, Berthe Morisot in angenehmer Weise und

Digitized by Google

Whistler mit einem „nocturne“. Zuerst sieht man nichts, dann sieht man die Nacht; die Transparenz und das Mysterium hüllen diese Ansicht der Themse in ihre Schleier, und der schwach erleuchtete Thurm von Westminster tritt über der blauschwarzen Wassermasse allmählich hervor.

Sammler in Paris giebt es in Menge. Nicht alle haben Richtungen geschaffen, die Mehrzahl hat sich begnügt, Richtungen zu folgen, fast alle aber haben mit der Erfahrung ein feines Kunstverständniß bekommen. In den Sammlungen Derer, die das schönste Alte und das schönste Neue bei sich zu vereinigen suchten, ist es eine wahre Herzenserquickung, sich aufzuhalten, und dort erholt man sich von den Dummheiten, die in Frankreich von Museumsleitern, die weniger über moderne Kunst orientirt sind als die Privatsammler, und von Philologen, die Aufsätze über Kunst schreiben zu können vermeinen, weil sie das Schreiben gelernt haben, verübt werden. Einer der dummsten Philologen, der Examinator an der Sorbonne für Deutsch und Griechisch ist, Herr Richtenberger, hat einen Aufsatz in der revue bleue veröffentlicht über das Luxembourgmuseum, eine Sammlung, die wirklich nur dadurch vor dem Schlechtsein bewahrt ist, daß es unmöglich war, das Gute ganz zu vermeiden, und in welche Tas, was als gut auffällt, unter der Indifferenz der Leitung durch die Energie der Amateure hineinbugsirt worden ist; — er hat über diese Sammlung einen Aufsatz veröffentlicht, in dem er es fertig brachte, das neue Gute, das hinein gekommen ist, zu verunglimpfen, die Schattenschöpfungen der französischen Akademiker, die leider hineingekommen sind, hingegen als Schöpfungen der geheiligten und gesunden „Tradition“ (ist Geheimrath Jordan nicht da?) hinzustellen; und unter den viel zu vielen Bildhauerarbeiten, die im ersten Saal sind, nennt er einige der unbedeutendsten erfreulich, während er vollkommen vergißt, einen Meister wie Rodin auch nur zu erwähnen, der über der französischen Plastik schwebt wie der Geist über den Wassern und von dessen Werken wenigstens einige diesen Mastenwald von Akten zieren.

Die französische Plastik, vielfach bei uns überschätzt, beschäftigt sich, wie man weiß, hauptsächlich mit dem Darstellen der weiblichen Körperform. Was in diesem ersten Saal des Luxembourg als äußerst unangenehm auffällt, sind diese gleichartigen, sich streckenden, gähnenden, erwachenden, oder von einer Schlange umwunden werdenden Frauen mit idealisirten Formen und Gesichtern, — eine Fluth von Werken, die ganz auf einer Stufe mit den weiblichen gemalten Akten der Generation Cabanels und Bouguereaus stehen. Es ist nur der etwas größere Respekt, den Viele Werken der ihnen ferner stehenden Plastik im Verhältniß zu Werken der Malerei entgegentragen, wodurch sie veranlaßt werden, diese Werke in der Plastik sehr wunderbar

Digitized by Google

und, sobald sie sie in der Malerei sehen, unzulänglich zu nennen; es sind, gemalt oder gemeißelt, Werke des gleichen akademischen schlechten Schönheitideals. Es ist kein Leben in diesen Werken und dadurch unterscheiden sich von ihnen die belebten Frauenkörper Rodins. Eine Empfindung diktirt hier, welche Linien der Körper beschreiben soll, während die Linien, die den Körpern der akademischen Statuen gegeben werden, gewechselt werden können. Das zum Vorbild dienende weibliche Wesen kann bald auf dem einen, bald auf dem anderen Bein stehen, es kann diesen oder jenen Arm erheben, oder beide, wenn solche Pose dem Bildhauer besser gefällt: Leben kommt aber in diese Statuen nicht hinein, Leben kommt nur dann, wenn, wie bei den Großen, ein innerer Zwang die Bewegung diktirte. Die Figuren der Akademiker sind erfunden, sind Spielerei; Werke der großen Meister sind aus inneren Vorgängen geboren. Und so wird man nicht müde, die erlebten, die gefühlten Linien von Rodinschen Frauenkörpern anzusehen, während das Auge sehr rasch erlahmt, besonders im Luxembourg mit seinen Dutzenden von Statuen, beliebige Posen von Frauenkörpern zu verfolgen. Der Meister dieser Schöpfungen merkwürdiger Frauengestalten ist, wie man es vermuthen kann, auch ein großer Portraitplastiker, und zu den Büsten Victor Hugos, Datous, Antonin Prousts, die er geschaffen hat, giebt es wenige von anderen Meistern, die man mit ihnen in Vergleich bringen könnte. Das Merkwürdigste scheinen mir aber doch seine Figuren von bewegten Frauen zu sein; in ihnen hat er die Empfindungen unserer Zeit als ein gestaltender Künstler ausgedrückt, dem Baudelaire, der Dichter, sein Leben mitgetheilt zu haben scheint, ohne ihm seine Krankheit und Blasirtheit zu übermitteln. Es ist eine correggiohafte Reinheit in dem Spiel dieser weichen Formen, und Dem, der diese beredten Gruppen sieht, erscheint dieser vielgelästerte moderne Bildhauer als ein Klassiker. Denn das Geheimniß der Antike, das innere Leben, giebt er seinen Figuren mit, während die akademischen Schöpfungen nur Schularbeiten gleichen, von denen mancher Lehrer befriedigt ist, weil er Fehler, grobe wenigstens, vermieden sieht. Es giebt, um den Vergleich fortzuführen, unter den Lehrern eine ganze Anzahl, die nicht begabt genug ist, um über das Niveau der Schulanforderung hinausdenken zu können. Denn wenn ihnen einmal ein Schüler begegnet, der über das Maß der Anforderungen an die Leistungen in der Schule hinausreicht, so bemerken sie es nicht, welches Plus seine Leistungen von „Schularbeiten" unterscheidet. Und dieser Mangel erklärt den Erfolg der Mittelmäßigkeiten und zugleich auch die nicht meteorartige Wirkung von Einzelnerscheinungen wie Rodin.

Paris. Hermann Helferich.

Digitized by Google

Die Reform der Universitäten.

Wichtiger noch als die Schulreform, über die so viel Vernünftiges und so viel mehr Ueberflüssiges geschrieben worden ist, erscheint mir die Reform der Universitäten, an der man im preußischen Landtag neulich wieder vorbeigesprochen hat. Die eine Reform würde ohne die andere unzulänglich bleiben, und deshalb ist es nöthig, die Aufmerksamkeit wenigstens auf einzelne Punkte zu lenken, die der Verbesserung bedürfen.

I. Die Privatdozenten.

Unleugbar hat das Institut der Privatdozenten Jahrzehnte lang sich als eine sehr segensreiche und nutzbringende Einrichtung bewährt. Heute hat es sich vollständig überlebt, es ist fast ausschließlich eine Prärogative der Reichen geworden, zumal die Anforderungen, die an einen Privatdozenten gestellt werden, verhältnißmäßig geringe sind. Wer das nöthige Geld hat, wer es versteht, durch liebenswürdiges Wesen und ein Bischen Schmeichelei den Ordinarius des Faches für sich zu gewinnen, kann bald nach dem Doktorexamen auf Grund einer oft nur zwei Bogen kleinsten Formats füllenden, recht unbedeutenden Arbeit das Katheder erklimmen. Hat dann der junge Mann 4—5 Jahre in der Woche 2—3 Vorlesungen gehalten, einen kleinen Zeitschriftenaufsatz veröffentlicht, vor Allem aber das gesellschaftliche Leben der Universitätkreise eifrig mitgemacht, ist er vollends noch mit der Tochter eines Professors verheirathet oder verlobt, so setzen seine guten Freunde alle Hebel in Bewegung, um ihm eine Professur zu verschaffen. Das ist nicht übertrieben, es giebt solche Elemente, solche geschickte Faiseurs in genügender Anzahl; und doch kann das Ersitzen einer Professur ohne wirklich tüchtige Leistungen nicht genug gebrandmarkt werden. Es mag schwer sein, immer zu entscheiden, ob ein Dozent Tüchtiges leistet. Ueber seine schriftstellerischen Leistungen dürfte man nicht ohne Erfolg das Urtheil verschiedener Fachleute an verschiedenen Universitäten ansprechen; seine Leistungen als Lehrer, seine Vortragsweise, dürfte sich mit Leichtigkeit erkennen lassen, wenn damit Beauftragte ab und zu die Vorlesungen besuchen.

Sehr schlimm ist es, daß bei Neubesetzungen von Professuren fast ausschließlich auf die Privatdozenten zurückgegriffen wird; mag ein Privatgelehrter, Gymnasiallehrer, ein Geistlicher, ein praktischer Arzt oder Jurist noch so gute wissenschaftliche Leistungen aufweisen: — er gehört nicht zur Clique, hat noch keine Vorlesungen gehalten, folglich kann er nicht Professor werden. So ist es gekommen, daß in den letzten Jahren zahlreiche Professuren (besonders des römischen und des deutschen Rechts, der Kirchengeschichte, der klassischen Philologie, der Nationalökonomie) mit sehr jungen, durchaus unbewährten Männern besetzt worden sind, weil man sich nicht die Mühe genommen hat, nach geeigneten Elementen außerhalb der Privatdozentenkreise zu suchen.

Auffallend gering ist die Zahl der Privatdozenten in der juristischen Fakultät; der Grund dafür ist dem Eingeweihten nicht verborgen: die Professoren wünschen keine Privatdozenten, weil diese nach dem durchaus trefflichen Usus an der Prüfung der Rechtskandidaten theilnehmen und die Professoren in ihren Einnahmen schädigen würden. Das Geschäft, die Habsucht, sind hier das aus-

Digitized by Google

schlaggebende Moment, — und es fehlt nicht an Stimmen, die diesen Mißstand auf eine „Verjudung" unserer Wissenschaft zurückführen wollen. Die große Anzahl von medizinischen Privatdozenten, namentlich in größeren Städten, findet ihre Erklärung wohl unschwer darin, daß diese Herren sehr häufig auf Grund ihres Privatdozententhums eine größere Privatpraxis zu erlangen hoffen.

Wenn ich auch nicht gerade der völligen Abschaffung der Privatdozenten das Wort reden will, so muß doch die Nothwendigkeit einer Erschwerung der Habilitationen betont werden. Als Erforderniß würde ich u. A. vorschlagen: fünf Jahre Zwischenraum zwischen Doktorexamen und Habilitation, darunter mindestens zwei Jahre praktischer Thätigkeit als Geistlicher, Assessor (Referendare scheinen jetzt nicht mehr zugelassen zu werden), Arzt, Lehrer u. s. w., und außer der Doktorarbeit mindestens zwei größere wissenschaftliche Arbeiten. Nothwendig sind die Privatdozenten nicht, da der Bedarf an Professoren leicht anderweitig gedeckt werden kann und, wo wirklich eine Lehrkraft erforderlich ist, auch ein besoldeter Lehrer angestellt werden sollte.

II. Die Gehaltsverhältnisse der Professoren.

Bei den Professoren findet man neben Gehalten von 600 Thalern solche von 4000, ja 5000; in größeren Städten, wie Berlin, Leipzig u. s. w., kommen einzelne Professoren durch die Kollegiengelder auf 10, ja 20 und mehr Tausend Thaler. Eine solche Ungleichheit ist heutzutage nicht mehr am Platze. Sollen wir warten, bis die Sozialdemokraten hier Wandel schaffen? Vor Allem wäre es nothwendig, daß die Kollegiengelder nicht mehr in die Tasche der Professoren flössen. Einen vernünftigen Grund dafür zu finden, daß der Pandektenprofessor für seine zehn Stunden Kolleg außer seinem Gehalt im Semester 4—5000 Mk. Einnahme hat, während der Vertreter der orientalischen Sprachen, der sich mühsam ebenfalls zehn Stunden lang abquält, nur 100 Mk. (und womöglich noch gestundet) erhält, dürfte schwer sein. Häufig hat der Orientalist viel mehr geleistet als der Pandektenlehrer. Vollends die Mediziner, namentlich die Kliniker, haben Einnahmen, die ein Ministergehalt übertreffen, auch wenn sie nicht viel leisten; bei ihnen kommt nun noch die Privatpraxis hinzu, die in viel zu großem Umfange von der vorgesetzten Behörde gestattet wird. Ich würde vorschlagen, von jedem Studirenden der Theologie 60, der Philosophie 80, der Jurisprudenz 120, der Medizin 180 Mark zu erheben, diese Beträge in die Staatskasse fließen und das Gehalt der Professoren von 4500 Mark bezw. in großen Städten 5400 mit Alterszulagen bis auf 12 000 Mk. steigen zu lassen. Die Professoren wären dann immer noch in besseren Verhältnissen als die meisten anderen Sterblichen; sie sind auch nicht dazu da, Aufwand zu treiben und ein schlechtes Beispiel zu geben, sondern um der Wissenschaft zu nützen.

Wenn man die Kollegiengelder der Staatskasse überweise, würden auch reichliche Mittel vorhanden sein, um die genügende Anzahl ordentlicher Stellen zu schaffen; der heutige Zustand, daß so manches Fach nur durch einen außerordentlichen Professor vertreten ist, ist unhaltbar und ungerecht. Die jetzige Eintheilung der Professoren in außerordentliche und ordentliche ist überhaupt recht bedenklich; oft können heute sehr tüchtige, den Ordinarien weit überlegene außerordentliche Professoren nicht vorwärts kommen, weil es an ordentlichen Stellen mangelt oder weil die Ordinarien (namentlich in medizinischen Fakultäten) Dies nicht wünschen, weil ihre Einnahme aus den Promotionsgebühren u. s. w. dann verringert würde. Jeder außerordentliche Professor, falls er Etwas

Digitized by Google

leistet, sollte im Laufe von 10—12 Jahren zum Ordinarius aufrücken können. Auch die außerordentlichen Professoren müßten im Gehalte aufgebessert werden und von etwa 3600 Mk. allmählich bis auf 6000 steigen.

Allgemein sollte auch der Grundsatz durchgeführt werden, daß mit dem vollendeten 65. Lebensjahre jeder Professor in den Ruhestand tritt, falls nicht das Gegentheil von der Fakultät einstimmig gewünscht wird.

III. Prüfungen und Promotionen.

Reformbedürftig sind auch die Prüfung-Kommissionen mit Ausnahme der theologischen urd juristischen, in denen immer zwei Professoren sitzen. Wenn es nach mir ginge, würde das ganze Prüfungwesen von der Universität völlig abgelöst; jetzt haben die Herren, die prüfen, eine Art Monopol, das sie auch tüchtig ausnützen. Am Meisten aber bedarf der Verbesserung noch heute, so viel auch schon darüber geschrieben ist, das Promotionwesen, freilich hauptsächlich der juristischen und medizinischen Fakultät. Daß Leipzig und Heidelberg noch immer den juristischen Doktorhut verleihen, ohne den Druck einer Dissertation zu verlangen, erscheint Vielen skandalös; nicht viel besser aber machen es andere Universitäten, die Referendar-Arbeiten, die kaum einer Umarbeitung unterzogen sind, als Dissertationen annehmen; diese dünnen, inhaltlosen Heftchen fördern die Wissenschaft nicht, sondern füllen nur den Beutel der Prüfenden. Der Beutel der jungen Doktoren wird dagegen auf alle Weise erleichtert; nur zu diesem Zwecke muß der Kandidat seine Dissertation und sein Diplom allen Mitgliedern des Lehrkörpers seiner Universität zur Verfügung stellen. Manche betreiben dann (ähnlich wie mit Rezension-Exemplaren) einen schwunghaften Handel mit Dissertationen. Geschäft! Geschäft!

Noch schlimmer steht es mit den medizinischen Dissertationen; sie sind, mit ganz verschwindenden Ausnahmen, Makulatur, oft in 2—3 Tagen aus Krankheitgeschichten zusammen geschrieben. Daß die geprüften Aerzte noch immer so dumm sind, zu promoviren! Seitdem die Philologen mit der festen Anstellung den Titel „Oberlehrer" bekommen, dürfte Mancher, der sonst den Doktorhut erworben hätte, darauf verzichten. Der Staat müßte dafür sorgen, daß der geprüfte Arzt ohne Weiteres auch das Recht auf den Doktortitel, den nun einmal das Volk fordert, hat. Jetzt ist der medizinische Doktor nur eine Einnahmequelle der ordentlichen Professoren; 100 medezinische Doktoren sind nicht selten an einer Universität in einem Jahr. Rechnen wir nur 350 M. Gebühren, so macht das 35 000 M., die sich auf ca. 10 Personen vertheilen! Damit die jungen Aerzte nicht nach dem Staatsexamen etwa in Leipzig, wo es billiger ist und wo die Kosten für den Dissertationen-Druck wegfallen, promoviren, ist es jetzt an manchen Orten, namentlich wo der Dekan sein Geschäft versteht, üblich geworden, den jungen Leuten zuzureden, schon vor dem Staatsexamen zu promoviren; Fälle, daß ein solcher Doktor nachher im Staatsexamen sich mehrere Durchfälle leistet, sind nicht selten.

Ich möchte eine Herabsetzung der Doktorgebühren bei sämmtlichen Fakultäten auf 50 M., womöglich eine völlige Befreiung von Gebühren Daß die Theologen auf Grund ihrer Licentiaten-Arbeit gleich zur Habilitation zugelassen werden, müßte auch abgeschafft werden. Auch die Verwendung von Referendarbeiten zu juristischen Dissertationen müßte verboten, überhaupt Alles vermieden werden, wodurch der Schein erweckt werde, daß in erster Linie Gelderwerb im Spiele sei! Die Wissenschaft soll kein Geschäft sein; diese Forderung kann nicht scharf genug betont werden.

Ein Dozent.

Digitized by Google

Das Ehrengericht.

Heut hatt' ich einen schweren Traum:
Ich stand vor dem Ehrengerichte;
Man klagte mich an, ich habe verletzt
Ein Mitglied mit einem Gedichte.

Schwarz ausgeschlagen war der Saal,
Unheimlich anzuschauen;
Ich bin ein Mann und ich habe Muth,
Doch hier packte mich stilles Grauen.

Wie einst in Venedig der Rath der Drei
Majestätisch in Weisheit und Milde,
So thronte vor mir der Ehrenrath
Der Berliner Gewandschneidergilde.

Und ein Richter erhob sich, er klagte mich an
Fluchwürdiger Ehrverletzung,
Ich hätte geschädigt ein Mitglied der Zunft
In der öffentlichen Schätzung.

Zwar sei am untauglichen Objekt
Der Kränkungversuch geschehen,
Doch habe entschieden das Reichsgericht,
Es sei auf die Absicht zu sehen.

Erschwerend fall' ins Gewicht, daß die That
Mit gefährlichem Werkzeug begangen,
Mittelst einer Behandlung, bei der sogar
In Gefahr die Gesundheit gehangen.

Der Redner bezeichnete es als ein Glück,
Daß der tötliche Ausgang vermieden;
Doch Dies sei ein Zufall, der nicht von Belang,
Auch Das sei schon einmal entschieden.

Die Schuld sei klar erwiesen somit,
Und was die Strafabmessung
— Pardon! — was die Höhe der Strafe betreff'
Für solch' eine Pflichtvergessung,

So beantrag' er den höchsten Satz,
Den das Innungstatut erlaube:
Sein Leib trag' der Folter ersten Grad,
Doch der Geist fall' dem Tode zum Raube.

Der Redner schloß, und ein Murmeln lief
Beifällig umher im Kreise;
Ich beugte stumm und erschüttert das Haupt,
Nur die Schellen klingelten leise . . .

Der zweite Richter erhob sich sodann,
Und im schönsten Berliner Jargone
Sprach er das Folgende ungefähr,
Doch in etwas unsicherem Tone:

Mitrichter, Freunde, Bürger und Volk,
Die ihr euch lauschend versammelt,
Ihr habt es gehört, was dieser Narr
In närrischen Versen gestammelt.

Hier wies er auf mich — dann fuhr er fort:
Daß er mich als Künstler beleidigt,
Steht fest, doch verzeih' ich es ihm, ich hab'
Mich dagegen noch nie vertheidigt.

Auf Farben, aufs Malen geb' ich nicht viel,
Ich hab' es Gottlob nicht mehr nöthig,
Und auf gütlichen Zuspruch wär' ich vielleicht
Es ganz zu lassen erbötig.

Doch frevelnd hat mich sein Wort verletzt
Als Königlichen Beamten,
Der Rock, der Rock ist in mir gekränkt
Durch die feVer, die neidentflammten.

Digitized by Google

Der Rock, den ich trage als Präsident,
Und der Rock, den ich male im Bilde;
Er hat beleidigt unser Symbol,
Das heilige Zeichen der Gilde.

Und heilsam schwere Sühne heischt,
Was ruchlose That verschuldet;
Es sterbe sein Geist, nachdem der Leib
Auch den zweiten Torturgrad erduldet.

Der Redner schwieg — und ein Murmeln lief
Beifällig umher im Kreise;
Ich beugte stumm und erschüttert das Haupt,
Nur die Schellen klingelten leise . . .

Nun erhob sich der dritte Richter in lang
Hinwallendem brokatnem Talare,
Die Dogenmütze saß etwas schief
Auf seinem weißlockigen Haare.

Er berührte zunächst die Kompetenz,
Die außer Zweifel wäre;
Zwar sei ich nicht Genosse der Zunft,
Doch nur um so größer die Ehre.

Eigentlich sei das Gericht zu gut
Für solch' schreibendes Gelichter —
Doch gerade in eigner Sache sei
Am Besten der Kläger auch Richter.

Das sei ein Grundsatz, der allgemein
In Geltung bei Ehrengerichten,
Und wem er nicht passe, der nehm' sich in Acht
In Reden sowohl wie im Dichten.

Und weil ich diese Vorsicht versäumt,
So verfalle mein Geist dem Rade,
Und weil aller guten Dinge drei,
Noch der Folter im dritten Grade.

Der Richter pausirte — ein Murmeln lief
Beifällig umher im Kreise;
Ich beugte stumm und erschüttert das Haupt,
Nur die Schellen klingelten leise . . .

Und der Richter fuhr fort: Das Urtheil ist
Zu vollstrecken sofort ohne Zagen.
Mittelst Pinsel und Leinwand; die Ausführung wird
Dem Verletzten übertragen —

Das Murmeln verstummt; den tötlichen Spruch
Vernimmt man mit Grauen und Bangen,
Ich bebte in Angstschweiß, und vor Schreck
War den Schellen das Klingeln vergangen.

Doch eh' ich mich noch besonnen, war ich
Schon ergriffen von Farbenknechten,
Sie renkten mir Arme und Beine aus
Mit Kurbeln zur Linken und Rechten.

Mir krachten alle Gelenke, verzerrt
War mein Leib in grauser Entstellung —
Das war der Folter erster Grad:
Die akademische Stellung

Dann zwängte man mich in den bunten Rock
Mit blechernem rothen Kragen
Und blanken Knöpfen — versteht sich — der Schmerz
War gleichfalls kaum zu ertragen.

Das alte Inventarienstück
Es preßte und kniff und zwickte
Mich überall, und der eiserne Helm
Mir den Kopf entsetzlich drückte.

Das war der Folter zweiter Grad,
Der Uniformirung Qualen —
Zu denen verurtheilt der Meister stets,
Denn anders kann er nicht malen.

Den dritten Grad erlitt ich sodann,
Auch ihn hab' ich ausgehalten;
Man strich mir aus dem Gesicht mit Kalk
Alle Züge, Runzeln und Falten.

Nachdem man mich also präparirt
Und verwischt alles Individuelle,
Hat man mich rosig geschminkt und bemalt
Nach venezian'schem Modelle.

Digitized by Google

Nun nahte der Meister mit grimmem Gesicht,
Den Pinsel in den Händen —
Ich biß die Zähne zusammen und stumm
Ließ ich ihn das Werk vollenden.

Gewissermaßen wie Peter Schlemihl,
Entmannt, entschattet, entgeistert,
Als Seelenleichnam, dem Urtheil gemäß,
Lag ich auf die Leinwand gekleistert.

Schon rollte der Meister zusammen das Bild,
Und Todesangst, entsetzlich,
Ergriff mich schon, da fuhr ich empor,
Aus dem Traum erwacht' ich plötzlich.

Ich eilte ans Fenster — Gottlob, ich war
Dem Leben wiedergewonnen;
Die Sonne ging auf — noch einmal war ich
Dem Panoptikon entronnen . . .

Der Thiergarten lag im Morgenglanz,
Besprengt waren Wege und Plätze —
Von der Siegespagode grüßte herab
Wie immer der indische Götze.

Kunz von der Rosen.

Dividendenparade.

Wir sind noch im März, und ohne daß eigentlich stärkeres Leben an den Börsen bemerkbar war, haben doch zahlreiche Papiere ein ganz verändertes Niveau gewonnen. Das reckt und dehnt sich äußerlich nur ganz wenig, aber vergleicht man zufällig die Notirungen von nur ein paar Monaten, so muß man über das Wachsthum geradezu erstaunen. Noch mehr, dieser Fortschritt vollzieht sich dem Rentenmarkt zum Trotz! Vierprozentige Reichsanleihe steht gegenwärtig nicht viel besser als im Vorjahre, eben so wenig dreiprozentige Preußische Konsols. Sächsische Rente, die wegen der vielen Kautionen in diesem Papiere einst sehr hoch stand, ist sogar zurückgegangen. Oesterreichische Goldrente hat durchaus nicht den höchsten Kurs des Jahres 1893 inne. Serbische Goldrente, früher vorzüglich untergebracht, bleibt über 16 Prozent hinter dem Mai des Vorjahres zurück und endlich Italiener, deren Kursdruck Deutschland noch lange fühlen wird, sind vom vorigen bis zu diesem März um 17 Prozent gefallen.

Dagegen die Dividendenpapiere! Wenn ich ein Lyriker wäre wie der Mann der Vossischen Tante, würde ich erzählen, wie sie sich gleichsam den Winterschlaf aus den Augen gerieben haben und von ihren niederen Betten aufgestanden sind. So aber, ohne die poetische Ader des kleinen Moritz, muß ich mich darauf beschränken, ganz nüchtern von ihrem wechselvollen Dasein zu berichten.

Deutsche Bahnen werden zum Theil von einem kleinen Berliner Spekulation-Cirkel gelenkt, allein ganz ohne Mobilisirung hätte man doch nicht so stark vorwärts marschiren können. Seit Dezember haben Lübeck-Büchener über 10 Prozent profitirt, da der Verkehr mit Rußland dort ja ganz besonders in die Wagschale fällt. Marienburger, an denen ein stärkeres Börseninteresse hängt und die seit 1884 nur zwischen ¼ und 3 Prozent Dividende geben konnten, stiegen über 20 Prozent. Ostpreußische Südbahn, die in den letzten acht Jahren 2,98 Prozent im Durchschnitt ertrug und deren Kurs im Dezember schon bis 67 herunter war, sind jetzt um ca. 20 Prozent gestiegen. Hessische Ludwigsbahn, die große Aktienbesitzer in Berlin und Hamburg sieht, waren im Vorjahre niedrigst 222

Digitized by Google

und notiren jetzt 227. Ueber dieser Bahn schwebt die Darmstädter Verstaatlichung, die nicht allein die Spekulation, sondern auch die kleinen Beamten herbeisehnen. Werrabahn, die im Dezember noch 47 notirten, gingen auf 61. Seit 1884 hat deren Dividende nie mehr als 4 und nie weniger als 0,85 Prozent betragen. Da Luxemburg — was unsere Eisenwerke übrigens gar nicht wünschen — zum deutschen Zollverbande gehört, so seien hier auch noch Prince Henri genannt. Das ist eine Aktie, die von einer einzigen Berliner Börsenstelle aus pousstirt und in den Blättern von Zeit zu Zeit als höchst aussichtvoll geschildert wird. Prince Henri, die im Dezember noch ca. 54 standen, notiren gegenwärtig 69. Dabei spielt allerdings eine neuere Entscheidung in Sachen der Linie Pétange eine große Rolle. Die Transporte: Kokes und Eisenerze, hängen hart von der Konkurrenz ab, die Deutschland und Belgien einander machen.

Von russischen Eisenbahnaktien standen Baltische im Vorjahre schon 53, heute 68. Die Bahn ist seit April 1893 verstaatlicht und ertrug seit 1884 je 3 pCt. Die Donetzbahn, ebenfalls verstaatlicht und seit 9 Jahren 5 pCt. vertheilend, schwankte im Vorjahr zwischen 100 und 113. Heutiger Kurs ca. 116. Iwangorod-Dombrowo mit der gleichen Dividende stiegen seit Dezember von 107 auf 110. Als eine der glänzendsten Russenbahnen wird Kursk-Kiew dargestellt, die seit 1884 durchschnittlich 9¾ pCt. vertheilen konnte. Der niederste Kurs im Vorjahre war 183, der höchste war 210. Warschau-Wiener, die seit 9 Jahren zwischen 11½ und 18½ pCt. vertheilt haben, standen im Jahre 1893: niedrigster Kurs 186, höchster 221, gegenwärtig ca. 237.

Oesterreichische Bahnaktien, deren Schwerpunkt durchaus in Süddeutschland liegt, hatten seit Januar eine ganze Reihe stiller Wochen. Staatsbahn, welche sich im ganzen Vorjahre zwischen 120 und 127 bewegten, stehen nunmehr 138, wobei allerdings Verhandlungen mit Ungarn wegen der Domänen etwas mitwirken. Lombarden, die im November noch 40 standen und die von Paris wegen der italienischen Annuität mit mehr Tendenz als Begründung in Zweifel gezogen wurden, stiegen auf 49. Nordwest, die im Dezember schon auf 103 gegangen waren, notiren jetzt 112. Elbthal, im Dezember ca. 108, stehen ca. 130. Diese Fortschritte rühren zum Theil aus einer Verstaatlichungsrede des österreichischen Handelsministers her, die dieser wohl allerdings nicht gerade für die Börse halten wollte.

Schweizer Bahnen hängen spekulativ am Wenigsten von ihrer Heimath ab, trotzdem man mit Vorliebe die Käufe stets als von dorther angeordnet darstellt. In Wien einige Großinteressenten, in Frankfurt die Mache, in Berlin die Fahne: so setzt sich dieser ganze Markt zusammen. Gotthard, die im Dezember noch 150 standen, stehen nunmehr über 160. Centralbahn sind ca. 9, Jura-Simplon 12, Nordost ca. 11 und Union ca. 7 pCt. gestiegen. Bei Nordost reizt ab und zu die Frage der Zufahrtlinien, bei Union das kleine Aktienkapital.

Bankaktien haben, abgesehen von den leitenden Spekulationpapieren, auch in ganz ruhigen Werthen bedeutende Steigerungen aufzuweisen. Oesterreichische Kredit, deren niedrigster Kurs im Vorjahre 169 war (1891 sogar 144), sind seit Ende Dezember von 205 auf 226 gestiegen. Diskonto-Kommandit, deren niedrigster Kurs im Jahre 1893 noch 166 war (1891: 175) sind seit Ende Dezember von 172 auf 190 gestiegen. Darmstädter, die bei einer Portugiesennachgiebigkeit noch Chance hätten, von 127 auf 142. Deutsche Bank von 152 auf 172. Oesterreichisch-Ungarische Bank von 816 auf 844, Frankfurter Bank von 143 auf 148, Dresdener, die im Jahre 1893 zwischen 129 und 161 notirten,

Digitized by Google

stiegen seit Dezember von 105 auf 143, Schaaffhausen von ca. 114 auf 118, Nationalbank für Deutschland von 104 auf nur 107. Russische Bank für auswärtigen Handel, auf die „Eingeweihte" seit Monaten hinweisen, waren schon bis Ende des Vorjahres 12 pCt. gestiegen und seitdem noch einmal 18 pCt. Deutsche Reichsbank, die 1893 schon auf 146 zurückgegangen waren, stiegen seit Dezember von 153 auf 156.

Montanwerthe haben fast die größte Anspannung der Spekulation dargestellt. Bochumer stiegen seit Dezember von 120 auf 133, Dortmunder Union von ca. 53 auf 63. Laura, die niedrigst im Vorjahre 90 standen, stiegen seit Dezember von 108 auf 127, was indessen ohne Handelsvertrag unwahrscheinlich gewesen wäre, Berlin-Anhalter Maschinen von 118 auf 125, Oesterr. Alpine Montane von 37 auf 51, Riebek von 152 auf 165. Kali-Aschersleben stieg seit Dezember um 16 Prozent, ferner Westeregeln 10 Prozent, Marienhütte 11 Prozent. Verhältnißmäßig kleine Fortschritte haben Kohlenaktien erreicht; das Syndikat wird nicht ganz geschickt geleitet, so daß sogar das Marineministerium diejenigen Ruhrzechen zu begünstigen sucht, die außerhalb des Syndikates geblieben sind. Nur Kassapapiere wie Courl, Massener 2c. sind ca. 14 Prozent gestiegen. Sehr bedeutend sind eine ganze Anzahl weniger spekulativer Eisenetablissements in die Höhe gegangen. Rheinische Stahlwerke, die im Vorjahre zwischen 155 und 126 schwankten, avancirten seit Dezember von 133 auf 150, Ludw. Loewe & Co. von 248 auf 276. Niedrigster Kurs war hier im Jahre 1893: 211. Oberschl. Eisenindustrie von 95 auf 103, Phönix in Saar, die schon im ganzen Vorjahre fest lagen, aber doch schon auf 93 zurückgegangen waren, notiren 110. Schwarzkopff, die 1893 zwischen 205 und 251 variirten, sind seit Dezember von 217 auf 247 gestiegen. Gaggenau, deren früherer Direktor Bergmann jetzt mit Stollwerk-Köln ein Neu-Gaggenau gegründet hat, stiegen trotzdem von ca. 30 im Dezember auf 40. Der niedrigste Kurs dieser Papiere war 1893 und 92: 26, 1891: 40, 1890: 90 und 1889 noch 120.

Auch in Industriepapieren ist die Bewegung eine sehr große gewesen. Badische Anilin gingen von 355 Ende Dezember auf 350 zurück. Höchster Farbwerke von 357 auf 348. Chemische Fabrik Griesheim von 243 auf 240. Nur Weiler in Köln konnte von 183 auf 186 steigen. Schering, die im Vorjahre zwischen 281 und 248 variirten (1892 sogar zwischen 276 und 180), sind seit Dezember um 6 Prozent gewichen. Glasindustrie Siemens, deren Aktien von Eingeweihten schon seit Monaten empfohlen werden, stiegen von 162 auf 164. Bei Allgemeiner Elektrizität, die 1890 und 1889 nahezu 100 Prozent über dem vorjährigen Kurs standen, geht die Steigerung seit Dezember — oder besser seit Mitte Januar — von 139 auf 161. Ursache? Pferdebahnen in russischen Städten. Der Raum gebietet hier Einschränkung, sonst wäre wohl aus allen industriellen Branchen ein Vorwärtsbringen der börslichen Bewerthung zu erweisen. Allerdings darf man nie vergessen, daß Industriepapiere, dem Scheine spottend, der ihnen durch die Kursnotiz verliehen wird, nichts weniger als marktgängig sind. Käufe und Verkäufe, sogar in Mittelposten, rufen hier schon fühlbare Preisveränderungen hervor.

Aus Alledem ist aber der Ernst der Aufwärtsbewegung zu ersehen, die allerdings in der Mitte wieder erlahmen könnte, auch trotz der völligen Umkehr vieler eingefleischter Pessimisten. Das Vorjahr hatte einen holden Börsenlenz gebracht, der dann bald dahinschwand, und diesmal haben die Zeitungen noch lange nicht die Finanzannoncen von 1893 erreicht. Pluto.

Digitized by Google

Der neue Kunstkurs.

Herr Ernst Wichert, der nicht nur Dichter, Kammergerichtsrath und Vorsitzender des Vereins Berliner Presse ist, sondern als außerordentlicher Bevollmächtigter auch delikate Aufträge zur geräuschlosen Bekämpfung der Preßfreiheit übernimmt, siedelt mit seiner aus eignem Recht langweiligen Byzantinerei ins Hoftheater über. Herr Adolf Ernst, der für die Bekämpfung der Preßfreiheit noch viel geräuschlosere Mittel bereit hält, hat in Koburg sich einen Orden geholt. Herr Ruggiero Leoncavallo, Dichter und Komponist der „Medici", sonst unbescholten, hat vom Deutschen Kaiser den namentlich für einen Italiener ehrenvollen Auftrag erhalten, mit möglichster Beschleunigung dem deutschen Volk eine patriotische Oper zu schaffen. Herr Wichert ist ein fleißiger, braver und auf seine alten Tage auch noch geschäftsklug gewordener Mann ohne die allergeringste Begabung. Herr Ernst ist nicht nur Theaterdirektor, er ist auch, mehr noch, als sein Beruf es schon verlangt, ein ungewöhnlich erfolgreicher Geschmacksverderber. Herr Leoncavallo hat so ungefähr das erbärmlichste Opernbuch verfaßt, das seit den Tagen des Troubadours gesündigt worden ist, und er hat dazu eine Musik zusammengeschrieben, vor der man selbst im Cirkus nicht die Ohren nur, nein, auch die Nase sich zuhalten würde. Und welche Aufführungen empfiehlt der Ganzberliner dem arglosen Fremden, der in die Theaterhauptstadt kommt, reine Kunst an der Quelle zu schlürfen? Aus eignem Recht, die Medici, Charleys Tante. Den himmlisch hellen Falstaff, das reifste, feinste, an Geist und Phantasie reichste Werk Verdis, sucht und findet selten Einer, denn Verdi hat weder einen Orden noch sonst eine Auszeichnung erschnappt, er hat nur eine große, die Eintagserfolge überdauernde Kunstthat vollbracht, und wenn die Mode jetzt den Italienern auch günstig ist, so bleibt sie, als Mode, an Denen doch immer hängen, die vorgestern entdeckt wurden und übermorgen vergessen sein werden.

Ich wäre ungerecht, wenn ich da Herrn Cognetti ausließe. Goffredo heißt er außerdem noch, ist auch, wie man daraus schon sieht, Italiener und hat Szenen aus dem neapolitanischen Volksleben, er sagt es ja selbst, abgeschrieben, die, unter dem Titel A Basso Porto, seit einigen Wochen von unvorsichtigen Besuchern des Neuen Theaters erduldet werden. Es wäre mir möglich, den Inhalt dieses Machwerkes noch jetzt zu erzählen, denn Signor Sigismondo Lautenburg, der ein sauber ausgestattetes Schauspielhaus damit prostituirt, hat auf dem Theaterzettel sieben Berichte sogenannter Kritiker abgedruckt und man kann, noch ehe zum ersten Male der Vorhang sich hebt, erfahren, wie die geistigen Führer der Berliner Kunstgemeinde, die Landau und Schlenther und alle die Anderen, über das Vermögen des

Digitized by Google

Herrn Cognetti urtheilen. Ich habe sie sämmtlich gelesen, habe sogar versucht, die Ausschleimungen des Herrn Neumann-Hofer ins Deutsche zu übertragen, und habe mich dann doch so sehr geschämt, daß ich mit diesen bewährten Kämpen nicht in einen Wettbewerb treten konnte. Ich gönne den Herren den Ruhm, ernsthaft über diesen blutrünstigen Quarg zu schreiben, dem vor drei Jahren noch selbst der unbedenklichste Kunstpächter die Thüren versperrt hätte, und ich werde abwarten, bis Herr Lautenburg für das Mordstück noch die Baronin Rahden engagirt, eine Kunstreiterin, die sehr interessant geworden ist, seit ein verliebter Thor für sie den Tod aufgesucht hat.

Gute Menschen, denen die Bretter die Welt bedeuten, machen mir Vorwürfe, weil ich mich zu wenig um das Theater bekümmere. Die Theilnahme ist rührend, aber: worüber soll ich schreiben? Unser Theater ist ja so jämmerlich heruntergekommen, daß man immer befürchten muß, für einen mit Allem und Allen hadernden Nörgler gehalten zu werden, so oft man die traurigen Abende, die man pflichtgemäß durchseufzt hat, zu beschreiben anhebt. Mit der neudeutschen Theaterkunst steht es wie mit der deutschen Politik von heute: nur auf dem Wege der Satire kann man ihr noch beikommen, denn der ernsten Betrachtung bietet sie keinen Stoff, und die unaufhörliche Wiederholung der in ihrer Allgemeinheit unbestrittenen Thatsache, daß Zaunkönige keine Adler sind, muß den Leser um so leichter ermüden, als er in der glücklichen Lage ist, das gepriesene Federvieh nicht von Angesicht sehen zu müssen. Wenn ich widerwillig mit dem neuen Kurs mich beschäftige, dann ist Das auch gerade keine allzu angenehme Arbeit; aber da kann jeder Leser, der die Genüsse des Caprivismus stöhnend am eigenen Leibe erfährt, mich kontroliren, er kann mit mir empfinden, kann mir widersprechen und in ausführlicher Begründung mich einen langweiligen Esel nennen. Wo aber bleibt die Kontrole, das Mitempfinden, der Widerspruch bei der Betrachtung des neuen Kunstkurses? Wers nicht nöthig hat, der wohnt nicht in Berlin, sondern sucht eine deutsche Stadt auf, — oder eine französische, eine italienische, aber keine charakterlose; und wer in Berlin leben muß und doch leidlich verständig ist, der sieht neue Stücke sich entweder gar nicht oder nur in der Absicht an, den rasch fortschreitenden Verfall eines abwechselnd durch Bier, Skat und Börsenzeitungen verdorbenen Geschmackes in der Nähe zu betrachten. Soll ich Bekehrten predigen oder von Wichert und Ernst, von Leoncavallo und Cognetti Leuten erzählen, denen ein gütiges Schicksal die Bekanntschaft mit diesen modischen Größen erspart hat? Das lockt mich nun gar nicht; viel eher noch reizt mich die Aufgabe, da es sich eben so trifft, von der Genesis des neuen Kunstkurses Einiges zu berichten, — so weit das weiße Papier mirs rasch noch gestattet.

In corpore vili dozirt sichs am Besten. Ich sah die dritte Vorstellung

Digitized by Google

des von Herrn Wichert aufgefrischten Brandenburgerspieles. Das Haus war, trotz der Wattirung, nur mäßig besucht, das Publikum lag in leichtem Schlummer und man durfte mit Sicherheit das schnelle Verschwinden der mühsamen Zimmermannsarbeit erwarten. Da regte die Theilnahme der Allerhöchsten Herrschaften immer lebendiger sich, die nicht mehr ungewöhnliche Vermischung von Theaternotizen und Hofberichterstattung begann und bei Herrn Barnay erklang im Kasten das Geld. Auch die sündigen Medici und die schlimme Tante aus England sind auf ähnlichem Wege zu hohen Ehren und höheren Einnahmen gekommen und Herr Goffredo Cognetti wäre nicht möglich gewesen, wenn diese Pfadfinder nicht vorher die Strecke gebahnt hätten. Davon wissen die Allerhöchsten Herrschaften natürlich nichts; sie machen von ihrem selbstverständlichen Recht Gebrauch, ihren eigenen Geschmack zu haben, und sie ahnen nicht, daß dieser durch aesthetischen Takt und Erfahrung nicht immer völlig geläuterte, von persönlicher Liebhaberei nicht selten beeinflußte Geschmack dann eine ganze, der höfischen Weisung nachstrebende Menge beirrt. Wenn sie es wüßten, dann würden sie ihrer Verantwortung gewiß sich besser bewußt sein und sie würden, bevor sie öffentlich ihr Ansehen und ihre Gunst für ein Werk einsetzen, das an einem leeren Abend ihnen flüchtige Freude bereitet hat, bei den Sachverständigen sich erkundigen, ob dieses Werk einer an sich zwar ziemlich belanglosen, in ihrer Wirkung aber sehr weit reichenden Auszeichnung würdig ist.

Noch an einer anderen Stelle ist das Gefühl der Verantwortlichkeit nicht in genügendem Maße vorhanden. Wenn Herr Wichert nicht Vorsitzender des Vereins Berliner Presse, Herr Ernst nicht ein erprobter Gönner dieses Vereins wäre und wenn Herr Leoncavallo nicht vor seiner Gräuelthat in Kuliklubs und bei mächtigen Redakteuren herummusizirt hätte, dann wären die drei Herren vielleicht nicht ganz so wohlwollend und liebevoll behandelt und einem hohen Adel und verehrlichen Publikum wäre in den Zeitungen mitgetheilt worden, daß diese Handwerkereien bei der ernsthaften Kritik leider nicht die Gunst finden können, die ihnen von Höchsten und Allerhöchsten Herrschaften gespendet wird. Da aber der Feuilletonausrufer mit dem Hofberichterstatter einträchtig sich zusammenfand, so mußte die Bühne allmählich zu dem seichten und schmierigen Hafen des Herrn Cognetti sich wandeln.

Und das Mittel dagegen? Sehr einfach: ehrt und achtet den Geschmack der Allerhöchsten, lest meinetwegen auch die Zeitungen, aber gewöhnt Euch, Ihr Lieben, endlich daran, selbst zu prüfen und selbst zu urtheilen. Auch der neue Kunstkurs kann, genau wie der neue Kurs, nur überwunden werden, wenn die Nation sich entschließt, selbst ihre Geschäfte zu besorgen und ihrem künstlerischen Bedürfniß selbst die richtige Nahrung zu suchen. M. H.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 24. März 1894.

Die drei Schneider.

Das letzte Frühstück ist verdaut, die letzte große Heiterkeit ist amtlich gebucht und die ehrenwerthen Mitglieder des eben so hohen wie fidelen Reichstages sind, seelenvergnügt, wie sie nach Weihnachten kamen, in die Osterferien gegangen. Auch das letzte Geschäftchen ist vor Thoresschluß rasch noch abgemacht worden: an der russischen Grenze werden die preußischen Zollämter künftig auch an den katholischen Feiertagen geschlossen sein. Zwar gelten für Preußen sonst nur die gesetzlichen Feiertage des protestantischen Kalenders, zwar hieß es immer, an dem Vertrag und namentlich auch am Schlußprotokoll dürfe um keinen Preis mehr Etwas geändert werden, — aber dem lieben Centrum mochte man vor der Entscheidung nicht gern einen Wunsch versagen und Herr Lieber, dem der General von Caprivi im vorigen Sommer jedes patriotische Empfinden absprach, erwies jetzt für diese Schlußkonzession sich dankbar, als er die unvergeßlichen Worte deklamirte: „Ebenbürtig, reichlich ebenbürtig neben den Erfolgen von 1870/71 steht der Erfolg, welchen der Enkel des Siegers von damals hoffentlich heute hier erficht". Der würdige Theefabrikant muß außer den Staffeltarifen, dem polnischen Unterricht und dem Schlußprotokollzusatz wohl noch allerlei vorläufig geheime Vortheile erhandelt haben, da er um einen Vertrag, den die Hälfte seiner schwarzen Genossen als ein nationales Unglück verdammt, die bewährtesten Byzantiner des Freisinns so weit überholt. Diese Mannesseelen sprechen, als gäbe es im

Digitized by Google

Deutschen Reich keine Verfassung und keinen Bundesrath, munter stets von einer Handelspolitik des Monarchen; aber bis zu einer Gleichstellung des Russenvertrages mit dem die Einheit der deutschen Stämme begründenden Sieg über Frankreich hat es selbst der auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege des Wortbruches in den Reichstag gelangte Herr Barth noch nicht gebracht, — vielleicht, weil sein Freund Rickert vergessen hatte, die Schließung der Zollämter an den jüdischen Feiertagen zu erbitten und zu erlangen. Ob solcher Enthaltsamkeit aber hat Herr Rickert, der diesmal nicht als Clown nur, sondern auch als Denunziant aufgetreten war und dem Kriegsminister das Verbot aller nicht unbedingt caprivitreuen Blätter empfohlen hatte, nun auch die Freude erlebt, den Danzigern den Grafen seines Herzens in voller Lebensgröße vorführen und ihm den Locus seiner sichersten Erfolge zeigen zu dürfen. Herr von Boetticher, der auf der Eisenbahn besonders gern Skat spielt, war auch mit dabei und so wird die Reise sicher sehr gemüthlich verlaufen sein, als eine würdige Feier des großen Datums vom zwanzigsten März, der das gewaltige Werk des russischen Vertrages ins deutsche Leben treten sah.

Die Danziger haben geflaggt, andere Seestädte habens ihnen nachgemacht und einige Dutzend Dankadressen sind in die Wilhelmstraße geflattert. Leider besteht nun aber das Deutsche Reich noch immer nicht ausschließlich aus Seestädten, Großexporteuren und Handelskammern; im Jahre 1904 werden wir dieser Kulturhöhe ja vielleicht näher gekommen sein, bis dahin aber muß man auch der übrigen Menschheit manchmal doch gedenken und fragen, wie sie über das gewaltige Werk vom zwanzigsten März denn nun eigentlich denkt. In den Zeitungen, auch in solchen, denen der Lieber-Thee vorläufig noch zu stark ist, kann man lesen, daß ringsum Entzücken herrscht, daß unsere Freundschaft mit den Russen über jeden Zweifel erhaben ist, daß die Franzosen vor Wuth schäumen und daß nur eine winzige Schaar verkommener, interessirter und unpatriotischer Gesellen dem Meisterstück einer großartigen Verkehrspolitik ihren Beifall versagt. Das wird gedruckt, Das eignet sich wundervoll zu Ausschnitten in usum Delphini, Das wird gelesen und gilt deshalb Vielen für wahr und wirklich, weil Viele auch heute noch nicht wissen, wer hinter den gewalkten Lumpen und hinter dem Aufwand an Druckerschwärze steht. Der Presse edelster Beruf treibt sie stets dahin, das persönliche Urtheil, das auf ernster,

Digitized by Google

sachlicher Prüfung ruht, zu beseitigen und an seine Stelle den vagen und umfaßbaren Begriff der öffentlichen Meinung zu setzen. Wer mit dem Morgenkaffee zugleich seine Portion öffentlicher Meinung erhält, der braucht den übrigen Theil des Tages mit Nachdenken sich nicht zu vergällen; was bekümmert ihn die Sache, wenn er die opinio hat? Daß Cicero einen Zustand, in dem die opinio mehr als die Sache selbst gilt, einen barbarischen nennt, ficht einen modernen Staatsbürger nicht an, — Cicero lebte ja auch nicht im Zeichen des Verkehrs. Wie alle metaphysischen Wesen, ist auch die öffentliche Meinung nicht zu kontroliren und man kann höchstens versuchen, ihre Fabrikanten zu fassen und zu entlarven. Dieser Versuch führt mitunter zu sehr spaßhaften Enthüllungen und man muß, wenn man jetzt die hymnischen Schilderungen von der Glückseligkeit des deutschen Volkes liest, unwillkürlich der drei Schneider aus Tooley Street gedenken, die, unter der glorreichen Herrschaft des Lords Castlereagh, abgefaßt wurden, als sie eben eine Proklamation anschlagen wollten, die mit den Worten begann: Wir, das Volk von England und Wales. Nicht immer werden solche Proklamanten ertappt, aber man darf sicher sein, daß fast alle angeblich aus der Tiefe der Volksseele geschöpften Verkündigungen von drei Schneidern verfaßt und in Umlauf gesetzt sind.

Nicht die Zeitungschreiber nur, auch bedeutendere Männer singen uns jetzt das holde Lied von der frohen Zufriedenheit des deutschen Volkes. Der Freiherr Marschall von Bieberstein entrüstet sich über die Behauptung, der Jubel sei künstlich gemacht, und einer der Bauern der freisinnigen Vereinigung, Herr Thomsen, nebenbei Direktor einer Dampfschiffahrt-Gesellschaft und einer Darlehensbank, erklärt: „In tieferen Volkskreisen herrscht ein unbedingtes Vertrauen zur auswärtigen Politik der Regirung, besonders zu Herrn von Caprivi, der allgemein für eine ehrliche, treue Seele und für ein ehrliches, braves Militärherz gehalten wird". Aber die Welt ist nun einmal verderbt, sie läßt selbst von dem immerhin neuen Anblick eines braven Militärherzens sich nicht unter allen Umständen rühren und es leben noch immer Leute, die von der öffentlichen Meinung die Last eigenen Nachdenkens sich nicht abnehmen lassen. Diese Leute, die darum noch keine Ähre und keine Halme zu besitzen brauchen, finden zu Jubel und Glückseligkeit nirgends einen verständigen Grund. Ist der Friede nach außen besser als vorher gesichert? Nein; im Reichstag sind russen-

Digitized by Google

feindliche Reden gehalten worden, die jenseits der Grenze sicher ein Echo wecken werden, und in der agrarischen Presse hat man sich zu der thörichten Prahlerei verstiegen, die Aufgabe der Deutschen sei, die Russen bis zum Ural zurückzuwerfen. Ist im Innern die Eintracht gefestigt? Nein; der ganze Bauernstand sieht, trotz Herrn Thomsen, in bitterem Groll, wie seine Lebensinteressen zu Handelsobjekten gemacht werden, und er rüstet zu einem Kampfe auf Leben und Tod mit der Großstadtpolitik. Ist das Nationalvermögen vermehrt? Nein; das Reich wird — kein Mensch weiß, wie — einen Zollausfall von mindestens vierzig Millionen zu decken haben und der Ertrag des Bodens, der in kritischen Zeiten dem Staatsbedürfniß die einzige immer erreichbare Schatzkammer bietet, wird erheblich zurückgehen. Ist das Reich selbständiger geworden? Nein; es ist der Möglichkeit beraubt, für die nächsten zehn Jahre seine wirthschaftlichen Angelegenheiten nach eigenem Ermessen zu ordnen, und es hat sogar der freien Entscheidung über seine Eisenbahntarife sich begeben. Was bleibt nun noch, den Jubel zu rechtfertigen und zu erklären? Herr Wyshnegradsky hat rechtzeitig erkannt, daß mit Deutschland, nachdem es den österreichischen Vertrag geschlossen hatte, bald auch ein für Rußland lohnendes Handelsgeschäft zu machen sein würde; er hat die Großindustriellen zusammengerufen, ihre Zollschutzforderungen angehört und dann den Kampftarif von 1892 geschaffen, der diese Forderungen noch überbietet. Und von der Basis dieses Tarifes aus, der eigens für diesen Zweck aufgestellt war, hat der Nachfolger des Herrn Wyshnegradsky nun einige nicht allzu beträchtliche Konzessionen gemacht und dafür Vortheile eingeheimst, die von den Russen mit vollem Recht als das Resultat einer ihnen selbst unerwarteten diplomatischen Ueberlegenheit betrachtet werden. Das ist, einfach und nüchtern dargestellt, der Verlauf der Sache; wer darin die Veranlassung zu stolzem Jubel findet, der ist um seine Anspruchslosigkeit zu beneiden.

Aber der austrompetete Sieg soll deshalb so bedeutend sein, weil er die Russen aus ihrer wirthschaftlichen Isolirung herausgelockt hat. Der Satz enthält, wie fast Alles, was über die Segnungen dieses Vertrages gedruckt worden ist, mindestens zwei handgreifliche Lügen. Erstens haben nicht wir, sondern die Franzosen den ersten Handelsvertrag mit Rußland geschlossen und zweitens waren auch vorher die Russen durchaus nicht wirthschaftlich isolirt, sondern sie standen mit

Digitized by Google

Europa in sehr lebhaftem Geschäftsverkehr. Das Bedürfniß nach einem Vertrage stellte bei ihnen sich erst ein, als sie hoffen durften, damit einen lohnenden Profit zu machen, und sie haben, wie der Finanzminister frohlockend jetzt in seinen offiziösen Blättern verkünden läßt, alle wesentlichen Wünsche durchgesetzt: nicht Herr Witte nur ist zufrieden, auch der geriebenere Herr Wyshnegradsky preist den überraschenden Erfolg seines Schützlinges und Herr Bunge, der früher Wittes Pläne bekämpfte, konstatirt nun ausdrücklich, daß Deutschland in keinem Punkt mehr oder größere Konzessionen erreicht hat, als sie von Anfang an ihm zugedacht waren. Für das Zarenreich bringt der Vertrag nur Vortheile; ein Land mit niedriger Kultur kann sich den Luxus lange laufender Handelsverträge gestatten, die, bei dem heutigen Stande der Technik, für einen Staat mit entwickelterer Kultur immer gefährlich werden können. Die Gründe hat Bismarck schon angeführt, als er 1876 von Varzin an den Staatsminister Hofmann schrieb: „Ich halte es für eine Aufgabe, die sich weder abweisen noch aufschieben läßt, daß wir durch eigene Gesetzgebung den deutschen Erzeugnissen die Bürgschaften gewähren, welche wir in dem Wohlwollen fremder Regirungen bei Ausführung von Handelsverträgen nicht finden. Die Ehrlichkeit und die größere Schwerfälligkeit und Oeffentlichkeit unserer Verwaltungen bringt uns den gewandteren und disziplinirteren Verwaltungen des Auslandes gegenüber in jedem Vertragsverhältnisse leicht in Nachtheil. Ich verstehe dabei unter „disziplinirt" die größere Fügsamkeit auch gegen solche Anordnungen, die nicht öffentlich eingestanden werden, die größere Manövrirfähigkeit zu einseitiger Ausbeutung von Handelsverträgen, eine Eigenschaft, die sich z. B. in Frankreich nicht blos bei den Zollbehörden, sondern auch im Transport- und Speditionwesen zu unserem Nachtheil bethätigt. Ich glaube daher, daß wir keinen neuen Handelsvertrag abschließen dürfen, welcher irgend eine Fessel für die freie Bewegung unserer Gesetzgebung auf dem Gebiete der Tarife bestehen ließe oder neu herstellte". Diese knappen Sätze geben die bündigste Antwort auf das Gefasel von der gesicherten Stabilität und sie zeigen zugleich auch, welches Maß von Muth dazu gehörte, die herrlich vollendete große Aktion der Welt für eine Fortsetzung der Politik Bismarcks auszugeben.

Der größte Theil der Bedenken gegen den Vertrag ist in der zweiten und dritten Lesung noch einmal zum Ausdruck gekommen.

Digitized by Google

Irgend einen Nutzen hat Das nicht mehr gebracht, denn die großartig organisirte Fälschung der Parlamentsberichte verschweigt oder entstellt doch alle Aeußerungen, die dem Bauleiter und seiner Schutztruppe unangenehm sein könnten, und die Mehrheit war von vorn herein entschlossen, durch Vernunftgründe sich nicht überzeugen zu lassen. Den alten Rechtssatz: affirmanti incumbit probatio haben die genialen Reformatoren des neuen Kurses längst aufgegeben; sie ändern das wirthschaftliche System und verlangen von ihren Gegnern dann den Beweis, daß diese Aenderung schädlich ist. Die Erbringung dieses Beweises ist für Dinge, die sich erst in der Zukunft abspielen werden, nicht ganz leicht und sie wird vollends unmöglich gemacht, wenn die vorgebrachten Gründe der Oeffentlichkeit verschwiegen und nur die Zahlen mitgetheilt werden, die diese Gründe entkräften sollen. Zahlen hat Herr Marschall von Bieberstein stets bei der Hand; sie sind manchmal, wie es in Bezug auf die Wirkung der Differentialtarife namentlich Graf Arnim nachgewiesen hat, falsch, aber Das ist weiter kein Unglück und in den Zeitungen heißt es dann doch, der Staatssekretär habe seine Gegner glänzend abgefertigt. In Wirklichkeit ist nicht ein einziges von allen vorgetragenen Bedenken beseitigt oder widerlegt worden und kaum hatte das statistische Material der Wilhelmstraße für Zeit und Ewigkeit festgestellt, daß ein Preisdruck durch die Zollermäßigung nicht zu erwarten sei, da konnte man auch schon in dem Handelstheil der liberalsten Blätter lesen, wie durch die überreichliche Zufuhr billigen Korns die Preise gedrückt worden waren. Aber Herr von Marschall, den man ein braves Militärherz doch nicht nennen darf, bleibt trotzdem ein großer Mann und man muß offen einräumen, daß er in der Vertretung einer schlechten Sache eine ganz ungewöhnliche Geschicklichkeit gezeigt und seinen direkten Vorgesetzten in tiefen Schatten gestellt hat.

Dem nämlich ist es recht übel ergangen. Zuerst nannte er die Getreidezufuhr aus billiger produzirenden Ländern wieder einmal ein Naturgesetz und das russische Polen das Hinterland unserer Ostprovinzen. Das war schlimm und er mußte erleben, daß die Agrarier seine Rede zu agitatorischen Zwecken vertrieben. Dann versuchte er, sich als den Testamentsvollstrecker des Fürsten Bismarck aufzuthun, und damit weckte er schon eine gelinde Heiterkeit. Wieder etwas später wollte er bestreiten, daß die Aufhebung der Staffeltarife in Folge eines parlamentarischen Handelsgeschäftes beschlossen worden sei; ja, sagte

Digitized by Google

er, das preußische Staatsministerium hat sich am achtundzwanzigsten Juni 1893 gegen die Aufhebung ausgesprochen, aber damals „waren wir in den ersten Stadien des schriftlichen Verkehrs mit der russischen Regirung und weder ich noch irgend ein Mensch hat um die Zeit mit einiger Wahrscheinlichkeit wissen können, ob ein Handelsvertrag mit Rußland zu Stande kommen würde." Das ist, mit Verlaub, ein Irrthum; die ersten Stadien des schriftlichen Verkehrs mit der russischen Regirung liegen mindestens um ein Jahr weiter zurück; am achtundzwanzigsten Juni 1893 wurde bereits das Memorandum nach Petersburg geschickt, das die Bereitwilligkeit der deutschen Regirung zu einer Vertragskonferenz aussprach, und das herrliche Werk wäre schon im Spätherbst vollendet worden, wenn nicht die Militärvorlage den leitenden Männern gewisse Verpflichtungen aufgebürdet hätte. Das schlimmste Ungemach aber traf den Grafen mit dem braven Militärherzen am letzten Tage. Herr Lieber hatte dem Fürsten Bismarck das Wort zugeschrieben: „Der Weg nach Konstantinopel geht durch das Brandenburger Thor." Der Freiherr von Manteuffel entgegnete: „Diese Aeußerung hat nicht Fürst Bismarck, die hat, wenn ich nicht irre, sein Nachfolger gethan und ich glaube schwerlich, daß seitens des Fürsten Bismarck diese Behauptung aufgestellt worden wäre." Graf Caprivi schwieg dazu. Dann aber sagte Graf Bismarck-Schönhausen: „Die von Herrn Lieber citirte Aeußerung ist, soviel ich aus den Zeitungen ersehen habe, dem jetzigen Herrn Reichskanzler zuzuschreiben, wobei es mir immer noch fraglich erscheint, ob Das zutreffend war, weil das Brandenburger Thor auf der Rußland abgekehrten Seite von Berlin liegt und nach Westen führt, nicht nach Osten." Und nun erschien der Kanzler und verkündete in brüskem Ton, der Abgeordnete Bismarck sei schlecht informirt, denn die Aeußerung sei „als aus einer russischen Quelle kommend dargestellt worden." Mit tadellos ruhiger Höflichkeit erwiderte Graf Bismarck auf diese Umdrehung seiner Worte und der aufgeregte Kanzler zog sich unter ironischer Heiterkeit des Hauses wieder zurück. Sein Gedächtniß hatte ihn übrigens doch auch hier ein Bischen im Stich gelassen, denn so ganz einfach hat er den Satz nicht „als aus einer russischen Quelle kommend dargestellt." In dem vom Grafen Caprivi korrigirten und gebilligten Bericht der Militärkommission kann man lesen: „Man habe nach dem letzten russisch-türkischen Kriege vielfach die Behauptung aufgestellt, daß die

Digitized by Google

Russen, um über den Balken nach Konstantinopel gehen zu können, zuerst Oesterreich und Deutschland angreifen und schlagen müßten. Ein Schlagwort der Panslavisten laute deshalb: der Weg nach Konstantinopel führe nicht mehr über Wien, sondern durchs Brandenburger Thor." Irgend ein geographisches Bedenken gegen dieses höchstens von ausbündigen Dummköpfen ersonnene Schlagwort hat Graf Caprivi damals so wenig wie nach der Rede des Freiherrn von Manteuffel geäußert, er hat dieses geographisch wie politisch gleich unsinnige Gerede vielmehr als ein ernsthaftes Argument für die Kopfzahlvermehrung des Heeres angeführt und erst die nervöse Gereiztheit, die ihn schon bei dem Namen Bismarck befällt, trieb ihn dazu, diesmal nicht der Exponent, sondern eher der Exponirte des Bundesrathes zu sein. Aber schon am selben Abend gab Herr Richter die Parole aus, der Kanzler habe, „mit einer Geberde der Geringschätzung gegen den Grafen Bismarck", den Saal verlassen, und am nächsten Morgen hieß es ganz allgemein, der Arlose habe einen neuen Triumph erzielt.

Gegen diese geflissentliche Fälschung aller öffentlichen Vorgänge ist nichts zu machen und so werden wir auch künftig von Siegen der Staatsmänner und von der Zufriedenheit des beglückten Volkes noch Manches vernehmen. „Leugnets, wenn Ihr könnt", sagt Shakespeares Hans Cade, als er sich für den Enkel Mortimers ausgiebt, und auch darin liegt ein Regirungprogramm. Das nur mögen die Herren, die im Danziger Goldwasser jetzt sich berauschen, zeitig bedenken, daß nun das Stadium hinter uns liegt, in dem man mit dialektischen Künsten, mit Preßtreibereien und statistischen Gruppirungen, Erfolge erreichen konnte. Die große Aktion ist Wirklichkeit geworden und die Sprache der Thatsachen wird sehr bald alle fälschenden Gefälligkeiten zum Schweigen bringen. Schon einmal haben wir Rußland und den Danziger Kaufleuten zu Liebe wichtige wirthschaftliche Interessen geopfert und diese vor genau siebenzig Jahren begonnene Politik hat dann nach Warschau und Olmütz geführt. Wir wollen geduldig abwarten, zu welchen Etappen die Führer von heute uns schleppen werden. Daß die Exportleute und die ihnen eng verbündete Börse eine Weile jubiliren können, ist sicher; aber einige große Exportfirmen bilden noch nicht die deutsche Industrie, die Handelskammersekretäre sind nicht die berufenen Sprecher der Volksseele und die Erfahrung wird uns die schmerzliche Lehre nicht ersparen, daß wir auf

Digitized by Google

der glatten Bahn, die das kaum mannbar gewordene Reich rasch zum Niedergang führt, wieder um ein beträchtliches Stück vorwärts gekommen sind. Das ins Ungeahnte verstärkte offiziöse Orchester spielt freilich ganz andere Weisen auf; aber diese fröhlichen Märsche und friedsamen Osterklänge haben wirklich nur die Bedeutung der Proklamation der drei Schneider von Tooley Street. Denn außer den wüthigen Freihändlern, deren Weizen nach langer Unfruchtbarkeit endlich wieder herrlich zu blühen beginnt, wird man, fern von der bureaukratischen Machtsphäre, vergeblich nach deutschen Menschen suchen, die heute noch einmal die vor vier Jahren begonnene Reise mitmachen würden, — heute, wo sie annähernd wenigstens schon das Ziel dieser gepriesenen Irrfahrt erblicken können.

Im Jahre 1820 schrieb Fürst Metternich, der sich neben dem Grafen Caprivi immer noch sehen lassen kann, er wünschte sehnlich, das Jahr 1900 zu erleben, weil die dazwischen liegende Zeit vielleicht hinreichen würde, um an der Stelle der morschen und wankenden Bauwerke neue und besser gefügte Gebäude aufzuführen. Ob sein Wunsch, wenn er ihn erlebt hätte, Erfüllung fände? Die Russen sind kluge Leute, sie haben hübsche Liedchen gepfiffen, die deutschen Gimpel sind ihnen ins Garn gegangen und sollen in dankbarer Rührung nun noch an den Lobsprüchen sich erfreuen, die ihnen und ihrem gekrönten Repräsentanten an der Newa freundlich gespendet worden. Dauert diese Staatsklugheit, die aus einer Zwangslage sich in die andere scheuchen läßt, nur noch ein Weilchen, dann wird die Wende des Jahrhunderts wieder ein zusammenbrechendes Gemäuer sehen und den Ueberlebenden wird es ein karger Trost sein, wenn man die Makulatur der öffentlichen Mahnung aus den Jahren zwischen 1890 und 1894 hervorsucht und ihnen daraus beweist, daß wir eigentlich Alle zufrieden und glückselig waren — wir Alle, das ganze, von drei Schneidern würdig vertretene Volk von England und Wales.

Digitized by Google

Der Fall Thüngen.

Der Satz: „Niemand ſoll ſeinem ordentlichen Richter entzogen werden“, d. h. demjenigen, dem er ſich nach den beſtehenden Geſetzen zu unterwerfen hat, iſt ein allgemeiner Grundſatz unſeres Strafrechts und er iſt im Volksbewußtſein ſo feſt gewurzelt, daß man ſich in ſehr weiten Kreiſen nicht mit dem Gedanken vertraut machen kann, er ſei nur halb wahr oder er unterliege irgend einer einſchränkenden Interpretation. Im Königreiche Bayern beſteht die landesgeſetzliche, von der Strafprozeßordnung des Deutſchen Reiches geſchonte Beſtimmung, daß die Preßdelikte vor die Geſchworenen gehören. Alſo iſt für Diejenigen, welche ſich in Bayern eines ſolchen Deliktes ſchuldig machen, das Geſchworenengericht der ordentliche Richter. Eben deshalb kann die öffentliche Meinung nicht begreifen, mit welcher Rechtsbegründung die Berliner Staatsanwaltſchaft den Freiherrn von Thüngen vor ein preußiſches Gericht ziehen will — das kein Geſchworenengericht iſt —, weil er bekanntlich in einem Würzburger Blatt einen Artikel veröffentlichen ließ, durch den ſich der Reichskanzler Graf Caprivi in ſeiner Eigenſchaft als Beamter beleidigt fühlte.

Die geſetzlichen Beſtimmungen, die in dieſem Falle zu beachten ſind, beruhen größtentheils auf der eigenthümlichen Natur eines Preßdeliktes und ſeiner Verbreitung weit über den Ort hinaus, wo es thatſächlich verübt worden iſt, während jedes andere Delikt an dieſem Orte gleichſam hängen bleibt. Die bayeriſche Regirung wollte für Preßvergehen den nach der allgemeinen Anſicht ſicherſten Rechtsſchutz gewähren. Sind aber deshalb wirklich die bayeriſchen Geſchworenengerichte der „ordentliche Richter“, dem ein Angeſchuldigter nicht entzogen werden darf, wenn man die ebenfalls für Bayern giltige Reichsſtrafprozeßordnung fragt?

Das Geſetz hält in Bezug auf die Frage nach der Zuſtändigkeit der Gerichte, ſo weit der Fall Thüngen in Frage kommt, folgenden Gedankengang ein. Den verſchiedenen Strafgerichten — Schöffengericht, Strafkammer, Schwurgericht — ſind je verſchiedene Klaſſen von Strafſachen zugewieſen; je nach der Art der Sache ſind ſie der „ordentliche Richter“ des Thäters. Es kann aber bei ſolchen Strafſachen ein „Zuſammenhang“ ſtattfinden, entweder wenn eine Perſon mehrerer ſtrafbaren Handlungen beſchuldigt wird, oder wenn bei einer ſtrafbaren Handlung mehrere Perſonen als Thäter, Theilnehmer, Begünſtiger oder Hehler beſchuldigt werden. Der gewöhnliche Gerichtsſtand, der „ordentliche Richter“, iſt bei demjenigen Gerichte, in deſſen Bezirke die ſtrafbare Handlung begangen worden iſt. Die Klage kann aber auch beim Gerichte des Wohnſitzes des Angeſchuldigten oder bei demjenigen erhoben werden, wo der Thäter er

Digitized by Google

griffen wird, wenn die strafbare Handlung im Auslande begangen worden ist. Für zusammenhängende Strafsachen in diesem Sinne, die hiernach zur Zuständigkeit verschiedener Gerichte gehören können, ist ein Gerichtsstand bei *jedem* Gerichte begründet, das für *eine* davon zuständig ist.

Nun wurde in einem Berliner Blatte jener angeblich beleidigende Artikel Thüngens abgedruckt aus dem Würzburger Blatte, dem ihn der Verfasser übergeben hatte. Wäre er *nur* in Würzburg veröffentlicht worden, so hätte von einem Zusammenhange der soeben erörterten Art nicht die Rede sein, der Beleidigte hätte nur bei dem Würzburger Gericht den Strafantrag stellen können und die Sache hätte vor dem Würzburger Schwurgericht als vor dem „ordentlichen Richter" verhandelt werden müssen. Da das Berliner Blatt den Artikel abdruckte, ist jener Zusammenhang entstanden. Die angebliche Beleidigung des Reichskanzlers ist, abgesehen vom Autor, von den verantwortlichen Redakteuren der beiden Blätter verübt, es ist also eine strafbare Handlung von mehreren Personen als Thäter begangen worden (§ 3 der Str.-P.-O.). Ich sehe hier von der Frage, ob wirklich der Thatbestand der Beleidigung objektiv vorliegt, natürlich ganz ab. Hiernach konnte nach der Reichsstrafprozeßordnung die Staatsanwaltschaft in Berlin gegen den verantwortlichen Redakteur des Berliner Blattes Klage erheben und vor das für diese Klage zuständige Gericht hätten die anderen an der Beleidigung betheiligten Thäter, nämlich der verantwortliche Redakteur des Würzburger Blattes und der Verfasser des Artikels, Herr von Thüngen, vorgeladen werden können. Das Berliner Gericht wäre auch für sie der ordentliche Richter geworden, — wenn nicht der Umstand dazwischen läge, daß in Bayern die Preßdelikte vor die Schwurgerichte gehören.

Werfen wir einen Blick auf die Entstehungsgeschichte der Strafprozeßordnung. Es bestand über die Frage, wo bei Preßvergehen der Ort der begangenen That anzunehmen sei, eine Meinungverschiedenheit zwischen der Regirung und dem Reichstag. Die Kommission des Reichstags meinte, ein Preßvergehen sei ausschließlich an dem Orte begangen, *von dem aus* die Verbreitung erfolgt. Dies wäre in unserem Falle Würzburg gewesen. Man verlangte deshalb die Aufnahme folgender Bestimmung in das Gesetz: „Begründet der Inhalt einer Druckschrift den Thatbestand einer strafbaren Handlung, so gilt die Handlung als *nur* an dem Orte begangen, an welchem die Druckschrift erschienen ist." Allein dieses Verlangen wurde vom Reichskanzler Fürsten Bismarck durch Schreiben vom 12. Dezember 1876 für unannehmbar erklärt. Der Vertreter der Regirung meinte: Allerdings lasse sich die Sache derart denken, daß die Zuständigkeit des Gerichts des Ausgabe-Ortes (also des Ortes, wo die Zeitung erscheint) gegeben sei; andererseits würden aber auch häufig Gründe vorliegen, die es

Digitized by Google

im Interesse des Verletzten und im öffentlichen Interesse als wünschenswerth erscheinen ließen, daß in Uebereinstimmung mit dem genannten Forum ein Gerichtsstand auch an einem dritten Orte gegeben sei. Nehme man z. B. den Fall, daß ein Münchener in einer in Frankfurt a. M. erscheinenden und in München verbreiteten Zeitung einen anderen Münchener beleidigt. Hier sei die Tendenz der Beleidigung auf München gerichtet, München der vom Thäter erwählte Ort (?) der Handlung. Warum solle hier ein ausschließlicher Gerichtsstand in Frankfurt gegeben sein, wo die Thatsache möglicherweise ignorirt werde? Daran könne höchstens der Thäter ein Interesse haben, der auf diese Weise völlig der Strafe entginge (!). Die Kommission des Reichstags wird die Unhaltbarkeit dieses Raisonnements, auf die ich nicht weiter eingehen will, jedenfalls erkannt haben. Ihr Verlangen wurde aber in Veranlassung des Schreibens des Reichskanzlers und jedenfalls in der Voraussetzung fallen gelassen, daß die Judikatur vorkommenden Falles den rechten Weg finden und der Ansicht des Reichstags durch ihre Auslegung des Gesetzes Geltung verschaffen werde.

Wie wir vorhin gesehen haben, ist die Auslegung des Gesetzes im Sinne der Regirung, nach dem aus dem Zusammenhange gerissenen Wortlaute der Str.-Pr.-Ordnung, allerdings denkbar und juristisch möglich. Man wird aber nicht leugnen, daß diejenige der Reichstagskommission mindestens eben so denkbar und eben so juristisch möglich ist. Wenn nun in einem Staatenbund, wie das Deutsche Reich, in einem Bundesstaate unter reichsgesetzlicher Autorität und Garantie für Preßvergehen nur das Schwurgericht zuständig ist, wie in Bayern, und für den preußischen Staatsanwalt nicht der geringste gesetzliche Zwang besteht, ein in Bayern verübtes Preßvergehen, trotz seinem Zusammenhang mit dem Berliner Mitthäter, vor das preußische Gericht zu ziehen, das kein Schwurgericht ist, so ist der preußische Staatsanwalt nicht nur politisch, sondern auch rechtlich verpflichtet, seine Klage in Bayern anzustellen. Denn es liegt auf der Hand, daß es nicht der Wille des Gesetzgebers sein konnte, das bayerische Gesetz illusorisch zu machen. Durch Reichsgesetz (Einführungsgesetz zur Strafprozeßordn. § 6) ist bestimmt worden, daß durch die Strafprozeßordnung des Reiches unberührt bleiben die bestehenden landesgesetzlichen Vorschriften über die Zuständigkeit der Schwurgerichte für die durch die Presse begangenen strafbaren Handlungen. Im Anschluß hieran bestimmte das bayerische Ausführungsgesetz zum Gerichtsverfassungsgesetz v. 23. Februar 1879, daß die Schwurgerichte (mit einigen nicht hierher gehörigen Ausnahmen) für Preßvergehen zuständig seien. Am ersten Oktober 1879 trat die Strafprozeßordnung ins Leben, fand also das schon bestehende bayerische Gesetz vor. Es ist daher undenkbar, daß die Kompetenzbestimmungen der Str.-Pr.-Ordn.

Digitized by Google

§ 2, 3, 8, 12, 13 so ausgelegt werden dürfen, daß sie die ebenfalls reichsgesetzliche Bestimmung des eben erwähnten § 6 des Einf.-Ges. wieder aufheben. Die Str.-P.-O. giebt allerdings dem Staatsanwalt das Recht der Wahl zwischen mehreren Gerichten, die im einzelnen Falle zuständig sein können. Dieses Wahlrecht ist ihm aber durch die reichsgesetzlich anerkannte bayerische Gesetzgebung beschränkt, d. h. er darf ein in Bayern begangenes Preßvergehen nur vor dem bayerischen Schwurgericht verhandeln lassen. Der Reichskanzler hatte daher wegen des ihn angeblich beleidigenden Artikels der Würzburger Zeitung seinen Strafantrag bei der bayerischen Staatsanwaltschaft zu stellen und diese hatte den verantwortlichen Redakteur des Berliner Blattes als Mitthäter der Beleidigung nach Würzburg laden zu lassen, nicht aber umgekehrt, wie es thatsächlich geschehen ist.

Bei dem schweren Angriff, der durch das eingeleitete Verfahren auf die Freiheit der Presse in Bayern und auf ihr Recht, vor Geschworenen prozessirt zu werden, begangen ist, hätte wohl auch für das bayerische Justizministerium Grund und Anlaß genug vorgelegen, beim preußischen Ministerium Protest zu erheben und zu verlangen, daß der dortige Staatsanwalt angewiesen werde — jedes Ministerium ist zu solchen Anweisungen bekanntlich befugt, denn der Staatsanwalt ist kein Richter —, seine Klage zurückzuziehen. Wir wollen der preußischen Staatsanwaltschaft nicht zutrauen, daß sie den von ihr eingeschlagenen Weg deshalb betreten habe, weil sie vom Berliner Landgericht eher eine Verurtheilung hätte erwarten können als von einem Geschworenengericht; wenigstens würde ihr und jeder anderen Staatsanwaltschaft ein solches Motiv sehr schlecht zu Gesicht stehen.

Zum Thatbestande der Beleidigung durch die Presse ist noch eine kurze Bemerkung nachzutragen, welche die soeben entwickelte Ansicht unterstützt. Wenn in einer Zeitung ein beleidigender Artikel erscheint, den andere Zeitungen abdrucken, so enthalten alle diese Preßerzeugnisse eine und die selbe beleidigende Aeußerung. Es begehen also nicht die Redakteure dieser Blätter je ein besonderes und deshalb in besonderen Strafprozessen zu verfolgendes Delikt, sondern sie sind Mitthäter an der im ersten Blatte verübten Beleidigung. Es ist also derjenige Zusammenhang im Sinne des § 3 der Str.-Proz.-O. vorhanden, der anzunehmen ist, wenn bei einer strafbaren Handlung mehrere Thäter u. s. w. beschuldigt werden. Die vom Herrn von Thüngen angeblich verübte Beleidigung des Reichskanzlers durch die Presse ist in Würzburg verübt worden, steht also unter der Strafgewalt, aber auch unter dem Schutze des dortigen Schwurgerichts. Dieses ist der „ordentliche Richter", dem die Thäter nicht entzogen werden dürfen und der nun auch für den Mitthäter — den Berliner Redakteur — der „ordentliche Richter" wird.

München. Justizamtmann Adolf Fleischmann.

Digitized by Google

Polniſche Rekruten.

In Jules Claretieſ „Monsieur le Ministre“, der bekannten geiſtvollen Schilderung franzöſiſcher Excellenzen, Geheimräthe und Parlamentsſtreber, ſagt eine Dame zu dem eben geſtürzten Miniſter: Tiens! Vous êtes bien renseigné! C'est drôle! C'est peut-être parce que vous n'êtes plus ministre! Die niedliche Bosheit iſt mir in den letzten Wochen durch Aeußerungen unſerer Miniſter wiederholt ins Gedächtniß gekommen. Herr von Boetticher weiß nichts von der Exiſtenz öffentlicher Häuſer in Hamburg. Der Kultusminiſter hat nie Etwas davon gehört, daß den Polen gewiſſe Dinge als Gegenleiſtungen für gewiſſe Leiſtungen gewährt werden. Der gegenwärtige Kriegsminiſter hat keine Kenntniß davon, daß dienſtfähige Offiziere unfreiwillig zuweilen ausſcheiden; dies gelaſſen ausgeſprochene große Wort hat ungeheueren Erfolg ſelbſt bei denjenigen Offizieren gehabt, die als vergangene, gegenwärtige oder zukünftige „Verjüngung-Objekte“ avec un rire jaune einſtimmten. Der vielleicht zukünftige Kriegsminiſter rechtfertigt das Aufhören der Diaſpora polniſcher Rekruten mit dem Abſterben der polniſchen Agitation; vor der allgemeinen Verblüffung über dieſe Beobachtung ſchwächt er ſie nach einigen Tagen dahin ab, die polniſche Gefahr ſei doch außerordentlich gemindert. Dann kommt das Hamburger offiziöſe Blatt und erklärt — zweite Sehne am Beſchwichtigungbogen! —, die Einziehung polniſcher Rekruten und Reſerviſten zu entfernten Truppentheilen ſei zu umſtändlich und zu koſtſpielig. Dieſe koloſſale Zumuthung an ſeine Gläubigkeit läßt ſich, da auch die Zeitungen durchgängig die neue Maßregel nur mit den bekannten Sordinentönen accompagniren, das deutſche Publikum ruhig gefallen. Die Landsmännin der genannten Offiziöſin, die nicht ſelten doch weit werthvollere Inſpirationen als aus Preßbureaux erhält, ſagt zwar: „Von allen bedenklichen Seiten des neuen Kurſes iſt das Verhalten zu den Polen wohl die gefährlichſte.“ Aber ſie predigt tauben Ohren.

Schwierigkeit und Koſtenpunkt! Ein paar Tauſend Mann jährlich auf Staatsbahnen in dritter und vierter Klaſſe mehr oder weniger weit durch Deutſchland fahren! Und das Gardecorps, das ſich faſt aus dem ganzen Reich rekrutirt? Und die zahlloſen Kommandirungen von Memel nach Metz, von der Nordſee zum Bodenſee? Und die Koſten einer einzigen Aenderung in Kleidung, Gepäck, Waffen? Zwanzig Millionen für ein Panzerſchiff! Tauſende für einen Sonderzug!

Wegen einer Bagatelle an Geld und Arbeit ſollte man ein wichtiges, wohlerwogenes Stück nationaler Politik aufgegeben haben? Wenn Das wahr wäre, müßte man es faſt eben ſo traurig finden wie die echte Wahrheit, die natürlich ganz wo anders liegt. Vielleicht hören wir gelegentlich, daß

Digitized by Google

der neue Kurs auch die Polenpolitik Bismarcks nur folgerichtig fortsetzt. Dem biederen Herrn Bosse wird gewiß nicht erzählt, was er nicht zu wissen braucht; die Ausgabe der „Spezialidee“ genügt für sein taktisches Vorgehen. Tausende aber fragen sich ängstlich, was schlimmer ist: Blindheit gegen die Wirkungen des Philopolonismus nach innen und außen, oder prinzipieller Gegensatz zu den Bismarckschen Grundsätzen, *weil* sie die Bismarckschen waren. Am fünften April 1848 sprach der Deichhauptmann im Landtage zum ersten Male von „einer der tiefsten Wunden, die der Ruhe Preußens geschlagen sind — der polnisch-nationalen Entwickelung des Großherzogthums Posen, welche die (Auerswaldsche) Regirung sich zur Aufgabe gestellt zu haben scheine“. In seiner letzten Reichstagsrede vom achtzehnten Mai 1889 sagte der Kanzler: „Wenn die Polen eine Vorlage verwerfen, so geben sie damit nur das Zeugniß ab, daß dieselbe zur Konsolidation des Deutschen Reiches führen könnte.“ All die Jahrzehnte hindurch hat er nicht aufgehört, die polnische Gefahr warnend zu zeigen und zu bekämpfen. Wirksame Gegenmaßregeln hat er erst ziemlich spät durchgesetzt, aus Gründen, die wir nur ahnen können, so lange er sie, wohl aus Pietät gegen hohe Persönlichkeiten, öffentlich nicht ausspricht. Wenn wir zu der Polenpolitik Friedrich Wilhelms des Vierten zurückkehren, so ist Das viel schlimmer, als wenn diese nie verlassen worden wäre, weil das Vertrauen in die Stetigkeit preußischer Verwaltung dadurch gründlich erschüttert wird. Jetzt handelt es sich nicht mehr allein um Posen, sondern auch um Oberschlesien und Westpreußen, wo man in früheren Jahrzehnten von polnischer Agitation nichts wußte. Immer weiter fluthet die Welle zurück, die vor Jahrhunderten das Deutschthum ostwärts trug. Schon läßt sich der Zeitpunkt genau berechnen, wo die Stadt Posen rein polnisch sein wird. Das Ansiedlungsgesetz wird kräftig angegriffen. Kirchen- und Schulverwaltung lassen sich von Konzession zu Konzession treiben. Was steht noch fest, wenn die unanfechtbarste Maßregel fällt, die Verschmelzung der heterogenen Elemente im großen Tiegel der militärischen Erziehung? Bismarck, der doch auch Etwas davon verstand, nannte einst die Wehrpflicht den einigenden Faktor, als er von der allmählichen Gewinnung der Elsaß-Lothringer sprach, deren Militärpflichtige bekanntlich auch auf die verschiedenen Armeecorps vertheilt wurden. Was von diesen Germanen gilt, paßt mindestens eben so gut auf die Polen.

In der Konfliktszeit nannte ein Konservativer den Militärdienst die „hohe Schule jedes Preußen.“ Damals höhnte man, später begriff mans. Ich behaupte, daß heutzutage selbst die Sozialdemokraten „gediente Leute“ besonders gern sehen. Wie stolz sprach neulich Bebel von den zahlreichen Unteroffizieren der Fraktion! Die Erziehung zu körperlicher und geistiger Reife, Pünktlichkeit, Disziplin, Entschlossenheit, ist eben für *jede* Even-

Digitized by Google

tualität von Werth. Dafür, daß der gut erzogene Soldat kein besonders qualifizirter Sozialdemokrat werde, wird das Heer zu sorgen haben.

Soll aber die hohe Schule polnische Coetus haben?

Die „Vossische Zeitung“ sagte, ganz nach dem jetzt üblichen Kalmirung-Rezept: zwar sei die geplante Aenderung überwiegend schädlich, indessen sei doch zu bedenken, daß die Polen auch in den deutschen Regimentern sich meist für sich gehalten hätten. Um so schlimmer! Wenn selbst die Jahre ununterbrochenen Zusammenlebens und -Lernens, engster Kameradschaft, zum Zusammenschweißen nicht genügen, wie gefährlich ist es dann, die Polen ganz entre eux zu lassen! Heute klingt es komisch und absurd, aber warum sollte in dreißig Jahren nicht für Regimenter mit 90 pCt. Polen auch polnische Kommandosprache wenigstens verlangt werden, nach Analogie österreichisch-ungarischer Aspirationen? Man zweifle doch nicht am Wachsen des polnischen Appetites mit dem Essen. Auch physisch habe ich polnische Soldaten unglaubliche Portionen verzehren sehen. Es fehlt nur noch, daß die „Schlachta“ sich mehr als bisher zum Offizierdienst heranmacht und in heimischen Truppentheilen belassen wird. Werden wir, auch bei größtem eignen Vertrauen zu unseren Regimentern polnischer Zunge, verhindern können, daß in einem künftigen Kriege die Franzosen sie als Objekte der Lockung, als schwache Stellen unsres Heeres betrachten? Die Affinität der beiden Völker ist doch nun einmal unleugbar. Im siebziger Feldzuge, in ziemlich langer Occupation, habe ich, so viele vornehme, liebenswürdige Männer unser Heer aufwies, nur einen die Reserve der höheren Stände Frankreichs bis zu wirklich intimem Verkehr überwinden sehen, und der war ein Stockpole, war vorher und nachher in der Agitation thätig.

Es ist aber auch ganz unwahr, daß die Zerstreuung der polnischen Rekruten in rein deutsche Provinzen nichts genützt habe. Gewiß fanden sich die paar Dutzend Polen des Truppentheils beim Kirchgang, in der Kantine, auf den Stuben, beim Ausgehen, häufig genug zusammen, mehr als erwünscht. Es wäre ja auch grausam und verkehrt gewesen, wenn der Hauptmann den armen Jungens den Gebrauch der Muttersprache abgeschnitten hätte. Aber die ganz überwiegende Mehrzahl der Compagnie, Schwadron, Batterie war deutsch, und in dieser großen deutschen Familie hatten sie den weitaus größten Theil ihrer wachen Zeit zuzubringen, hatten sie ihren Dienst draußen und drinnen zu thun, wurden sie (nach einer Uebergangsperiode) instruirt, putzten, aßen und schliefen sie. In der Stadt fanden sie deutsches Leben. Fühlten sie Herzensbedürfnisse, so mußten sie bei deutschen Mädchen ihr Heil versuchen. Deutsche Kaufleute boten ihnen die Putzbürste, die Butter und den Schnaps. Die Priester, die sie sahen, waren zwar katholisch, aber deutsch; zum ersten Male lernten sie, daß polnisch nicht mit katholisch, und deutsch nicht mit lutherisch zusammenfällt.

Digitized by Google

Der Reservist blieb häufig am Orte oder in der Umgegend der Garnison, — für den Volksstamm des neuen Wohnortes nicht gerade immer ein Gewinn, wohl aber für die Verschmelzung des ganzen großen Staates. Kehrten aber auch die weitaus Meisten in die östliche Heimath zurück, so waren sie doch andere Menschen geworden. Mit wenigen Ausnahmen hatten sie nachgeholt, was die Schule versäumte; sie hatten Deutsch lernen müssen. Ihr Blick, der nun zwei Nationalitäten erfaßte, war ein weiterer geworden. Die Soldatenmütze, die man im Osten so häufig, verschossen und stattlich-neu, beim Arbeit- wie beim Sonntagsrock der „Gedienten" sieht, erinnerte sie täglich und stündlich an die in deutschem Wesen zugebrachten Jahre. Und diese Jahre hatten für ihr ganzes Leben, für ihr Fortkommen unendlichen Nutzen. Schon deshalb konnte man ihnen die größeren Schwierigkeiten des Dienens in fremder Umgebung ganz unbedenklich zumuthen; man erwies ihnen eine Wohlthat. Das ist aber gar nicht das Entscheidende. Bisher wenigstens sind wir in Preußen nicht so weich gewiegt worden, daß die Staatsverwaltung darauf Rücksicht nahm, ob der Rekrut und seine Sippe über die entfernte und fremde Garnison mehr oder weniger wehmüthig wurden. Wir stutzen, wenn zu all den Hühnern, die jetzt in die Töpfe der Unterthanen gezaubert werden sollen, nun auch noch die Tendenz kommt, strahlende Gesichter dadurch zu schaffen, daß es heißt: „Dienen mußt Du, Staschinku, aber Du kommst dahin, wo der Josef und der Ignaz und der hochwürdige Herr Ypsilonski sind, Du bleibst in Polen."

Ganz leicht hatte es „Stasch" freilich bei den Deutschen nicht immer, und manchmal haben mir die armen Jungen leid gethan. „Was schimpfst Du mich pol'sche Pflaume? Pol'sche hat eben so marschirt wie Du, Hunger und kalt gehabt." Unvergeßlich sind mir diese Worte, mit denen ich ein über Gebühr gereiztes Opfer im Sommer 1871 vor meinem Fenster sich gegen germanischen Uebermuth vertheidigen hörte. Und Das war noch in Frankreich, unmittelbar nach dem nivellirenden Feldzug, bei einem Regiment mit sehr starker Polenzahl. Wie mag es in Friedensgarnisonen schwachen Minderheiten manchmal ergangen sein! Selbst im Dienst habe ich in den achtziger Jahren nicht selten von Unteroffizieren, zuweilen sogar von Offizieren das widerliche Geschimpfe auf die „Polaken" gehört. In anderen Truppentheilen freilich hatten die Vorgesetzten Derartiges völlig ausgerottet.

Der Pole ist durchaus kein schlechter, in mancher Beziehung sogar für den Vorgesetzten ein sehr bequemer Soldat. Er ist, namentlich, wenn er nüchtern ist, leicht zu lenken, vielleicht zu unterwürfig, ein beliebter Offiziersbursche, bis zu gewissem Grade anstellig. Die „Dickfelligkeit", die dem militärischen Pädagogen einzelne sonst hochstehende Volksstämme in Deutschland zuweilen verleidet, ist beim Polen nicht häufig. Seine Intelligenz ist

Digitized by Google

allerdings wohl weniger geweckt als beim Durchschnitts-Deutschen, namentlich in Folge mangelhafterer Schulbildung; aber abgesehen von den sprachlichen Schwierigkeiten faßt er ziemlich schnell. Beispiele rührender Anhänglichkeit und Treue sind nicht selten. Die Polen gelten als ein tapferes Volk, und auch in den letzten Kriegen hat man ihren Muth gerühmt. Ob sie an Zähigkeit, namentlich im Unglück, den Deutschen gleichkommen würden, wage ich aus dem kleinen Kreise meiner Erfahrung nicht zu entscheiden. Viele Entbehrungen, welche die Sprößlinge reicher und länger kultivirter Gegenden mit opulenterer Lebenshaltung bitter empfinden, merkt der Pole kaum; bietet doch die Kaserne ihm manchen ungewohnten Luxus. Nichts Lustigeres, als ihn Anno 70/71 zu beobachten, wenn die lange nicht gewaschenen Glieder gelegentlich in seidenen Betten ruhten. Im Frieden ist gerade die Reinlichkeit ein wichtiges Erziehungziel für ihn. Daneben die möglichste Entwöhnung von dem geliebten Schnaps. Schon Das ist überaus segensreich, daß er Gegenden kennen lernt, in denen Brennspiritus mit wenig Wasser und Zucker nicht der Freudespender für Mann, Weib und Kind ist. Unter günstigen Umständen giebt er in deutschen Regimentern auch einen recht brauchbaren Unteroffizier; in überwiegend polnischen wird diese Charge recht erhebliche Schwierigkeiten bereiten. Auch der Deutsche kann Manches von ihm lernen; z. B. Bescheidenheit und Genügsamkeit. Und, Alles in Allem genommen, wird die Zerstreuung der polnischen Soldaten unter deutsche Regimenter auch rein militärisch sehr günstig wirken.

Daß die Truppenführer der deutschen Armeecorps sich außerordentlich erleichtert fühlen durch den Wegfall der polnischen Rekruten, versteht sich von selbst. Die Erschwerung ihrer Aufgabe war groß, vor Allem aus sprachlichen Gründen; bei der verkürzten Dienstzeit Aller machte sich Das in erhöhtem Maße geltend. Ob die neue Einrichtung aber dem Vaterlande nützt oder schadet, ob die Arbeit an den Polen überflüssig war, darüber werden die Herren, Hand aufs Herz gefragt, ganz sicher nicht zweifelhaft sein. Wir haben eine zu hohe Meinung von unserem Offiziercorps, als daß wir ihm nicht willige Fortsetzung auch dieses schweren Theiles seiner Aufgabe zutrauen sollten. Von der Generalität, die alles hier Gesagte ja aus umfassender Erfahrung noch viel besser kennt, hoffen wir freimüthige Geltendmachung der Bedenken an entscheidender Stelle. Wir glaubten solche Dinge besonders gut aufgehoben zu einer Zeit, in der ein General als leitender Staatsmann fungirt. Jetzt aber bauen wir auf einen anderen Militär, auf den bewährten, vornehm und unabhängig denkenden General an der Spitze des Fach-Ministeriums, der — was er wissen will, auch recht gut weiß.

* *

Digitized by Google

Anarchismus und Wissenschaft. *)

Die wissenschaftliche Bedeutung der Theorie des Anarchismus liegt darin, daß in ihr der radikalste Skeptizismus in Sachen der Rechtsordnung beschlossen ist.

Es wird ihr also der Werth zukommen können, welchen jeder systematische Zweifel für die Wissenschaft zu haben vermag: aufmerksam zu machen auf überlieferte Dogmen, deren Wahrheit vor eindringlicher Skepsis durch wissenschaftlichen Beweis nicht genügend sicher gestellt ist, — anzuregen aber zugleich zu kritischem Aufbau, der, unter steter Berücksichtigung einer möglichen fundamentalen Anzweiflung, schaffend vorgeht. So ist der schroffste Zweifel *als Frage* bedingunglos zuzulassen und der Kampf mit ihm aufzunehmen; versuchend, ob man das Schwert besiegt ihm ausliefern müsse, oder aber ob es möglich sei, ihn mit Gründen kritisch deduzirender Wissenschaft zu schlagen.

Nun ist aber die skeptische Frage: ob der eigenthümlich geartete Befehl der rechtlichen Zwangsgebote an sich und allgemein gerechtfertigt werden könne? — durchaus nicht von der Schwelle abzuweisen. Der rechtliche Zwang ist nicht schon von Natur bestehend, sondern bedeutet einen Anspruch, den Menschen anderen Menschen gegenüber befehlend erheben; und die geschichtliche Erfahrung liefert doch nur die Thatsache, daß befohlen und gehorcht wurde und wird. Aber ist jener Anspruch und dieses Gebieten allgemein berechtigt und unentbehrlich? Die Rechtsordnung ist ein Mittel im Dienste menschlicher Zwecke. Kann die Anwendung dieses Mittels als nothwendig und allgemein giltig dargethan werden oder nicht?

Dabei gilt es hier fundamental den Zweifel an der Berechtigung des Rechtes *als solchen*. Das Problem geht auf den Rechtszwang *an und für sich*, ganz formal genommen und losgelöst von allem irgend welchem Inhalte bestimmter rechtlicher Satzungen. Wenn es freilich nicht gelingen

*) Siehe Nr. 24 der „Zukunft."

Digitized by Google

sollte, die Berechtigung des rechtlichen Zwanges überhaupt allgemein giltig darzuthun, so würde die Frage nach diesem oder jenem Inhalte regulirender Normen mit Rechtszwang objektiv gar keinen Werth mehr haben.

Ich schließe die Darlegung meiner Fragestellung mit deren konziser Fassung:

Läßt sich als allgemein giltig beweisen, daß für die Organisation menschlichen Zusammenlebens der rechtliche Zwang nothwendig ist?

Bei dieser Frage wurde die Berechtigung einer Organisation des menschlichen Zusammenlebens überhaupt vorausgesetzt. Aber diese Vorwegnahme kann keine besonderen Schwierigkeiten bereiten. Denn daß durch soziale Vereinigung, das ist einer solchen unter bestimmten Regeln, die Kräfte des Menschen derart gehoben und entwickelt werden, daß nunmehr erst alle Kultur irgend welcher Art uns möglich erscheint, ist eine einfache Thatsache der Erfahrung.

Stirner läßt seinen Gegner den Einwand machen: „Der Staat ist das nothwendigste Mittel für die vollständige Entwickelung der Menschheit"; — und entgegnet von seinem Standpunkte aus folgerichtig: „Er ist es allerdings gewesen, so lange wir die Menschheit entwickeln wollten; wenn Wir aber Uns werden entwickeln wollen, kann er Uns nur ein Hemmungsmittel sein." Aber auch er will damit nur die Nothwendigkeit der staatlichen Zwangsgewalt ablehnen, nicht jede organisirte Vereinigung verwerfen, deren Unerläßlichkeit er vielmehr, wie wir sahen, als ganz sicher hinstellt, „weil Einer den Andern braucht".

Der vereinzelte Mensch als ein in voller Regellosigkeit lebendes Wesen, nur durch Naturtriebe mit anderen in Beziehung stehend, ist überhaupt schwer vorzustellen; denn dazu würde gehören, daß er niemals in geregelter Gemeinschaft gestanden hätte, und es könnte nicht genügen, daß er einer solchen als nunmehriger Einsiedler sich möglichst entziehen will oder zeitweilig Dieses, wie Robinson, gänzlich ausführen muß. Von einem grundsätzlich vereinzelten Menschen jener ersten Art wissen wir aus geschichtlicher Erfahrung nichts. Wir kennen in Wirklichkeit nur Menschen, die in geregelten Vereinigungen leben, aus solchen hervorgegangen sind, ihr Bestes, was sie ihr eigen nennen, aus ihrer Gemeinschaft empfangen haben, um es in bestimmter Art ihr wieder zurück zu erstatten: für das uns wissenschaftlich allein bekannte soziale Leben des Menschen ist es in der That mehr als ein geistvolles Paradoxon, wenn ein zeitgenössischer Philosoph in nicht veröffentlichter Ausführung das Wort sprach: — „das Individuum ist eine Fiktion, so gut wie das Atom."

Aber es widerstreitet andererseits einer möglichen Erfahrung ganz und gar nicht, eine volle Auflösung alles sozialen Lebens sich vor-

Digitized by Google

zustellen. Der Mensch, als lediglicher Naturwesen, könnte, anderen Thieren gleich, in voller Regellosigkeit auch leben. Eine Naturnothwendigkeit für das Setzen regulirender Normen und die Schaffung eines sozialen Lebens liegt nicht vor; und alle bestimmenden Regeln für menschliches Verhalten gegen einander sind Menschenwerk und als Mittel und Instrument nur aufzufassen.

Und umgekehrt liegt im Gebote des Sittlichen an und für sich keine nothwendige Forderung nach einer äußeren Organisation. Als unbedingter Endzweck kann weder die rechtliche und staatliche, noch die blos konventionale Regulirung auftreten; jener ist immer nur ein guter Wille und die Bestimmung des menschlichen Handelns durch ihn. Dazu aber sind keine Paragraphen noch Satzungen anderer Menschen erforderlich. Ja, es müssen solche normirende Befehle, soweit sie als zwingende Gebote dem Einzelnen gegenüber wirken, dessen sittlich gute That verhindern: da er nun nicht mehr aus guter Gesinnung, sondern „durch Zuckerbrot und Peitsche" kausal bestimmt, sich äußert. Auch nach dieser Seite hin giebt es eine absolute Unerläßlichkeit einer von außen her bestimmenden Regulirung des menschlichen Zusammenlebens gar nicht.

Wohl aber bietet eine Organisation durch Regeln so zweifellose relative Vorzüge, daß es hiernach eine Thorheit wäre, auf dieses technische Mittel zur Vervollkommnung des menschlichen Daseins zu verzichten. Der vereinzelte Mensch, außerhalb menschlich geregelter Beziehung zu Anderen gedacht, würde schwerlich ein anderes Dasein als ein nur kausal bestimmtes zu führen vermögen. Daß er sich Zwecke setzte, durch deren Verfolgung er in seinem Menschthum über die Thierwelt hinaus käme, kann zwar auch bei der Unterstellung des gänzlichen Fehlens von gesetzten menschlichen Regeln nicht als unmöglich behauptet werden: die genannten heteronomen (von außen her an den Einzelnen herantretenden und äußerlich legales Verhalten fordernden) Regeln sind weder eine unerläßliche Bedingung für die natürliche Existenz des Menschen, noch auch für die Setzung von Zwecken und für das Wollen aus guter Gesinnung. Allein mehr als ein höchst kümmerliches Dasein kann für die beiden Richtungen des menschlichen Lebens in regelloser Isolirtheit von dem Menschen, nach allen übersehbaren Daten der Erfahrung, nicht erreicht werden.

Bei der Frage nach der geregelten Organisation des menschlichen Zusammenlebens überhaupt läßt sich also über deren relative Berechtigung nicht hinauskommen; sie ist ein verhältnißmäßig tüchtiges Mittel, dessen Vorhandensein und Durchführung große Vortheile einem gänzlich regellosen Zustande gegenüber bieten muß. Nur durch geregelt vereinigte Thätigkeit in einer arbeitgegliederten Gesellschaft läßt sich bei

Digitized by Google

den beschränkten Kräften und Fähigkeiten des einzelnen Menschen die wissenschaftlich-technische Beherrschung der Natur auf höhere Stufe fortschreitend bringen; und erst bei einer heteronomen Regulirung des menschlichen Nebeneinanderlebens kann aus dem gleichen Grunde eine bessere Gewähr geschaffen werden, daß dem Menschen nicht vernunftgemäßes Wollen und sein Handeln nach Zwecken durch dritten Eingriff willkürlich gestört und erschwert werde. Ein Fortschritt im gestaltenden Schaffen der Kunst kann wohl nur in der festen Tradition, die aus geregelten Organisationen hervorgeht, förderlich gewonnen werden. Und vor Allem ist die Aufgabe der Erziehung und Bildung allein durch planmäßiges Unternehmen und Vollführen organisirter Gemeinschaften in nennenswerther Weise erfüllbar. „Weil wir — wie das Volk sich ausdrückt — nicht Engel sind", darum brauchen wir das technische Mittel einer regulirenden Organisation unter den Menschen: mehr und Tieferes läßt sich im Kerne hierüber nicht sagen. —

Aber muß es denn gerade eine rechtliche Zwangsorganisation sein?

Es scheint fast, als ob unsere Jurisprudenz diese Alternative als selbstverständlich angenommen hätte: entweder regelloser Zustand oder Rechtszwang. Wenigstens kann man, seitdem Hobbes (1588—1679) für den rechtlosen „Naturzustand" die Formel des „Krieges Aller gegen Alle" aufgebracht hat, die Berufung darauf durchgängig in dem Sinne wahrnehmen, als ob dadurch eine Deduktion des Rechtes und der staatlichen Zwangsgewalt geliefert werden könnte, während aus jenem in Wirklichkeit nur das Wünschenswerthe einer regelnden Organisation überhaupt folgen würde.

Unter den zwei verschiedenen Möglichkeiten aber scheint an und für sich der Rechtszwang den Vorzug gar nicht zu verdienen, sondern die an früherer Stelle von mir davon abgegrenzten Konventionalregeln. Der rechtliche Zwang entfernt sich am Meisten von der vollen Freiheit des Einzelnen in seiner Zwecksetzung für sich; sein Anspruch auf objektive Geltung muß durch Gewalt sich durchsetzen; und es hat in der That etwas Befremdendes, wenn Jemand nicht nur unter Regeln gezwungen stehen soll, die er möglicherweise verwirft und überzeugt bekämpfen muß, sondern wenn er sogar in Folge Dessen gern ausscheiden und auf alle wirklichen oder angeblichen Wohlthaten gerade dieser sozialen Gemeinschaft verzichten möchte, er es aber nun — nicht darf. Denn die Rechtsordnung erhebt, wie ich früher ausführte, den Anspruch: daß sie allein bestimme, wer zu ihr gehöre und ihr unterthan sei; und sie selbst nur giebt autoritativ an, ob und unter welchen Erlaubnißbedingungen Jemand von ihrem gebietenden Anspruche frei und ledig sei. Und diese Prätension des Rechtes wird um so leichter der Anzweiflung verfallen, wenn man sich erinnert, wie die be-

Digitized by Google

stehenden Rechtsgemeinschaften in oft sehr unverständigen geschichtlichen Zufälligkeiten entstanden sind und bestehen, und welche große Rolle bei ihrer Bildung vielfach Willkür, Schlechtigkeit und rohe Gewalt gespielt haben.

Die Bildung freier Genossenschaften, blos unter Konventionalregeln, vermeidet diese Schwierigkeit. Hier untersteht der Einzelne ebenfalls einer äußerlich ihm gegenüberstehenden Regel, und zwar einer solchen, die einen ganz außerordentlichen thatsächlichen Zwang auszuüben pflegt; aber ihr Geltungsanspruch reicht nur so weit wie seine Zustimmung zu seiner Unterwerfung. So lange er der Vereinigung angehört, unterliegt er jenen Normen; allein ob er dazu gehöre, das beantwortet sich nach seiner Entschließung. Es sei gestattet, zur Illustrirung hier nochmals an das Einzelbeispiel von freien Kirchengemeinden zu erinnern, wie Sohm sie fordert, gegenüber dem Zwangsanspruch des Kirchenrechtes, wonach dieses, und nicht der Gläubige selbst, über Zugehörigkeit und möglichen Austritt aus der kirchlichen Gemeinschaft maßgeblich bestimmen will, — sei es auch, daß es ihm den Austritt zur Zeit beliebig gestattet.

Gegenüber dieser doppelten Möglichkeit einer geregelten Organisation versagt der Versuch, den Rechtszwang als solchen aus dem ansonst drohenden Kriege Aller gegen Alle zu deduziren, vollständig. Indem der Anarchismus wesentlich auf die Leugnung der Berechtigung der rechtlichen Ordnung hinausgeht und diese besondere Art von Organisation bekämpft und für willkürliche Gewalt ausgiebt, welcher gegenüber die konventional zusammentretenden Gruppen allein berechtigt seien, — wird er durch die soeben angeführte rechtsphilosophische Meinung in nichts widerlegt.

Die Eigenschaft einer Regel als eines rechtlichen Zwangsgebotes bewirkt eine äußere Sicherheit des ihr Unterworfenen an und für sich noch gar nicht: da kommt es noch sehr auf den Inhalt jener Regel an. Vielleicht steht es damit so — und die Geschichte weist derartige Fälle genugsam auf —, daß gerade durch die straffe Organisation unter juridischen Normen eine recht starke Unsicherheit der Unterthanen unter den Machthabern obwaltet. Auch das Sklavenwesen hat „von Rechts wegen" bestanden, ohne dem alsdann als Objekt behandelten Menschen Schutz von Leben, Familie und Eigenthum gewährleistet zu haben; und jeder wird sich historischer Beispiele in Fülle entsinnen, da auch unter den Freien in rechtlich organisirten Gemeinwesen Willkür und Gewalt geherrscht hat und von Sicherheit des Einzelnen betreffs der genannten Güter oft nicht annähernd die Rede war.

Aber wie schlimm würden wir Alle auch in unseren modernen Verhältnissen daran sein, wenn wir auf die Wirkung des Rechtszwanges allein angewiesen wären. Der Satz des Euripides „χρηστὸς τρόπος γ' ἔστ'

Digitized by Google

ἀσφαλέστερος νόμου" *) ist auch heute keine verklungene Erfahrung. Die Furcht vor staatlich zu büßender Strafe namentlich giebt kaum den stärksten Impuls zur Befolgung der herrschenden Regeln ab. Es ist gar nicht einzusehen, weshalb der mächtige Antrieb zu geregelter Ordnung hin, wie ihn unsere dermaligen Konventionalregeln auf den Einzelnen erfahrungsgemäß bewirken, nicht überhaupt zur Aufrechterhaltung einer geordneten Organisation ausreichen sollte, und der eingreifende Druck, den geschichtlich beobachtete Konventionalgemeinschaften nach außen hin ausgeübt, nicht allgemein ein friedliches und gesichertes Zusammenleben der Menschen gewährleisten könnte.

Man wird auch nicht sagen dürfen, daß dann die einzelnen frei sich organisirenden Gruppen und Genossenschaften leicht unter einander in Streit kommen könnten und der Krieg Aller nun nicht unter den einzelnen Menschen, aber doch rücksichtlich ihrer Gemeinschaften stattfinden würde. Denn den Krieg hat auch der Rechtszwang zu keiner Zeit verhütet, auch ihn heute nicht beseitigt; nach wie vor besteht die verhängnißvolle „ultima ratio regum"; und eine „oberste Instanz", welche man bei der Organisirung der Menschheit in frei gebildeten Gesellschaften vermissen möchte, die hat gerade das Recht weder zu schaffen vermocht, noch verspricht es eine solche in naher Aussicht. Gerade im Gegentheil lehrt die Erfahrung der Geschichte, daß, je straffer und schneidiger ein Staat unter einer Centralgewalt zusammengefaßt ist, um so leichter und besser er sich zur Kriegführung eignet, während alle freieren und mehr lose zusammenhängenden Gemeinwesen zur Erlangung kriegerischen Lorbeers weit untüchtiger zu sein pflegen.

Nun hat es aber überhaupt sein Bedenkliches, phantasirend auszumalen, wie sich das menschliche Leben unter dieser oder jener besonderen Organisation ausnehmen möchte. Prophezeien ist eine schwere Kunst; und auf mehr als auf recht beschränkte und konkret vorgestellte Thatumstände kann es sich mit Fug überhaupt nicht erstrecken. Dadurch aber würde das Ziel unserer Untersuchung ganz aus den Augen verloren werden. Denn durch jene Erwägung könnte höchstens für ganz bestimmte historische Verhältnisse ein Mehr oder Weniger von momentanen Vorzügen für rechtliche oder konventionale Ordnung plausibel gemacht werden; die Frage aber: ob von den beiden möglichen Arten der Organisation die eine einen allgemein giltigen Vorrang hätte, bliebe ungelöst beiseite liegen. Man würde dabei verharren, daß die Rechtsordnung wirklich nur eine ererbte Willkürherrschaft und zufällige Gewalt darstellte, die vielleicht zur Zeit eine traurige und üble Nothwendigkeit wäre, indessen „eigentlich" das Ideal des Anarchis-

*) „Die gute Sitte ist sicherer denn das Gesetz."

Digitized by Google

mus — die Regelung nur durch konventionale Normen — das Richtige enthalte; es würde nicht dargethan sein, daß unter der Voraussetzung regulirender Satzungen überhaupt die rechtliche Organisation eine allgemein giltige Berechtigung besitze, die von konkreter und vorübergehender geschichtlicher Sachlage gänzlich unabhängig sein muß.

Eine derartige Resignation ist durch nichts geboten; sie ist sachlich ganz und gar unzutreffend. Und es ist die Theorie des Anarchismus, welche uns besonders dringlich auf einen Gedankengang führen muß, der seither in der rechtsphilosophischen Literatur nirgends hervorgetreten ist, ob er gleich in allgemein giltiger Art die Unentbehrlichkeit des rechtlichen Zwanges an sich und die Berechtigung der juridischen Organisation als solcher begreiflich macht. Denn das Gegenstück zu unserer Rechtsordnung, die Art des sozialen Lebens, wie sie dem Anarchismus als Ideal und Zielpunkt vorschwebt, ist die Vereinigung und Ordnung der Menschen in frei gebildeten Genossenschaften und lediglich unter Konventionalregeln. Mag dem einzelnen Anarchisten der Verein von Egoisten als Postulat vorschweben oder brüderlicher Kommunismus sein Wunsch sein —: immer bestimme ein Jeglicher selbst über seine Zugehörigkeit zu bestimmter Gemeinschaft. Er gehe frei die Konvention ein und löse sie in eigener Entschließung wieder, — die vertragsmäßige Uebereinkunft ist es, die ihn bindet, so lange sie besteht, die er allererst eingehen muß und die er in unbedingter Schrankenlosigkeit jederzeit durch neue Willenserklärung außer Kraft setzen kann.

Danach ist deutlich, daß diejenige Art ordnender Organisation, die den Kern der Theorie des Anarchismus abgiebt, doch nur für solche Menschen möglich ist, die zur vertragsmäßigen Vereinigung mit Anderen thatsächliche Fähigkeit besitzen.

Der Handlungunfähige, wie wir Juristen sagen, das kleine Kind, der Geistesgestörte, der schwer Kranke und gänzlich Altersschwache, sie Alle wären von geregelter Organisation und allem sozialen Leben vollständig ausgeschlossen. Denn sobald man beispielsweise den Säugling in die Gemeinschaft ohne Weiteres aufnähme und deren Regeln unterwürfe, hätte man ja sofort den Rechtszwang wieder eingeführt und eine Herrschaft über einen Menschen ausgeübt, ohne daß diese regelnden Normen auf dessen Zustimmung in ihrem Geltungsanspruche gegründet wären.

Die anarchistische Organisation des gesellschaftlichen Daseins der Menschen ist also darin verfehlt, daß sie nur für bestimmte, empirisch besonders qualifizirte Menschen zugänglich ist und anderen Menschen, denen die genannten Eigenschaften fehlen, verschlossen bleibt.

Ich deduzire mithin die Nothwendigkeit des rechtlichen Zwanges

Digitized by Google

nicht daraus, daß es den Kleinen und Schwachen sonst „schlecht ergehen" würde; denn Dieses kann ich im Voraus und allgemein feststehend gar nicht wissen. Ich leite auch nicht die berechtigte Existenz einer Rechtsordnung davon ab, daß nur unter einer solchen die „wahre" Freiheit jedes Einzelnen gedeihen könne, dessen Sphäre vor unerwünschtem Eindringen Dritter nun vollauf sicher gestellt wäre; das wäre nach geschichtlichen Daten ganz unberechtigt und würde aus dem formalen Rechtszwange an und für sich noch ganz und gar nicht folgen. Ich gründe vielmehr das Recht des Rechtes in seinem formalen Bestande auf die Erwägung, daß die rechtliche Organisation die einzige ist, welche allen Menschen ohne Unterschied besonderer zufälliger Eigenschaften offen steht.

Organisiren heißt: unter Regeln vereinigen. Eine solche Regulirung menschlichen Verhaltens ist Mittel zum Zwecke, ein Instrument im Dienste der Verfolgung des Endzweckes möglichster Vervollkommnung der Menschen. Eine allgemeine Berechtigung kann mithin nur diejenige Regelung des menschlichen Zusammenlebens beanspruchen, welche in allgemeiner Weise alle Menschen ohne Rücksicht ihrer subjektiven und verschiedenen Eigenthümlichkeiten umspannen kann. Und Das ist allein das Recht.

So bleibt auch in einem schlechten Rechte der Rechtszwang an sich genommen als wohl begründet zurück. Seine Existenzberechtigung wird durch etwaige Verwerflichkeit des betreffenden konkreten Rechtsinhaltes nicht getilgt oder auch nur berührt: er ist begründet, weil er allein die Möglichkeit der allgemein giltigen, weil allgemein menschlichen, Organisation bietet. Darum kann nicht in der Abschaffung des rechtlichen Zwanges als solchen, sondern nur in der Vervollkommnung des geschichtlich überlieferten Rechtes seinem Inhalte nach der soziale Fortschritt gefunden werden.

Dieses enthält eine nach jeder Seite hin ausreichende Deduktion des Rechtszwanges. Unter der Voraussetzung regelnder Organisation des menschlichen Lebens kann nur diejenige Ordnung allgemeinen Geltungsanspruch behaupten, die von allen Sonderqualitäten einzelner bestimmter Menschen absieht und jeden Menschen als solchen zu umschließen die Fähigkeit hat. Die anarchistischen Genossenschaften können Dieses nicht leisten, da sie für ihre Mitglieder konkrete Eigenschaften fordern. Das Recht allein vermag Gemeinwesen zu schaffen, die in der Frage der Zugehörigkeit ihrer Mitglieder von allen empirischen Zufälligkeiten in deren Person gänzlich unabhängig sind. So ist unter den zwei verschiedenen Arten sozialer Organisation die Rechtsordnung diejenige, welche allein eine allgemein giltige Berechtigung aufweisen kann: und Dieses ganz formal genommen, den rechtlichen Zwang also an und für sich betrachtet, losgelöst von allem besonderen Inhalte bestimmter geschichtlicher Rechtssatzungen.

Digitized by Google

Diese Frage nach dem rechten Inhalte einer Rechtsordnung ist nun erst auf der Grundlage der eben gegebenen Lösung vorzunehmen. Es ist ein häufiger methodischer Fehler, daß die zwei Probleme nicht bewußt und scharf genug getrennt und auseinander gehalten werden: die Untersuchung, ob der rechtliche Zwang *als solcher* sich als berechtigt darthun läßt, und die Erwägung darüber, ob *unter der Voraussetzung* der Bejahung jener Frage *bestimmte* Rechtsnormen *inhaltlich* zu rechtfertigen seien.

Die vorhin erwähnte Frage nach der Berechtigung des Kirchenrechtes gehört somit zu dem zweiten Problem. Sohm setzt den Rechtszwang im Allgemeinen unbezweifelt voraus und stellt nur dessen Erstreckung auf die Regulirung des kirchlichen Gemeindelebens in zweifelnde Abrede. Es ist also ein bestimmter Inhalt des geschichtlich überkommenen Rechtes in seiner Berechtigung fraglich geworden, nicht aber die Rechtsordnung als solche und der objektive Geltungsanspruch des Rechtsgebotes an sich in Erörterung gezogen.

Und so steht es mit jedem anderen Rechtstheil, wie etwa dem Strafrechte, oder mit besonderen einzelnen Rechtsinstituten, als Privateigenthum, Vertragsbindung, Erbrecht u. s. w. Es ist unmöglich, von ihnen eine prinzipielle Begründung zu geben, die von der Vorfrage nach dem Rechte der Rechtsordnung überhaupt unabhängig wäre. Vor Allem hat dieses, wie früher besprochen wurde, von dem sozialistischen Problem zu gelten. Es könnte viel Wirrniß und Unklarheit in dessen Erörterung gespart werden, wollte man sich allgemein stets vorhalten, daß der ökonomische Sozialismus im Sinne der Kollektivirung der Produktionmittel eine besondere Art *rechtlicher* Organisation bedeutet, und daß darum seine wissenschaftliche Untersuchung unter die Fragen gehört, welche unter dem genannten zweiten Problem — nach dem *berechtigten Inhalt* eines bestimmten Rechtes — sich zusammenfassen.

Diese Fragen verlangen ihre besondere Untersuchung nach den treibenden Kräften der Rechtsentwickelung und der allgemeinen Gesetzmäßigkeit des sozialen Lebens, vor Allem unter Berücksichtigung des Verhältnisses von Wirthschaft und Recht. Sie sind es, deren einheitliches Ziel für soziale Erkenntniß und politisches Handeln wir in dem Worte Kants wiederfinden, das, nach unseren Ausführungen, der Theorie des Anarchismus gegenüber als ungeschmälert zutreffend aufrecht erhalten werden muß:

„Das größte Problem für die Menschengattung, zu dessen Auflösung die Natur ihn zwingt, ist die Erreichung einer allgemein *das Recht* verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft."

Halle a. S. Professor *Rudolf Stammler*.

Digitized by Google

Kardinal Rampolla.

Für den Kardinal-Staatssekretär Rampolla ist die Politik nur ein zweites Priesteramt. Wenn ihm auch in der Herrschaft über die Erde seine Rolle zuertheilt ist, so macht doch der irdische Lärm vor seinen Füßen Halt, verliert sich in den Galerien des Raphael, verklingt halb darin und gelangt so zu sagen nur verschleiert als undeutliches, schwaches Echo mit ferner Orgel- und Geigenbegleitung an sein Ohr. Er sieht aus wie auf den Gemälden primitiver Meister einer jener jungen Menschen, die fromm den Weihrauchkessel schwingen. Seine lange schmächtige Gestalt scheint eigens für die Kniebeuge am Altar geschaffen.

Wie alt er ist? Er hat überhaupt kein Alter. Immer geht er mit dem selben Schritte inmitten der Intriguen und Schwierigkeiten einher: Kardinal und Minister, ist er doch nur Priester, nichts als Priester. Als die Rede davon war, daß man ihm eine Nuntiatur in Paris oder Madrid geben wollte, war sein Herz von Zweifel und Schrecken erregt. „Was, glauben Sie", fragte er einen französischen Prälaten, „muß ein apostolischer Nuntius in Frankreich sein?" — „Priester!" antwortete der Prälat und sah ihn dabei an.

Mariano Rampolla del Tindaro ist am 17. August 1843 in der Diözese Cefalù geboren und stammt aus einer der ältesten Familien Siziliens. Er wurde zu Rom im Collegio Capranica, dann in der Akademie der adligen Geistlichen erzogen. Dieses Collegio Capranica ist ein altes, ursprünglich mildthätiges Stift, das ein wohlwollender Kardinal in einem Flügel seines Palastes begründete. Es ist eine Schule, ähnlich denen des Mittelalters, wo man vor Allem zu essen und zu trinken bekam; das Wissen suchte man außerhalb. Einrichtungen solcher Art giebt es im Ueberflusse in der ewigen Stadt. Fast jede Nation hat die ihrige. Die kleinen Trupps junger Leute in vielfarbigen Soutanen, die Einen schwarz, die Anderen violett, wieder Andere roth gekleidet, die man in allen Straßen in der Nähe der Piazza del Tritone antrifft, sind die Schüler dieser Collegi. Rom besitzt drei oder vier große Seminare, deren jedes seine eigene Kundschaft hat. Das Collegio Capranica, oder, um es bei seinem offiziellen Namen zu nennen, das Almo Capranicense, ist das einzige Italiens, welches Vorlesungen von Jesuiten halten läßt, deren Zuhörerschaft übrigens sich fast ausschließlich aus Fremden zusammensetzt. Die Römer gehen mit Vorliebe in das römische päpstliche Seminar, Andere gehen in die Propaganda, Andere wiederum, die in die Geistlichkeit der Basilika eintreten wollen, nach St. Peter.

Eine zweite Eigenthümlichkeit des Collegio Capranica ist die bleibende Freundschaft, die Zuneigung, die Kameradschaft, die alle seine Mitglieder einigt. Unter ehemaligen Schülern des Collegs ist es, wohin das Leben sie auch verschlage, Sitte, einander gegenseitig zu helfen und zu unterstützen. Eben so, sagt man, sei es auf der Akademie der adligen Geistlichen, da aber kommt zur Kameradschaft noch eine Art hochmüthigen Kasteugeistes hinzu.

In die Akademie der adligen Geistlichen gehen alle jungen Leute aus wohlhabenden und vornehmen Häusern, welche die Absicht haben, Sekretäre, Auditeure oder künftige apostolische Nuntien zu werden. Sie vollenden daselbst ihre Studien im kanonischen Recht, im bürgerlichen Recht oder im öffentlichen

Digitized by Google

internationalen Recht. Die Akademie der adligen Geistlichen ist gewissermaßen die Pepinière, die Vorschule der pontifikalen Diplomatie. Aus dieser Akademie hervorzugehen, ist der sicherste und schnellste Weg, wenn man Karriere machen will.

Die Kameradschaft oder — wie soll ich sagen? — die Wahlverwandtschaft des Almo Capranicense wird hier noch größer, enger: jede dieser Jugenderinnerungen ist geheiligt. „Er ist vom Capranica, er ist aus der Akademie"; wo sich gar Beides vereinigt, da schließt sich ein enger Bund, den nur der Tod lösen kann. Und wie mächtig ist nicht dieser Bund, wie stark diese jugendliche Neigung in jener geistlichen Welt, wo so wenige Neigungen erlaubt sind und wo so wenige von den erlaubten Neigungen möglich sind!

Monsignore Rampolla kam als Auditeur oder Rath nach Madrid in die Nuntiatur unter Simeoni. Ihm ging dorthin der wohlbegründete Ruf voraus, ein bescheidener und ausdauernder Arbeiter zu sein. Die bejahrten Römer, seine Lehrer, sagten oft von ihm: ‚Sta a tavolino' (Der hat Sitzfleisch). Sie hätten, ohne zu fürchten, ihn über Gebühr zu loben, ruhig hinzufügen können: „Er versteht außerdem noch zwei schwierige Dinge: nämlich zu hören und zu schweigen." Doch das Schwierigste von Allem, was er versteht ist: Gehorchen. Er ist der stumme Diener, der auch die nicht gegebenen Befehle ausführt.

Schon als ganz junger Mensch, besuchte er im Almo Capranicense die Vorlesungen der Jesuiten. Wäre er von einer weniger zarten Gesundheit gewesen, so hätte er ohne Zweifel das Ordenskleid der Gesellschaft genommen. Schien das perinde ac cadaver nicht für ihn wie geschaffen? Den Frieden, die tiefe Ruhe in der Vernichtung, im Vergessen seiner selbst zu finden; das eigene Leben derart zurückzudrängen, daß ein Anderer in Einem und für Einen lebt, überzeugt zu sein, daß jener Andere Derjenige ist, von dem St. Paulus spricht, und sich mit keinem Schritte aus dem Bereiche des göttlichen Schattens herauszuwagen —: was kann es Verführerischeres geben als Das, wenn man nicht nur ein Gläubiger, sondern auch ein Schüchterner und ein Mystiker ist? Leidlos zu leben, um Zeit zum Beten zu haben; im Sinnen eine Seele und im Uebrigen nur ein Leichnam — perinde ac cadaver zu sein —: Das ist eine Anschauung, über die wir wohl lächeln können, die aber sicherlich so viel wie manche der unserigen werth ist.

Mariano Rampolla, der ein solcher Gläubiger und sogar ein solcher Mystiker geblieben ist, besaß im Anfange auch jene Zaghaftigkeit, welche vor der That erschrickt und vor der Wirklichkeit erbebt. Da er doch aber kein Mönch oder Ordensgeistlicher sein konnte, wurde er Diplomat. Diesem Leben, vor dem er am Liebsten geflohen wäre, bot er mit äußerster Selbstbeherrschung gerade da muthig die Stirn, wo es am Rauhesten und Gefährlichsten ist; und allmählich ging er in dieser Schule, die, obgleich sie ihm nur Erfolge einbrachte, dennoch hart war, aus sich heraus und wurde ein von dem Kinde im Collegio Capranica und dem Jünglinge in der Akademie der adligen Geistlichen völlig verschiedener Mensch, ein Mensch, den man in ihm nicht vermuthet hätte und der er auch in Wirklichkeit nicht war, bevor er sich als Auditeur Monsignore Simeonis nach Madrid begab.

Der Nuntius des Papstes in Spanien war bald bei dem ersten Auftreten seines Rathes von dessen Begabung so außerordentlich überrascht, daß er ihm für die Zukunft unentbehrlich schien. Als der Nuntius zum Kardinal und Präfekten der Propaganda ernannt worden war, legte er Werth darauf, Monsignore Rampolla auf einem Vertrauensposten um sich zu haben. Die Propaganda

Digitized by Google

ist in zwei Abtheilungen eingetheilt und zwar in eine römischen und eine solchen orientalischen Ritus. Monsignore Rampolla ward mit dem Sekretariate des orientalischen Ritus betraut. Dieser Abtheilung unterstehen alle griechischen und römischen Kirchen. Damals herrschte die größte Uneinigkeit unter den armenischen Bischöfen. Der legitime Patriarch, der Katholikos der Armenier Ciliciens, Monsignore Hassun, war abgesetzt, verfolgt und verbannt worden. Als Sekretär der Propaganda für den orientalischen Ritus hatte Monsignore Rampolla in diesem heftigen Streite eine Rolle zu spielen. Er arbeitete mit Glück an der Einigung.

Die Ordnung wurde vollkommen wieder hergestellt. Monsignore Rampolla konnte eine Belohnung für seine Mühe nicht abweisen. Man gab ihm das Sekretariat der außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten, das gleichsam ein zweites Sekretariat ist. Auch hier kamen ihm seine Fähigkeiten zu Statten und setzten ihn in die Lage, außerordentliche Dienste zu leisten. Sein Fleiß, seine Arbeitsausdauer, seine strenge und skrupulöse Gewissenhaftigkeit, seine Urtheilsfähigkeit, ja selbst seine Frömmigkeit, die gegebenen Falles sich in praktischen und politischen Sinn verwandelte, machten ihn zu einem unvergleichlichen Sekretär für die kirchlichen Angelegenheiten. Er kannte alle Aktenstücke, schrieb oder las den ganzen Tag, ging aus seinem Kabinet nicht heraus — Sta a tavolino — und setzte die ganze Welt der großen und kleinen Würdenträger in Erstaunen, die mit ihrem Geschwätz die Vorzimmer des Vatikans erfüllen und von Korridor zu Korridor nach einer Neuigkeit herumlungern.

Der Uebergang von den kirchlichen Angelegenheiten zu einer Nuntiatur ist leicht. Die Nuntiatur in Madrid war vakant oder, was auf das Selbe hinauskommt, sie war durch Monsignore Bianchi mittelmäßig und ungeschickt besetzt.

Don Carlos und seine Parteigänger hielten sich nicht für geschlagen; die Wiedereinsetzung der Bourbonen jüngerer Linie war noch zu neu, um als definitiv zu gelten, um ohne Hintergedanken anerkannt zu werden. Banden durchstreiften die Provinzen; hier und da brach in den Städten ein Aufstand aus; die Leidenschaften waren nicht besänftigt, das Feuer, welches nicht loderte, glimmte fort, und ganz Spanien konnte eines Nachts sich wie ein schlecht gelöschter Brand wieder entzünden; nachdem der Aufstand niedergeschlagen war, begann die Verschwörung. Monsignore Angelo Bianchi, der beglaubigte Nuntius des Papstes bei der Regirung des Königs Alfons, hatte den Fehler begangen, eine zu lebhafte Theilnahme für die Carlisten zu bekunden. Die geringe Sicherheit seines Thrones machte Alfons den Zwölften begreiflicherweise sehr empfindlich und er hatte natürlich auch in einem so katholischen Lande wie Spanien das größte Interesse daran, bei dem Vertreter des Heiligen Stuhles keinen offenen Feindseligkeiten zu begegnen.

Wozu auch hätte der Heilige Stuhl gar so eigensinnig und hartnäckig die Partei des einen oder des anderen Bewerbers ergreifen sollen? Ob Don Alfonso oder Don Carlos den Sieg davon trug, es handelte sich dabei weder um die Gegenwart noch um die Zukunft der Religion in Spanien; folglich blieb der Heilige Stuhl neutral. In völliger Gleichgiltigkeit gegen das Geschick der Dynastien wartete er ruhig das fait accompli ab. Wenn es Msgr. Bianchi gefallen hatte, mehr oder weniger geheime Wünsche für den Triumph des Don Carlos im Herzen zu hegen, so war Das eine rein persönliche und eigenmächtige Politik von ihm, für die er aber verantwortlich war, weil er sie an Stelle der reservirten und weisen Politik des souverainen Pontifex treten ließ.

Digitized by Google

Nun aber vollzogen sich die Thatsachen zu Gunsten nicht des Don Carlos, sondern des Don Alfonso, der unter dem Namen Alfons XII. gekrönt wurde. Es gab keinen anderen König als ihn. Bei ihm allein waren die Gesandten der Mächte accreditirt und von ihm allein mußten sie bestätigt werden. Damit Dies geschehen konnte, durften sie ihn zum Mindesten nicht bekämpft haben. Der Papst berief Monsignore Bianchi von Madrid ins Heilige Kollegium.

Um seine reservirte und weise Politik weiter zu verfolgen, hatte er den geeigneten Mann; einen Mann, der schon in Spanien residirt hatte und den die Schule des Kardinals Simeoni und die Rathschläge Leos des Dreizehnten selbst dazu vorbereitet hatten, nämlich den Sekretär der kirchlichen Angelegenheiten, Monsignore Rampolla. Er beförderte ihn zum Erzbischof von Heraklea und bot ihm die Nachfolge Monsignore Bianchis an. Monsignore Rampolla war erschrocken: „Herr, o Herr, wende diesen Kelch von mir!" Er wollte lieber um den Papst bleiben; er sagte es ohne Schmeicheln, in aller Ergebenheit, mit aller Aufrichtigkeit. Wandeln im Schatten des göttlichen Schattens! Indessen: „Dein Wille geschehe und nicht der Meinige!"

Der souveraine Pontifex wollte es nun einmal und Monsignore Rampolla reiste ab. Er wurde das Ideal eines Nuntius unter schwierigen Verhältnissen; er wurde, was er in Rom war und in Paris geworden wäre —: ein Priester. Er ward eigentlich eher ein Legat denn ein Nuntius. Bei offiziellen Empfangsfeierlichkeiten zeigte er sich selten, oft dagegen bei geistlichen Ceremonien. Er hatte dann seinen besonderen Platz, einen Sessel im Chor. Durch sein angenehmes und höfliches Wesen machte er sich bei den anderen Mitgliedern des diplomatischen Corps beliebt. Er machte sich auch beim Könige und der Königin beliebt, auf deren Gemüth er bald Einfluß gewann. Ganz besonderes Gefallen aber fand man an seinen Vorzügen als Privatmann; der Politiker, zu dem sich Monsignore Mariano Rampolla langsam entwickelte und heranbildete, wurde vielleicht nicht gebührend geschätzt. Das geschah erst später, Anfang 1887, nachdem Leo XIII. den apostolischen Nuntius in Madrid durch den römischen Purpur geehrt und ihm die Last des Staats-Sekretariats aufgebürdet hatte.

Das ist der Lebenslauf des Kardinals Rampolla. Man sagt in geistlichen Kreisen gern von ihm, daß er keine Geschichte und keine Geschichten hat. Man weiß vom Staats-Sekretär nur, was man vom Schüler des Almo Capranicense wußte: er ist sehr fleißig. Sta a tavolino. Alles, was man von seinem Dasein weiß, ist: Arbeit. Er steht auf, sobald der Morgen graut, sagt die Messe, geht zum Papst, empfängt und arbeitet: er gönnt sich kaum Zeit, zu essen und spazieren zu gehen. Dann kehrt er wieder zur Arbeit zurück und schläft nur ein paar Stunden zwischen der Abend- und Morgenlampe.

Sein Name ist nicht plötzlich und geräuschvoll an die Oeffentlichkeit gedrungen, sondern erst allmählich, in Folge von Diensten, die er unausgesetzt während eines Zeitraumes von vier Jahren erfolgreich geleistet hat. Ich habe soeben gesagt, er habe keine Geschichte; ich täuschte mich — er hat eine. Kardinal Rampolla hat vom Jahre 1885 bis 1892 drei Briefe zum Theil empfangen, zum Theil geschrieben. Diese sind seine ganze Geschichte.

Der erste ist der, den er als Nuntius in Madrid vom Kardinal Jacobini, dem damaligen Staats-Sekretär, empfing; er benutzte ihn, um den Zwistigkeiten zwischen Klerus und Gläubigen in Spanien ein Ende zu machen und der jüngeren Linie der Bourbonen bei den widerspenstigen Bischöfen Anerkennung zu verschaffen. Das zweite Schreiben erbat er sich vom Papst, bevor er

Digitized by Google

das Staats-Sekretariat übernahm. Dieses Schreiben fixirt aufs Genaueste die Politik des Papstes gegenüber jeder einzelnen Nation, besonders gegenüber dem Königreiche Italien. Mit diesem Programm vor Augen ist der Kardinal rastlos den Spuren gefolgt, die ihm vorgezeichnet waren. Das dritte Schreiben endlich verfaßte er selbst und zwar an den Bischof von Saint-Flour, um ihm die Aufgabe der französischen Katholiken gegenüber der Regirung ihres Landes zu diktiren.

Geht nicht aus diesen Dokumenten, wenn man sie genauer betrachtet, eine Persönlichkeit hervor? Auf solche Weise ist der Kardinal an denjenigen Handlungen betheiligt, welche dem Pontifikate Leos des Dreizehnten seinen besonderen Charakter verleihen; er ist gewissermaßen die Axe dieser neuen Politik. Ja, er hat eine Geschichte und diese Geschichte ist die der päpstlichen Regirung selbst.

Während der ersten drei Jahre seines Staats-Ministeriums schien sich Kardinal Rampolla damit zu begnügen, pünktlich die Befehle des Heiligen Vaters auszuführen. Im Vatikan schien nur der Gedanke des Papstes vorhanden zu sein. Der Staats-Sekretär machte den Eindruck, als ob er keine anderen Ideen, keinen anderen Willen als die Ideen und den Willen Leos des Dreizehnten habe. Er schien nur die Verlängerung oder Verdoppelung seines Herrn. Die wunderbare Thätigkeit des Papstes, seine erstaunliche Rüstigkeit, seine hohe und unverwüstliche Intelligenz konnte Allem allein gewachsen gelten. Es sah aus, als ob Alles um ihn, Menschen wie Dinge, aus ihm hervorginge.

Mehr denn je gefiel sich Kardinal Rampolla darin, in jenem Schatten zu wandeln, in dem seine Seele Erfrischung und Frieden fand. Von Zeit zu Zeit zog er sich zu seiner Mutter zurück, die er in einem der Dörfer der Castelli romani oder in Fiesole im Jesuitenheim untergebracht hatte; kehrte er von da zurück, so war er ganz Gehorsam und Entsagung, durchdrungen von der hohen Vorschrift des Ordens: Perinde ac cadaver. Und so, als ein Priester, übernahm er dann unter Leo wieder die geistige Leitung der Welt.

Nicht als ob er dabei zögernd oder schwankend gewesen wäre; im Gegentheil: war anfangs sein Wille nur der Wille des Papstes gewesen, so war dieser Wille allmählich der seinige geworden, hatte er ihn zu seinem eigenen gemacht; ihn zu erschüttern, hätte es mehr als des Einsturzes des Himmels bedurft, wäre der Untergang seines Glaubens nothwendig gewesen. Seine Energie ging aus seiner Liebe zum Papste hervor und wuchs mit der Verehrung für diesen. Leo XIII. hat im Kardinal Rampolla seine werthvollste Hilfskraft gefunden. Die Zukunft wird diese beiden Namen nicht von einander trennen. Der Kardinal hat die Thaten vorbereitet, welche den wichtigsten Theil der so fruchtbaren und so interessanten Regirung desjenigen Papstes ausmachen, der heute den Stuhl St. Petri inne hat, — oder vielmehr, wenn es auch Rampolla nicht ist, der sie vorbereitet hat, so sind sie doch wenigstens durch ihn ausgeführt worden. Er ist der erprobte Vertraute, der getreue Mitwisser gewesen, der geduldig das ihm verliehene Talent ausnutzen läßt. Unter seinem Schutze läuft die Tradition der Kirche nicht Gefahr.

Wenn das nächste oder übernächste Konklave — der Kardinal ist noch sehr jung —, wenn eines der nächsten Konklave aus dem Staatssekretär einen Papst machen sollte, so würde er den Wiederanfang oder die Fortsetzung Leos des Dreizehnten bilden. Als er auf den hohen Posten berufen wurde, auf dem er sich zu solcher Reife entwickelt hat, hatte er eine kompakte Gruppe von 18 Kardinalen hinter sich. Einer seiner Konkurrenten sagte damals: „Wie

Digitized by Google

wenig ehrgeizig er ist, wenn er annimmt!" Mit einer so starken Partei würde er sicher sein, bei der ersten Vakanz Papst zu werden.

Wird Kardinal Rampolla Papst werden? Niemand wünscht Dies vielleicht weniger als er selbst. Die berühmten Predigten des irischen Heiligen Malcachi verkünden, daß der kommende Papst sein wird: ignis ardens. Bereits läßt man den Kommentaren freien Lauf. Die Einen wollen durch ein einfaches Wortspiel die Prophezeihung auf den Kardinal Prinzen Hohenlohe anwenden. Die Anderen denken lieber an Kardinal Cigliara, dessen Dominikanerwappen einen wüthenden Hund im Schilde führt, der im Maule eine brennende Fackel hin- und herzerrt. Ignis ardens! könnte das nicht auch den heiligen Feuereifer bedeuten, der das Herz des Staatssekretärs Leos des Dreizehnten verzehrt?

Augenblicklich handelt es sich nicht um Das, was sein wird, sondern um Das, was ist. Ich wiederhole es: Kardinal Rampolla ist die Verlängerung, die Verdoppelung, die Fortsetzung des Papstes. Der eigentliche Werth des Kardinals ist gewissermaßen erst eine Schöpfung des jetzigen Papstes. Ihm fehlte noch die Initiative; die Zuneigung des Papstes hat ihm den Muth, sein weitausschauender Geist hat ihm die Gelegenheit dazu gegeben.

Sie haben Beide die selbe Schmiegsamkeit, die selbe Unbefangenheit und Schwungkraft des Geistes; sie sind Beide gewöhnt, Alles von einem erhabenen Standpunkte aus zu betrachten. Es giebt in der Politik des Kardinals wie in der des Papstes einen Faktor, den viele Diplomaten übersehen —: die Vorsehung. Ihr überläßt der Kardinal in letzter Instanz die Entscheidung über die Fragen, die er zu seinem Kummer ungelöst lassen muß, überzeugt, daß sie mehr als aller Menschenwitz vermag, daß sie alle menschliche Berechnung führt und daß sie zum Heile der Kirche alle Irrthümer wieder gut macht. Das soll nicht etwa heißen: der Papst und der Kardinal verachten durchaus alle menschlichen Mittel und Wege, sondern: ihre Politik ist weitblickend, eine leichte Niederlage macht sie nicht muthlos und sie haben für sich die Geduld, weil sie, auf Verheißungen bauend, nicht zweifeln, daß sie die Ewigkeit für sich haben.

Seht: da kommt er Euch entgegen, der Kardinal! Schmächtig und leicht, gleitet er fast körperlos über den Teppich dahin. Elegant sieht er aus mit seiner rothen Kappe und seinem rothen Gürtel und doch so feierlich dabei. Er kommt näher, reicht Euch die Hand, verneigt sich und lächelt huldvoll beim Empfange. Er erinnert keineswegs an die barschen, kriegerischen Bischöfe oder an die gestiefelten und gespornten Kardinäle. Er ist weder ein Ximenes noch ein Richelieu, und man merkt wohl, daß der Papst, der ihn zu seinem Minister erwählt hat, nicht Julius II. della Rovere ist Aber auch ein Antonelli ist er nicht, und man hat die Empfindung, daß man nach 15 Jahren schon sehr weit von Pius dem Neunten entfernt ist. Er hat in seinem Benehmen Etwas von der Naivetät und auch ein Wenig von der kostbaren Ungelenkigkeit der Freskofiguren. Er würde auf Goldgrund und mit Flügeln einen Fra Angelico abgeben. Er ist, wie er da sitzt in seinem modernen Salon, an seinem kleinen Tische, von einem einzigen Diener bedient und von einem einzigen Wachtposten bewacht, gerade der rechte Staats-Sekretär für das Papstthum, wie es die Ereignisse — er selbst würde sagen, wie es die Vorsehung — gestaltet haben um die Wende unseres neunzehnten Jahrhunderts. Der rechte Staats-Sekretär für eine Macht, die zwar ohne weltlichen Besitz, aber dennoch von dieser Welt ist und von jener.

Paris. Charles Benoist.

Digitized by Google

Reichsbank.

Unser Centralgeldinstitut, dessen Jahresbericht kürzlich erschienen ist, kann aus dem Prozeß Plack nur aus Versehen fortgeblieben sein. Denn so lange unser geliebtes Deutschland von einer gewissen Verleumdungsucht oder auch Gespensterseherei durchseucht wird, haben Gentlemen niemals verfehlt, gerade die Reichsbank als den großartigsten Schwindel der ganzen Gründungperiode auszumalen. — Sie müssens wissen!

Ureigentlich wurde die Reichsbank gar nicht 1875, sondern 1765 gegründet. Damals entstand, als „Königliche Giro- und Lehnbank zu Berlin", die Preußische Bank und ohne deren feste und große Organisation wäre der rasche Ausbau unseres einheitlich gewordenen Bankwesens wohl unmöglich gewesen. Als im Juni 1875 die zweiten M. 60 Millionen Antheile (die ersten waren den Preuß. Antheilseignern überwiesen) mit 130 pCt. zur Zeichnung gelangten und das Papier in anhaltendes Steigen kam, hielten Dies selbst die Reichstagsmitglieder der Bank-Kommission für ungerechtfertigt. Sie glaubten nämlich ganz zutreffend, daß die Dividende zunächst 6 pCt. kaum überschreiten werde, verfahen sich aber in dem Charakter des betreffenden Kaufpublikums, das bei einem solchen Werth — halb Aktie, halb Staatspapier — gar nicht nach der Rentabilität schielte, sondern nach der lockenden Eigenart der neuen Anlage. Bereits Ende des Jahres sah man den Kurs von 161, im Laufe der nächsten Jahre trat indessen ein Rückgang, bis sogar 1885 auf 132 pCt. ein, ohne daß Dies mit den Erträgnissen in Verbindung gebracht werden kann.

Gegenwärtig hat die Reichsbank 264 Haupt-, Nebenstellen und Agenturen, während es z. B. die Bank von Frankreich auf nicht hundert Succursalen gebracht hat. Man würde irre gehen, wollte man in dieser Beziehung etwa die Rheinprovinz besser bedacht als Posen oder Schlesien annehmen. Die westlichen Vorstellungen von dem noch unentwickelten Osten treten immer komisch zu Tage, wenn man dort bei Namen wie Schneidemühl, Jarmen, Inowrazlaw u. s. w. u. s. w. an einen Bankplatz gar nicht zu denken vermag.

Die vornehmste Thätigkeit betrifft die Erhaltung der Währung, sodann die Regulirung des Geldumlaufes, zu dem auch die Notenausgabe gehört. Die Goldankäufe der Reichsbank richten sich jeweilig nach der als nothwendig erkannten Vermehrung des Baarbestandes und nach der Billigkeit des Geldes, denn ohne die zwingendsten Gründe würde man Goldankäufen zu Liebe den Diskontsatz nicht vertheuern. Deshalb variirt auch diese Thätigkeit, nach den einzelnen Jahren gerechnet, am Allerstärksten. Während 1876 nur für 46 Millionen Mark angekauft wurde, brachte das folgende Jahr bereits für 177 Millionen Ankäufe. Dann kamen enorme Minderkäufe, bis 1882 wieder 110 Millionen zeigt, 1888 wurden für 235 Millionen Mark Gold angekauft, im nächsten dagegen für nur 12 Millionen und im letzten Jahre stieg der Ankauf von 61½ Millionen auf deren 137. Außer in Berlin und Hamburg ist es sehr schwer, der Bank Gold fürs Ausland zu entziehen, wie denn auch nur wegen der wichtigsten Valuta in diesem Metall (London) fremde Wechsel nur seitens der Hauptbank in Berlin erworben werden. Diese haben seit 1887 zwischen 78 und 61 Millionen geschwankt. Demnach nimmt die Bank nicht etwa ihren Kunden „das London" ab, wenn diese Geld gebrauchen, Das ist Sache der Kredit-

Digitized by Google

geber, sondern sie erscheint am offenen Berliner Markt als Käufer, sobald es ihre Goldpolitik als klüglich erscheinen läßt.

Eine wirkliche Diskontirung findet in Platz- und Versandwechseln statt. Beide Gattungen betreffen natürlich Bankplätze. Um den Zinssatz ganz zu reguliren, kauft die Reichsbank auch am offenen Markte zum Privatsatz, der immer etwas unter dem Banksatz steht. Der Haupt- und billigste Diskonteur Rothschild, ein bezüglich der Adressen äußerst eigenwilliger und gar nicht zu berechnender Herr, ist in den letzten Jahren weniger hervorgetreten. Als Meyer Karl noch lebte, soll dieser vor seiner regelmäßigen Abreise ins Bad besonders solche Firmen gern genommen haben, von denen er annahm, daß sie seinem Bruder bei Uebernahme der Portefeuilles unangenehm sein würden. So geht's, wenn Leute keine Sorgen haben!

Die Platz-Wechsel bei der Reichsbank rekrutiren sich, an großen und kleinen Plätzen recht verschieden, aus den Händen von Bankfirmen, ohne die ja die Kaufmannschaft nicht fertig werden kann, und aus denen von Handel und Industrie direkt. Die großen Institute, insofern sie nicht ein großes Conto-Correntgeschäft haben, behalten natürlich ihre Wechsel bis kurz vor dem Verfalle selbst und gönnen der Reichsbank nur wenige Tage Zinsen, aber gegenüber Handelsfirmen macht die Bank sehr oft den Wunsch geltend, auch lange Wechsel zu erhalten. In diesen liegt selbstverständlich das profitabelste Geschäft und die Herren Reichsbankdirektoren, die u. A. auch an ihre Tantiemen denken, thun in dieser Beziehung ihr Möglichstes. Die großen Institute, die ihre Wechsel behalten, verzichten dabei sogar auf das ganz gute Rückdiskontgeschäft. Den kleineren Notenbanken dient es nämlich sehr oft, bei einem großen Posten Wechsel noch das Indosso einer guten Bank zu erhalten, aber sie sind doch jetzt mehr auf den offenen Markt angewiesen, wenn sie sich nicht von vorn herein eine alte Beziehung erhalten haben. Dagegen lassen Bahnen, Hypothekenbanken ꝛc. flüssige Gelder bei ihrer Bank stehen und erhalten Conto-Correntzinsen. An Platzwechseln hat die Reichsbank seit ihrem Bestehen für ca. 239 Milliarden Mark angekauft. Davon die größte Jahresquote 855000 Stück in 1993 Millionen Mark im Jahre 1893 gegen 1847 Millionen in 1891. Die durchschnittliche Größe im verflossenen Jahre war 2331 Mark und die Verfallzeit im Durchschnitt 55 Tage, also eine relativ lange Zeit. Unter den Platzwechseln befanden sich 41630 Stück im Betrage von 100 Mark und weniger, mit einer Durchschnittsgröße von 76 Mark. Diese kleinen Appoints beweisen aber nicht das Mindeste für etwaige Neigungen der Bank zu Arbeiterwechseln: einer Einrichtung, die sich bei der Banque de France bewährt hat, die bei uns aber schon an der Wechselfähigkeit zahlloser Individuen scheitern würde.

Noch ganz andere Summen umfaßt das Gebiet der Versandwechsel. Dieses sind Wechsel auf andere Bankplätze; da hierbei gewöhnlich nur das Incasso übertragen wird, so ist der Zinsgenuß nur gering. Die Reichsbank muß aber doch für ihre Gratisarbeit Etwas haben. Sie verlangt daher bei Wechseln unter 10000 Mark per Einzelnappoint mindestens zehn Tage Diskonto, oder, bei 20000 Mark von nicht unter 5000 Mark das Appoint, fünf Tage. Auf diese Weise berechnet sich z. B. ein Versand-Wechsel unter 100 Mark, der am 21ten fällig wird und am 19ten der Bank gegeben wurde, mit 30 Pfennig statt 3½ Pfennigen. An den Börsenplätzen giebt man länger laufende Versandwechsel nur dann fort, wenn der Banksatz 2 pCt. steht und zu Ultimo auf

Digitized by Google

3 pCt. geht. An dieser Art von Wechseln kaufte die Reichsbank im vorigen Jahre an: 2½ Millionen Stück für 3367 Millionen Mark, Das sind 300 Millionen mehr als 1892, aber über 210 Millionen Mark weniger als 1891 und 1890. Auffallend bleibt es, das im ersten Geschäftsjahre der Bank die betreffenden Ankäufe eine solche Höhe erreichten, daß diese erst dreizehn Jahre später wieder etwas übertroffen wurde. Die durchschnittliche Größe der Appoints war 1893 1380 Mark, ihre Verfallzeit 29 Tage. Man sieht also, daß diesmal die Berechnung eine günstigere gewesen ist. Die Durchschnittshöhe der 318 000 Wechsel unter 100 Mark betrug 77 Mark.

Hier ist übrigens der Punkt, wo die frühere Thätigkeit der Provinzbankiers kurzerhand abgetötet wurde. Diese Firmen nahmen für ihre Incasso auch ¼ pCt., die Reichsbank nichts. Nur im Falle der Nichtzahlung vertheuert sich die Sache Etwas. Alle Klagen über Konkurrenz könnten, wenn solche überhaupt den Verhältnissen entsprächen, noch weit schärfer wider die Post gerichtet werden, die sich ja auf 264 Bankplätze gar nicht beschränkt.

Auch die Lombarddarlehen sind sehr bedeutend, wenn auch die Börse nur vorübergehend davon Gebrauch macht. Diesmal waren es ca. 6800 einzelne Vorschüsse mit über 1 Milliarde Mark. Das ist wesentlich mehr als im Jahre 1891, aber gegen die Jahre 1889—91 bleibt es noch weit zurück. Der Lombardverkehr hat sich übrigens gerade in den ersten 13 Jahren langsamer als die andern Gebiete entwickelt.

Der Giroverkehr bietet die eigentliche große Centralisirung des deutschen Zahlungverkehrs, vereinfacht die Kosten auf — Nichts und giebt der Bank zugleich einen ungeheueren Einblick in das ganze Geschäft. Die Umsätze waren diesmal mit 82 1/3 Milliarden so hoch wie noch nie. Auch dieser Verkehr hat klein (mit 17 Milliarden) angefangen und er würde noch weit größer sein, wenn das Checksystem, zu dem ein Volk förmlich erst erzogen werden muß, ausgebreiteter bei uns wäre. Die Reichsbank verlangt nun für ihre Mühen und auch zur Sicherheit von jedem ihrer Kunden eine bestimmte unverzinsliche Minimalsumme. Welche Unsummen da zusammenkommen, ist allein schon aus dem Betrage der Deutschen Bank zu ersehen, der 4 Millionen Mark erreichen soll und allerdings auch ganz gerechtfertigter Weise die höchste Leistung ausdrückt. Am 31. Dezember waren im Ganzen 249 765 691 Mark in der Reichsbank auf Girogutheben vorhanden. Die unverzinslichen Beträge auf diesem Konto, welche den einzelnen Inhabern ohne eigentliche Motivirung normirt werden, haben unserer Hochfinanz schon bei Gründung der Reichsbank manchen Kopfschmerz bereitet. Diese fühlt sich, vielleicht ganz irrthümlich, geradezu in der Hand jener Direktoren, und als s. Z. Herr v. Dechend einen großen Fonds für die innere Mission anregte und Sitzungen darüber abhielt, waren es nur wenige Millionäre, die Nein sagten. Ueber diese eigenthümliche Scheu, die gar nichts mit einem bösen Gewissen, aber sehr viel mit Diplomatie zu thun hat, ließen sich auch noch in anderer Beziehung äußerst bemerkenswerthe Zeitbilder niederschreiben. Der Hauptfehler unserer großen Bankiers liegt überhaupt in der Charakterschwäche, einflußreichen Männern gute Rathschläge geben zu wollen. Geht nun das betreffende Papier in die Höhe, dann hält sich so ein Staatslicht selbst für den gescheiten Mann, fällt aber der Kurs, was so, lange Dr. Kolke sein Berechnung-System noch nicht fertig hat, — vorkommt, so ist der Kommerzienrath der Verführer und vielleicht noch mehr gewesen.

Digitized by Google

Ein Glied des Giroverkehrs bildet auch das Zahlbarmachen der Accepte bei der Reichsbank, die, als Hauptdiskonteur, erst hierdurch in die Lage kommt, die Summe der Tratten, die auf den Einzelnen laufen, genau zu übersehen. Dies ist aber so wichtig, daß es ganz große, ja, erste Firmen giebt, deren Trattenumlauf auf diese Weise erst zur Kenntniß der Reichsbank gelangte und so entsprechend gezügelt werden konnte. Früher vermochte man solche entscheidenden Umstände nur einigermaßen nach dem Cirkuliren der Tratten zu schätzen, und wenn starke Reservoire, wie z. B. Rothschild, eine Vorliebe just für solche Adressen hatten, so schwanden diese einfach mehr oder minder geräuschlos aus dem geschäftlichen Gesichtskreis.

Diejenigen Firmen und Banken, welche im „Clearing" sind, brauchen natürlich ihre Accepte nicht erst zahlbar Reichsbank zu machen. Die betreffenden Vertreter versammeln sich zweimal des Tages auf eine Viertelstunde, um rasch alle Zahlungen unter einander auszugleichen. Eine ganze Anzahl von Großstädten besitzt jetzt derartige Abrechnungstellen. Bemerkenswerth ist noch, daß die Girokunden einen externen Verkehr mit der Reichsbank gar nicht haben können. So kann eine Firma in Stuttgart nicht direkt der Hauptanstalt in München schreiben, sondern nur auf dem Vermittelungwege der Reichsbank eben in Stuttgart. — Wie bei allen Hauptbanken, so nimmt auch bei unserer die Aufbewahrung von Werthpapieren einen breiten Raum ein. Diese sind diesmal von 2473 Millionen auf 2605 Millionen gestiegen, — die höchste bisher erreichte Summe, die mit 424 Millionen M. begann und nur langsam voranschritt. Es waren Ende 1893 an 249 410 Depots mit 3821 Effektengattungen. Im Laufe des Jahres wurden davon nur an Zinsen 2c. 95 Millionen M. eingezogen. Die Zahlungen für Reichs- und Bundesstaaten haben sich seit 1876 mehr als verdoppelt. Diesmal betragen sie 4421 Millionen, allein die Bank hat Dies unentgeltlich zu besorgen, wofür sie allerdings von staatlicher Einkommen- und Gewerbesteuer frei ist.

Die Zahl der Beamten ist von 1094 successive auf 1690 gestiegen, die sich auf 263 Plätze vertheilen, was also pro Anstalt noch nicht 7 Leute ergeben würde. Auch hier werden mindestens 1000 Kommis überflüssig gemacht. Sämmtliche Verwaltungskosten betrugen gleich anfangs 5 399 361 M. und sind mit kleinen Unterbrechungen auf 8 651 188 M. gestiegen. Hiervon kosten: die Centralverwaltung 1½ Millionen M., die Reichshauptbank 1¼ Millionen M. und die übrigen einzelnen Anstalten 6 Millionen M.

Warum die Reichsbank ein Privatinstitut mit Staatsantheil geworden ist, erscheint in seinen Erwägungen wegen möglicher feindlicher Invasionen hinlänglich bekannt. Unsere Heere haben doch auch die Kassen der succursales der Bank von Frankreich (einer Aktiengesellschaft) respektiren müssen. In einem Kriege, vor dem uns noch recht viele Manöver bewahren mögen, hätte aber die Reichsbank erst ihre Probe zu bestehen. Nicht weniger als 24 Notenbanken mußten eingehen, zahllose große und kleine Geldkanäle von ehemals münden jetzt in den einen Hauptstrom: die Reichsbank. Wenn diese im Momente einer großen Indisposition, und eine solche ist mit den ersten Tagen einer Kriegserklärung unauflöslich verknüpft, allen maßvollen Forderungen nachkommen kann, dann erst hat sie sich bewährt. Eher nicht! Pluto.

Digitized by Google

Consummatum est.

Nächtlich heult der Wind um den Dom,
Und rasselnd dreht sich die Wetterfahne.
Doch horch, wie leisanschwellender Orgelklang
Nun durch die dunklen Wölbungen tönt;
Doch menschenleer gähnen die Hallen,
Und geisterhaft schaut die Nacht in die Fenster —
Nur am Hochaltar da flackern die Lichter.

Wie ein Kind, das still in den Schlaf sich weint
Verhallt nun stöhnend der Klang der Orgel,
Und flüsternd und raschelnd zerrinnen die Schatten
Derer, die einst hier betend gekniet....

Doch sieh, sieh, es zittert das Kreuz,
Die Nägel fallen klirrend zur Erde,
Und — Herr des Himmels! — Gott der Heiland
Oeffnet die Augen und löst die Hände,
Löst die Füße und steigt herab;
Und wie er sich wendet, winkt ihm lächelnd
Die gebenedeite Gnadenmutter;
Aus dem blutenden Herzen zieht sie die Dolche,
Und ihr an die Brust stürzt der Gequälte.

Die Orgel tönt wie im Traum —
Und schleppenden Schritts, auf die Mutter gestützt,
Wankt der Heiland daher;
Die Arme breitet er liebend aus,
Und von der Stirne tröpfelt das Blut —
Doch die Menschen schlafen,
Es schlafen die Jünger.

Und heißer streckt er die bleichen Arme
In die leere Luft, und sie recken sich aus
Und umfassen die Erd', und umfassen den Himmel,
Und es flammen zahllose Sterne auf;
Und das Herz der Mutter glüht wie die Sonne —
Doch die Menschen schlafen,
Es schlafen die Jünger.

Digitized by Google

Da zuckt die Verzweiflung über ſein Antlitz,
Nach dem Herzen greift er mit blutiger Hand —
Es gellt ein Schrei — und die Mutter wankt —
Und ziſchend verlöſchen die Altarlichter . . .

Der Morgen graut, doch die Sonne verhüllt ſich —
Um Gott! Menſchen, was thut ihr?
Blöd ſtarrt die Menge hinauf zum Altar,
Und die Prieſter ſchlagen den Leichnam des Herrn
Wieder an das zitternde Kreuz,
Und ſtoßen der Mutter
Die entfallenen Dolche ins Herz — —

Es iſt vollbracht. . . .

Hamburg. Theodor Suſe.

Die Hermansabſchlachtung.

„Quod non fecerunt Gothi, id fecerunt Scoti“ hat Byron von Elgin geſagt, dem letzten Zerſtörer des Parthenon. „Was die Theaterdirektoren von der Kunſt übrig laſſen, Das ruinirt die Kritik“ — muß es in Berlin heißen. Wenn die guten Triebe, die vor drei, vier Jahren einen neuen Kunſtfrühling vorzubereiten ſchienen, heute rettungslos entartet oder zerſtört ſind, ſo verdanken wir ſolchen reißenden Niedergang nicht zum Mindeſten der Verſtändnißloſigkeit der Berliner Tageskritik. Wie völlig hilflos ſie jeder künſtleriſchen Erſcheinung gegenüberſteht, wie ſie nicht einmal im Stande iſt, von ihren Plätzen die ſimpelſten Thatſachen jenſeits des Proſzeniums zu erkennen, ja nur die Stimmung der Zuhörer zu erfaſſen, geſchweige den Geiſt und Sinn eines jedem Gebildeten vertrauten Kunſtwerks zu begreifen —: Das zeigte ſich ſelten ſo deutlich wie in den Beſprechungen der jüngſten Neueinübung der „Hermansſchlacht“ im Schauſpielhauſe. Was von dem Urkraftzauber der titaniſchen Dichtung die ſtolpernde Trockenheit des Herrn Grube übrig gelaſſen haben mochte, wurde von der Begriffsſtutzigkeit der Berliner Tageskritik völlig niedergehumpelt und zerſtöbert.

Man gab das Werk in Berlin früher in der Bearbeitung R. Genées. Dieſe hat man nun beſeitigt. Man „führte uns am Mittwoch, abgeſehen von einigen unweſentlichen Sprachretouchen, das Drama vor, wie es Kleiſt geſchrieben hat“. (B. Ztg.). Dieſe Pietät gegen den Text wird denn auch von der „Tägl. Rdſch.“

Digitized by Google

warm anerkannt. „Hat man wirklich kein Gefühl dafür besessen, wie sehr man den Aufbau des Dramas in seinen innerlichsten und künstlerischsten Feinheiten schädigte und zerstörte, als man den sehr bedeutsamen .... ersten Akt nur eine Szene sein ließ und mit dem zweiten zum ersten Akt verschmolz? .... Und wie war man mit dem ersten Aufzuge gleich umgesprungen! .... Alle Stellen, welche ergaben, daß die Lebensrettung der Thusnelda durch den Ventidius nur eine Posse war .... waren kurzer Hand gestrichen .... Und in solchem Streichen scheint Methode gelegen zu haben" 2c. 2c.

Von dem Werth der Inszenirung können naive Leser sich ein genaues Bild machen. Die „Aufführung stand auf einer hohen künstlerischen Stufe" (Nationalztg.), sie „war so in allen Theilen und bis auf den Grund verfehlt, daß ich, von einer Ueberfülle widriger und falscher Eindrücke überströmt, gar nicht weiß, wo ich zu tadeln anfangen und aufhören soll" (Tägl. R.) „Die Inszenirung lehnte sich an die der Meininger an, ohne doch das recht Meiningische überwuchern zu lassen. Das Prinzip, daß das Wort durch die allzu heftige Bewegung der Masse nicht zu sehr zu Schaden kommen soll, war ganz glücklich durchgeführt." (Lokal-A.). „Mit den äußerlichsten Mitteln des Meiningerthums — ohne den großen Zug der künstlerischen Schulung, der weisen Vertrautheit mit dem Sinn der Dichtung ...." (Freis. Ztg.). Und so weiter in infinitum.

Gleich authentische Nachrichten liegen über die Besetzung der einzelnen Rollen vor. Herr Klein weiß nunmehr ganz genau, wie weit ihm der Varus gelungen ist. Er „gab eine schöne Leistung. Fein ausgearbeitet bis in Detail, war dieser Römer eine ganze Römer- und eine echte Erobererfigur" (Berl. Frdbl.). Er „gab den Varus allzu sehr im Geschmack der bekannten Scheffelschen Ballade ... so pensionberechtigt war der Befehlshaber einer Armee zur Zeit des Augustus ganz gewiß nicht" (N. Nachr.). Man sieht: wenn unsere Schauspieler vom Ideal künstlerischer Vollendung noch manchmal ein Bischen entfernt sind, so trägt die Schuld nur die geringe Aufmerksamkeit, die sie der Tageskritik widmen. Ganz besonders sei Dies Herrn Matkowsky gesagt, über dessen Herman die Berufenen nur eine Stimme haben. Er bot den „klassischen Typus der deutschen Helden" ... er „darf den Herman zu seinen glänzendsten Leistungen rechnen" (Nationalztg.). Er „hatte bedeutende Momente, aber zu individualisiren vermochte er seinen Cheruskerfürsten nicht" (N. N.). Er „war in Erscheinung, Haltung und Ton ein echt heldenhafter Herman, dem aber auch der gemüthliche Ton ... zu Gebot stand" (Börsen.) Seine Worte verhallten wie das Geräusch eines rasch dahinrollenden Wagens" (Kl. J.). Er „bot eine ausgezeichnete Leistung" (L. A.). Ihm „blieb das Geheimniß der Individualität, die er zu verkörpern hatte, zunächst noch verschlossen" (Freis. Ztg.). Er „löste die schwerste Aufgabe, die vielleicht eine klassische Dichtung bietet, mit genialer Leichtigkeit" (Frdbl.). Er „hat Kleist eigentlich totgespielt", er war „sehr unbedeutend", er „spielte den idealen teutschen Helden, den Ritter ohne Furcht und Tadel, den Amadis von Gallien, den Befreier Deutschlands, wie er in Romanen steht" (T. R.). Freilich — bei einer so komplizirten Gestalt, von der die „T. R." meint, Herman sei der Typus eines Barbaren, der „Führer der deutschen Ure", er „trägt das Blut Machiavellis und Cesare Borgias in seinen Adern", während er zugleich „Kraftgenie und moderner Empfinder" ist und zu den „höchsten Idealen mit den Mitteln der grausamsten Wirklichkeit strebt" (Freis. Ztg.)!! — Eben so sicher weiß Fräulein Poppe, woran sie ist, denn „sie fand den Stil der Dichtung

am Sicherſten und Deutlichſten" (N. N.), ſie „iſt weder Thusnelda noch Thuschen und wird weder das Eine noch das Andere jemals werden. Alle Klugheit und alles Verſtehen der Rolle hilft ihr nichts, wo ſo ſehr die Wahlverwandtſchaft fehlt" (T. R.). Und das Weſen dieſer Geſtalt liegt doch ſo klar am Tage! „Zwei Gefühle treiben ſie zur Rache. Erſtens ihr verletzter Stolz, und zweitens die plötzlich erwachende Scham vor ſich ſelber. Sie erkennt, in welcher ſittlichen Gefahr ſie geſchwebt hat und um was für eines Menſchen willen .." (Frdbl.) Die ungebändigte Wildkatze aus dem deutſchen Urwalde als Mitglied der „ethiſchen Geſellſchaft"! Auch Das gehört zum Ganzen.

Und damit kommen wir zu der traurigen Seite der Sache. Denn in wie ſchreiender Weiſe unſere Kritiker ſich widerſprechen: in Einem ſtimmen ſie ausnahmelos überein: in dem abſoluten Mißverſtändniß des Werkes und ſeiner künſtleriſchen Zwecke. Das „B. T." meint, „nicht Geſchichtbilder giebt Kleiſt . . . ſondern Bilder der Menſchheit, der furchtbar aufgewühlten Menſchheit, die ſich gleich bleibt am Strand der Spree wie des Tiber oder des Tigris." Alſo die richtige deutſch-freiſinnig verwaſchene „allgemeine Menſchlichkeit". „Kleiſts Germanen ſind nichts als Deutſche zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts . . . die berſerkerhafte Wuth, die Herman und ſeine Genoſſen beſeelt, iſt nicht Barbarenwuth, ſondern der tiefe Ingrimm eines modernen Volksgenoſſen, der ſein Volk niedergetreten ſieht." Der Gelehrte des „Kl. J." weiß ganz genau, warum Kleiſt ſein Werk geſchaffen hat: es „gehört zu jener Klaſſe von Dramen, deren Hauptzweck die Stärkung des vaterländiſchen Gefühls iſt". Und wie einen Wichert macht er den Dichter herunter. „Zur Geſtaltung einer idealen Schöpfung iſt dieſe Erregung zu heftig, der Dichter bedarf der inneren Ruhe, um das Ebenmaß ſeines Werkes zu wahren. Die „Hermannsſchlacht" beweiſt es deutlich, wie ſchädlich ſubjektive Leidenſchaft dem ſchöpferiſchen Künſtler werden kann." Kleiſt giebt ſich nämlich „gar keine Mühe, ſeinem Publikum die Römer als ſchlechte Menſchen darzuſtellen". Das „Frdbl." iſt der ſelben Anſicht. Das Stück „iſt eigentlich ganz von nationalem Haß diktirt". „Warum die Germanen unter der römiſchen Oberherrſchaft ſeufzen, erfaßt man nicht, etwa wie in Schillers „Wilhelm Tell" in der Eingangsſzene mit ſo genialer Plötzlichkeit ſich das ganze Bild der unter Geßler ſeufzenden Schweiz entrollt."

Keiner dieſer Leſſinge hat alſo gemerkt, daß es ſich für den Dichter gar nicht um die Abwehr von Drangſalen und Leiden, um Rache für erlittene Schädigungen handelte. Um was es ſich in der Hermannsſchlacht handelt, Das iſt das Recht auf nationale Art, auf perſönliche Freiheit, das Recht auf Barbarei, Jagd, Gottesurtheile, Trunk, Würfelſpiele, auf Alles Angeſtammte, Alles Deutſche, das, mochte es nun vortrefflich oder elend ſein, dieſen feſten, willensſtarken Urmenſchen tauſendmal höher ſtand als alle Vortheile fremder Kultur, die ihrem Weſen, ihren Gewohnheiten, ihrem Recht zum Daſein widerſtritten. Was Herman vertheidigt, iſt ſeine Bärenhäuterei, um was Thusnelda kämpft, Das iſt ihr Goldhaar. Nicht die politiſche Unabhängigkeit, ſondern die individuelle. Einem Marbod können ſie ſich unterwerfen, der ihres Stammes iſt, dem ſie nicht Opfer des Gefühls, der Lebensabſichten, der Gewohnheiten zu bringen haben, — aber nie der römiſchen Militärbureaukratie. Es iſt das Widerſtreben gegen die Zähmung, die in dieſen Wilden lebt: iſt Thusnelda die deutſche Wildkatze, ſo Herman der Luchs, der ſein Jagdrevier ſauber halten will und aller Liſt, aller Grauſamkeit des Luchſes dazu ſich bedient.

Digitized by Google

„Verheeren eure Fluren, eure Heerden
Erſchlagen, eure Plätze niederbrennen“

heiſcht Herman die zagenden Rickertianer ſeiner Gefreundſchaft an, und da ſie ihm entgegnen:

„Das eben, Raſender, Das iſt es ja,
Was wir in dieſem Krieg vertheid'gen wollen“,

ſind ſie für ihn aus ſeinem Plane geſtrichen und, „ablenkend“ ſagt er:

„Nun denn, ich glaubte, eure Freiheit wär's!“

und ſteht auf. Zum Henker Expoſition! Zum Henker Motivirung! Zum Henker römiſche Miſſethaten! Herrſchen will Varus in Deutſchland — zum Henker mit ihm! Was hat Thuſnelda Köſtlicheres zu vertheidigen als ihre blonden Locken, die ihres Herman Glück ſind und das Symbol ihrer Freiheit! Zum Henker mit Ventidius!

„Schlagt ſie tot, das Weltgericht
Fragt nach Euren Gründen nicht!“

hatte Kleiſt ſeinen Deutſchen zugerufen, er beſchwor ſie, keine Rückſicht zu nehmen auf die materiellen Vortheile der napoleoniſchen Univerſalmonarchie, auf das zum Theil edle Verhalten der Marſchälle, nicht nur Gut und Blut zu opfern, nein, auch Moral und Chriſtenthum, um in Deutſchland frei als Deutſche leben zu dürfen. Können wir uns wundern, daß eine ſolche „Werdehart-Tafel“ im Zeitalter des leiſetreteriſchen Caprivismus nicht verſtanden wird: in einer Zeit, die Angſtmeierei mit Vornehmheit verwechſelt? Macht doch auch das „B. T.“ den Germanen der Hermannsſchlacht den Vorwurf, zu laut geſchrieen zu haben, und meint, „poſitiv zuverläſſige Nachrichten über die Stimmittel der alten Germanen ſind uns nicht überliefert“. Herr O. N.-H. weiß alſo nicht, daß „Germanen“ vom keltiſchen garm = Lärm kommt und nichts Anderes als die „Brüller“ beſagt, ein Spottname, der ähnlich wie „Geuſen“ ſpäter zum Ehrennamen wurde. Es ſoll wirklich vor einer altdeutſchen Schlacht, im Lager dieſer nervenſtarken Urmenſchen, nicht ſo zimperlich hergegangen ſein wie im Salon von Frau Barczinowski, und ein Matkowskyſcher Herman, der ſich einmal verſchreit, dürfte immer noch echter ſein als ein Kainzſcher Don Carlos, der die Anklage gegen ſeinen Vater — dem Souffleur zuflüſtert.

Conrad Alberti.

Digitized by Google

Die XI.

An einem sommerlichen Maimittage des vergangenen Jahres führten künstlerische Dilettanten vor einem literarischen Publikum in den alten engen Bouffes-Parisiens ein seltsam schönes Gedicht auf: Pelléas et Mélisande von Maurice Maeterlinck. Als die zart gestimmten Bilder, worin junge anmuthige Menschenkinder ihre wehmüthige Liebe klagen und düstere Gestalten bange Prophezeihungen eines nahenden Verhängnisses murmeln und flüstern, in raschen Verwandlungen vorüberzogen, mußte ich dabei an den berliner Maler Ludwig von Hofmann denken. Wie auf der dämmerigen Bühne sich die huschenden und die gemessen schreitenden Figuren in schlankfließenden Konturen und mattfarbigen Komplexen klar abhoben von einem gobelinartigen Hintergrunde, der bald den Wald, bald das Schloß und dann wieder ein Gemach bedeuten sollte, da standen die Bilder Hofmanns vor mir. Und jetzt, bei Schulte, in dieser Ausstellung der XI, unter denen abermals Hofmann als der fruchtbarste Phantast seine Eigenart am Augenfälligsten werden läßt, werde ich wieder lebhaft an den Maimittag in dem pariser Theater erinnert, wo man die Wortdichtung Maeterlincks mit gerechtem Stilgefühl ins Räumliche zu übersetzen wußte.

Unter Hofmanns Produkten unterscheidet man jetzt zwischen Einfällen und Schöpfungen, zwischen Entwürfen zu Handspiegeln, Stickereien und dekorativen Panneaux und zwischen Gemälden, deren Rahmen einen malerischen Gedankengang thatsächlich abschließen. Aber die natürliche Harmlosigkeit des erstens Empfindens ist ihm nicht durch die künstlerische Ueberlegung verdorben. In unbefangener Nacktheit wandelt seine schlanke Menschenjugend durch die lieblich wachsenden Fluren. „Die weißen unerfahrnen Glieder, sie sind so rührend anzusehn."

Darin ist Hofmann das gerade Gegentheil von Klinger, wiewohl sie in ihrem Kreise einander die Nächsten sind. Max Klinger nämlich ist jetzt auch einer von den Elfen geworden; man hat ihn eingetauscht gegen einen belanglosen Landschafter; ein guter Handel. Von Klinger also hängt eine Kreuzigung da, nach dem ersten Eindruck eine Anzahl Akte und Gewandfiguren, in denen man dann Personen erkennt und schließlich wohl auch deren gegenseitige Beziehungen. Es ist ungeheuer viel Kunst auf diesem Bilde, — zu viel! Und daß man dies Alles auf den ersten Blick sieht und bei weiterem Beschauen immer nur neue Vorzüglichkeiten entdeckt, ohne sie einen Augenblick übersehen oder vergessen zu können über dem Ganzen, das ist der empfindliche Mangel; ein embarras de richesse. Wenn Klinger eben so geschwind als Maler wäre, wie ers als Radirer ist, er würde nicht über dem Ende den Anfang vergessen haben.

Franz Skarbina ist der Selbe geblieben, der seine lieblichen und pikanten Erlebnisse in Dorf und Stadt, in stillen Gärten und auf lärmenden Straßen mit feiner Beobachtung und sicherem Gedächtniß aufschreibt. Und wenn er diesmal auch einen weiblichen Idealkopf und eine nackte Halbfigur mit klassischen Allüren als Supraporte malte, als ob ihn, der ehemals ein Erwachen in der Morgue furchtbar schilderte, nie etwas Anderes gerührt hätte, so mag Das eine Nuance sein, die ein Modell gerade in ihm wachgerufen hat. Oder ob es ihn reizte, zu zeigen, daß er noch Anderes kann?

Walter Leistikow hat den Weg gefunden, der zu den stillen, entlegenen Orten führt, wo das Herz ihm stärker schlägt und die Augen ihm aufgehen, daß er die heimlichen Wunderdinge wahrnimmt, vieltausendfarbiges Dämmern und Flimmern. Sein künstlerisches Problem ist die Bewegung des Lichtes;

Digitized by Google

man sieht auf seinen Bildern die Zeit verrinnen. Man sieht die Sonnenflecken den Baumstamm hinabzittern; der Wolkenschatten zieht langsam auf dem bunten Acker, über dem der Regenbogen mählich verblaßt; im schläfrigen Walde huschen gespenstig die letzten Tageslichter und die Sonne sinkt hinab in das Meer, müde senkt sich die Nacht hernieder, wie die ziehenden Kraniche mit letzten Flügelschlägen nach langer Tagesreise das Land erreichen. Leistikow löst sein Problem nicht mittels technischer Experimente, wenigstens sieht man nicht, wies gemacht ist. Darum ist man vor diesen Bildern niemals genöthigt, sich Rechenschaft zu geben; man genießt nur das Vollendete, ohne die Geschichte mühsäligen Entstehens oder selbstgefälligen Schaffens merken zu müssen.

Die Bilder aber von Hugo Vogel und Hans Hermann riechen von Weitem nach den dazu verwendeten Malmitteln. Sie sind ausschließlich mit erfahrener Klugheit und Geschicklichkeit gedacht und gemalt. Nicht wie Leistikow, der so für sich hingeht, nichts zu suchen, aber überall sich selbst findet, ziehen Jene aus mit der vorgefaßten Idee für ein ganz bestimmtes Bild, das gemalt werden soll. Hermann mit der messingenen Milchkanne bewaffnet, den blauen Blüthenbusch zu suchen, der zu dem gelben Metall jedenfalls ausgezeichnet passen wird; und Vogel unzertrennlich von einem Kirchengesangbuch, das er überall da hinlegt, wo er mit dem schrill citronengelben Buchschnitt eine noch nicht dagewesene auffallende „farbige" Wirkung gegen bläuliche Lufttöne, oder was sonst zart und duftig ist, erzielen möchte. Milchkannen und Gesangbücher aber sind keine persönlichen Eigenschaften, nicht einmal unentbehrliche Geräthschaften für interessante Gemälde. Hermanns Bilder gefallen als delikate Farbengerichte, geschmackvoll garnirt, Etwas fürs Auge; das Herz bleibt kühl.

Einer, der ohne künstlerhafte Eitelkeit vorträgt, nicht rechts, nicht links kokette Seitenblicke werfend, geradeaus schaut, sich giebt ohne schwungvolle Posen und zierliche Gesten, mit kraftvollen, natürlichen Bewegungen, Das ist in dem höchsten Maße nur Max Liebermann. Seine Handschrift ist nicht durch kalligraphische Schnörkel verstellt, daß man die volle Persönlichkeit aus all den unwillkürlichen Seelenspuren herausliest; denn er scheint gemalt zu haben, ohne hinzusehen, ohne der Thätigkeit sich bewußt zu sein. Und doch giebt es Keinen, der seine hellen Augen besser gebraucht; aber der unbeirrte Blick ist nur auf das Wesentliche gerichtet und streift mit erstaunlicher Beherrschung an den wohlfeilen Nebensächelchen vorüber. Weil er die Dinge in einem Abstande sieht, ihnen nicht mit kleinlicher, kurzsichtiger Neugierde auf den Leib rückt, verliert er niemals den Ueberblick. Er steht darüber und so sieht er den Hauch, der über den Dingen liegt. Von seinem freien Standorte unterscheidet er und wählt den richtigen Moment; dann schildert er nicht Zufälliges sondern Stetiges, nicht einzelne Vorkommnisse, sondern Zustände, Gewohnheiten, Sitten, — in einem Moment ein ganzes Leben.

Alberts, Stahl, Mosson und Schnars-Alquist machen die Zahl XI. voll. In der engeren Wahl stehen sie zurück gegen die ganz starken, aber immerhin sind sie Elfer, die an dem diesjährigen großen Erfolge zwar den geringeren, aber doch thätigen Antheil genommen haben.

Die vereidigten Bilderbeschauer wollen es noch nicht zugeben, daß außerhalb ihres mikroskopischen Gesichtsfeldes noch mächtige merkwürdige Welten existiren. Oder ist es schon ein Bekenntniß, wenn der Geschätzteste von ihnen treuherzig meint, daß die Elfer Wunder sähen, die einem gewöhnlichen Sterblichen zu schauen nicht vergönnt seien? Friedrich Fuchs.

Digitized by Google

Im feurigen Ofen.

Eine ſchöne neue Hiſtoria, gedruckt in dieſem Jahr.

Und der König gab Sadrach, Meſach und Abed-Nego große Gewalt im Lande Babel. Daniel 3, 30.

Wie waren ſie doch ſo wunderbar
In den Ofen hineingerathen
Und ſo plötzlich! Keinem war es klar
Von den drei Diplomaten.

Und Herr von Spätzle anfangs ſprach:
„Wir werden hier nicht erfrieren;
Ich glaube, wir werden uns nach und nach
Hier ſchon acclimatiſiren“.

Da meinte der Herr von Auſternfreund:
„Der Hitze könnt' ich entrathen.
Die Aepfel, in der Röhre gebräunt,
Beginnen zuletzt zu braten.

Oft bin ich im Sommer durch die Prairie
Einſt hinter dem Büffel geritten,
Doch ſolche Hitze hab' ich noch nie
Wie in dieſem Loche erlitten“.

Und von Malzheim ſeufzte Herr Troubadour,
Der treffliche Kenner der Noten:
„Falſch iſt dies Tempo, die Partitur
Wird zu ſehr con fuoco geboten.

Das ſcheint der Feuerzauber zu ſein:
Ich beginne ſchon zu ſchwitzen;
Wie lange ſollen wir in der Pein
Des feurigen Ofens ſitzen!

Erhör' uns, Herr, und im höhern Chor
Flehn wir Dich an um die Wette.“
Und aus der Tiefe ſcholl empor
Der Klang von einem Terzette.

„O weh! Die Gluth wird gar zu arg“,
Hub Auſternfreund an zu klagen,
Und einen Stecken lang und ſtark
Thät in der Hand er tragen.

Er führt wahrhaftig, der komiſche Mann,
Einen Knüppel jetzt neben der Feder.
Mißtrauiſch ſchaut er Jeden an,
Ein Verräther erſcheint ihm Jeder.

Er hat den Knüppel ſich zugelegt,
Seit er gerieth in die Flammen,
Gegen mouches volantes; und damit ſchlägt
Er ſie nun wacker zuſammen.

„Wer hat uns nur hierher gebracht!“
Rief Troubadour voll Zagen.
„Ich gab doch auf den Moſer Acht,
Der würde ſo was nicht wagen.

Obs Herbert Bismarck, obs Radowitz war, —
Ich habe die Spur verloren.
Am Ende war es der Schlözer gar!
Thatſache iſt, daß wir ſchmoren.

Ich fürchte, wir werden an dieſer Nuß
Uns noch die Zähne zerbeißen:
Man ſagt, es ſei ein Anonymus,
So kann der Kerl doch nicht heißen“.

Digitized by Google

„Sei ruhig! Freundlich Element!“
Ertönte Spätzles Stimme.
„Fatal, daß es mich nicht mehr kennt,
Und verfolgt mit seinem Grimme.

Ich habe in meinem Preßbureau
Dich oft geschürt voll Behagen,
Wie kommts, daß jetzt die Flammen so
Gegen den Meister schlagen?

Ich habe die Herrn mit dem kurzen Gedärm
So oft und so reichlich gefüttert!
Hört uns denn Keiner mit unserm Gelärm
Und wird von Mitleid erschüttert?

Wo ist mein dicker Augustus Stein,
Den ich steter Tropf' gehöhlt hab'?
Wo Reuß, wo Levysohn, die jahrein,
Jahraus ich so sorglich geölt hab'?

Selbst auf Augustus ist kein Verlaß,
Der wackern Frankfurterin Jungen!
O käm' er mit einem Tröpflein Naß
Und kühlte unsere Zungen!

O semper Augustus, eile herbei!
Wo Du schreibst, aliquid haeret.
Wir leiden Pein, vernimm unsern Schrei,
Du hast schon oft Dich bewähret.“

Da gingen einige Leute vorbei,
Die glaubten, es scherzten die Herren,
Und zum Vergnügen hätten die Drei
In den Ofen sich lassen sperren.

Man lachte draußen aus vollem Hals
Ueber des Spätzles Grimassen;
Die Anderen hatte ebenfalls
Die steife Würde verlassen.

So schlangen sie den seltsamen Reihn
Abwechselnd und vielgestaltig;
Ihr Singen drang durch Mark und Bein, —
Ergreifend, allgewaltig.

So gingen denn manche Stunden hin,
Doch plötzlich rief ein Kenner:
„Nicht zum Vergnügen sind sie drin,
Im feurigen Ofen, die Männer!“

Ein Gewimmel entstund mit einem Mal
Von Klausnern und Levysöhnen,
Die da schützen mit der Feder Stahl
Die Schwachen und Starke verhöhnen.

„O helft den Armen!“ erscholl ihr Geschrei,
„Errettet von den Qualen
Die schwache Regirung, und Hilfe sei
Ihr gebracht von den Liberalen.“

Drum löschten mit Hallo und Hurra
Das Feuer Begeisterungwogen.
Schnell wurden die drei Männer da
Aus der feurigen Lohe gezogen.

Der Reptilienvater ward aus dem Brand
Von seinen Wackern errettet.
„Hei!“ dachte Spätzle, „mit eisernem Band
Sind wir aufs Neue verkettet.“

* * *

So sind die Männer, falls es wahr,
Wie im Reichsanzeiger zu lesen,
Unversehrt an Mänteln und an Haar
Acht Wochen im Feuer gewesen.

Man findet irgend ein Unthätchen nicht
An ihnen; sie sind gänzlich
Intakt, und der Pöbel nur spricht:
„Die Sache riecht doch brenzlich.“

Palingenius.

Digitized by Google

Notizbuch.

Die wohl nicht ganz unbeabsichtigte Thatsache, daß der Beginn des selig machenden Russenvertrages auf den Tag fiel, der vor vier Jahren uns die Trauerkunde von Bismarcks Entlassung brachte, hat einigen noch immer als liberal geltenden wollenden Blättern die erwünschte Gelegenheit gegeben, mit ihren netten Kothklümpchen nach der ragenden Größe des Verhaßten zu zielen und allerlei geistreiche Betrachtungen über die angeblich „zweideutige" Haltung des **Fürsten Bismarck** zu dem Vertragswerk anzustellen, dessen Ruhm jetzt der eigene Vater den Danzigern verkündet hat. Natürlich sind alle diese Betrachtungen aus einer nicht allzu reinlichen Luft gegriffen. Fürst Bismarck hat in seiner Beurtheilung der ganzen handelspolitischen Aktion nicht einen Augenblick geschwankt, er hat sie stets als einen verhängnißvollen Fehler angesehen und er hat sich auch durch die vielfachen Bemühungen nicht beirren lassen, die während der letzten Zeit gemacht wurden, um ihn als Eideshelfer zu gewinnen. Diese Bemühungen wurden nicht nur öffentlich, im Reichstag, inszenirt; sie fanden auch auf privaten Wegen ihre Fortsetzung und namentlich im Lager der Großindustrie wurde dabei mehr Eifer als Delikatesse gezeigt. Es war dem Fürsten niemals zweifelhaft, daß eine Mehrheit für den Vertrag zusammengebracht werden würde, und man darf annehmen, daß er die Uebereifrigen darauf hingewiesen hat. Um so größer mußte sein Erstaunen sein, als er aus den Zeitungen erfuhr, daß sein Name vom **Grafen Dönhoff-Friedrichstein** in einer Wahlversammlung verwerthet worden war. Graf Dönhoff hatte das Bedürfniß, von dem vor der Wahl gegebenen Versprechen, gegen den Vertrag zu stimmen, sich entbinden zu lassen, und er berief sich zu diesem Zweck auf den Fürsten Bismarck, der zu einem Bekannten gesagt haben sollte, die Ablehnung des Vertrages bedeute den Krieg mit Rußland. Als er um die Angabe seines Gewährsmannes ersucht wurde, antwortete der Graf: ihm habe der Geheime Kommerzienrath **Krupp** erzählt, ihm habe Professor **Schweninger** erzählt, ihm habe Fürst Bismarck Das gesagt. Diese etwas weitläufige Berichterstattung hatte dem Grafen Dönhoff, der bis zum Jahre 1890 viel im Hause des früheren Kanzlers verkehrt hatte, genügt, um von ihrem Ergebniß die Entscheidung seiner Wähler abhängig zu machen. Das ist Geschmackssache; wichtiger aber ist, daß Professor Schweninger bündig erklärt, er habe nie Herrn Krupp oder irgend einem Andern etwas Aehnliches erzählt, — schon deshalb nicht, weil er damit die Ansicht des Fürsten Bismarck, so weit sie ihm bekannt geworden war, direkt in ihr Gegentheil entstellt haben würde. Wer nur einigermaßen mit den Anschauungen des Fürsten und mit der vorsichtigen Diskretion seines ärztlichen Freundes bekannt war, der konnte über die Unwahrheit der Behauptung nicht zweifelhaft sein und er konnte höchstens über die Leichtfertigkeit staunen, mit der die Klatschgeschichte vom offiziösen Telegraphen und von den nicht minder offiziösen Zeitungen weiter verbreitet wurde. Fast noch merkwürdiger aber ist das Verhalten des Herrn Geheimen Kommerzienrathes Krupp, der bis jetzt seinen Irrthum öffentlich noch nicht eingestanden, wohl aber, wie man vernehmen konnte, mit dem Grafen Dönhoff und Herrn von Rottenburg in aller Freundschaft gefrühstückt hat.

* * *

Im vorigen Sommer hat der Bildhauer **Robert Toberentz** über „die Jury der Kunstausstellung" in der „Zukunft" einen Artikel veröffentlicht, der

Digitized by Google

dem **Verein Berliner Künstler** Veranlassung gab, Herrn Toberentz aus dem Verein auszuschließen. Er sollte die Vereinsehre verletzt haben, weil er in rein sachlicher Darstellung verständige Reformvorschläge gemacht und die Interessen der Künstlerschaft vertreten hatte. Gegen den Vereinsbeschluß hat Herr Toberentz nun an das Gericht appellirt und die zweite Civilkammer des Berliner Landgerichtes hat erkannt: „1. Die Ausschließung des Klägers ist zu Unrecht erfolgt und wird aufgehoben, 2. Beklagter wird zur Tragung der Kosten des Rechtsstreits verurtheilt." Hier, am Ort der That, wird auch die Begründung des Urtheils interessiren. Es heißt da: „In materieller Beziehung ist die Ausschließung des Klägers damit begründet, daß er die Ehre des beklagten Vereins gefährdet und somit gegen § 8 der Statuten verstoßen hat. Diese Begründung hat nicht für zutreffend erachtet werden können. Der beklagte Verein stützt mit Unrecht sein Vorgehen gegen den Kläger auf einen willkürlich herausgegriffenen Passus des Artikels, aus welchem er eine Gefährdung seiner Ehre herausliest. Er übersieht dabei ganz die Tendenz des Artikels, welcher sehr zutreffend als ein vorbereitender Schritt zu einem Antrage auf eine durchgreifende Reorganisation des Instituts der Jury und Hängekommission bezeichnet wird. . . . Wenn der Kläger dann in der Begründung seines Vorschlages, daß die Jury alle Werke selbständiger Künstler, vorausgesetzt, daß sie sich in den Schranken der bürgerlichen Gesetzgebung hielten, zur Ausstellung zulassen solle, dem Einwand des dadurch entstehenden Platzmangels und der Beschickung mit zu vielen schlechten Arbeiten damit begegnet, daß es noch keiner Jury, auch der des Jahres 1893 nicht, gelungen sei, eine Ausstellung vor schlechten und minderwerthigen Arbeiten zu bewahren, und daß es besser sei, einige minderwerthige Künstler mehr zuzulassen als einen wirklichen Künstler auszuschließen, und wenn er diese These mit dem ‚Fall Klein' belegt, so kann doch nicht angenommen werden, daß der Kläger das freie Recht der Kritik damit in irgend einer Weise überschritten habe. . . . Aber selbst wenn man annimmt, daß der Artikel des Klägers die der Wahrnehmung berechtigter Interessen gezogenen Grenzen überschreitet, so würde damit doch immer nicht der in § 8 der Statuten vorgesehene Fall gegeben sein, wonach lediglich eine Gefährdung der Ehre des Vereins die Ausschließung rechtfertigt. Die bereits gekennzeichnete Tendenz des Artikels geht ja im Gegentheil gerade dahin, die Zulassung der zur Ausstellung angemeldeten Werke dem subjektiven Ermessen zu entziehen und eine mehr objektive Kritik herbeizuführen, welche der ganzen Berliner Künstlerschaft, als deren erster Repräsentant der beklagte Verein aufgefaßt sein will, in ihrem letzten Ende zu Gute kommen soll. Es ist daher ganz unerfindlich, inwiefern eine Kritik, welche im Jahre 1893 um so berechtigter war, als die Jury, wie notorisch, durch ihr Verhalten eine Spaltung in der Berliner Künstlerschaft veranlaßte, . . als eine Gefährdung der Ehre des Vereins sich darstellen soll, welcher als solcher mit keinem Wort angegriffen ist." Es ist ferner gesagt, dem Verein müsse „selbst daran gelegen sein, in eine objektive Prüfung der vom Kläger verlangten Reformen einzutreten". Dazu ist vorläufig nun keine Aussicht, denn Herr Anton von Werner ist noch immer Vorsitzender des Vereins und Herr Toberentz, von dem das gerichtliche Erkenntniß sagt, er habe „in Wahrnehmung der berechtigten Interessen der gesammten Künstlerschaft gehandelt", hat, um diese Interessen künftig kräftiger vertreten zu können, dem arg kompromittirten Verein den Rücken gekehrt.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 31. März 1894.

Der Mann in Friedrichsruh.

Wenn der Geburtstag des Fürsten Bismarck auch diesmal wieder in die stille Woche vor Ostern fiele, so würden wackere Bureaukraten doch kaum, wie sies im vorigen Jahre thaten, die Sabbathordnung von 1803 aus den Akten kramen und die Beleuchtung des Sachsenwaldes mit festlichen Fackeln verbieten. Das selbstgefällige Behagen an der Betonung des Gegensatzes zwischen Berlin und Friedrichsruh, das subalterne Geister entzückte und das eifrige Coulissenschieber immer wieder empfahlen, ist einer nützlicheren Erkenntniß gewichen, seit die gefährliche Unpopularität dieses Gegensatzes auch der Kurzsichtigkeit aufgedämmert ist, und von der Methode, die mit der Boykottirung des alten Kanzlers, mit dem Rundschreiben an die deutschen Missionen und mit ausführlicheren Schriftstücken privaten Charakters begann, sind die leitenden Männer zu dem vor vier Jahren schon einmal erprobten Versuch zurückgekehrt, ihr Bemühen als die unveränderte Fortführung und Vollendung des bismärckischen Werkes darzustellen. Wer Vergnügen daran hat, mags ihnen glauben und an der Hoffnung, daß — man denke! — der Zar nach Berlin kommen und die Heilige Alliance in neuer Auflage erscheinen wird, so lange sich rösten, bis die europäische Verschwörung gegen das noch immer als Eindringling betrachtete Deutsche Reich weit genug vorgeschritten ist, um einen entscheidenden Schlag wagen zu können. Einstweilen wird auch nach dem Verhallen des Ostergeläutes und nach dem labenden

Digitized by Google

Genuß der Danziger Mischung von Byzantinismus und Banalität noch immer die nämliche friedsame Weise getutet, noch immer werden Freudenfeuer angezündet, wird die beseligte Zufriedenheit der Bevölkerung verkündet, und auf daß kein Mißklang die herrliche Harmonie störe, wird der Draht, der das Kaiserschloß mit dem einfachen Wohnhause des Mannes in Friedrichsruh verbindet, von Zeit zu Zeit elektrisch angestrahlt. An der Spitze der Gratulanten wird diesmal der Erste wohl nicht fehlen, die offiziösesten Blätter werden sich einen ansehnlichen Glückwunsch abringen und den Fackelzügen, Distanzmärschen, Ehrengeschenken, Telegrammen und Festgedichten wird von keiner amtlichen Stelle aus eine Schranke gesetzt werden. Der Leitartikelbegeisterung ist damit das Motto gegeben: sie wird, in landesüblicher Ergriffenheit, des Wechsels der Zeiten gedenken, für den die Franzosen das hübsche Wort avant et après la bouteille ersonnen haben, und sie wird ihrer natürlich sehr patriotischen Freude darüber Ausdruck geben, daß man, ohne ein Mißverständniß befürchten zu müssen, den Mann nun wieder feiern darf, „dessen unvergängliche Verdienste wir Alle stets freudig anerkannt haben, wenn wir auch von blinder Autoritätanbetung uns fern halten zu sollen glaubten". Wir kennen die Weise, wir kennen den Text nebst dem Stil, und das alte Lied wird programmgemäß abgespielt werden, — mit der selben, vom Kalender diktirten Herzensbetheiligung, die bei den rührigen Machern der öffentlichen Meinung vor Kirchenfeiertagen und Monarchengeburtstagen pünktlich sich immer einzustellen pflegt.

Dieses Orchester bedarf der Verstärkung nicht und hier, wo unbekümmert um Gunst oder Ungunst, auch an Werktagen die größte und reizvollste Erscheinung der germanischen Welt nicht vergessen, entstellt und mit den Abfällen der Parteiwuth beworfen wird, wäre das hohle Pathos lärmender Prologe recht übel angebracht. Der aufrechte Mann, der nun in sein achtzigstes Lebensjahr tritt, war nie ein Freund thränenfeuchter Sentimentalitäten — wenn auch eifrige Reporter noch so oft aus einer Schwäche seiner Augen ein hübsches Zeilchen mit Tropfen der Rührung destillirt haben — und er wußte den Werth solcher Huldigungen, die den Huldigenden das größte und mitunter das einzige Vergnügen bereiten, immer zu schätzen. So lange er im Dienst des Monarchen stand, pflegte er allen Massenovationen nach Möglichkeit sich zu entziehen: man sah ihn selten, von den Pflichten

Digitized by Google

eines nur repräsentativen Erscheinens, für die sein Nachfolger fast so viel Zeit findet wie für die Wacht am Bundesrathstisch, ließ der unermüdlich Arbeitende sich meistens entbinden und die schützende Mauer, die ihn im Garten der Wilhelmstraße den spähenden Blicken verbarg, wurde erst auf den Befehl des ablösenden Generals niedergerissen, dem die Oeffentlichkeit durchaus nicht unangenehm zu sein scheint. Heute steht Otto Bismarck freiwillig im Dienst des Volkes; sein Applausbedürfniß ist nicht gewachsen, und wenn er dem Verkehr mit den Massen seitdem weniger spröde sich versagt hat, so geschah es, weil er darin das wirksamste Mittel fand, rathend und warnend zum Volke zu sprechen, und weil er die vielleicht nicht ganz richtige, aber gewiß nicht eitle Empfindung hatte, daß nicht seiner Person, sondern dem großen Stück deutscher Geschichte, das sie verkörpert, die andrängende Begeisterung galt. Er hat sich auf Marktplätzen und im Gewühl der jauchzenden Menge gezeigt, um im wankenden Gemäuer das Symbol einer schöpferischen und im Schaffen jäh unterbrochenen Zeit nicht verbergen zu lassen; aber das Verlangen nach Weihrauch und Jubelhymnen ist mit dem Alter in ihm nicht lebendiger geworden und deshalb werden alle kunstvoll und künstlich inszenirten Anfeierungen und alle noch so ziervoll gedruckten Adressen ihm auch nicht so lieb sein wie der einfache und aufrichtige Wunsch: es möge das nächste Jahr ihn und seine Familie vor schmerzlicher Anfechtung bewahren, — nicht vor tückischer Krankheit nur und wehem Scheiden, sondern auch vor dem Anblick politischer Zustände, die dem Schöpfer des Reiches und Allen, die ihn lieben, kaum geringeren Schmerz als persönliches Erleiden bereiten.

Als der alte Kaiser dem Fürstenpaar zur silbernen Hochzeit gratulirt hatte, antwortete Bismarck aus Varzin: „Mit Recht heben Ew. Majestät unter den Segnungen, für die ich Gott zu danken habe, das Glück der Häuslichkeit in erster Linie hervor, aber zum Glück gehört in meinem Hause, für meine Frau sowohl wie für mich, das Bewußtsein der Zufriedenheit Ew. Majestät. Ich habe im Rückblick auf mein Leben so unerschöpflichen Anlaß, Gott für seine unverdiente Barmherzigkeit zu danken, daß ich oft fürchte, es könne mir nicht so gut bis zu Ende gehen. Für eine besonders glückliche Fügung aber erkenne ich es, daß Gott mich auf Erden zum Dienste eines Herrn berufen hat, dem ich freudig und mit Liebe diene, weil die angestammte Treue des Unterthanen unter Ew. Majestät Führung niemals

Digitized by Google

zu befürchten hat, mit einem warmen Gefühl für die Ehre und das Wohl des Vaterlandes in Widerstreit zu gerathen." In diesen Worten ist das segensreiche Zusammentreffen glücklicher Umstände resumirt, ohne das die ganz menschliche und doch ganz reine Gestalt des Einzigen nicht werden und wachsen konnte, und es ist zugleich auch schon die Befürchtung ausgesprochen, daß diese günstige Konstellation nicht bis ans Ende der Erdentage des Dankbaren dauern möchte. Das häusliche Glück ist ihm treu geblieben: man wird nicht leicht eine Familie finden, wo ein so inniges Verhältniß, bei völliger Freiheit und Unabhängigkeit des Einzelnen, alle Glieder vereint, wo für das Haupt des Hauses eine so zärtliche und doch gar nicht blind anbetende Hingebung immer bereit ist und jeder Schritt, auch der öffentlichste, stets nur danach geprüft wird, ob er dem Einen, vor dem Alle willig sich beugen, freundliche oder ärgerliche Empfindungen wecken könnte. Nur diese eine Rücksicht herrscht im Hause Bismarck; als auf der Fahrt nach Berlin neulich den Fürsten sein ältester Sohn begleitete, da knüpfte an diese selbstverständliche Thatsache Hoffnung und Verdächtigung ihr Gewebe und Niemand mochte glauben, daß für den Sohn nur der Wunsch maßgebend war, dem Vater zur Seite bleiben und ihm lästige Pflichten abnehmen zu können; diese Erwägung erschien zu einfach, irgend eine besondere Absicht mußte im Hinterhalt sein und die Schnüffelnden beruhigten sich auch dann noch nicht, als der Fürst bald darauf im eigenen Hause, wo er der Hilfeleistung nicht bedarf, mit der Gattin allein den Kaiser empfing. Ihn verdrießt solche Verblendung nicht, es kränkt ihn nicht einmal, wenn die Freunde, echte und opportunistische, ihn und die Seinen in ihrem Bestreben so gänzlich verkennen, und er gedenkt dann der Worte höchstens, die er von Frankfurt schon an Leopold Gerlach schrieb: „Es liegt in unserem Volkscharakter, und je höher hinauf, desto mehr, von nächstem Freunde bereitwilligst Böses zu glauben und dann sein Mißtrauen gegen ihn selbst nicht auszusprechen, wohl aber gegen andere Freunde." Die ihm die nächsten Freunde sind, können und lassen sich niemals täuschen, und da er nie ein Kind sterben oder verderben sah, nie einen Menschen, auf den er Werth legte, aufgeben mußte, so ist es in seinen persönlichen Beziehungen wenigstens ihm immer noch gut gegangen.

Ueber seine politische Bedeutung glaubt jeder Kannegießer frischweg urtheilen zu dürfen und jeder journalistische Miethling meint,

Digitized by Google

ein Uebriges zu thun, wenn er an Sonn- und Feiertagen ihn dem großen Friedrich vergleicht. Das klingt dann sehr schön, sehr schmeichelhaft und giebt einen Freibrief für werktägliche Schmähung. Daß der Minister eines konstitutionellen Staates nicht wie ein absoluter Herrscher dekretiren und reglementiren konnte, daß er mit dynastischen Empfindlichkeiten, mit persönlichen Vorurtheilen und höfischen Intriguen zu rechnen, mit der eigensinnigen Großmannssucht beschränkter Parlamentarier zu kämpfen hatte, davon spricht man nicht gern und es wird auch verschwiegen, daß Bismarck nicht, wie Friedrich der Medisante, durch geistreiche Bosheiten Europa gegen sich gewaffnet, sondern durch geistvolle Klugheit eine Welt entwaffnet hat. Friedrich war ein starker Wille, eine gewaltige Energie, deren endlichen Sieg dann doch nur ein glücklicher Zufall — der Thronwechsel in Rußland — herbeiführen konnte; Bismarck war stets ein ganz großer gestaltender Künstler, der aus eigener Kraft immer die widerstrebende Materie bezwang, — bis zu dem Augenblick, wo er selbst bezwungen und aus der vorsichtig beschrittenen Bahn geschleudert wurde. Sein Werk ist nicht vollendet, und während man emsig bemüht war, die Spur seines Schaffens, wo es irgend nur anging, auszulöschen, hat man zugleich den stolzen Bau unter ein plattes Dach zu zwingen versucht und ein Richtfest mit Guirlanden und tönenden Reden veranstaltet. Ein abschließendes Urtheil ist durch diesen jähen Systemwechsel erschwert; Niemand weiß recht genau, wie Bismarck die pädagogische Behandlung des Sozialismus, deren Früchte seine Nachfolger jetzt mühelos ernten, fortgeführt und was er an die Stelle des namentlich in den nach Süden sich streckenden Grundmauern erschütterten Dreibundes gesetzt hätte. Nur ahnen kann man es, wenn man der Anschauung gedenkt, die ihn immer leitete und die er vor mehr als vierzig Jahren schon in den heute wieder bedenklich zeitgemäßen Sätzen ausdrückte: „Unsere eigene Lage kann leicht sehr unbehaglich werden, wenn eine Annäherung zwischen Rußland und Frankreich stattfindet, was für den Kaiser von Rußland allerdings der natürlichste Ausweg sein würde, wenn wir ihm die Hölle zu heiß machen. Oesterreich bietet gegen diese beiden Gegner so faule und wunde Flanken in Italien und Ungarn, daß es ein sehr schwacher Bundesgenosse für uns sein würde, sich dadurch aber nicht würde abhalten lassen, uns noch auf dem Sterbebette übers Ohr hauen zu wollen, wenn es nicht vorzieht, offen über uns herzufallen."

Digitized by Google

Seitdem ist Oesterreich noch von schweren böhmischen Schmerzen befallen, die Versuchung ist damit stärker geworden, neue Exerzirplätze für eine deutsche Zukunft zu suchen, und Preußen sieht sich durch eine verhängnißvolle Polenpolitik von dem allmählichen Heranwachsen eines zweiten Böhmens bedroht. Historisch gebildete Staatsmänner, die aus der Geschichte gelernt haben, daß nationale Wünsche und Abneigungen immer nur auf günstigere Stunden vertagt, aber niemals freiwillig aufgegeben werden, könnte die Unbehaglichkeit dieser Lage schrecken. Die Herren, die uns jetzt Führer sein wollen, sind seelenruhig, sie denken nicht an den kommenden Morgen und berauschen sich an den gewürzten Tränken, die ihnen die Bamberger, Lieber und Bebel kredenzen. Fürst Bismarck verbirgt seine ernste Besorgniß nicht, aber Graf Caprivi feiert Siegesfeste. Und es sieht fast so aus, als fühlte auch ein Theil des Volkes sich erst wieder froh, seit das ungeheuere Richtmaß verschwunden ist, nach dessen Höhe er sich vergebens zu recken versuchte. Goethe sagt irgendwo, gegen große Vorzüge eines Andern gebe es kein Rettungmittel als die Liebe; er durfte hinzufügen: und den Haß. In Liebe und Haß sondert sich auch die Schaar, die jetzt wieder des alten Kanzlers und seines Werkes gedenkt, und Alle, die in angeblich vornehmer Objektivität von beiden Empfindungen sich freihalten wollen, sind mindestens unbewußt doch von einer bestimmt; denn die Erscheinung ist zu groß, als daß man in gleichgiltiger Kühle an ihr vorbeikommen könnte.

Die Hasser wird man nicht umstimmen. Sie haben längst sich ein fürchterliches Fabelwesen zurechtgemacht, einen bösartigen Riesen, der ringsum Alles zertrampelt und der unersättlichen Eigensucht nur gräßliche Opfer gebracht hat, und darin beirrt auch die Thatsache sie nicht, daß der Entsetzliche die Liebe der Besten erworben und sich zu bewahren verstanden hat. Vergebens wurde jede Legende, die diesem Sagenkreis eingefügt war, zerstört, vergebens immer aufs Neue bewiesen, daß der Mann in Friedrichsruh noch heute die tadellos weiße Weste trägt, in der er einst dem Ruf seines Königs folgte: der Haß sieht auch durch die schärfsten Gläser nur, was er sehen will. Die Objektiven lassen dem Ragenden einige Verdienste: er hat das Reich zwar nicht geschaffen, aber an der Begründung erheblich mitgearbeitet; er hat namentlich in den auswärtigen Beziehungen oft eine ungewöhnliche Geschicklichkeit gezeigt — hier pflegt dann ein stattliches Lob des Dreibundes

Digitized by Google

aufzumarschiren —, aber die Zahl seiner Fehler ist doch recht groß und im Ganzen ist es, wie Barth und Stephany durch ihre Landsknechte ausbrüllen lassen, noch sehr zweifelhaft, ob die stilleren Erfolge und die schlichtere Ritterlichkeit des Handelsvertragsgrafen nicht am Ende dem Lande mehr Segen bringen werden als die gefährlichen Sprünge einer unruhigen Genialität. Auch hier wäre jeder Einspruch verlorene Mühe; denn es genügt nicht, den Braven zu sagen, daß Bismarck allerdings ganz persönlich das Reich geschaffen hat, daß kein Anderer Das vermocht hätte und daß, was die philiströse Begrenztheit für Fehler und Irrthümer hält, die ganz individuellen Aeußerungen einer Persönlichkeit waren, die nur in ihrer Totalität betrachtet und beurtheilt werden kann. Das Wortgefecht wäre zwecklos; noch braucht man, den Deutschen zum Heil, nicht einen Nekrolog über Bismarck zu schreiben und als Politiker kann den alten Kanzler auch die schlaueste Verleumdung im Buch der Geschichte nicht fälschen, weil seine Thaten zu laut für ihn sprechen.

Aber er ist nicht nur der Reichsbegründer, der eiserne Kanzler, der große Staatsmann, und wie sonst die Ehrentitel noch heißen mögen, er ist auch eine wundervoll feine Menschengestalt von naiver Grazie und kindhaftem Adel, die auch ohne den Schimmer der Macht bewunderndes Staunen geweckt hätte. Er hat nicht allein wie kein Anderer gehandelt, er denkt, er spricht und er schreibt auch wie kein Anderer. Man braucht nur die Reden des Grafen Caprivi zu lesen, um des ganzen Unterschiedes sich bewußt zu werden. Trivialitäten, wie „Lieb Vaterland, magst ruhig sein“ und „Per aspera ad astra“ — in Danzig, als Hinweis auf die gefüllten Taschen der Rheder und Getreidehändler! — wären nie über Bismarcks Lippen gekommen, der sogar an seinen Schneider noch schrieb, er habe von dem Leiter „eines so intelligent betriebenen Geschäftes nicht erwarten können, daß Sie die Naturgeschichte des menschlichen Körpers so wenig studirt haben.“ Ist es denn wirklich so ganz gleichgiltig, ob ein Volk von einem Manne vertreten wird, der nur in selbst geprägter Münze bezahlt, oder von einem biederen Durchschnittsmenschen, der auch geistig die eigenen Aare und Halme verschmäht und mit abgegriffener Scheidemünze sich behilft? Das künstlerische, das tief poetische Element in Bismarcks Natur wird noch längst nicht genügend gewürdigt, obgleich Franz Lenbach gerade diese Seite seines Wesens meisterhaft

Digitized by Google

nachempfunden hat und wir aus den Urtheilen des Auslandes leicht lernen könnten, welchen Schatz an Geist, an beweglicher Anmuth, an Herzenshöflichkeit und Verstandeskultur wir in ihm besitzen. Mais il est plus causeur qu'un Français, sagte die Kaiserin Eugenie, als der preußische Gesandte ihr Tischnachbar gewesen war, und John Lothrop Motley schrieb über ihn: „Von allen Männern, die ich je gesehen, groß oder klein, ist er am Wenigsten Poseur. Alles kommt so nebenbei und nachlässig heraus, aber ich wollte, es befände sich ein unsichtbarer, selbst arbeitender Boswell an seinem Knopfloch und verewigte seine Gespräche. Und gerade, weil er so einfach ist, sich so gehen läßt, muß man innerlich zu sich selbst sagen: ‚Dies ist der große Bismarck, der größte der jetzt lebenden Menschen und einer der größten Charaktere, die es je gegeben hat'. Wenn man im vertrauten Umgange mit Brobdignacs lebt, so scheint es momentan, als wären wir Alle auch Brobdignacs (Riesen aus Gullivers Reisen) und Das wäre überhaupt in der Regel so; man vergißt den Vergleich mit der eigenen Kleinheit. Es giebt dagegen viele Leute in gewissen Dörfern, die uns bekannt sind, welche über ihre Umgebung einen viel erkältenderen Hauch wegblasen, als wenn sie Bismarck wären."

Auch das deutsche Volk hat im vertrauten Verkehr mit ihm den Vergleich mit der eigenen Kleinheit vergessen und sie wird ihm erst wieder zum Bewußtsein kommen, wenn in den Tagen naher Gefahr ein Sehnen nach Größe und Schöpferkraft durch die Massen geht. Dann aber wird es zu spät sein. So lange Bismarck uns lebt, schreckt er, wie ein schützender Talisman, die Feinde, die ganz genau wissen, daß er in kritischer Stunde herbeieilen und die wankenden Reihen sammeln wird. Deshalb sollte mit der Liebe heute auch der Haß seine Wünsche vereinen und vom Geschick erbitten, daß in dem schmucklosen Waldhause, das ein feiner Künstler hier der Natur nachgezeichnet hat, noch lange der Mann uns erhalten bleibe, der auch fern von der Macht noch schlimmen Stürmen gebieten kann.

Digitized by Google

Die natürliche Ungleichheit der Menschen.

Die politischen Spekulationen in Rousseaus Discours sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes und in seiner noch bekannteren Arbeit Du Contrat Social, von denen das erste 1754, die zweite acht Jahre später erschien, gründen sich zum größten Theile, wenn nicht ganz, auf Vorstellungen, mit deren Entstehung er nichts zu thun hatte. Die politische wie die religiöse revolutionäre Bewegung des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich kam von England. Hobbes vor Allem und dann Locke (Rousseau war mit Beider Schriften bekannt) haben ihm alle die Begriffe von fundamentaler Bedeutung geliefert, die sich in den beiden Arbeiten finden. Aber die Gewandtheit des Meisters der literarischen Darstellung und die Inbrunst des Propheten haben sich vereinigt, der Neuauflage alter Spekulationen auch Schönheit und Eindringlichkeit zu verleihen. Außerdem hatte sie das Glück, ein Publikum vorzufinden, so reif und bereit wie Balak zur Aufnahme der Offenbarungen eines Sehers, dessen Prophezeiungen nach seinem Herzen waren.

Missionare der Philosophie wie der Religion haben nur dann rasche Erfolge, wenn ihre Predigt mit Dem in Einklang steht, was die Menge der flachen Denker schon weiß, oder wenn sie als Paradepferd für die Förderung der praktischen Ziele der noch größeren Menge benutzbar ist, die zwar zeigt, daß sie nicht viel denkt, aber ganz sicherlich sehr viele Bedürfnisse zu stillen hat. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wies die französische Gesellschaft (vielleicht gar nicht so abweichend, wie man denken möchte, von anderen Gesellschaftzuständen vorher und nachher) zwei zahlreiche Gruppen von Leuten auf, die sich in einem anderen Sinne als dem der persönlichen oder der Partei-Intrigue mit Politik abgaben. Da war eine Oberschicht von üppigen Nichtsthuern, eifersüchtig fern gehalten vom politischen Handeln und folglich unwissend in praktischen Fragen, ohne jede ordentliche Kenntniß, ohne irgendwelche festen Grundsätze, andererseits aber mit offenem Sinn für alles Neue, das sich ohne zu große Anstrengung verstehen ließ, und mit ausgesuchtem Verständniß für strenge deduktive Folgerungen und klare Darlegung. Einem solchen Publikum mußten Rousseaus glänzende Entwickelungen einleuchtender erster Grundsätze mit Hilfe des aprioristischen Denkens, das so viel Forschen erspart, natürlich willkommen sein. Den männlichen und weiblichen Philosophen, die in den Salons ihre leichten Epigramme tauschten, mußte Das passen. Hatten diese Salons doch ungefähr eben so viel Aehnlichkeit mit der Akademie oder der Stoa wie diese „Philosophen" mit denen des Alterthums.

Dabei vergesse ich keineswegs die Existenz von Männern von Montes-

Digitized by Google

quieus und d'Argenſons Art in dem Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts, wenn ich dieſe Schilderung als ein treues Bild des aufgeklärten Publikums jener Tage hinſtelle. Da war aber auch noch das unaufgeklärte Publikum andererſeits, die Leute, die durch ganz brutalen Hunger moraliſch und phyſiſch heruntergekommen waren; oder die Anderen, die zwar nicht der abſolute Mangel verſtumpfte und aufhetzte, die aber das hundertgeſtaltige Unrecht, das ihnen ein politiſches Syſtem zufügte, das hinſichtlich ſeines wirklichen Zweckes, der Wohlfahrt des Volkes, nutzlos und machtlos war, zur Raſerei trieb; die Unterthanen einer Regirung, die, abgeſehen von dem Betrieb von Ungerechtigkeiten und der Schaffung von Skandalen, allen Dingen gegenüber mit Lähmung geſchlagen war. Und dieſe? Dieſe begrüßten mit Begeiſterung das Erſcheinen des Lehrers, der die Leidenſchaft in den Rock der Philoſophie kleidete und das Ausfegen der Ungerechtigkeit durch die Verübung weiterer Ungerechtigkeit predigte, als ob Das blos ſo die Umſetzung einer geſunden Lehre ins Leben wäre.

Sicherlich wird Jemand, der unter die Oberfläche geſchaut hat, kaum geneigt ſein, mit in das Geſchrei gegen die „Philoſophen" einzuſtimmen, von denen man ſo oft hört, daß ihre „glaubensloſen und nivellirenden" Grundſätze die franzöſiſche Revolution erzeugt hätten. Leute mit „politiſchen Augen" in den Köpfen, wie der Marquis d'Argenſon, haben geſehen, daß die Revolution unvermeidlich war, ehe Rouſſeau auch nur eine Zeile geſchrieben hatte. In Wirklichkeit haben die intereſſirte Harthörigkeit der Parlamente und die Ausſchweifungen und die Verkommenheit des Hofes viel mehr Einfluß auf die Hervorrufung der Kataſtrophe gehabt als alle „Philoſophen", die jemals die Feder angeſetzt haben. Aber zweifellos haben Rouſſeaus außerordentlich anziehende und weitgeleſene Schriften viel dazu beigetragen, den Grundſätzen von 1789, die ſelbſt nach dem Verlauf eines Jahrhunderts noch bei ziemlich Vielen für die Magna Charta der Menſchheit gelten, wenigſtens einen Schimmer von Vernünftigkeit zu verleihen. „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" iſt noch immer der Kriegsruf Derer, die mit Rouſſeau die Leiden der Menſchheit nur für die nothwendigen Folgen der künſtlichen Einrichtungen der Geſellſchaft und für verringerbar oder aufhebbar durch politiſche Umwälzungen halten. Und Derer ſind Viele.

Die Kraft des geiſtigen Anſtoßes, der ſich mit einigem Grunde wohl mit dem Namen des Träumers von Genf verknüpfen läßt, iſt in den hundertundfünfzig Jahren, die verfloſſen ſind, ſeit er gegeben wurde, keineswegs ſchon aufgebraucht worden. Im Gegentheil iſt Rouſſeaus Lehre (wenigſtens außerhalb Frankreichs) nach einer Zeit verhältnißmäßiger Vergeſſenheit wieder in den Vordergrund getreten und verſpricht augenblicklich wieder einen ſehr ſtarken Einfluß auf das praktiſche Leben auszuüben. Allem

Digitized by Google

Anschein nach sind die beiden anfangs erwähnten Schriften Rousseaus unter dem heutigen Geschlecht Derer, die auf Rousseaus Spuren weiter gewandelt sind, nur sehr wenig bekannt. Nichtsdestoweniger ist es wahr, daß seine Lehren, durch unzählige Kanäle gesickert und unter anderen Namen gehend, den heutigen Vertretern der Klassen, die sich bei ihrem ersten Erscheinen so von ihnen angezogen fühlten, noch immer als die Grundlagen der Politik als Wissenschaft gelten.

Die beiden Quellen, aus denen wir unsere Kenntniß von Rousseaus System gewinnen können, habe ich bereits genannt und ich brauche nicht weiter zu suchen. Aber erwähnen muß ich, daß die Aussprüche des Verfassers des Contrat Social, der 1762 erschien, sich an zahlreichen Stellen nur sehr schwer, ja ich möchte fast sagen, überhaupt nicht, mit denen des Verfassers des Discours vereinigen lassen, der acht Jahre früher das Licht erblickt hatte. Wenn Jemand meinen sollte, die ältere Arbeit sei gar nicht bestimmt gewesen, ernst genommen zu werden oder sei in mancher Hinsicht mehr oder weniger durch die spätere ausgelöscht worden, so könnte er durchschlagende Gründe für seine Meinung anführen. Für mich genügt es, daß die selbe aprioristische Denkweise und die selben trügerischen Annahmen durch beide Arbeiten gehen.

Das erste Werk stellt den Satz auf, daß der Mensch „im Naturzustand" ein außerordentlich treffliches Geschöpf gewesen sei, stark, gesund, gut und zufrieden; und daß alle Uebel, die ihn befallen haben, wie Schwächlichkeit, Krankheit, Schlechtigkeit und Elend, daraus entspringen, daß er den „Naturzustand" mit dem „Kulturzustand" vertauscht hat. Der erste Schritt auf diesem Pfade nach abwärts war die Einführung von Sondereigenthumsrechten. Jeder einfache Mann sieht ein, daß sich diese Begründung auf eine Thatsache stützen will. Wenn es nun aber gar keine geschichtliche Thatsache ist, daß der Mensch sich einst in diesem Naturzustand befunden hat, — was wird denn dann daraus? Trotzdem sagt uns Rousseau in der Vorrede zu dem Discours, daß es diesen „Naturzustand" nicht mehr giebt, ja vielleicht niemals gegeben hat und wahrscheinlich niemals geben wird. Dennoch ist er für ihn Etwas, „wovon man gleichwohl genaue Vorstellungen haben muß, um unsere gegenwärtige Lage richtig beurtheilen zu können." Nach diesem höchst absonderlichen Satze fährt Rousseau in seinen Beobachtungen fort: „Il faudrait même plus de philosophie qu'on ne pense à celui qui entreprendrait de déterminer exactement les précautions à prendre pour faire sur ce sujet de solides observations." Das Quantum Philosophie, das dazu gehört, eine Sache auf Etwas zu stützen, das es nicht giebt, nie gegeben hat und vielleicht niemals geben wird, mag, wenigstens auf den ersten Blick, unerreichbar scheinen. Ganz abgesehen

Digitized by Google

aber von Analogien, die man den mathematischen Wissenschaften entnehmen könnte — wo z. B. eine gerade Linie doch auch Etwas ist, was es niemals gegeben hat, nicht giebt und vermuthlich niemals geben wird und was doch einen guten Grund für logisches Schließen bildet, und mit der Erörterung von dessen Werthe ich mich nicht aufzuhalten brauche —, so glaube ich, daß diesem unglückseligen Satze bei Rousseau doch ein sehr verständlicher Gedanke zu Grunde liegt. Nach meiner Ansicht meint er, daß wir sehr wohl in der Lage sind, uns eine ideale Vorstellung davon zu machen, wie die Lage der Menschheit sein sollte, und daß wir deshalb dann verpflichtet sind, den heutigen Stand der Dinge an diesem Ideal zu messen. Und diese Annahme bringt uns denn auch gleich mit einem Schlage auf das Hochplateau aprioristischen Denkens.

Wohl Niemand wird geneigt sein, die Nützlichkeit eines politischen Ideals als eines Zieles, auf das das soziale Leben hinsteuern soll, in Frage zu stellen, mag es sich nun völlig verwirklichen lassen oder nicht. Eben so wenig wie die Nützlichkeit eines sittlichen Ideals, als Leitstern für das sittliche Leben, obgleich es niemals erreicht werden mag. Ich bin sicher der Letzte, Das in Frage zu stellen oder zu bezweifeln, daß die Politik eben so gut eine wissenschaftlich methodische Behandlung verträgt wie ein beliebiges anderes Feld der Naturwissenschaft. Einen so großen Vortheil es aber auch bietet, ein politisches Ideal zu besitzen, durch das ein absoluter Maßstab für das politische Leben gegeben ist, so behilft man sich doch besser ohne ein solches, als daß man das erste beste Phantom annimmt, das sich bietet und das vielleicht mittels Trugschlüssen erzeugt und von unwissenschaftlicher Einbildungskraft geboren ist. Der von der Nacht überfallene, in einem Sumpfe verlorene Reisende, der sich weigert, einem Manne mit einer Laterne zu folgen, ist sicher nicht zu loben. Angenommen aber, sein Zaudern entspringt dem wohlbegründeten Zweifel, das anscheinende Licht sei vielleicht nur ein Irrlicht? Entweder falle ich mit meinem Vorhaben glänzend durch, oder Denjenigen meiner Leser, die diese Zeilen bis zu Ende lesen, soll kein Zweifel mehr daran bleiben, daß die politische Laterne des Rousseauismus ein bloßes Truglicht ist und Alle, die ihr folgen, in den tiefsten anarchistischen Sumpf stürzen muß.

Noch einen anderen Punkt muß man sich sorgsam gegenwärtig halten, wenn man über Rousseaus Lehren spricht, und Das ist die Bedeutung, welche er mit dem Worte „Ungleichheit" verbindet. Schon vor hundert und fünfzig Jahren, wie heute, fanden politische und biologische Denker, daß sie natürliche Verbündete waren. Rousseau ist nicht verständlich ohne Buffon, mit dessen früheren Schriften er offenbar bekannt war und dessen Einfluß in den folgenden Sätzen aus der Vorrede des Discours unverkennbar ist:

Digitized by Google

„Es ist leicht, zu sehen, daß wir die erste Ursache für die Verschiedenheiten unter den Menschen in den mehrfachen Veränderungen der menschlichen Körperbildung zu suchen haben. Ist doch allgemein zugestanden, daß sie von Natur einander so gleich sind wie die Thiere der einzelnen Arten, ehe in einigen von ihnen verschiedene physische Ursachen die von uns heute beobachteten Verschiedenheiten erzeugt hatten. Thatsächlich ist es nicht einzusehen, wie diese ersten Veränderungen, durch was für Mittel sie auch erzeugt wurden, alle Einzelnwesen der selben Art auf einmal und auf gleiche Weise geändert haben sollten. Während einige gehoben oder verschlechtert wurden und verschiedene Eigenschaften, gute oder schlechte, bekamen, die nicht zu ihrer eigentlichen Natur gehörten, blieben die anderen länger in ihrem Urzustand. Dieser Art war die erste Quelle der Ungleichheit unter den Menschen, die sich leichter im Allgemeinen erweisen als genau auf ihre wahren Ursachen zurückführen läßt."

In Uebereinstimmung mit dieser Auffassung des Ursprungs der Ungleichheit unter den Menschen unterscheidet Rousseau gleich vom Anfang des Discours an zwei verschiedene Arten von Ungleichheiten: „die eine, welche ich die natürliche oder physische nenne, weil sie von der Natur geschaffen ist, und welche in den Verschiedenheiten des Alters, der Gesundheit, der Körperstärke und der intellektuellen oder geistigen Eigenschaften besteht; und die andere, die man moralisch oder politisch nennen kann, weil sie von einer Art Uebereinkunft abhängt und durch die Zustimmung der Menschheit entsteht oder doch gestattet wird. Diese zweite Ungleichheit besteht aus den verschiedenen Vorrechten, deren sich Manche durch das Vorurtheil Anderer erfreuen, nur weil sie reicher, geehrter, mächtiger als diese sind oder sich bei Anderen Gehorsam verschaffen".

Sofort tritt uns von selbst die Frage nahe: ehe man diese scharfe Grenzlinie zwischen natürlichen und politischen Ungleichheiten zieht, wäre es da nicht gut, einmal zuzusehen, ob sie nicht sehr eng zusammenhängen, vielleicht in der Weise, daß diese im Wesentlichen eine Folge jener sind? Rousseau wirft diese Frage denn auch wirklich selbst auf. Und da die Antwort, die er darauf zu geben hat, nur ein Stück thörichter, unaufrichtiger Rhetorik ist: Das sei eine Frage, die sich nur von Sklaven in Gegenwart ihrer Herren erörtern lasse, so können wir daraus sehr wohl schließen, daß er recht gut gewußt hat, er dürfe sich mit ihr nicht zu tief einlassen. Der einzige sichere Pfad für ihn war, an der anderen Seite vorüber zu schlüpfen, so fern, wie es ihm die Breite des Weges nur eben erlaubte, und in den Betrachtungen, die er dann weiter schrieb, ganz wie es ihm an der einzelnen Stelle paßte, mit diesen beiden Bedeutungen von „Ungleichheit" ein bald herzhaftes, bald loses Spiel zu treiben.

Digitized by Google

Wenn wir diese einleitenden Bemerkungen wohl im Auge behalten, können wir an die Erörterung derjenigen fundamentalen Sätze des Discours und des Contrat Social gehen, die Rousseau die principes du droit politique nennt. Rousseau definirt seinen Gegenstand folgendermaßen: Je veux chercher si dans l'ordre civil il peut y avoir quelque règle d'administration légitime et sûre, en prenant les hommes tels qu'ils sont et les lois telles qu'elles peuvent être. Je tâcherai d'allier toujours dans cette recherche ce que le droit permet avec ce que l'intérêt prescrit, afin que la justice et l'utilité ne se trouvent point divisées.*)

In anderen Worten: unser Philosoph stellt „sichere", d. h. absolute Grundsätze auf, die ethisch und sozial zu gleicher Zeit genügende Richtmaße für das Leben sein sollen und die meiner Meinung nach eben so genau das Ziel Aller sind, die später seiner Spur gefolgt sind. Von dem Genfer Theoretiker hat Jemand gesagt: Le genre humain avait perdu ses titres; Jean-Jacques les a retrouvés; genau wie seine geistigen Urenkel heute erklären, die Nation solle das Eigenthumsrecht am Grund und Boden „wieder aufnehmen", nachdem sie die Anspruchsurkunde auf ihn leider verloren hat.

Somit wären wir denn in der Lage, uns vorzuführen, wie die hauptsächlichsten Grundsätze des Evangeliums des Apostels Jean Jacques Rousseau eigentlich lauten:

1. Alle Menschen sind frei, sozial gleich und gut und bleiben „im Naturzustand" auch so. Folglich ist es ihr Naturrecht, frei, gleich und gut zu sein.

2. Da alle Menschen naturrechtlich gleich sind, so kann Keiner das Recht haben, eines Anderen gleiches Recht zu beeinträchtigen. Folglich kann Niemand einen Theil der allgemeinen Daseinsmittel, d. h. Grund und Boden oder Etwas, das dieser hervorbringt, zu eigen besitzen, — wenigstens nicht ohne die einmüthige Zustimmung aller anderen Menschen. In allen anderen Fällen ist Eigenthum Usurpation oder, in einem einfachen Wort ausgedrückt: Räuberei **)

*) Contrat Social, livre Ier. Vgl. Hobbes' Widmung von Human Nature von 1640: „Alle, die über Gerechtigkeit und Politik im Allgemeinen geschrieben haben, verwickeln sich unter einander und Jeder mit sich selbst in Widersprüche. Um diesen Gegenstand auf die Regeln und die unbedingte Sicherheit der Vernunft zu gründen, giebt es nur den einzigen Weg, erst solche Grundsätze zur Grundlage zu nehmen, die Leidenschaft oder Mißtrauen nicht zu verdrängen suchen können, und darauf dann nach und nach die Wahrheit der einzelnen Fälle im Naturrecht (die bisher in die Luft gebaut worden sind) zu gründen, bis das Ganze uneinnehmbar geworden ist". Doch sollte man nicht vergessen, daß Hobbes selbst seinen Ausgang nicht von aprioristischen ethischen Sätzen nimmt, sondern von den praktischen Bedürfnissen der Menschen in der Gesellschaft.

**) Wie viele wüthende Predigten sind nicht über diesen Text gehalten worden: „Ignorez-vous qu'une multitude de vos frères périt ou souffre

3. Politische Rechte stützen sich also auf einen Kontrakt; das sogenannte Recht der Besitzergreifung ist kein Recht, und durch Gewalt gewonnenes Eigenthum kann füglich später auch wieder mit Gewalt genommen werden.

Obgleich ich einem überzeugenden Wort gern ein williges Ohr leihe, muß ich von vorn herein gestehen, daß ich der Meinung zuneige, die praktischen Konsequenzen dieser Sätze möchten doch wohl der Wohlfahrt der Gesellschaft nicht sonderlich förderlich sein und sich gegenüber Arm und Reich nachtheilig erweisen. Dieses Vorurtheil mag vielleicht, und ich bitte Das zu entschuldigen, Einfluß haben auf meine fernere Ueberzeugung, daß diese Sätze von rein theoretischem und wissenschaftlichem Standpunkte aus so offenbar und so überzeugend falsch sind, daß sie einfach lächerlich wären, hätten sie nicht die ernstesten praktischen Folgen.

Was bedeutet denn die berühmte Redensart, alle Menschen seien frei und gleich geboren, die verfranzoste Amerikaner, die gerade so weit „Philosophen" waren, wie es ihnen ihr angeerbter gesunder Menschenverstand und ihre praktische Bekanntschaft mit Menschen und Dingen gestatteten, zur Grundlage der „Unabhängigkeitserklärung" gemacht haben? Ich habe eine ziemliche Anzahl neugeborener Kinder gesehen. Ohne von ihnen im Mindesten respektlos sprechen zu wollen — was ja Niemand thun kann, ohne, wie das Sprichwort sagt, sein eigenes Nest zu beschmutzen —, muß ich doch sagen: mir geht das Verständniß dafür ab, wie man ihnen irgend welche politischen Eigenschaften überhaupt zusprechen kann. Wie kann man sagen, daß diese armen kleinen Menschen, die noch nicht einmal auf einen bestimmten Punkt losstrampeln können und die überhaupt noch nichts thun, als sich ein Bischen krümmen und schreien, politisch gleich sind, — außer etwa in dem Sinne, wie man alle Nullen gleich nennen kann? Wie kann man kleine Geschöpfchen frei nennen, von denen keins auch nur vierundzwanzig Stunden leben könnte, wenn freundliche Hände es nicht gefangen hielten und seinen thöricht herumfahrenden Schnabel zwängen, sich an die Brust zu legen, die er niemals von selbst finden könnte? Wie kann ein Wesen, dessen Hirn noch zu weich ist, um eine Vorstellung irgend welcher Gattung zu haben, ein moralischer Faktor sein, sei es nun ein guter oder schlechter?

Es ist wohl fraglos ein bloßer Scherz, und zwar ein ziemlich roher, von der politischen Stellung eines neugeborenen Kindes zu sprechen. Aber wir können mit unseren Fragen noch einen Schritt weitergehen. Wenn es schon barer Unsinn ist, von den Menschen zu behaupten, daß sie in einem

---

du besoin de ce que vous avez de trop, et qu'il vous fallait un consentement exprès et unanime du genre humain pour vous approprier sur la subsistance commune tout ce qui allait au delà de la vôtre?"

Digitized by Google

Zustand politischer Freiheit und Gleichheit zur Welt kommen, und somit trügerischer Weise positive Gleichheit, d. h. die Gleichheit von vorhandenen Kräften, mit der Gleichheit des Mangels an solchen zusammenzuwerfen: in welchem vorstellbaren Gesellschaftzustand ist es möglich, daß die Menschen nicht blos frei geboren werden, sondern auch während ihrer Kinderzeit noch frei bleiben? Hat ein Kind von vierzehn Jahren Freiheit gehabt, sich seine Sprache selbst zu wählen und mit ihr alle die Nebenbedeutungen, mit denen die Worte durch ihren Gebrauch durch zahlreiche Generationen beladen worden sind? Hat es Freiheit gehabt, sich die Gewohnheiten selbst zu wählen, die ihm durch Vorschriften aufgedrängt und durch die Beispiele, die es vor Augen sah, hundertfach widerlegt worden sind? Hat es Freiheit gehabt, sich seinen eigenen Maßstab für Recht und Unrecht zu erfinden? Oder ist es nicht doch durch seine Umgebung in Banden gehalten und durch die Geißel der anerkannten Meinung bald hin, bald her getrieben worden, ein echter und rechter Sklave, wenn auch Fesseln und Ruthe unsichtbar und unberührbar gewesen sein mögen?

Ohne Zweifel ist Aristoteles in diesem Punkte der Wahrheit näher gekommen als Hobbes und Rousseau. Und wenn das Prädikat „als Sklave geboren" den Thatsachen näher kommen würde als das „frei geboren", was bleibt zu sagen über das „gleich geboren"? Rousseau, sentimentaler Rhetoriker, wie er war, und halb, ja mehr als halb, Betrüger, was alle sentimentalen Rhetoriker sind, hat uns, wie wir sahen, in der Frage der Beeinflussung der politischen Gleichheit durch die natürliche gewandt ein paar Finten vorgeführt. Aber wir Alle, die das Sentimentale wenig kümmert, desto mehr aber die Wahrheit, können uns kaum der Erwägung Dessen entziehen, was thatsächlich der Schlüssel zur Lage ist. Hätte Rousseau, statt seine Kinder ins Findelhaus zu schicken, sich der Mühe unterzogen, an ihnen seine Vaterpflichten zu erfüllen, dann hätte er vielleicht nicht ganz so zuversichtlich davon gesprochen, daß die Menschen gleich geboren werden, selbst nicht im politischen Sinne. Denn wenn Das nur heißen soll, daß alle neugeborenen Kinder politische Nullen sind, so ist es, wie wir sahen, nur allzu wahr, aber dann ist es keine Aeußerung zur Sache. Soll es aber heißen, daß alle Menschen gleich geboren werden, potentiell als künftige Faktoren der Gesellschaftorganisation, als Bürger in Rousseaus Sinn, dann ist es vermuthlich die erstaunlichste Unwahrheit, die jemals von einem politischen Spekulanten vorgebracht worden ist, — und Das will viel heißen, darin werden mir wohl alle Kenner der politischen Spekulationen beistimmen. Thatsächlich ist kaum Etwas so bemerkenswerth wie die weitgehende Ungleichheit, die Kinder, selbst der selben Familie, zeigen, sobald sich nur ihre geistigen und sittlichen Eigenschaften kund zu geben beginnen;

Digitized by Google

und Das tritt eher ein, als die meisten Leute denken. Ganz von selbst wird jede Familie ein kleiner Staat. Unter den Kindern sind einige, die fortfahren, „geehrter und mächtiger zu sein als die Anderen, und sich Gehorsam verschaffen“ (manchmal sogar bei ihren Eltern) einzig kraft ihrer sittlichen und geistigen Eigenschaften. Hier folgt die „politische Ungleichheit“ der „natürlichen“ auf dem Fuße. Die Kinderschaar wird ein politischer Körper, eine civitas mit ihren Eigenthumsrechten und ihren praktischen Verschiedenheiten von Rang und Macht. Und Das entsteht weder durch Gewalt noch durch Betrug, sondern einzig als die nothwendige Folge der angeborenen Ungleichheiten der Fähigkeiten.

Somit werden die Menschen in natürlichen Eigenschaften sicherlich nicht frei und gleich geboren. Bei ihrer Geburt sind die Prädikate „frei“ und „gleich“ im politischen Sinn überhaupt nicht auf sie anwendbar, und mit jedem Jahre ihrer Entwickelung werden die potentiellen politischen Verschiedenheiten, mit denen sie in Wirklichkeit geboren werden, mehr und mehr zu deutlichen wirklichen Verschiedenheiten, — und die Ungleichheit der politischen Fähigkeiten erweist sich als die natürliche Folge der Ungleichheit der natürlichen Fähigkeiten. Wahrscheinlich ist es eine Thatsache, daß die ersten Menschen Nomaden waren. Unter einer Gruppe nackt herumziehender Wilden verschaffen größere Körperstärke und Schlauheit ein nachdrücklicheres Ansehen, als ein Parlamentsbeschluß heute zu sichern vermag, obgleich es unter ihnen noch keine ausdrücklich anerkannten Unterschiede des Ranges oder Amtes geben mag. Es mag da noch kein Eigenthum an Sachen geben, aber der Dumme wird an Gedanken mit Armuth geschlagen sein, der Gescheite wird dagegen an solchem Gute ein Kapitalist sein, dem auf die Dauer alle anderen Güter zufallen. Der Eine wird sich Gelegenheiten entgehen lassen, der Andere wird sich selbst welche schaffen. Proklamirt die Gleichheit der Menschen so laut, wie Ihr wollt, immer wird der Dumme seinem klügeren Bruder zu dienen haben. So lange die Menschen Menschen bleiben und die Gesellschaft Gesellschaft, so lange wird die Gleichheit der Menschen ein Traum bleiben. Die Annahme, daß es eine Gleichheit giebt, ist thatsächlich eine Unwahrheit und sie prägt von vorn herein jeder Theorie sozialer Ziele, die sie zur Grundlage nimmt, den Stempel der Unmöglichkeit auf.

Diese letzte Bemerkung deutet schon an, daß es noch eine andere Art und Weise giebt, in der man Rousseaus Spekulationen betrachten kann. Man kann sagen, daß, zu welcher Schätzung von ihm wir auch gelangen mögen, der Verfasser von Werken, die so viel Staub in der Welt aufgewirbelt haben, doch nicht ein bloßer Thor gewesen sein kann, und daß, wenn die Lehren, die er vertrat, in ihrem einfachen und handgreiflichen

Digitized by Google

Sinne so leicht über den Haufen zu werfen sind, er wahrscheinlich noch etwas Anderes damit im Sinne gehabt hat.

Ich bin dieser Annahme ganz wohl geneigt und es läßt sich thatsächlich viel zu ihren Gunsten sagen: einmal im Besitze einer einleuchtenden Annahme, erdachte Rousseau, mehr oder weniger unbewußt, für sie ein Kleid von imaginären Thatsachen, um ihre wirkliche Nacktheit zu verbergen. Er wäre nicht der erste und auch nicht der letzte Philosoph gewesen, der dieses Kunststück fertig gebracht hätte.

Sobald die Menschen begannen, sich mit politischen Problemen zu beschäftigen, muß es ihnen aufgefallen sein, daß, wenn der Hauptzweck der Gesellschaft wirklich die Wohlfahrt ihrer Mitglieder ist (und bevor Das klar wurde, kann sich das politische Handeln ja nicht über das Niveau des Instinktes erhoben gehabt haben*), es doch unter den Menschen allerlei Unterschiede giebt und allerlei ihnen auferlegte Lasten, die zu diesem Zwecke nichts beitrugen. Und selbst ehe die große Nivellirerin Rom zahllose soziale und nationale Parteiwälle niedergeworfen, alle anderen Arten Bürgerrecht in ihr eigenes aufgesaugt und die Einwohner Dessen, was damals als die Welt galt, unter ein System von Verpflichtungen gebracht hatte, haben denkende Männer es in dem Interesse der Gesellschaft wünschenswerth gefunden, daß die Menschen so frei wie möglich wären, so weit es sich eben mit diesem Interesse vereinigen ließe, und daß sie alle in gleichem Maße an die sittlichen und rechtlichen Verpflichtungen gebunden sein sollten, die für die soziale Existenz wesentlich wären. Offenbar konnte man durch Beobachtung und Schließen aus den Erscheinungen der vergangenen und

*) Man muß nur nicht vergessen, daß Das, was wir Vernunftgründe für unsere Glaubenssätze nennen, oft nur ganz und gar unvernünftige Versuche sind, unsere Neigungen zu rechtfertigen. Ich bezweifle nicht, daß es eine menschliche Gesellschaft gegeben hat, ehe eine Sprache oder irgend ein ethisches Bewußtsein existirte. Heerdenthiere formen Gemeinschaften, in denen sie nach Gesetzen handeln, die zur Wohlfahrt der ganzen Gesellschaft führen, und trotzdem würde es einfach absurd sein, behaupten zu wollen, daß sie Gesetzen im rechtlichen Sinn gehorchen. Die Gemeinschaften der herrenlosen Hunde in den Städten des Ostens sind wohl bekannt. In jeder Straße einer englischen Stadt kann man sehen, wie ein kleiner Hund, der von einem größeren gejagt wird, in dem Augenblick, wo er seinen eigenen Bereich betritt, sich herumdreht und dem anderen Trotz bietet, während der größere meist erst nach verschiedenen Zeichen des Aergers und der Verachtung fortläuft. Fraglos hat der kleine Hund von früher die Erfahrung, daß unter diesen Umständen ihm Hilfe gekommen ist, und der große die Erinnerung an die Wirkung von Knüppeln und Steinen und sonstigen unfreundlichen Wurfgeschossen. Unzweifelhaft sind die Vereinigungen, die sich in dieser Weise dunkel bilden, die erste Quelle der praktischen Anerkennung von Eigenthumsrechten auf beiden Seiten. Unter den Menschen wird es wohl nicht viel anders gewesen sein.

Digitized by Google

gegenwärtigen Erfahrung recht wohl bei diesem Schlusse ankommen. Meiner Meinung nach müßte man mit Hilfe dieser Mittel, wenn sie nur recht angewendet wurden, sogar zu diesem Schlusse kommen, und die Lehre von der Freiheit und Gleichheit, so weit sie von den Strikern und Anderen gepredigt wird, würde völlig wirkunglos geblieben sein, hätte die Erfahrung sie nicht so weit bestätigt und wäre sie nicht so weit in Einklang mit den menschlichen Neigungen gewesen, daß die römischen Juristen fanden, sie sei umsetzbar in praktische Gesetzgebung. Denn die aprioristischen Gründe der Philosophen des letzten Jahrhunderts der römischen Republik und des ersten des Kaiserreiches vertragen die genaue Prüfung eben so wenig wie die der Philosophen in den Jahrhunderten vor und nach der französischen Revolution. Wie es bei den spekulirenden Philosophen Mode ist, hielten sie es für zu gering, auf dem sicheren, wenn auch niedrigen Boden der Erfahrung zu bleiben, und zogen es vor, aus dem erhabenen Wolkenland des Apriorismus ihre Prophetenstimmen ertönen zu lassen. So haben sie, beschäftigt damit, aus ihrem Ideal abzuleiten, wie es sein sollte, übersehen, wie es früher gewesen ist, wie es noch ist und wie es sein kann.

Ihnen verdanken wir die Idee eines Lebens „nach der Natur"; sie haben die Idee des „Naturzustandes" erzeugt; sie haben die Vorstellung geschaffen, daß dieser „Naturzustand" einst Thatsache gewesen sei und daß alle Menschen einmal gleichzeitig „frei und gleich" gewesen seien; sie haben die Doktrin ausgeheckt, die Gesellschaft müsse eine Reform erfahren, die jene friedlichen Tage der Freiheit und Gleichheit wieder heraufbrächte; sie haben das große Wort des laissez faire und das allgemeine Stimmrecht fertig gebracht; sie haben endlich die allen jungen Männern von mehr Ehrgeiz als Fleiß so theure Lehre erfunden: während jedes Handwerk, jedes Geschäft, jeder Beruf theoretisches Wissen und praktisches Geschick erfordert und zum Teufel gehen würde, wenn seine Vertreter durch die Mehrzahl der Stimmen von Leuten ernannt würden, die von dem Geschäft nichts und von seinen künftigen Vertretern sehr wenig wissen, — so werde die Leitung der Geschäfte der Gesellschaft schon von Erfolg gekrönt sein, wenn die Leute, die ganz sicherlich nichts wissen, in die Aemter solche Leute wählen, die ganz sicher nichts thun.

Wenn Dies das politische Ideal der modernen Anhänger Rousseaus ist, dann muß ich für mein Theil mich weigern, ihm nachzustreben oder irgend etwas Anderes zu thun als mit allen Kräften Denen entgegen zu wirken, die uns gern in diese Straße treiben möchten. An thöricht benutzter Freiheit und mit Worten behaupteter Gleichheit, die uns die Naturthatsachen jeden Augenblick widerlegen, haben wir meiner Meinung nach heute bereits viel zu viel. Wenn ich nicht irre, müssen wir aber etwas Anderes noch sehr

Digitized by Google

stark lernen, und Das ist die Nothwendigkeit, die individuelle Freiheit zum allgemeinen Besten einzuschränken; außerdem haben wir uns noch einzuprägen, daß sich theoretisch der Despotismus der Mehrheit so wenig rechtfertigen läßt und eben so gefährlich ist wie der eines Einzelnen, mag immerhin die Entscheidung politischer Fragen durch Stimmenmehrheit ein Mittel sein, recht und schlecht, wie sichs eben erdenken läßt; und endlich, daß das Stimmrecht als Mittel, der eigenen Meinung Wirkung zu verschaffen, sich unter allen Umständen wahrscheinlich mehr als ein Fluch denn als ein Segen für die Stimmberechtigten erweisen dürfte, die eigene Meinung müßte denn das Erzeugniß eines gesunden Urtheils sein, das sich wiederum auf eine gesunde Kenntniß der Sache stützt. Einige Erfahrung im Seeleben bringt mich zu der Ueberzeugung, daß ich nur sehr ungern an Bord eines Schiffes weilen würde, auf dem in einer Frage der Steuerung oder des Reffens der Topsegel die Stimmen des Kochs und der Küchenjungen eben so viel zählten wie die Stimmen der Offiziere, oder wo an das „große Herz" der Mannschaft appellirt würde, um über den Kurs des Schiffes zu entscheiden. Und doch ist kein Meer so gefährlich wie der Ozean der praktischen Politik, und doch giebt es keins, wo gutes Steuern und ein einziges, unverrückbares Ziel nothwendiger ist, wenn hoch sich die Wogen thürmen.

Das Endergebniß dürfte demnach also sein, daß die Lehre, alle Menschen seien frei und gleich oder seien es jemals gewesen, ein grundloses Erzeugnis der Einbildungskraft ist. Und jene Lehre wird auch nicht viel besser, wenn wir sie in der Weise einschränken, daß wir sagen, alle Menschen „sollten frei und gleich sein", so lange dieses „sollten" sich für das Gebot einer unveränderlichen Sittlichkeit ausgiebt. Denn sicherlich ist es keineswegs intuitiv sicher, „daß alle Menschen frei und gleich sein sollten". Wenn dieser Satz sich also aus dem reinen Denken heraus rechtfertigen lassen soll, so muß er von einem anderen ableitbar sein, der intuitiv sicher ist; und einen solchen giebts unglücklicher Weise nicht. Denn der Satz, die Menschen sollten die Freiheit haben, zu thun, was ihnen gefällt, so lange sie nicht die gleichen Rechte anderer Menschen beeinträchtigen, setzt bereits voraus, daß die Menschen gleiche Rechte haben, und kann nicht dazu benutzt werden, diese Annahme zu beweisen. Und wenn wir uns statt an die Philosophie an die geoffenbarte Religion wenden, so kann ich nicht finden, daß Judenthum oder Christenthum die politische Freiheit und die politische Gleichheit der Menschen in Rousseaus Sinn behaupteten. Sie behaupten die Gleichheit der Menschen vor Gott, — aber Das heißt nur, die Menschen seien gleich an Bedeutungslosigkeit oder an Mangelhaftigkeit.

London. Professor Thomas H. Hurley.

Digitized by Google

Dem Fürſten Bismarck.

Zum erſten April 1894.

Ein leuchtend Blatt aus Deinen Jugendtagen:
Auf Brückenbogen ſtehſt Du hoch am See,
Da bang ans Ohr hörſt Hilferuf Du ſchlagen,
Und in die Fluth hinab wirfſt Du Dich jäh,
Selbſtlos dem Tod ein Leben zu entreißen. —
Ein ſchlichtes Erzſtück reichſter Lohn Dir war,
Und wie viel Sterne auf der Bruſt Dir gleißen,
Der ſchönſte blieb: „Für Rettung aus Gefahr!“

Welch Gleichniß Deines ſpätern Heldenwerbens!
Dein Volk, erlahmt im Strudel inn'rer Noth,
Sah hilflos ſchon die Stunde nahen Sterbens;
Entriſſen hats Dein Wagemuth dem Tod! —
Du, der die Sturmfluth um uns her beſchworen,
Deß' Schöpferthat uns neu das Reich gebar,
Dich ſchmückt — ob alle Ehren Du verloren —
Der ſchönſte Schmuck: „Für Rettung aus Gefahr!“

Trüb lags wie Herbſtnacht überm deutſchen Forſte;
Umſtellend ſeines Königsadlers Sitz,
Aus Oſt und Weſt ſchlich ſich der Feind zum Horſte —
Da flammt befreiend Deines Schwertes Blitz.
In Fetzen ſanken rings die Netze nieder,
Und ſonnenwärts ſchwang ſich der Kaiſeraar,
Im Siegesflug mit mächtigem Gefieder
Dank rauſchend Dir: „Für Rettung aus Gefahr!“

Tief in des deutſchen Eichenſtammes Rinde
Grubſt Du, Gewalt'ger, Deinen Namen ein.
Daß niemals dieſe Runenſchrift verſchwinde,
Dein Volk will heut und ewig Hüter ſein!
In Flammenzügen wird ſie Dich verkünden
Den fernſten Tagen, wachſend immerdar,
Auf deutſcher Erde Dankesfeuer zünden
Unſterblich Dir: „Für Rettung aus Gefahr!“

Elberfeld. Ernſt Scherenberg.

Digitized by Google

Aerzteschulen.

Aus einem Kolloquium beim **Professor Schweninger.**

In einer nicht allzu kleinen Stadt gab es keinen einzigen Schuster. Früher hatte es welche gegeben: bescheidene, ehrsame Handwerker, die zwar die Weisheit nicht mit Löffeln gegessen, die aber gelernt hatten, für jeden Fuß einen passenden Stiefel zu machen. Nun war das Handwerk ausgestorben. Die Nachfolger der Schuster von ehedem wollten nicht mehr einfache Stiefelmacher sein, ihr Ehrgeiz ging höher hinaus: sie lasen dicke Bücher, wälzten schwere Folianten, studirten die Kulturgeschichte des Leders, die Entwickelung der Zehen, die Technik des Steppstiches und andere eben so interessante wie nützliche Dinge und sie grübelten namentlich über dem Problem, endlich einen Universalstiefel für die gesammte Menschheit zu finden. Inzwischen gingen in der nicht allzu kleinen Stadt die Leute barfuß oder wickelten Lappen um ihr zärtlich gehütetes Piedestal. Wer Geld genug hatte, der ließ sich von einem berühmten Ledergelehrten den Universalstiefel anprobiren, der Allen passen sollte und Keinem paßte, oder er verschrieb sich für schweres Geld einen Bauernschuster vom Lande, der ihm dann ein paar Holzpantoffel oder grobe Ackertreter anmaß. Ueber diese schnöde Konkurrenz waren die Zünftigen natürlich höchst entrüstet; sie empörten sich über das Eindringen von Pfuschern und bedachten nicht, daß sie selbst durch die Vernachlässigung ihres Handwerks das Publikum gezwungen hatten, zu solchen Pfuschern zu gehen, um wenigstens nothdürftig beschuht zu sein.

Alle Vergleiche hinken und ein von der Schusterei entlehnter Vergleich hat am Ende das Recht, auf beiden Beinen zu hinken. Aber siehts in der Aerztewelt nicht ähnlich aus wie in der nicht allzu kleinen Stadt? Ist nicht auch da das Handwerk — das hier freilich sich zur Kunsthöhe erheben soll — nahezu ausgestorben? Gleicht das Suchen und Spüren nach Mitteln gegen Krankheiten, das an die Stelle einer individualisirenden Krankenbehandlung getreten ist, nicht dem Bemühen, einen Universalstiefel zu finden, anstatt jedem Fuß den für ihn geeignetsten Schuh anzumessen? Und sind die Zünftigen nicht vielfach geradezu empört, weil die Menge, die den Glauben an das allein selig machende Rezept mehr und mehr verliert, zu sogenannten Pfuschern sich wendet, zu Wasserheilkünstlern, Terraindoktoren, Vegetariern und Herenmeistern aller Art, die sich auf die Natur berufen, ohne von der Natur mitunter mehr dabei doch zu verstehen als der Kubjunge von der Biologie?

Wenn man nach der Ursache fragt, erhält man die verschiedensten Antworten. Die Schleuderkonkurrenz trägt die Schuld, sagt der Eine:

Digitized by Google

die Autorität wird eben mit jedem Tage mehr untergraben, meint der Andere; und ein Dritter und Vierter erklären, daß die eigentlich Schuldigen diejenigen bösartigen Aerzte sind, die Zunftgeheimnisse der profanen Menge ausplaudern und nicht so thun, als sei in der Medizin Alles herrlich bestellt und jeder Rezeptverschreiber ein untadelhafter Künstler. Nur ganz Wenige, die Verständigsten freilich, geben den generellen Fehler offen zu und sagen, daß im Staate der Arzeneikunst Manches faul ist, am Faulsten aber gerade das Wichtigste: die Erziehung. Es liegt schon lange in der Luft, Mancher fühlts, aber der richtige Ausdruck will sich schwer finden lassen und selten versteht der Sprecher selbst recht genau, was er eigentlich meint, wenn er so geradehin von einer Reform der Medizin spricht. Der Gebildete, der Fachmann, drückt es wohl so aus: die Therapie der inneren Krankheiten kommt auf unseren Universitäten nicht zu ihrem Recht, es wird zu viel in Laboratorien, zu wenig in corpore vili gearbeitet, die Praxis steht hinter der Wissenschaft zurück, von der Arzeneimittellehre lernen die jungen Leute oft nicht viel mehr als ein paar Dutzend Rezeptformeln, von der Krankenbehandlung lernen sie eben so oft gar nichts, — deshalb brauchen wir, nach italienischem Muster, therapeutische Kliniken!

Gewiß läßt sich Das hören. Heute triumphirt die Chemie und die Pharmakologie, die schließlich doch nur ein kleiner Zweig der Physiologie ist, der Chemiker regirt mit seinen ohne Ermatten einander folgenden Erfindungen die medizinische Welt, jedes neue spezifische „Mittel", das im besten Falle doch nur vorübergehend und nur auf ein Symptom wirken kann, wird geschäftig ausgeschrieen, inserirt, adoptirt und probirt, und pharmakologische Thatsachen, die durch Experimente an gesunden Thieren erprobt worden sind, werden skrupellos und wahllos für die Behandlung kranker Menschen nutzbar zu machen versucht. Eigentlich nicht einmal für die Behandlung kranker Menschen, sondern „gegen Krankheiten", die doch nach Zeit, Ort, Umständen und Individualität sich durchaus verschieden äußern und deshalb auch verschieden behandelt werden müssen. Davon lernt der angehende Doktor, einerlei, ob er bei den alten Rezeptirpharmakologen, die kaum je einen Kranken und dessen Reagiren auf ihre Verschreibungen selbst sehen, oder bei einem ganz modernen Bakteriologen in die Schule geht, nun selten viel. Deshalb wäre die Einrichtung einer therapeutischen Klinik immerhin ein großer Vortheil. Da könnte doch wenigstens einigermaßen praktisch gearbeitet werden, und auch unter den Herren der älteren Schule giebt es viele, die zufrieden wären, wenn der Nachwuchs therapeutisch besser ausgebildet und in der Diagnostik, der Auskultation, Perkussion sowie in den Untersuchungmethoden gründlicher belehrt würde. Diese Herren werden sich, falls der Zopf ihnen nicht gar

Digitized by Google

zu tief hängt, gegen eine therapeutische Klinik nicht sträuben, sie vielmehr mit Freude begrüßen, — wenn sie sich in der rechten Mitte zwischen den pharmakologischen Instituten und Dem, was man jetzt Kliniken nennt, hält, wenn sie fleißig in Infektiontheorie und Allopathie arbeitet und die Schüler unterweist, wie man entweder durch die Zuführung fremdartiger, dem Organismus ungewohnter Substanzen oder durch die Zuführung der Stoffwechselprodukte der Krankheiterreger die vorhandenen oder denkbaren „Krankheiten" „heilen" kann. Denn bei den Krankheiten und beim Heilen stehen auch sie meist noch immer, und weil sie nicht einsehen wollen, daß wir ausnahmelos es mit dem — ganz bestimmten oder zu bestimmenden — kranken Individuum zu thun haben und daß wir nicht heilen, sondern nur pflegen, rathen, lindern, der Natur den Weg frei machen können — natura sanat, medicus curat —, deshalb würden auch ihre Wünsche, selbst wenn sie erfüllt werden sollten, noch nicht den Zustand schaffen, dessen Herbeiführung im Interesse der leidenden Menschheit eben so sehr wie in dem des ärztlichen Ansehens liegt.

Es wird heutzutage fürchterlich mit tönenden Schlagwörtern gesündigt; die einfachsten, an sich verständlichsten Dinge werden so lange mit gelehrtem Brimborium umwickelt, bis der Laie, auf den es ja am Ende ankommt und dem das ganze Bemühen gilt, von der geheimwissenschaftlich aussehenden Geschichte gar nichts mehr versteht und mißtrauisch beim „Pfuscher" Hilfe sucht, beim Winkelkonsulenten oder beim Naturheilkünstler, die sich mit seinem Fall wenigstens scheinbar eingehend beschäftigen, die mit ihm menschenverständlich sprechen und ihn nicht, nach Schema F II., bureaukratisch mit einem kabbalistischen Aktenzeichen versehen. Warum spricht man in unserm Falle stets von einer therapeutischen Klinik, unter der Niemand sich etwas Rechtes denken kann? Die kann gut und auch nicht gut wirken, Das hängt ganz davon ab, was in ihr gelehrt, geübt und getrieben wird. In dem Augenblick aber, wo wir kurz und deutsch sagen: Wir brauchen Aerzteschulen, — da versteht Jeder gleich, was gemeint ist. Denn in einer Aerzteschule, Das ist auch dem Blödesten klar, sollen nicht „Mediziner", nicht Wissenschaftler, Laboratoriumgelehrte, Pharmakologen, Rezeptablaßhändler aufgepäppelt, sondern da sollen Aerzte ausgebildet werden in allen Diensten und Handgriffen, die ein Arzt jemals brauchen kann und können muß.

Nur ein Narr oder ein Spekulant, der seine Unwissenheit hinter dem erhabenen Begriff der Natur verbergen möchte, wird ein Wort gegen die Bedeutung der Wissenschaft sagen. Sie ist uns Allen die große Lehrerin, sie kann und soll — schlimm genug, daß man Das heute noch aussprechen muß — nie entbehrt werden. Aber es liegt im Wesen der Wissenschaft, daß sie, die um das unendlich Kleine sich kümmern muß, sich mehr und

Digitized by Google

mehr spezialisirt, daß sie das Glas zerschlägt, um die Splitter besser und genauer prüfen und untersuchen zu können. Die Wissenschaft liefert uns das technische Kennen; für den ärztlichen Beruf aber, der es stets mit dem ganzen Menschen zu thun hat, gleichviel, ob diesem Menschen ein Zahn, ein Hühnerauge oder ein Lungenflügel Schmerzen bereitet, muß noch das gerade hier wichtigere künstlerische Können hinzukommen. Der Arzt kann an den Splittern, die ihm die Wissenschaft wohlpräparirt vorlegt, lernen, aber er darf nie vergessen, daß er in der Praxis stets an dem ganzen Glase seine Kunst zu erproben haben wird, daß die Wissenschaft ihm Stückwerk liefert und daß er am leidenden Menschen Ganzwerk leisten soll. Und Das übersieht die Erziehung; sie bildet — mit größerem oder geringerem Erfolge — Kenner und Wisser heran, aber keine Könner, junge Wissenschaftler, aber keine Aerzte, Leute, die Alles über eine Krankheit gelesen haben, die aber mit dem kranken Menschen nichts anzufangen wissen.

An dieser Stelle allein kann die viel besprochene und vielfach mißverstandene Reform der Medizin mit sicherer Aussicht auf Erfolg versucht werden. Wir brauchen Aerzte, die menschlich fühlen und nicht verroht sind durch fortgesetzte Thierschinderei, die human ihre Aufgabe empfinden und nicht durch wissenschaftliche Scheuklappen beengt und beschränkt sind, die genau wissen, was sie sollen und wollen, und die, was sie wollen und sollen, auch mit Geschick und Kunst betreiben. Nicht spezialisiren, schematisiren, schablonisiren soll der praktische Arzt, der diesen Namen verdient, sondern individualisiren; nicht Krankheiten zu heilen soll er versuchen, sondern den kranken Menschen genau ansehen, seine hereditäre Belastung, seine Lebensumstände, seine Körperverhältnisse, Gewohnheiten, Laster, Thätigkeiten, seine Vergangenheit und Gegenwart, sein Werden und sein Milieu eingehend und liebevoll erforschen und dann versuchen, den so Erkannten, nachdem er ihn zunächst in die denkbar einfachsten Lebensverhältnisse gebracht und festgestellt hat, was er darin zu leisten und zu ertragen vermag, allmählich zu den Lebensbedingungen und Gewohnheiten eines normalen Menschen zu führen. Gelingt Das, ist der früher kranke Mensch, der Mensch, dem „Etwas fehlte", dahin gebracht, daß er wieder leisten und vertragen kann, was ein normaler Mensch in seinen Alters- und Körperverhältnissen, in seiner sozialen und beruflichen Stellung vertragen und leisten kann, — dann hat der Arzt sich als ein wirklicher Praktiker bewährt und gezeigt, daß er sein Lehrgeld nicht umsonst bezahlt hat. Wahrhaftigkeit braucht der praktische Arzt und Muth: er darf sich und Anderen keinen blauen Dunst vormachen; Gewissenhaftigkeit braucht er, denn er ist nicht da, um Geld zu verdienen und die Patienten mit einem Rezept, einem Spruch, einem lateinischen Namen, einem grünen,

Digitized by Google

blauen oder rothen Fläschchen möglichst rasch abzufertigen, sondern um ihnen als Künstler seine Dienste zu leisten; nicht abstrakt, sondern konkret, nicht absolut, sondern relativ, nicht objektiv, sondern sehr subjektiv soll er empfinden und urtheilen und immer bedenken, daß er nicht wissenschaftliche Experimente zu machen, sondern einem leidenden Menschen die mögliche Erleichterung und Hilfe zu gewähren hat. Das ist ganz gewiß keine geringe Aufgabe, und wer auch nur dem armsäligsten Menschenkinde die Schmerzen gelindert hat, der kann stolz und muthig sich neben den gerühmtesten Experimentator stellen.

Von Alledem, was zur Erfüllung dieser Aufgabe nöthig ist, lehrt die heutige Erziehung kaum irgend Etwas. Sie klebt an der Wissenschaft und die schwankende Wissenschaft bietet dem Praktiker verzweifelt wenig für seinen Beruf. So ist es gekommen, daß die Aerzte von Dem, was sie leisten könnten und sollten, schon allzu Vieles Anderen überlassen haben: Massage, Pflege, Wartung, Hebammen- und Samariterdienst, Sanatorien, Bänder, Abreibungen, Gymnastik, Diät u. s. w.. Sie halten sich auf ihrer wissenschaftlichen Höhe für zu gut, um diese wichtigen Dienstleistungen selbst zu übernehmen, und sie vergessen, daß gerade für ihren Beruf die Wissenschaft nur allzu unproduktiv und unzulänglich ist. Die Wissenschaft notirt und redet, sie bedeutet für die ärztiche Praxis nicht viel mehr als Rhetorik und Scholastik für die modernen Volkserziehung; der Arzt aber soll, wie der Künstler, bilden und schaffen mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, langsam und stetig, so vollkommen wie möglich. Die Zersplitterung der Wissenschaft in Spezialitäten ist unaufhaltsam; der Arzt aber, der immer ein Praktiker sein muß, braucht das einigende Band; ihm nützen die Theile in seiner Hand nicht und das Band liefert ihm nur seine Kunst, seine makroskopische Anschauung des ganzen Menschen. Er darf nur darin „Spezialist" sein, daß er das einzelne, das spezielle Individuum als Objekt seiner Thätigkeit ansieht, die „Ausnahme", im Gegensatz zur Regel und zum Gesetz, wie sie die Wissenschaft aus dem Allgemeinen, Universellen abstrahirt, und er darf nie vergessen, daß es nicht nur nach dem alten Spruch 10 000 Krankheiten und nur eine Gesundheit giebt, sondern daß auch 10 000 individuelle verschiedene Erkrankungen unter der einen Etiquette möglich sind, die die Wissenschaft einer „Krankheit" aufgeklebt hat.

So lange wir auf unseren medizinischen Schulen nur die medizinische Wissenschaft lehren und lernen — d. h. einen Theil der Technik, die übermorgen schon wieder veraltet und überholt sein kann —, thun wir nichts Anderes als ein bildender Künstler, der sich nur mit der Analyse seines Marmors, seiner Leinwand, mit der Zusammensetzung der Farben, mit Optik, Perspektive, Mathematik und Dergleichen vertraut machen würde.

Digitized by Google

Die besten Aerzte müssen die Lehrer der ärztlichen Kunst werden und nur in ärztlichen Kunstschulen, wo neben der wissenschaftlichen Universitätbildung und Hand in Hand mit ihr alles andere für die Praxis Nöthige gelehrt und ad oculos demonstrirt wird, in seinen unzähligen Kombinationen und Variationen —: nur da kann der Arzt der Zukunft erzogen werden. Dazu müssen auch die bisher üblichen Lehrmethoden geändert werden. Chemie, Physik, Mineralogie, Botanik, Zoologie, vergleichende Anatomie und Physiologie, Histologie, Bakteriologie ꝛc. dürfen nur „auch" Mittel zum Zweck sein und nicht so gelehrt werden, als sollten in ihnen und um ihrer selbst willen Spezialisten erzogen werden; sie sollen nur als Grundlage dienen für den künftigen Beruf, der in erster Linie Humanität, Menschenkenntniß, Studium von Leib und Seele, Fähigkeit der Suggestion und vieles Andere verlangt. In einer ärztlichen Kunstschule müßte gelehrt werden, was, wie und wo man hört und sieht, was dem kranken Menschen „fehlt", was ihm noth und was ihm wohl thut, wie er zu versorgen und zu behandeln ist, je nach seinen genau zu prüfenden Umständen, bis Das heraus kommt, was herauskommen soll: der thunlichst gut hergestellte Mensch. Aber auch das rein Handwerksmäßige dürfte nicht vernachlässigt werden, weder Wärter noch barmherzige Schwestern dürften den groben Dienst versehen und der Student müßte lernen, wie man die Betten macht, den Kranken in die richtige Lage bringt, die Nägel und die Haare schneidet, Hühneraugen und Ballen beseitigt, Blutegel setzt, massirt, abreibt, badet, wäscht u. s. w. Sogar eine Küche wäre nöthig, damit der behandelnde Arzt selbst die Krankenkost bereiten lernt und später weiß, wie er die Speisen zu medifiziren, zu variiren und wie er die Köchin zu kontroliren vermag. Unsere Schulmedizin ist eigentlich nur für die Reichen bestimmt, die außer dem Herrn Doktor noch ein ganzes Heer von Bedienten haben, und man findet heute nicht selten Aerzte, die keinen Blutegel setzen und keinen Kranken ordentlich waschen können. Der praktische Arzt soll aber im Stande sein, wo es nöthig ist, alle Dienstleistungen, auch die gröbsten und widerwärtigsten, ganz allein zu verrichten.

Wer so das ABC gelernt hat, der soll in die Schule des Lebens gehen, — zu den besten, erfahrensten, beschäftigtsten Aerzten, die den Patienten in seinen Gewohnheiten und Funktionen völlig ummodeln, und da soll er lernen, wie bis ins kleinste Detail gewissenhaft und unermüdlich gearbeitet werden muß, wenn man als Arzt und Künstler in seinem Beruf mit Ehren bestehen will. Unsere heutige Ausbildung von „Medizinern" kann, trotz oder wegen ihrer Exaktheit und Wissenschaftlichkeit, die Erfolge, die da zu erzielen sind, nicht aufweisen; Das kann weder die Bakteriologie noch die pathologische Anatomie, das können weder die Heilpotenzen der

Digitized by Google

Nährkulturen noch die pharmakodynamischen, spezifischen und physikalischen Faktoren, Das kann auch in den prunkvollsten Palästen und mit den saturirtesten Pfründnern überhaupt keine Methode und keine Wissenschaft, — Das kann nur der ärztliche Künstler, der es versteht, den Patienten an sich zu ziehen, sein Vertrauen zu gewinnen, psychisch auf ihn zu wirken, ihn zu beeinflussen, zu beruhigen, zu trösten und ihn allmählich so in die für ihn geeigneten Lebensbedingungen zu bringen. Auch er vermag es nur, wenn er alles Nöthige selbst thut und nichts Wichtiges Anderen überläßt, wenn er übermäßige Anforderungen der Kranken und ihrer Verwandten auf das richtige Maß reduzirt, wenn er nicht unnöthig sie mit erschreckenden Diagnosen ängstigt, sondern als ein humaner, schonender Helfer und Tröster — bei aller unentbehrlichen Energie — erscheint und im Verkehr den Ton trifft, der diesen Menschen in diesen Verhältnissen angemessen ist. Das sind Dinge, von denen der Arzt heute auf der Universität nichts lernt; dafür lehrt man ihn das mystische, höchst vornehm aussehende und oft doch so werthlose Rezeptschreiben, Indikationen, Wortdiagnose und Wortprognose. Der Kranke sucht Hilfe und Linderung; wenn er die nicht findet, ists ihm gleichgiltig, ob der Herr Doktor einen lateinischen Spruch murmelt, einen Zettel schreibt oder seine Unfähigkeit, zu helfen, dadurch verbirgt, daß er der Krankheit einen möglichst fremdartigen Namen giebt, weil er dem Kranken selbst nicht beikommen kann.

In der Stadt, wo das Schusterhandwerk ausgestorben war, hatte der hochwohllöbliche Magistrat es vergebens mit der Einführung wissenschaftlicher Akademien versucht; auch da wurden nur allerlei Kuriositäten angefertigt und die guten Bürger mußten nach wie vor die Stiefel entbehren. Endlich kam ein praktischer Mann auf den Gedanken, die wissenschaftlich gebildeten Akademiker bei den Bauernschustern und anderen Pfuschern in die Lehre zu geben. Das half, denn die jungen Leute lernten nun, wie man Stiefel macht, und ihre theoretische Vorbildung ließ sie die groben Fehler und Irrthümer ihrer Lehrer vermeiden. In der Aerztewelt braucht man zu solchem Gewaltmittel nicht seine Zuflucht zu nehmen, denn da giebt es neben den mit Scheuklappen versehenen Topfguckern und den Papierschnitzelhändlern noch immer praktische Künstler, die mit der körperlichen und der seelischen Diätetik und mit der individualisirenden Behandlung bestimmter Menschen Bescheid wissen. Wenn sie das Heft in die Hand bekommen, dann mag die Anstalt, wo Das geschieht, therapeutische Klinik oder Aerzteschule heißen: sie wird zur Bekämpfung des Pfuscherthums und zur Erhöhung des ärztlichen Ansehens mehr beitragen als alles Stöhnen und Wüthen der Zunftgelehrten, die ihrem wahren Beruf längst entfremdet sind.

Digitized by Google

Das Nationaldenkmal.

Dem alten Kaiser soll ein Denkmal gesetzt werden. Die Entscheidung darüber, wie und von wem das Denkmal gestaltet werden soll, hat der Reichstag dem Kaiser anheimgestellt und der Kaiser hat die große Aufgabe dem Professor Reinhold Begas übertragen. Ist Das ein Unglück? Ich habe bei Bildhauern, Malern und Kunstkritikern umgefragt und überall die gleich lautende Antwort erhalten: Begas ist der Einzige, der Das heute bei uns machen kann. Von einer Freude über die Erwählung des Würdigsten ist aber nichts zu verspüren; im Gegentheil: man thut, als sei die Wahl das Produkt einer zufälligen und unbilligen Gunst, und vom Grafen Limburg-Stirum bis zum Herrn Eugen Richter erstreckt sich die wüthige Entrüstung über ein Werk, das außer dem Künstler noch Niemand kennt. Den Volksvertretern, die mit den Wahlweihen doch nicht die Allwissenheit erlangt haben, ist ein Modell im verkleinerten Maßstabe gezeigt worden und seitdem bilden sie sich ein, sie wüßten genau, wie die Sache aussehen wird. Der Eine schimpft über die Victorien, der Andere über die Löwen, ein Dritter vermißt Bismarck und Moltke, einem Vierten paßt es nicht, daß ein Genius das Pferd des Kaisers am Zügel führt, und Alle finden, daß dem Künstler ein viel zu hohes Honorar bewilligt worden ist.

Ich bin zu Begas gegangen, weil Das mir das beste und einfachste Mittel schien, in das Chaos der Empörungen einiges Licht zu bringen. Meinem Bitten gelang es, den Meister zur Veröffentlichung einiger aphoristischer Gedanken zu bewegen, die er in einer Arbeitpause rasch aufgezeichnet hat und die unretouchirt und unredigirt nun hier mitgetheilt werden. Das aber war nicht der einzige Ertrag meines Besuches bei dem Künstler, der seine dreiundsechzig Jahre mit kraftvoller Frische trägt. Ich sah ihn auch bei der Arbeit, sah den fast fertigen Kopf des alten Kaisers, der, trotz den riesigen Dimensionen, so lebendig und so anziehend ist, daß er den Blick nicht wieder losläßt, ich sah die gescholtenen Victorien, den geschmähten Genius, die Löwen und die Gestalten des Krieges und Friedens. Und ich muß sagen: Hält das Ganze, was die Einzelnheiten versprechen, dann wird Deutschland um ein großes Kunstwerk reicher sein. Der Mann, der diese vier mächtigen, bis in das feinste Detail wundervoll individualisirten Löwen, diese graziösen und doch nicht schwächlichen Siegesjungfrauen und den trotzigen, immer zum Sprunge bereiten Krieger geschaffen hat, der darf auch verlangen, daß man, wo er die Verantwortlichkeit trägt, ihm nicht das Vertrauen versagt und daß man für jeden verdienten Tausendmarkschein ihm nicht zehntausend unverdiente Grobheiten an den Kopf wirft. Er ist mit dem für das Denkmal gewählten Platz zufrieden, er hat den Plan als ein geistvoller Künstler durchdacht, er allein sieht ihn ausgeführt, sieht die Menge schon, die das Denkmal umringt, und er wird den vornehmen und leise verschwindenden Herrscher nicht nur, sondern die ganze Zeit uns zeigen, die in zähem Beharren auf den eroberten Trophäen ruht. Wer sich ärgert, weil neben der preußischen Pickelhaube der Genius aus Hellas erscheint, der mag mit Goethes klugem Rathspruch sich trösten: „Laßt uns doch vielseitig sein! Märkische Rübchen schmecken gut, am Besten gemischt mit Kastanien. Und diese beiden edlen Früchte wachsen weit auseinander." M. H.

Digitized by Google

Aphorismen über Kunst.

Es scheint ein Bedürfniß der Menschen zu sein, bedeutende Männer nach ihrem Tode in Stein oder Bronze weiterleben zu sehen. In Deutschland nimmt man es mit dem Weiterleben nicht so genau. Da ist die Hauptsache, daß ein Comité sich entschließt, einem großen Mann ein Monument errichten zu lassen. Dem Gedanken und dem Gefühl ist Genüge geschehen und der gebildete oder vielmehr der bebrillte Deutsche, der die Kunst eher durch das Gehirn als durch das Auge genießt, wird weniger Werth auf die Erscheinung des Kunstwerks als auf Das, was es vorstellen soll, legen. — Es geht der bildenden Kunst darin wie der Musik. Die monumentale Kunst gleicht der Oper: Beide schleppen so viel Beiwerk mit sich, daß die reine Kunst darunter leidet. Durch die Vorliebe des Deutschen für die monumentale Plastik werden die Künstler selbstverständlich nach dieser Richtung in Anspruch genommen, und da sie bald heraus merken, daß das Auge nicht der Sinn ist, mit dem ihre Leistungen gemessen werden, so bildet sich bei ihnen mit der Zeit bald eine bemerkenswerthe Oberflächlichkeit in der Behandlung der Formen heraus. Diese Oberflächlichkeit wird dadurch noch gesteigert, daß man es liebt, Denkmäler in Wälder und auf Berge zu stellen, — eine überaus barbarische Sitte, die wohl zu keiner Zeit begabter Kulturvölker bestanden hat. Es wird dadurch jeder Zusammenhang mit der Architektur aufgehoben, die als natürlicher Boden für die Skulptur zu betrachten ist. Die Liebe zum Walde ist dem Deutschen angeboren und da glaubt er denn, die Statuen müßten sich eben so wohl darin fühlen wie er selbst.

Die Bildhauerkunst verlangt, gegenüber der Malerei, vom Beschauer eine höhere Bildungsstufe. Die Darstellungobjekte sind viel spärlicher als die der Malerei, welche die alltäglichen Vorgänge in der Natur nach jeder Richtung hin behandeln und durch Farbe, Licht und Schatten geschmackvoll serviren darf. Die Plastik hingegen, die mehr als eine Uebersetzung des Angeschauten betrachtet werden muß, darf sich nicht entfernen von dem visionären, dichterischen Element in der Kunst, ohne banal und geschmacklos zu werden.

Das Studium des Nackten und des griechischen Gewandes wird immer eine der nothwendigsten Bedingungen sein, um den modernen Statuen ein ergänzendes Beiwerk idealer Gestalten hinzuzufügen. Da eine menschliche Hose nun leichter als ein menschliches Bein zu gestalten ist und da durch unsere Geschmacksrichtung Hosen öfter als nackte Beine verlangt werden, so ist das Studium des Nackten um so nothwendiger, um den Unterschied zwischen einem menschlichen Knie und dem Knie einer Ofenröhre prägnanter, als es bisher meist der Fall war, hervortreten lassen zu können. Leider ist der Realismus sehr in der Mode und es ist schwer,

Digitized by Google

gegen den Strom zu schwimmen. Man liebt es, das Unwesentliche zu betonen auf Kosten der Hauptsache, es gilt als größere Sünde, eine Schnalle am Riemenzeug eines modernen Pferdes zu vergessen, als die Hand, welche den Zügel führt, in Haltung und Form zu vernachlässigen. Dieser Zug des Naturalismus ins Kleine und Unwesentliche geht durch die gesammte Kunst. Auf den Bühnen ist es heute mindestens eben so wichtig, echte intérieurs, täuschende Szenerien, wie gute Schauspieler zu besitzen. Man sagt: „Warum soll nicht Alles gut sein?" Dieser Einwand ist aber nicht ganz berechtigt; es darf in der Kunst nicht Alles gleichwerthig behandelt werden. Das Bedeutende verlangt intimere Durchbildung als das Unbedeutende, die Nebensachen müssen der Hauptsache untergeordnet werden. Es muß sogar vieles Nebensächliche wegfallen, damit der Beschauer nicht von der Hauptsache abgelenkt werde.

Die Deutschen — vermöge ihrer kritischen und philosophischen Anlage — sind mehr für die Wissenschaften als für die bildenden Künste geschaffen; der Genuß an der reinen Form, wie wir ihn bei den Griechen verkörpert sehen, genügt dem Deutschen nicht, er will sich bei einem Kunstwerk auch „Etwas denken" können. Da er nun diesen Wunsch, sich „Etwas denken" zu können, bei einem griechischen Torso oder bei dem Satz eines Beethovenschen Quartetts nicht zur Genüge befriedigen kann, so geht er lieber in die Berliner National-Galerie, um die papiernen Gedanken eines Cornelius, oder in die Oper, um ein Drama mit musikalischer Beilage zu genießen. — Man ist allgemein der Ansicht, daß das Zusammenwirken mehrerer Künste den Werth eines Kunstwerkes erhöhen müsse; Das ist ein großer Irrthum. Wenn Tizian eine Statue des Phidias bemalt hätte: Einer hätte dem Anderen geschadet. Ein Shakespearesches Drama kann nicht in Musik gesetzt werden, ohne zu verlieren, und dem wahren Kunstverständigen wird die beste Musik durch Dinge, welche die anderen Sinne beschäftigen, verleidet werden. Es ist sonderbar, daß die gebildete Menge die Kunst nicht durch das Auge allein, sondern mit Hilfe der Kritik, die Musik nicht durch das Ohr allein, sondern mit Hilfe des Auges genießen muß; ob Das Schwäche oder größere Einsicht ist, will ich dahin gestellt sein lassen.

* * *

Sprachen trennen die Völker, aber die Musik ist die gemeinsame Sprache aller Völker. Durch sie, überhaupt durch die Kunst allein, ist eine Verbrüderung der Völker möglich. Nichts ist daher für uns Deutsche gefährlicher als Kriege, durch welche das geistige Leben nach dieser Richtung unterbunden wird. Nach den Freiheit-Kriegen zogen sich die Deutschen in sich zurück. Die Folge davon war ein nie geahnter Niedergang in der Kunst. Man vergaß, daß die Kunst von dem Worte „können" abstammt,

Digitized by Google

und glaubte, mit Denken und Wissen Etwas zu schaffen. Kaum waren die Wunden geheilt, da wurde nach den Siegen von 70—71 eine neue deutsche Kunst etablirt. Wagner in seiner den Cornelius-Cartons ähnlichen humorlosen Langweile beherrschte die Welt, die die Musen verlassen hatten.

* * *

In der Kunst müssen sich Form und Gedanke decken, es giebt für den Künstler keine Gedanken, die nicht mit der Form zusammengedacht werden. Ein schlagender Beweis für diese Ansicht ist Cornelius: einer der geistreichsten Männer seiner Zeit, der aber der Kunst eigentlich fern stand. Die gesammten Schöpfungen dieses genialen Kopfes haben nicht den künstlerischen Werth eines holländischen Stilllebens aus bester Zeit. Diese Anschauung wird gewiß von allen künstlerischen Nationen gebilligt, nicht immer aber von der deutschen, die leider noch nicht in allen ihren Theilen dazu gehört.

* * *

Kritiker bilden sich aus den Naturen, die für das Schöpferische in der Kunst zwar wenig Begabung haben, deren Urtheil und Geschmack jedoch sehr ausgeprägt zu sein scheint. Ihre künstlerischen Leistungen sind in den meisten Fällen dilettantische. Nun lehrt die Erfahrung, daß, je weniger die Formenkenntniß und das Gestaltungvermögen entwickelt ist, um so bestimmter das Urtheil auftritt. Je größer ein Künstler ist, deste mehr wird er zweifeln und tasten; absolute Sicherheit ist immer ein Zeichen der Schwäche in der Kunst. Nur der Kritiker glaubt, nicht allein ein sicheres Urtheil, sondern auch das Recht zu haben, es überall auszusprechen. Auf einem Rennplatz würde Derjenige, welcher den Männern des Sports einen Vortrag hielte über den Sitz zu Pferde, Haltung der Zügel u. s. w., selbst aber in seinem Leben höchstens einen Eselsritt mitgemacht hat, verlacht oder ignorirt werden, während die bescheidenen Künstler um die Gunst dieser Herren buhlen. Wohl in keinem Lande ist die Kunstkritik entwickelter als in Deutschland; Das bestätigt aber nur das schon früher Gesagte über die mangelhafte Begabung vieler Deutschen für die reine Kunst.

In der Kunst reicht das Urtheil eines Jeden schließlich nur bis zu der Grenze, die er mit eigenen Leistungen selbst zu erreichen vermag.

* * *

„Niemand ist unersetzlich" — auch ein Ausspruch, der, wie so viele andere, durch beständiges Wiederholen nicht richtiger wird. Beethoven ist aber nicht zu ersetzen, es schreibt nach ihm Keiner mehr eine neunte Symphonie, so wenig sie vorher Einer geschrieben hat. Und ist Goethe, Shakespeare, Phidias zu ersetzen?

Solche Aussprüche sind von der kompakten, fest zusammenhaltenden Masse der Mittelmäßigen erdacht gegen die über das Mittelmaß hinaus-

Digitized by Google

ragenden Geister und sie sind der Ausdruck des Neides, — der ja mitunter auch in Kommissionen einen Platz findet.

* * *

„Vier Augen sehen mehr als zwei", sagen die Anbeter der Kommissionwirthschaft. Ja, wenn sichs darum handelt, Eicheln zu suchen! Ein großes Kunstwerk kann immer nur von Einem erdacht und ausgeführt und schließlich auch beurtheilt werden.

* * *

Parlamente sind Schutzmittel gegen unfähige Regenten, Kommissionen auf Kunstgebieten sind Schutzmittel gegen unfähige Besteller. Es ist falsch, zu glauben, daß viele Köpfe bei der Entschgidung über eine Sache mehr als ein Einzelner leisten. Die Fehler eines Individuums sind immer noch erträglicher als irgend ein Beschluß einer Kommission. Von den Farben auf einer Palette ist jede einzelne individuell, alle gemischt bilden — einen Kommission-Beschluß, d. h. jede giebt ihre Eigenart auf und vereint sich mit allen anderen zu einem höchst unangenehmen Grau. Ein Dutzend Affenschädel ersetzen noch keinen Menschenschädel.

Ganz besonders unsinnig hat sich dieses Prinzip in der Form des allgemeinen, gleichen Stimmrechtes entwickelt, das im Grunde doch nichts Anderes sagt als: nicht mehr die Bildung, der Verstand, der Geist sollen dem Staat seine Gesetze vorschreiben, sondern die erdrückende Mehrzahl der ungebildeten, geistlosen, brutalen Menschen.

Heutzutage liebt man es, für alles Mögliche Konkurrenzen auszuschreiben; man geht gewissermaßen auf ein Aalstechen nach Genies. Obgleich man die fähigen Köpfe auf allen Gebieten genau kennt, wird immer wieder versucht, zufällig einem unbekannten Genie zu begegnen. Als ob ein helles Licht überhaupt verborgen bleiben könnte!

In den Konkurrenzen, die sich auf Kunstwerke beziehen, ist es besonders schlimm, denn von der Kunst glaubt Jeder Etwas zu verstehen. So sind denn die Kommissionen und die Jurys mit Männern aus allen möglichen Berufszweigen besetzt und der Geschmack dieser bunt zusammengewürfelten Menge schreibt den Künstlern die Wege vor, die sie gehen sollen. Schon oft haben bedeutende Künstler es erlebt, daß ihre Entwürfe als Hengste in die Kommissionställe gingen und als Wallache wieder herauskamen.

* * *

Große Geister gleichen Kometen, die einen Schweif von Sezessionisten hinter sich herschleppen. Diese Parasiten saugen sich fest und entziehen ihrem Meister oft noch unreife Gedanken, die sie dann verstümmelt fertig stümpern, ehe der Meister sie fertig gedacht hat.

Professor Reinhold Begas.

Digitized by Google

Gedichte und Epigramme.

An Hafis.

(Frage eines Waſſertrinkers.)

Die Schenke, die Du Dir gebaut,
Iſt größer als jedes Haus,
Die Tränke, die Du drin gebraut,
Die trinkt die Welt nicht aus.
Der Vogel, der einſt Phönix war,
Der wohnt bei Dir zu Gaſt,
Die Maus, die einen Berg gebar,
Die — biſt Du ſelber faſt!
Biſt Alles und Keins, biſt Schänke und Wein,
Biſt Phönix, Berg und Maus,
Fällſt ewiglich in Dich hinein,
Fliegſt ewig aus Dir hinaus —
Biſt aller Höhen Verſunkenheit,
Biſt aller Tiefen Schein,
Biſt aller Trunknen Trunkenheit
— Wozu, wozu Dir — Wein?

Arthur Schopenhauer.

Was er lehrte, iſt abgethan;
Was er lebte, wird bleiben ſtahn:
Seht ihn nur an!
Niemandem war er unterthan!

Der „echte" Deutſche.

„O peuple des meilleurs Tartuffes,
Ich bleibe Dir treu gewiß!"
Sprach's, und mit dem ſchnellſten Schiff
Fuhr er nach Kosmopolis.

Digitized by Google

An Spinoza.

Dem „Eins in Allem" liebend zugewandt,
Ein amor dei, selig aus Verstand —
Die Schuhe aus! welch dreimal heilig Land! — —
Doch unter dieser Liebe fraß
Ein heimlich glimmender Rachebrand:
— Am Judengott fraß Judenhaß! —
Einsiedler! hab' ich Dich erkannt?

Beim Anblick eines Schlafrocks.

Kam, trotz schlumpichtem Gewande,
Einst der Deutsche zu Verstande,
Weh', wie hat sich Das gewandt!
Eingeknöpft in strenge Kleider,
Ueberließ er seinem Schneider,
Seinem Bismarck — den Verstand!

Unter Feinden.

Dort der Galgen, hier die Stricke
Und des Henkers rother Bart,
Volk herum und gift'ge Blicke —
Nichts ist neu dran meiner Art!
Kenne Dies aus hundert Gängen,
Schrei's Euch lachend ins Gesicht:
Unnütz, unnütz, mich zu hängen!
Sterben? sterben kann ich nicht!

Bettler Ihr! denn Euch zum Neide
Ward mir, was Ihr nie erwerbt:
Zwar ich leide, zwar ich leide —
Aber Ihr — Ihr sterbt — Ihr sterbt!
Auch nach hundert Todesgängen
Bin ich Athem, Dunst und Licht: —
Unnütz, unnütz, mich zu hängen!
Sterben? sterben kann ich nicht!

Friedrich Nietzsche.

Digitized by Google

Unsere Arbeiterjugend.

Die Klagen über die zunehmende Verwilderung unserer Arbeiterjugend sind schon seit geraumer Zeit bei uns chronisch geworden. Wenn dabei zuweilen auch starke Uebertreibungen mit unterlaufen mögen, so ist es doch nicht zu leugnen, daß heute in einem stärkeren Maße als früher Ausschreitungen der mannichfachsten Art durch die heranwachsende Jugend stattfinden und daß in sozialdemokratischen Versammlungen, bei Strikes u. Dgl., halbwüchsige Burschen eine hervorragende Rolle spielen. Meist führt man Das darauf zurück, daß das Familienleben unserer arbeitenden Klassen stark gesunken ist. In den Großstädten braucht man sich hierüber freilich nicht zu wundern. Denn hier schließen die Wohnungverhältnisse der unbemittelten Volksklassen an sich schon ein gesundes Familienleben und eine Pflege der Geselligkeit im häuslichen Kreise aus und dazu kommt noch, daß Tausenden junger Leute von vornherein ein Familienanschluß fehlt. Aber die Großstädte sind es nicht allein, in denen Klagen über die Arbeiterjugend laut werden. In allen Industriecentren liegen die Dinge meist so, daß der Vater seine freie Zeit zum großen Theil im Wirthshaus verbringt, während die Mutter vielfach die ganze Woche hindurch der Arbeit nachgehen muß und die Erziehung der Kinder der Straße überlassen bleibt. In der Werkstatt tragen dann die zersetzenden Einflüsse älterer Kameraden dazu bei, die jungen Leute zu Unbotmäßigkeit, Trotz, Vergnügungsucht zu erziehen. Auch im Handwerk haben traurige Zustände Platz gegriffen; der Meister, der früher den Lehrling als Familienglied betrachtete und in seinem Hause wohnen ließ, findet es heute bequemer oder ist durch die Beschränkung seiner Wohnverhältnisse dazu gezwungen, den Lehrling in einem Kosthause oder in einer Schlafstelle unterzubringen. Wie es aber in solchen Schlafstellen, namentlich in Großstädten, häufig zugeht, Das ist ja bekannt genug.

Die Gefahren, von denen die heutige Arbeiterjugend umgeben ist, sind schon länger von einsichtigen Männern und Frauen erkannt worden. Auch die Gesetzgebung hat es neuerdings für nöthig gehalten, Bestimmungen zu treffen, durch die auf die Erziehung der jugendlichen Arbeiter eingewirkt und gegenüber der allzu großen Selbständigkeit, die der frühzeitige eigene Erwerb mit sich bringt, ein Gegengewicht geschaffen werden soll. Zu diesen Bestimmungen gehören namentlich die Vorschriften der Gewerbenovelle vom ersten Juni 1891, wonach durch Ortsstatut angeordnet werden kann, daß der von minderjährigen Arbeitern verdiente Lohn an die Eltern oder den Vormund auszuzahlen ist, oder daß die Arbeitgeber den Eltern von Zeit zu Zeit Mittheilung über die gezahlten Löhne zu machen haben. Ferner gehört hierzu die Bestimmung, daß in den Arbeitordnungen mit Zustimmung der Arbeiterausschüsse Vorschriften über das Verhalten der minderjährigen Arbeiter auch außerhalb der Fabrik getroffen werden können. Allein, ganz abgesehen davon, daß das Gesetz nur die jugendlichen Fabrikarbeiter trifft, liegt es doch auf der Hand, daß seine Absicht, nüchterne, sparsame und fleißige Männer aus der arbeitenden Jugend zu machen, nur dann erreicht werden wird, wenn sie auch bei anderen Faktoren Unterstützung findet. In erster Linie ist die Mitwirkung der Arbeitgeber und ergänzend die der Gesellschaft nothwendig.

Die Fürsorge für die Arbeiterjugend darf freilich nicht planlos erfolgen; sie muß einerseits beachten, daß ihre Veranstaltungen nicht unnöthig das

Digitized by Google

Familienleben zerreißen, vielmehr, so weit Das irgend angeht, zur Familie in Beziehung gesetzt werden, andererseits muß sie darauf bedacht sein, daß sie nicht die Vergnügungsucht unter den jungen Leuten pflegt und groß zieht. Nicht immer hat man diese Klippen zu vermeiden verstanden. Ist auch die Absicht meist die beste gewesen, so ist man doch vielfach über das Ziel hinausgegangen und hat dadurch namentlich eine Reaktion gegen alle Anstalten hervorgerufen, die dem Besten der Kinder und jungen Leute dienen sollen. Diese Reaktion geht natürlich zu weit, allein es liegt ihr immerhin ein berechtigter Kern zu Grunde. Das Interesse der Eltern an ihren Kindern darf unter keinen Umständen geschwächt werden. Wie man auch Fürsorge treffen möge: sofern es geht, suche man die Eltern auf irgend eine Weise fühlen zu lassen, daß die Fürsorge für ihre Kinder doch immer noch ihre Sache sei, daß wir vorläufig nicht im Zukunftstaate der Sozialisten leben. Ich will in Folgendem kurz darzustellen versuchen, auf welche Weise Fürsorge für die Arbeiterjugend getroffen werden kann und bisher getroffen worden ist.

Die Fürsorge für die Arbeiterjugend erstreckt sich einerseits auf Kinder, andrerseits auf junge, der Schulpflicht entwachsene Leute. Im ersten Falle hat man es entweder mit Einrichtungen zu thun, die für Kinder im Allgemeinen geschaffen sind, oder mit solchen, die den in Folge bestimmter äußerer Ursachen besonders der Pflege Bedürftigen, wie den Waisen und Kranken, zu Gute kommen. Die Einrichtungen für Kinder im Allgemeinen sind doppelter Art, je nachdem es sich um die noch nicht Schulpflichtigen oder um die im Alter zwischen dem sechsten und vierzehnten Jahre stehenden Schulpflichtigen handelt.

Die Fürsorge mancher Arbeitgeber beginnt schon bei der Geburt, indem für Säuglinge und Mütter, sei es durch besondere Pflege oder durch Pathengeschenke oder durch Beschaffung guter Kindermilch, mannichfach gesorgt wird. Dann bieten die Krippen ihre Hilfe an; sie nehmen den Müttern, die der Arbeit nachgehen müssen oder durch Krankheit im Hause verhindert sind, die Pflege der Kleinen auf Stunden oder während des ganzen Tages ab. An die Krippen reihen sich für Kinder von zwei bis drei Jahren aufwärts die Kinderbewahranstalten und die Kindergärten an; diese sind im Gegensatz zu jenen nur während einiger Stunden am Tage geöffnet und wollen Anregung zur Selbstbeschäftigung geben.

Um die Vorwürfe zu entkräften, daß diese Anstalten das Interesse der Eltern an ihren Kindern schwächten, und in Folge der Erfahrung, daß den Pflegerinnen die unerläßliche rechte Fühlung mit den Eltern ihrer Pfleglinge fehlte, hat man an einigen Orten mit den Eltern der den Kleinkinderschulen zugeführten Kinder an Winterabenden Zusammenkünfte und Besprechungen über Kinderpflege und Erziehung veranstaltet. Im Allgemeinen scheint man damit gute Erfolge erzielt zu haben.

Zu den Einrichtungen der Fürsorge für schulpflichtige Kinder gehören vornehmlich die Kinderhorte, der Handfertigkeitunterricht für Knaben wie der Handarbeitunterricht und die hauswirthschaftliche Unterweisung von Mädchen. Diese ist seit kürzerer Zeit in den Volksschulen einzelner Städte versuchsweise in den obligatorischen Unterricht eingefügt worden; fakultativ besteht sie in einer Reihe von Orten schon länger.

Mehr Anforderungen an Zeit, Geld und Mühe als die Unterweisung der Mädchen in Handarbeiten und in der Hauswirthschaft stellt der Handfertigkeit-

Digitized by Google

unterricht für Knaben, den man theils in die Knabenhorte verlegt, theils dem Schulunterrichte eingefügt hat. Seine Bedeutung wird wohl neuerdings von allen Seiten in erfreulichster Weise anerkannt.

Beachtung verdient auch die Garten- und Blumenpflege, die in den Kinderhorten meist eine Stätte gefunden hat und zweifellos eine günstige erzieherische Wirkung auszuüben vermag. Erfreulich ist, daß sich eine Reihe von Gartenbauvereinen dazu verstanden hat, diese Bestrebungen zu unterstützen.

Einer besonderen Fürsorge unter den Schulpflichtigen bedürfen, wie ich schon erwähnte, die Waisen und die Kranken. Ueber die Waisenpflege muß bemerkt werden, daß neuerdings eine ganze Anzahl von Vereinen und von Fabrikanten die Lösung der Waisenfrage dadurch anstreben, daß sie die Kinder bei ordentlichen Kleinbürgern oder Bauern in Pflege geben. Den Uebergang zur Krankenpflege bilden Vereine, die sich zur Aufgabe gemacht haben, der Kindersterblichkeit der Großstädte dadurch entgegen zu wirken, daß sie bedürftigen, ordentlichen Müttern Unterstützung gewähren und der Verwahrlosung ausgesetzte Kinder bei rechtschaffenen Pflegeeltern unterbringen. Der Berliner Kinderschutzverein fordert in beiden Fällen von den leiblichen Eltern einen Geldzuschuß, der nur bei großer Bedürftigkeit gestundet oder erlassen wird.

Die Krankenfürsorge wendet sich einerseits den wirklich kranken, andrerseits den schwächlichen Kindern der ärmern Volksklassen zu. Dem ersten Zwecke dienen die Kinderkrankenhäuser und Kinderheilstätten (in den Nordsee- und Soolbädern), dem zweiten die Ferienkolonien oder, wie man neuerdings sagt, die Einrichtungen für Sommerpflege (Vollkolonien, Stadtkolonien oder Milchpflege). Ueber die Bedeutung dieser Sommerpflege viele Worte verlieren zu wollen, würde überflüssig sein; sie geht am Besten aus den Zahlen hervor, in denen sich die Erfolge ausdrücken lassen. Um nämlich einen zahlenmäßigen Ausdruck für die Erfolge der Sommerpflege zu gewinnen, hat zuerst der verdiente Frankfurter Hygieniker Varrentrapp an den Frankfurter Ferienkolonisten Bestimmungen des Körpergewichts vornehmen lassen. Sie haben ergeben, daß in den wenigen Ferienwochen die Zunahme des Körpergewichts das 4—8 fache der Zunahme anderer gleichalteriger Kinder betrug. Besonders günstig war das Verhältniß bei längerem Aufenthalte in den Kolonien. In Prag waren die Kinder z. B. im Jahre 1883 bei 4 wöchentlichem Aufenthalte 2—3 Kilo schwerer geworden, bei 6 wöchentlichem: Knaben bis 3,8, Mädchen bis 8,7 Kilo. Weiterhin zeigte sich, nach Erfahrungen in Posen, Stuttgart, Nürnberg, Bremen, Lübeck ꝛc., daß die Landkolonien von einem wesentlich günstigeren Einflusse auf das Körpergewicht sind als die Stadt- oder Milchkolonien.

Unter den der Kinderpflege dienenden Einrichtungen wäre noch einer Veranstaltung zu gedenken, die neuerdings hier und da in Aufnahme gekommen ist: die Frühstücksvertheilung in Schulen. Ich will auf sie indessen nicht näher eingehen und beschränke mich auf die Bemerkung, daß diese Einrichtung sich noch im Versuchsstadium befindet und mit mancherlei — in der That schwer ins Gewicht fallenden — Gründen bekämpft wird.

Der Fürsorge für junge Mädchen dienen namentlich die Mädchenheime, die Wohnung und Kost gewähren, und der Haushaltungunterricht. Die Mädchenheime sind entweder Fabrikheime oder Vereinsheime; unter den ersten befinden sich solche, die von den Arbeiterinnen die Verpflichtung, eine bestimmte Zeit dem Betriebe anzugehören, verlangen; darunter giebt es solche mit religiös-konfessioneller Tendenz und solche ohne jede derartige Färbung.

Digitized by Google

Die private Fürsorge der Arbeitgeber, ihren allein stehenden Arbeiterinnen ein moralisch und physisch gesundes Heim zu einem ihren Verhältnissen angemessenen Preise zu bieten, reicht in Deutschland kaum mehr als zwei Jahrzehnte zurück und erstreckt sich in bescheidenem Maße auf einige Industrieorte. In unseren Großstädten befindet sich meines Wissens kein Fabrikmädchenheim Dem gegenüber ist es nicht ohne Interesse, darauf zu verweisen, daß die Begründerin des bekannten Riesenbazars Magasins du Bon Marché in Paris für ihre 450 weiblichen Angestellten unmittelbar neben dem Geschäftshause ein Hotel mit einzelnen Zimmern für jedes Mädchen und mit einem Speise- und Musiksaal errichtet hat. Ein Theil — vielleicht die Mehrzahl — unserer Großbazare begnügt sich damit, den weiblichen Hilfskräften durchschnittlich so niedrige Löhne zu zahlen, daß viele nothgedrungen in der Prostitution einen das Einkommen ergänzenden Erwerbszweig suchen müssen; dagegen wird mancher Inhaber jener Bazare ohne Frage nicht versäumen, jährlich erhebliche Summen für Vereine und Anstalten auszugeben, die eine Hebung der öffentlichen Sittlichkeit, Rettung gefallener Mädchen, Unterstützung von Magdalenenstiften u. Dgl. zum Zwecke haben. Er läßt dabei freilich außer Acht, daß der Versuch, gefallene Mädchen zu retten, nur selten zu einem Resultate führt, und daß es weniger schwer und vielleicht edler sein würde, ein junges Mädchen vom Verderben dadurch abzuhalten, daß man ihm — eine auskömmliche Existenz gewährt. Allerdings wird ja eine große Wohlthätigkeitsspende meist auch an die große Glocke gehängt, eine Aufbesserung der Löhne — in der Regel nicht.

An Stelle der privaten Fürsorge einzelner Betriebsinhaber ist in einer Reihe größerer Städte, wie stellenweise in den Industriecentren, die Vereinsfürsorge getreten. Das katholische Arbeiterinnenhospiz in München-Gladbach, das im Jahre 1866 mit 9000 Mark baar und 15000 Mark Kredit bei der Pfarrgemeinde gegründet wurde, ist das erste deutsche Heim mit katholisch-konfessioneller Tendenz; nach ihm sind außer katholischen auch evangelische Vereinsheime errichtet worden, und erst seit den letzten Jahren tauchen Vereinsheime ohne jede religiöse Tendenz auf.

Im Gegensatz zu diesen Heimen, und in der Erwägung, daß die Anstaltsfürsorge manche Schattenseiten aufweist und auch nicht überall von Erfolgen begleitet gewesen ist, haben neuerdings Fabrikbesitzer den Versuch gemacht, ihre Arbeiterinnen nicht in einer kasernenartigen Anstalt, sondern einzeln bei soliden Bürgerfamilien unterzubringen. Eine Augsburger Seidenzwirnerei schreibt über die Erfahrungen, die sie hierbei gemacht hat, Folgendes:

„Wir haben auch schon die Frage einer eingehenden Prüfung unterworfen, ob wir für die Mädchen durch Errichtung von Arbeithäusern unter Leitung geeigneter Personen noch besser sorgen könnten, sind aber hierbei stets zu dem Resultat gekommen, daß die jetzt bestehende Einrichtung die denkbar richtigste ist. Die Familien, in denen die Mädchen untergebracht sind, kennen wir alle seit Jahren genau, und die Erfahrung hat uns gelehrt, daß eben Das, was unbewachten Fabrikmädchen meist so verderblich ist, das Fehlen einer mütterlichen Aufsicht, sich auf genannte Weise am Besten ersetzt. Schon nach kurzer Zeit bildet sich zwischen Kostleuten und Arbeiterinnen ein familiäres Verhältniß, und Fälle sind nicht selten, in denen durch den guten Einfluß, den diese in ihren Verhältnissen geordneten Leute auf oft ganz verwahrloste Personen ausüben, diese Freude an solchem Leben gewinnen und zu tüchtigen und braven

Digitized by Google

Arbeiterinnen werden. Oft bringen Eltern ihre Kinder und werden dann mit diesen in eine von uns selbst bezeichnete Familie gebracht, die Mütter machen die Leute auf die kleinen oder großen Schwächen ihrer Kinder aufmerksam und ziehen schließlich, nachdem sie gesehen, daß ihre Tochter in einem guten Hause untergebracht ist, mit ruhigem Herzen ab. Treten die Arbeiterinnen nach Verlauf einiger Jahre aus, um in einen Dienst zu gehen oder nach Hause zurückzukehren, so hat sich in den meisten Fällen das Verhältniß wie von Kindern zu Eltern gestaltet, worauf es dann wohl auch zurückzuführen sein mag, daß wir eine beträchtliche Anzahl Mädchen haben, die schon lange Zeit bei uns thätig sind und bis an ihr Lebensende bei uns bleiben. Hiermit soll nicht gesagt sein, daß nicht auch wir mit der Sittenlosigkeit unserer Zeit einen schweren Kampf zu bestehen haben, daß wir wohl hin und wieder solche verkommenen Geschöpfe angetroffen haben, an denen jede Mühe fruchtlos war, aber wir haben die Ueberzeugung, dem Uebel mit den denkbar besten Waffen entgegenzutreten, und werden hierbei von unseren Kostleuten in deren eigenstem Interesse unterstützt."

Die hauswirthschaftliche Unterweisung der jungen Mädchen aus den arbeitenden Klassen, auf die mit Recht in neuerer Zeit so großer Werth gelegt wird, erstreckt sich entweder auf einen Gesammthaushaltung- und Kochunterricht oder nur auf den Handarbeitunterricht. In beiden Fällen kehrt der Gegensatz zwischen Massenunterweisung und Einzelnunterweisung wieder. Es würde zu weit führen, wenn ich hier einzelne der vortrefflichen Einrichtungen schildern wollte, wie sie einzelne Arbeitgeber, namentlich Fr Krupp in Essen, Peters & Co. in Neviges, Fr. Heyl in Charlottenburg u. A. getroffen haben, oder wie sie — insbesondere im letzten Jahrzehnt — größtentheils aus kommunalen und Vereinsmitteln in München-Gladbach, Hannover, Frankfurt a. M. u. s. w. theils für sich allein, theils in Anlehnung an schon bestehende Anstalten eingerichtet worden sind. Anscheinend ist die moderne Haushaltungunterrichts-Bewegung von München-Gladbach ausgegangen; der Unterricht des dortigen Arbeiterinnenhospizes und Arbeiterinnenvereins ist bis in die kleinsten Einzelnheiten wohl durchdacht und genau vorgezeichnet; er konnte deshalb unbedenklich zum Muster für andere Einrichtungen genommen werden.

Wie ich schon andeutete, kehrt auch beim Haushaltungunterricht der Gegensatz zwischen Anstalt und Familie wieder. Allerdings ist er bisher nur in wenigen Fällen grell zu Tage getreten, am Bemerkenswertheften in Krefeld. Hier erklärten sich zunächst 25 Familien — die des Oberbürgermeisters, des Kreisschulinspektors, des Steuerinspektors, je eines Rechtsanwalts, Apothekers, Metzgers, Werkmeisters, zweier Aerzte, zweier Lehrer, die von sechs Kaufleuten, vier Fabrikanten, vier Rentnern — bereit, ein Vierteljahr lang des Sonntags von 9 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags je ein Fabrikmädchen bei sich aufzunehmen und in den häuslichen Arbeiten wie im Kochen zu unterweisen. Nun wird man sich freilich das Bedenkliche dieser Sonntagsunterweisung in einem Haushalte, der von dem künftigen Haushalte der Mädchen grundverschieden ist, nicht verhehlen dürfen. Man hat zwar über solche Bedenken unter den Erwägungen hinweggesehen, daß die Erfahrung lehre, wie trefflich sich frühere Dienstmädchen in herrschaftlichen Häusern als Arbeiterfrauen zu helfen wüßten, und daß eine verständige Hausfrau nicht unterlassen werde, das Mädchen darauf aufmerksam zu machen, wie man diese oder jene Speise billiger herstelle, Reste verwerthe u. s. w. Trotz Alledem halte ich bei einer Unterweisung der Mädchen

Digitized by Google

in einem herrschaftlichen Haushalte große Vorsicht für geboten. Am Meisten spricht zu ihren Gunsten noch ein sozialpolitisches Moment. Hierauf scheint man auch in Krefeld besonderes Gewicht gelegt zu haben. „Der Verkehr mit der Herrschaft", so bemerkt ein Bericht über die dortige Einrichtung, „zerstört sofort jene falschen Vorstellungen von einem üppigen, trägen Wohlleben, welches der Arbeiterstand bei den besseren Ständen vermuthet; diese Irrthümer werden zumeist nur durch die Scheidung und Entfremdung im Verkehr gezüchtet Dazu kommt, daß der Verkehr in jenen Häusern den Mädchen bessere Umgangsformen zeigt und sie veranlaßt, ihre eigenen Manieren zu ändern; dadurch wird ihr Auge für die Rohheit, die vielfach unter den Arbeitern der Fabriken verbreitet ist, geöffnet, es wird ein Abscheu gegen dies Treiben in ihr erregt, und schließlich erwacht der Trieb, sich über diese Umgebung emporzuschwingen. Daß noch das sittliche Gefühl und Selbstbewußtsein des Mädchens auf diese Weise erstarkt, ist gleichfalls von Wichtigkeit; denn so wird dieses auch gegen die in seiner Gesellschaftssphäre so nahe drohenden sittlichen Gefahren gekräftigt."

Verbreiteter als der Gesammt-Haushaltungunterricht und in seiner Ausführung bei Weitem nicht so mannichfaltig ist der Handarbeitunterricht. Zu ihm tritt in einigen größeren Städten noch ein Fortbildungunterricht im Rechnen, der deutschen Sprache, Korrespondenz, Buchführung und mitunter noch in der theoretischen Haushaltungskunde hinzu.

Als ein weiteres Mittel der Fürsorge hat man schließlich in einer ganzen Anzahl von Städten noch die Einrichtung getroffen, daß man die Arbeiterinnen selbst in Vereine gesammelt hat. Namentlich von Seiten der katholischen Seelsorger ist Das geschehen, um die Mädchen während ihrer freien Zeit an Sonntagen u. s. w. ungünstigen Einflüssen zu entziehen und ihnen einen Mittelpunkt geselligen Verkehrs zu bieten.

Umfassender als die Fürsorge für junge Mädchen ist im Allgemeinen die für junge Burschen. Am Besten sorgen dafür die Herbergen, die Wohnung und Kost gewähren. Sie sind entweder Einrichtungen einzelner Arbeitgeber oder Vereinsanstalten; als solche tragen sie überwiegend einen konfessionellen Charakter. Unter den Vereinsanstalten verdient die Lehrlingsherberge des Jugendvereins in Stuttgart, eine Schöpfung der inneren Mission, erwähnt zu werden. Sie bietet den jungen Leuten außer dem physischen und moralischen Schutz Gelegenheit zur Fortbildung wie zu geistiger und körperlicher Erholung. Das Heim nimmt junge Leute von 14 bis 18 Jahren auf, Handwerker, Fabrikarbeiter, Kaufmannslehrlinge u. s. w. Wer in die Herberge aufgenommen wird, erhält für 70 Pfennige bis 1 Mark wöchentlich Bett, Kiste, Kleiderkasten und Waschtuch. Abends beleuchtete und im Winter geheizte Räume stehen den Tag über und am Feierabend zu Gebote; in ihnen nehmen die Pfleglinge, die nicht bei ihren Meistern in Kost sind, ihre Mahlzeiten ein. Sie bezahlen für das Frühstück 12, für das Mittagessen 30 und für das Abendessen 23 Pfennige. Der Betrag für Kost und Logis muß wöchentlich vorausbezahlt werden. Wirthshausbesuch und längeres Ausbleiben als im Winter bis 9, im Sommer bis ½10 Uhr ist streng untersagt. An die Lehrlingsherberge des Stuttgarter Jugendvereins schließt sich als Schöpfung des selben Vereins ein Kost- und Logirhaus für in Stuttgart beschäftigte Gesellen an.

Für die geistige Entwickelung der jugendlichen Arbeiter haben einzelne Arbeitgeber dadurch Fürsorge getroffen, daß sie Unterricht in den verschiedensten

Digitized by Google

Lehrfächern ertheilen lassen, daß sie Fortbildungmittel (Bibliotheken ꝛc.) zur Verfügung stellen, Theateraufführungen veranstalten u. Dgl. m. Auch Vereine sorgen in ähnlicher Weise, doch legen diese häufig ein Hauptgewicht auf die Pflege der Religion, so z. B. der Verein junger Arbeiter in München-Gladbach und der Christliche Verein junger Männer in Berlin. In engerem Kreise als diese Vereine wirken einige, die sich zur Aufgabe gestellt haben, durch Abendunterhaltungen an Sonntagen die jungen Burschen durch eine sie fesselnde Unterhaltung vor Müssiggang und Verführung zu behüten. Derartige Veranstaltungen sind in einer Reihe größerer Städte eingeführt worden; in Oldenburg werden sie sogar von der Regirung mit Geld unterstützt.

Als zweckmäßige und beachtenswerthe Maßregeln einer Fürsorge für die jugendlichen Arbeiter sind auch die Pflege der Leibesübungen, des Gesanges und der Instrumentalmusik zu betrachten, die in einer beschränkten Anzahl von Fabriken thätige Förderung gefunden haben. Namentlich die Wächtersbacher Steingutfabrik in Schlierbach und die Steingutfabrik von Villeroy und Boch in Mettlach haben es sich angelegen sein lassen, nach diesen Richtungen hin trefflich für ihre Arbeiter zu sorgen.

Um begabten jugendlichen Arbeitern ein Emporkommen zu ermöglichen, haben die Vereinigungsgesellschaft im Wurmrevier und die Firma F. A. Krupp in Essen besondere Einrichtungen geschaffen. Die zuerst genannte Vereinigung unterhält eine Bergvorschule, die begabten und würdigen jungen Leuten den Eintritt in die Bergschule des Reviers ermöglichen und tüchtige Subalternbeamte heranbilden will. Da aber solchen Bergschülern, die sich in jeder Beziehung ausgezeichnet haben, durch Beschluß des Kuratoriums auch der Besuch der Vorlesungen an der Bergakademie gestattet werden kann, so ist es klar, wie förderlich jene Einrichtung für die künftige Laufbahn ist. Die Firma F. A. Krupp gewährt seit 1890 alljährlich 12000 Mark zu Stipendien für Söhne von Meistern und Arbeitern der Gußstahlfabrik und der Außenwerke, die sich eine bessere technische Ausbildung aneignen wollen und die sich durch Fleiß, Wohlverhalten und Fähigkeiten auszeichnen.

Einen wesentlichen Einfluß auf die Erziehung der jugendlichen Arbeiter vermögen sich die Arbeitgeber durch die Gestaltung des Lehrvertrages zu sichern. Dieser Umstand hat eine Reihe von Arbeitgebern veranlaßt, in die Lehrverträge Bestimmungen aufzunehmen, die über das Verhalten der jugendlichen Arbeiter außerhalb der Fabrik Vorschriften treffen, oder die vorschreiben, daß den Lehrlingen nicht der gesammte Lohn baar ausgezahlt, sondern daß ein Theil davon verzinslich als Sparpfennig angelegt wird. Die ausführlichsten Bestimmungen, die in den Lehrverträgen allerdings nur zum Theil zum Ausdruck gelangen, sind für das gesammte Lehrlingswesen in den Werkstätten der Königlich Preußischen Staatseisenbahnen erlassen worden. Sie suchen die verschiedensten Seiten des Lehrlingswesens zu regeln und behandeln namentlich die Frage der Lehrlingsausbildung sehr eingehend.

Ein Rückblick zeigt, daß die Maßregeln der Fürsorge für Kinder und junge Leute aus dem Arbeiterstande ohne Frage sehr mannichfaltige sind. Freilich wird sich eine umfassende Fürsorge nicht überall durchführen lassen, denn die örtlichen Verhältnisse sind eben so wie die Verhältnisse der einzelnen Industriezweige und Industriebetriebe zu verschieden. Es ist aber auch unter Umständen gar nicht wünschenswerth, daß man nach den zahlreichen Ein-

Digitized by Google

richtungen und Veranstaltungen hasten und jagen möge; man muß vielmehr, namentlich soweit es sich um die Kinderpflege handelt, überaus vorsichtig zu Werke gehen, damit nicht etwa der Bequemlichkeit, Trägheit und dem ungezügelten Erwerbsbetriebe der Eltern Vorschub geleistet werde. Die Bedürfnißfrage wird stets im Allgemeinen wie im besonderen Falle gewissenhaft zu prüfen und es wird im Auge zu behalten sein, daß man Alles vermeiden muß, was die Aufrechterhaltung und Förderung des Familiensinns und der häuslichen Tugenden gefährden kann. Die Wohlfahrteinrichtungen für Kinder und jugendliche Personen wirken auch nur bis zu einem gewissen Grade. Wenn man sich die Thatsache vor Augen führt, daß das Kind, mit vierzehn Jahren aus der Schule entlassen, meist unerzogen für das Leben, in den Kampf ums Dasein hinausgestoßen wird, daß es in eine Welt tritt, die ihm in der Regel fremd ist, daß es Verhältnisse kennen lernt, die es nicht zu begreifen vermag, und durch Dinge geblendet wird, über die es nicht zu urtheilen versteht, — wenn man sich Das vor Augen führt, so wird man sich sagen müssen, daß die Frage unserer Arbeiterjugend nicht zum Wenigsten eine Erziehungfrage ist, daß die Erziehung der Jugend aber insofern lückenhaft bleiben muß, als es an einer Verbindung unserer heutigen Schulorganisation mit der erzieherischen Arbeit für die Aufgaben der Zukunft fehlt. Es ist klar, daß mit der Familie, deren Einfluß auf jede Weise zu stärken ist, die Schule Hand in Hand gehen muß. Sie muß Sorge tragen, daß die Kinder die realen Lebensverhältnisse schon frühzeitig richtig erkennen lernen und zu beurtheilen verstehen. Sollen Menschen herangezogen werden, die unbefangen, frei von innerer Unruhe und Unzufriedenheit in die Welt hinaustreten und den Stürmen des Lebens gewachsen sind, dann wird freilich die Schule neu aufzubauen und neu zu organisiren sein. Ist die Erziehung durch die Schule beendet, sind die Kinder um des Erwerbs willen in den großen Kampf Aller gegen Alle eingetreten, so gilt es, den Charakter zu stählen und sowohl für eine Ergänzung derjenigen Kenntnisse Sorge zu tragen, die allgemein für das Leben nothwendig sind, als auch auf eine planmäßige Ausbildung für den besonderen Beruf hinzuarbeiten. Das Vorbild des Auslandes zeigt, daß solch eine allgemeine und besondere Fortbildung, die auch größere Charakterfestigkeit verleiht, sehr wohl möglich ist. Unsere Staatsleitung verhält sich aber in der Erziehung- und Fortbildungfrage noch eben so passiv wie der größere Theil unserer Gesellschaft.

Es ist gewiß kein Zufall, daß die Sozialdemokratie da keinen Boden gefunden hat, wo der Arbeiterstand geistig hoch steht. Um ihn auch bei uns zu solcher Höhe zu führen, dazu bedarf es aber in erster Linie einer Einwirkung und eines Einflusses auf die Arbeiterjugend. Gelingt es, die Jugend zu gewinnen, — und dazu können alle jene Wohlfahrteinrichtungen Einzelner oder der Gesellschaft mehr oder minder beitragen —, dann ist auch ein gewaltiger Schritt zur Versöhnung der sozialen Gegensätze gethan. Bei jeder fürsorgenden Thätigkeit hüte man sich aber, wie gesagt, vor der Klippe, unnöthig die Familie zu zerreißen. Auch die Schule soll auf eine Festigung des Familiensinnes hinwirken. Daß sie hierin wesentliche Unterstützung finden kann, wenn durch andere Maßnahmen, in erster Linie durch eine gut organisirte Wohnungfürsorge, direkt eine Hebung des Familienlebens unserer arbeitenden Klassen zu fördern gesucht wird, Das unterliegt keinem Zweifel. Dr. Kuno Frankenstein.

Digitized by Google

Das Kaufhaus.

Man müßte es einmal in einem Schwanke auf die Bühne bringen, wie ein Mann, der nicht viel Zeit hat, sich für den Mittag bei einem berühmten Magazin avisirt und dann dort für seine Villa bereits sämmtliche Zimmer zusammengestellt findet. Bei den Möbeln, der Tisch- und Bettwäsche anfangend, sucht er unter der selben Kuppel Bilder sowie seiner Frau ein Ballkleid aus, läßt sich einen Frack anmessen, kauft sich einen chapeau claque, kurz, stattet mit wenigen Wendungen nach rechts und links bis ins Tipfelchen eine ganze Familie aus. Die Zuschauer würden diese affenartige Geschwindigkeit sehr lustig finden und dennoch ist das Alles wahr und wird jeden Tag erlebt.

Wildniß und Weltstadt, diese äußersten Pole, begegnen einander seit vierzig Jahren in einer eigenthümlichen geschäftlichen Einrichtung —: dem Kaufhaus. Da, wo die Kultur aufhört und die Menschen mehr einen Bedarf als einen Geschmack haben, häuft der Krämer in seinem Laden Alles zusammen, was zur Bekleidung der Körper und des Wohnhauses dient, und diese plumpe Regellosigkeit ist zu einem Prinzip vereinheitlicht in den modernen Bazaren unserer Millionendörfer. Dort freilich herrscht die erdenklichste Unordnung, hier findet man großartige Organisationen.

Unsere Riesenmagazine entstanden zumeist in den fünfziger Jahren, als auch das neuere Bankensystem (der Crédit Mobilier) aufkam. Beide haben direkt nicht das Geringste mit einander zu thun, da notorisch die finanzielle Hilfe von jenen Kaufleuten gar nicht begehrt wurde, aber sie entfließen doch der selben Strömung nach freier, unbegrenzter Thätigkeit. Ungefähr um die gleiche Zeit entstanden in Paris Bon Marché, Louvre, in Berlin Rudolph Hertzog und etwas langsamer Israel, in New-York Steward, in London Whitley. Diese Geschäfte haben durchaus keine Zwillingsähnlichkeit, da z. B. die City Whitley auch Musikkapellen und Villen ausleiht, Fleisch verkauft sowie auf Wunsch die Kunden rasiren läßt. Indessen das Ziel: Eroberung der Massen, bleibt das selbe und eben so das System: in unserer Gegenwart, wo der Waarenkredit zu groß, der Geldkredit zu klein ist, durch Baarzahlung so billig zu kaufen, daß man beim Wiederverkaufen ebenfalls Kasse verlangen kann. Auf diese Weise ist es gelungen, jeden Einzelnen im Kleinsten so billig zu bedienen, wie Dies anderweitig nur zu Gunsten der Großkonkurrenten bei Beträgen von 10—20 000 Mark geschehen kann.

Es ist ungemein wichtig, daß die ersten Geschäftsgründer solcher Art nichts weniger als „von oben" eingestiegen sind; sie kommen aus kleinen Anfängen empor, wie die Besitzerin des Bon Marché aus dem Handel mit baumwollenen Taschentüchern, bleiben vom Bank-Kredit unberührt und hüten sich auch vor der größten, aber verlockendsten Gefahr: vor dem zu frühen Bauen. Sie bauen eben immer nur an, bis ihre lang geschonte Kapitalskraft endlich, dem Architekten das von diesem langersehnte Zugeständniß macht. Die sechzig

Digitized by Google

achtzig oder hundert Millionen, die sich einzelne dieser rationellen Kaufleute errungen haben, würden ihnen in den Versammlungrichtstätten des souverainen Volkes ganz andere Beilhiebe als unseren Börsengrößen eintragen, wenn nicht solche Großladenbesitzer in ihrem ganzen Zuschnitte einfacher aufzutreten hätten. Ein theures Frühstück, das doch Geld unter die Leute bringt, verletzt das unbetheiligte Auge nun einmal, während ein Butterbrot, das ein Kommerzienrath aus der Tasche zieht, Achtung, selbst Rührung erzeugt.

Die Pariser Magazine, vor Allem Bon Marché, sind so vollkommen ausgestattet, daß sie auch Juwelen und Kunstwerke bieten. Ihre Erfrischungen, nicht allein für Käufer, sondern auch für Besucher, haben sogar einige deutsche Geschäfte zu einer schwachen Nachahmung gereizt, — mit Limonade, die dann per Glas mit 1. Pfg. auskam. Aelter als vierzehn Tage wird dort wohl keine Einkaufsrechnung, verkauft wird natürlich gegen baar. Alles Einzelne im Ganzen ist wohl schöner nirgends durchgeführt. In England giebt es mindestens dreißig ähnlich umfassende Unternehmungen, aber im engeren Rahmen. Ersten Ranges ist nur der vorhin erwähnte Whitley, der auch das Verleihen im ausgedehntesten Maße angefügt hat.

Der Berliner Rudolph Hertzog beschränkt sich zwar nur auf Manufaktur, Gardinen bis zur feinsten Qualität, Seidenwaaren bis zu 86 M. p. Meter, Kleiderstoffe 2c., (nichts Konfektionirtes), allein seine Organisation und seine Leitung sind so vorzüglich, daß selbst die Franzosen ihm stets ihre ungeheuchelte Anerkennung ausgesprochen haben. Der Mann hat gleichsam mit Nichts begonnen, sein Geschäftspalast steht noch an der ersten Stätte und heute arbeitet dort ein Personal von 300 Mann sowie 140 Hausknechte. Herzog kauft Alles selbst und läßt über Kunden, Tagesvorgänge, selbst Wetter, das ja den Andrang des Publikums beeinflußt, die genauesten und regelmäßigsten Journale führen. Trotzdem er das größte Versandtgeschäft vielleicht Europas hat, sendet er nie Reisende aus, um durch solche Entsagung dem Vorwurf der allzu persönlichen Anlockung zu entgehen. Dagegen steckt er ins Annonciren jährlich ein Kapital, von dem viele hundert kleine Familien bequem leben könnten. Zahllose Provinzler lassen sich so ihren Bedarf direkt aus Berlin senden, und wenn gegen diese Thatsache die Existenzbedrohung der anderen Ladenbesitzer geltend gemacht wird, so kann sich Hertzog immerhin damit vertheidigen, daß er keineswegs so billig verkauft, daß der geringere Detailliſt nicht das Selbe bieten könnte, um so mehr, als Hertzog doch nur gegen Nachnahme versendet, während draußen im Reich auch flott kreditirt wird. Andererseits hat das Publikum selbst den unvergleichlichen Vortheil einer guten Waare und der Billigkeit, allerdings gegen baar. Allein dieser große Nichtbörsen-Millionär ging früher noch weiter. Nahm ihm z. B. in Magdeburg ein Geschäft jährlich für eine große Summe Waaren fest ab, so annoncirte er in jenem Rayon gar nicht. Traf dennoch von dort eine Privatbestellung ein, so verwies er kurz auf das betreffende Geschäft, das die gewünschten Stoffe von ihm besitze. Diese Noblesse hat jedoch seit einigen Jahren aufgehört, weil sie zu viel Geld kostete. Uebrigens weist dieses größte, aber nicht vielseitigste Unternehmen keinen Fortschritt auf; es bleibt bei der Zahl seiner altgewohnten Abtheilungen stehen und nicht nur der Chef ist konservativ.

In ganz dem selben Genre, nur äußerlich etwas stiller, hat sich in der Reichhauptstadt Israel in die Höhe gearbeitet. Seine Hauptspezialitäten sind Leinenwaaren und Teppiche bis zu den kostbarsten. In Teppichen kommt ihm überhaupt kein Verkauf in Deutschland nahe. Gardinen führen natürlich alle

Digitized by Google

solche Firmen. Israel, der einen riesenhaften Detailhandel pflegt und mit seinen Waaren ein doppeltes Vertrauen genoß, weil er am Freitag Abend die Kunden förmlich hinauswies, legte auf den Versandt kein Gewicht.

Die Berliner Firma Heinrich Jordan, auch aus kleinen Anfängen zu einem ersten Kaufhaus geworden, hat sich nur auf Stapelartikel verlegt. Als Glanzpunkt ihrer Thätigkeit wird Herrenwäsche hervorgehoben. Hier wird viel annoncirt und demgemäß auch das Versandtgeschäft gepflegt.

Das erste Geschäft in Modewaaren ist Gerson. Elegant und theuer; seine Artikel gehen in alle Welttheile. Auch schon vor vielen Jahren galt die Handhabung dieses damals allerdings überschätzten Unternehmens als fein, wie denn von jeher die Berliner klug genug waren, einander keine Konkurrenz zu machen, vielmehr einen eigenen Charakter anzunehmen. In einer Zeit, die uns noch im Gedächtnisse sein kann, trat Freudenberg, dem es in Elberfeld zu klein geworden war, bei Gerson ein und eröffnete dann die unglückliche Aera des Kaiserbazars. Herman Gerson, der die feinsten Teppiche sowie Gardinen bis zu 1000 M. führt, leitete später gegen Freudenberg den bekannten Prozeß auf Firmenänderung ein, so daß der also Verklagte schließlich Herman Gerson mit in sein Geschäft aufnahm. So ist jetzt ein großer Bazar (Kommanditgesellschaft) entstanden, im französischen Sinne, wenn auch nicht so ausgedehnt. Man kann dort Juwelen, Schmuck, Toiletten, 2c. 2c. erhalten, und so groß ist z. B. sein Absatz in Mänteln, daß er noch immer mehr fertig kauft als selbst fabrizirt. Gerson, der auf ein ganz anderes Publikum zählt, verlangt keine stete Baarzahlung. Deshalb giebt es auch Leute, welche die letzte Dividende von 8 pCt. als so leicht nicht wiederkehrend ansehen. Neuerdings sind bei ihm noch ganze Einrichtungen von Privatvillen hinzugetreten. Auch das Palasthotel wurde von Gerson (vielleicht für ⅓ Million M.) in Roccoco möblirt.

Gerade diese Thätigkeit verdient um so stärkere Beachtung, als Prachthotels noch immer von Neuem projektirt werden, — ganz ohne Rücksicht darauf, daß die Reisenden vielleicht bald eines Luxus müde werden, der ihrer Geburt und ihrem sonstigen Lebensgange spottet, und ganz ohne Würdigung der Thatsache, daß selbst erste Gasthöfe jedes Jahr Etwas erübrigen sollten. Das Savoy-Hotel in Berlin hat keine Gesammteinrichtung vergeben, sondern verhandelte mit den verschiedensten Firmen. Die Möbel für eine halbe Million Mark lieferte Pfaff daselbst, der binnen 24 Stunden bezahlt gewesen sein soll. Der Stil der natürlich hochfeinen Zimmer ist kein einheitlicher. Das Hotel Bristol, dem sich das berühmte Restaurant von Uhl finanziell angenehm eingliedert, hat bei größerer Pracht ebenfalls den Vortheil, keinem bestimmten Zeitalter anzugehören. Die Einrichtung läßt sich auf ca. ½ Million Mark schätzen, am Besten, nahezu ohne Rivalität, soll die Wäsche (von Israel) ausgefallen sein. Auch in Köln das Domhotel, von Offendorf eingerichtet, soll wahre Herrlichkeiten erblicken lassen. In dieser Beziehung bleiben jetzt Paris, Wien, Brüssel weit hinter deutschen Städten zurück, — und vielleicht aus Klugheit und Erfahrung.

Wie hart aber gerade auf diesem Gebiete das Kaufhaus eine kleinere Konkurrenz niederschlagen kann, sei hier einmal kurz nachgewiesen. Zunächst haben solche Riesenunternehmen Unmengen von inkurranten Waaren, die sie bei einer Gesammteinrichtung entladen können; „ausbobeln", wie der technische Ausdruck lautet. Dann kommt aber auch die Offerte unter der vollen Bürgschaft einer Kapitalskraft und einer überzeugenden Sachkenntniß. Eine Firma, die z. B. Schreinerei, Schlosserei, Dekorationen, Polstermöbel, Wäsche,

Digitized by Google

Stickerei, Mäntel, Herren- und Damenschneiderei mit eigenen Ateliers besitzt, kann einem großen Bauherrn mit Zuversicht anbieten: 1) Wir übernehmen entweder Möbel und Wäsche oder eines der Beiden. 2) Wir legen Ihnen die Muster vor, die Sie unter Umständen auch nach Zeichnungen aus Gewerbemuseen selbst wählen können. 3) Was Sie bei uns bestellen, lassen wir hinsichtlich Stoff und Form bei uns sorgfältig prüfen, so daß Sie selbst dieser größten Mühe überhoben sind. 4) Von allen unseren Lieferungen unterbreiten wir Ihnen die Faktura und schlagen auf unsern Einkaufspreis 5 pCt., Dies stellt unsern Gewinn vor. 5) Wir kreditiren Ihnen so und so lange bei 4 pCt. Zinsen. Sind Das Bedingungen, denen der einzelne Händler unterliegen muß? Ich glaube, ja. Und wenn es irgend ein Geschäftsgebiet giebt, wo die Macht der modernen Centralisirung Alles schlägt, so ist es hier. Nun kommen auch noch Feinheiten in Betracht, z. B. der Kunstgriff, an offenkundigen Artikeln, wenn der Wettbewerb zu groß ist, zu verlieren und bei dunkleren Positionen den Ausfall doppelt einzuholen. Manches Mal verdienen auch die Fabrikanten selbst gar nichts an ihrer Waare, nur um das betreffende Kaufhaus in ein solches Geschäft hineinzubringen. Denn von den ganz großen Bazaren abgesehen, die eine Reklame nicht mehr unbedingt nöthig haben, treten doch ähnliche Etablissements in der Provinz über die Pfähle ihres Oberpräsidiums bereits aufs Ernsthafteste hinaus. So kommt es, daß ihnen bei glänzenden Gelegenheiten die Reklame fast noch mehr am Herzen liegt als der eigentlich oft nicht große Gewinn.

In der Provinz giebt es noch erstaunlich große Häuser. So in Leipzig die Bazare von Steckner und dem noch mehr populären, aber etwas verbauten Polich. Ganz Sachsen und Mitteldeutschland wird von dort aus versorgt. Indessen fehlen Möbel. Annoncirt wird für viele Hunderttausende. Mey und Edlich in Leipzig sind nur Versandthaus. Sie bedürfen großer Reklamen und ihre Detailhäuser werden kostspielig. Ihr berühmtester Artikel ist Papierwäsche. Für das Rheinland ist Ossendorf maßgebend. In München Rosipal, ein altes Haus, das nur gegen baar verkauft, sich aber weniger in den Zeitungen hören läßt. In Karlsruhe, Straßburg sind kleine Bazare, Breslau hat nur gute Manufakturen, aber seit Sachs Tode kein zusammenhängendes großes Geschäft, und in Hamburg, wo die Auktionen von havarirter Waare ein gewichtiges Wort von Altersher mitreden, hat der Name Braun nicht den Klang, den sein Bazar vielleicht verdient.

In künstlerischen Einrichtungen wird Bernstein in München vorangestellt, sodann in Köln: Palmberg, dessen dekorative Thätigkeit ihn geradezu zum Welthaus macht, in Hamburg: Heymann und in Mainz: Bembé, von dem auch die Möblirung der Norddeutschen Lloyddampfer stammt.

Auch der wichtigeren Bestandtheile der Kaufhäuser sei hier gedacht. So werden Smyrnateppiche nur in Deutschland vollendet und billig hergestellt, während Frankreich nicht unter Frcs. 80 per Meter liefert. In dieser Beziehung liefern Schmiedeberg und Kottbus viel billiger und vielleicht erleben wir da noch eine Vereinigung der betreffenden Etablissements. Perserteppiche kommen direkt in Ballen zumeist von London; sie werden dann natürlich 14 Tage ausgelüftet, erdulden sogar das Abseifen, aber nicht das gründlichst desinfizirende Auskochen. Indische Teppiche sind unbeliebt. Brüsseler und Tournay Velour sind lediglich Bezeichnungen. Hiervon hat England immer noch die größten Fabriken und zwar in Kidderminster.

Digitized by Google

Spitzen und Bänder sind nach langem Darniederliegen erst jetzt wieder lebhafter geworden. Spitzen werden nur in Frankreich und Belgien fabrizirt, Bänder zwar in Krefeld, aber nicht in genügender Qualität. Deutschland bezieht seine Bänder zumeist aus Etienne in Frankreich. Gardinen liefern Voigtland und Oberschlesien. Ihre früheren ersten Rollen auf diesem Gebiete haben der französische und englische Export seit dem Schutzzoll gänzlich ausgespielt. Eben so ist die Schweiz zurückgedrängt, weil deren Geschmack stehen geblieben ist.

In Konfektion und Bekleidung ist zwar Berlin nicht größer als Paris, denn dort wird ausnahmelos Alles modellirt, während Berlin das Modell vervielfacht und exportirt. Allein die kommerzielle Bedeutung Berlins liegt doch zum gewichtigen Theil in der Konfektionbranche. An der Spree kauft man spielend 3000 Mäntel, wogegen man an der Seine erst 6 Modelle erwirbt. Die Berliner Firma Mannheimer hat z. B. ihren Export über die ganze Erde verbreitet, vor Allem natürlich nach Amerika. Dabei hat sie ein enormes Detailgeschäft in Mänteln, auch in Pelzen, die alle selbst fabrizirt sein sollen. Bessere Mittelwaaren.

Ein großartiges Kaufhaus, nur mittelst Filialsystem, ist Emden in Hamburg. Es handelt sich hierbei um das weit ausgedehnte Gebiet der Kurzwaaren (Nähnadeln, Zwirn, Spitzen, Bänder, Knöpfe 2c.) Die Firma hat in Deutschland nicht weniger als 125 Filialen, die nur bekannten Geschäftsleuten übertragen werden. Jede Filiale hat für ihren Waarenkredit von Mk. 50—60 000 eine Kaution von Mk. 10—15 000 zu stellen. Die Summe von 1½ Millionen Mk. kann also dem Geschäft wieder zufließen. Einmal im Jahre ist großes Meeting in Hamburg, bei dem Keiner fehlen darf und in dessen Verlaufe dann die verschiedenen Neuheiten 2c. ausgetauscht werden. Die Waare gilt als gut, wird aber natürlich kopirt. Immerhin ist Zwirn von Clark in England besser als der in Göppingen nachgeahmte, eben so wie ja auch eine theure Spitze nachgeahmt nur die Hälfte kostet. Das kleine Publikum, das bei einem modernen Knopf nicht unterscheidet, ob er im Muster 9- oder 7linig ist, erhält durch die Emdensche Methode viele Vortheile, allein das bisherige Vermittlungsgeschäft in Kurzwaaren erliegt diesem Großkapitalisten so völlig, daß sich die bittersten Klagen erheben.

Im Allgemeinen haben aber die Kaufhäuser die Spezialgeschäfte nicht so benachtheiligt, wie man es anfangs erwarten mochte. Zola schildert in seinem „Bonheur des dames“, wie alle erbeingesessenen Geschäfte neben dem emporstrebenden Riesenbazar versinken. In Wirklichkeit kann man aber nahe beim Bon Marché sehr ansehnliche Läden erblicken, die gerade die bestgehenden Artikel jener Bazars recht flott verkaufen. Es giebt eben ein Publikum, das an der Person der Verkäufer hängt; Das ist freilich ein Umstand, den die Kaufhäuser gerade auszumerzen suchen. Sie wollen nicht von ihrem Personal abhängen. So ganz einfach zu verstehen ist auch die kaufende Menge nicht. Der Schaaffhausensche Bankverein in Köln hatte mit seiner Passage viele Jahre hindurch die größte Last. Die Läden zogen nicht und dabei übte der Bankverein doch das ehrenwerthe Prinzip, immer nur einer Spezialität zu vermiethen, so daß die Hutmacher, Gärtner, Schuster 2c. ganz ohne Konkurrenz waren. Endlich wurde die Last zu drückend und die Herren änderten ihr System. Seitem nun in der Passage die einzelnen Branchen drei- und vierfach vertreten sind, haben alle zu thun. Das Publikum will sich eben nicht beschränken lassen.

Pluto.

Digitized by Google

Der erste Leitartikel über Bismarck.

Nicht den Eintritt ins achtzigste Lebensjahr nur und die siebenzigste Wiederkehr des elften Aprils, an dem die Basis seines häuslichen Glückes geboren wurde, kann Fürst Bismarck in diesen Tagen feiern, sondern auch ein so zu sagen politisches Jubiläum: vierzig Jahre sind eben vergangen, seit er in den Preußischen Staatsrath berufen wurde. Er schrieb damals an Gerlach: „Meine Frau fragt mich, was eigentlich der Staatsrath sei; ich schrieb ihr: die Quintessenz aller der Thorheit und Bosheit, die man in Preußen unter dem Worte ‚Geheimrath' versteht. Sie sehen, daß ich mir keine Illusion über diesen Senat mache." Immerhin wars der erste Schritt zur Leitung der preußischen Staatsgeschäfte, und da zu den anderen Feiern auch die Erinnerung an die vor drei Jahrzehnten begonnene erste große politische Aktion sich gesellt, ists vielleicht erlaubt, auch am Schluß hier noch einmal von dem Manne in Friedrichsruh zu reden und den ersten Leitartikel auszugraben, der seiner Bedeutung gerecht wurde. Er erschien im Journal des Débats vom 14. Juni 1862 und lautete also:

„Der neue Gesandte, der vom König von Preußen dazu ausersehen ist, den Grafen Pourtales abzulösen, ist am 29. Mai in Paris eingetroffen und hat am ersten Juni dem Kaiser sein Beglaubigungsschreiben überreicht. Als der Gesandte Berlin verließ, war seine Ernennung erst wenige Tage bekannt, obgleich sein Name unmittelbar nach dem Eintreten der Vakanz als der dem König genehmste genannt worden war. Herr von Bismarck-Schönhausen hat sich also mit seiner Reise hierher sehr beeilt; und diese Eile ist ein günstiges Vorzeichen, denn sie beweist, daß die preußische Regirung Werth darauf gelegt hat, im Augenblick der Wiedereröffnung des Landtages auch ihre diplomatischen Beziehungen zu Frankreich wieder zu ordnen und in eine freundliche Verbindung mit dem benachbarten Kaiserreiche zu treten.

Herr Otto von Bismarck ist noch jung, er ist im April 1815 in Schönhausen an der Elbe geboren und 1851 in die diplomatische Laufbahn eingetreten. Er wurde damals sofort auf den speziellen Wunsch des Königs Friedrich Wilhelms des Vierten zum Bundestagsgesandten in Frankfurt ernannt und damit auf einen Posten gestellt, der immer schwierig, immer umworben, damals aber ganz besonders schwer auszufüllen war, weil es sich dort darum handelte, die Ereignisse, deren Schauplatz Deutschland eben gewesen war, im Interesse Preußens auszunützen. Diesen Posten konnte nur ein Mann ausfüllen, der durch seine Herkunft, seinen Charakter und seine Vergangenheit allen Denen ein unbegrenztes Vertrauen einflößte, die aufrichtig die Wiederherstellung der sittlichen und materiellen Ordnung im Deutschen Bunde wünschten; ein Mann, der klar genug sah, um in den verwickelten Interessen Preußens sich zurecht zu finden, der billig genug dachte, um jedem Staat — und sogar Oesterreich — im Bundestag seinen legitimen Einfluß zu wahren, und der doch die nöthige Energie besaß, um die größeren Staaten an einer Ueberschreitung der ihnen von der Verfassung des Bundestages gezogenen Grenzen zu hindern. König Friedrich Wilhelm kannte seine Leute, er zeichnete Herrn von Bismarck, der seit vier Jahren in der zweiten preußischen Kammer saß und dort eine beachtete Stellung erworben hatte, besonders aus und er schickte ihn nach Frankfurt, weil er in ihm das Zeug zu einem Diplomaten ersten Ranges zu finden glaubte.

In manchen wichtigen Punkten unterschied Herr von Bismarck sich sehr

Digitized by Google

deutlich von seinen Kollegen. Er bekannte sich offen zum Konstitutionalismus und meinte, da der König doch einmal genöthigt gewesen sei, eine Verfassung zu geben, müsse man diese Verfassung auch uneingeschränkt hinnehmen und sie in Freiheit sich entwickeln lassen, — soweit damit nicht die Autorität und die Prärogative der Krone und die Grundbedingungen der preußischen Macht und Größe in Frage gestellt würden. Auch über Oesterreich hatte er eigene Gedanken; er sah in diesem Staat den Antagonisten Preußens und fand durch die überragende Großmachtstellung Oesterreichs Deutschland bedroht, — um so mehr, als der deutsche Besitz nur einen kleinen Theil des österreichischen Staates bildet und dieser Staat daher ganz andere Interessen als Deutschland — und oft diesen geradezu entgegengesetzte — hat. Im Uebrigen empfand er für keine europäische Macht eine grundsätzliche Sympathie oder Antipathie und gab immer der Meinung Ausdruck, Preußen müsse seine volle Freiheit und Unabhängigkeit bewahren, um im gegebenen Falle mit Allen politische Geschäfte machen zu können, mit Frankreich, England, Rußland, sogar mit Oesterreich.

Sieben Jahre lang hat Herr von Bismarck mit Ehren die harte Schule in Frankfurt besucht, wo er unter den schwierigsten Verhältnissen — und namentlich auch während des Krimkrieges — die preußischen Ansprüche zu vertreten hatte. Keine Komplikation blieb ihm erspart, denn Preußen mußte sich gleichzeitig gegen Rußlands drängendes Werben, gegen die mehr oder minder offen ausgesprochenen Wünsche Frankreichs und Englands und gegen die arglistigen Zumuthungen Oesterreichs zur Wehr setzen, das bei jeder Gelegenheit den preußischen Einfluß im Bundestage zu schwächen suchte.

Im März 1859 wurde Herr von Bismarck nach Petersburg geschickt, wo er einen großen Erfolg hatte, weil es ihm gelang, zugleich die Achtung und das Vertrauen des Kaisers Alexander und seines Ministers, des Fürsten Gortschakow, zu gewinnen. Nun ist Herr von Bismarck in Paris . . .

Abgesehen von der Persönlichkeit des Gesandten, geben auch die besonderen Umstände seiner Ernennung eine ungewöhnliche Bedeutung. Wie viele und wie wichtige Fragen harren gerade jetzt der Beantwortung! Frankreich ist zum politischen Centrum Europas, fast möchte man sagen: der Welt, geworden und Preußen ist durch seine Stellung und seine bewährte Eigenart berufen, an der Lösung dieser gewichtigen Probleme einen erheblichen Antheil zu nehmen. Alle, die Herrn von Bismarck kennen, sind überzeugt, daß er seiner großen Aufgabe gewachsen sein wird, daß die Interessen Preußens nicht geeigneteren Händen anvertraut werden konnten, daß er von versöhnlicher Gesinnung erfüllt ist und geistige Klarheit und ein ungetrübtes Urtheil besitzt. Besonders rühmt man seine loyale Aufrichtigkeit, seine Abneigung gegen alle Hinterhaltigkeit und gegen die kleinlichen Künste der Intrigue. Er verabscheut die Doppelzüngigkeit, die man so oft manchen deutschen Kabineten vorzuwerfen hatte, und er besitzt alle Eigenschaften, um auch in Paris den Erfolg zu finden, den er in Petersburg und in Frankfurt an seine Thätigkeit zu fesseln gewußt hat."

Ist es noch nöthig, zu sagen, daß dieser Artikel, obwohl er vom ständigen Redakteur mit seinem Namen unterzeichnet war, von fast allen preußischen Blättern grausam verhöhnt und daß als Verfasser ziemlich unverblümt Herr von Bismarck selbst bezeichnet wurde, weil nur er von seiner Bedeutung überzeugt sein könne? Gewiß nicht; denn dieser liebliche Brauch hat in den vierzig größten Jahren der deutschen Geschichte sich noch nicht verändert.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06708 6333

Digitized by Google

Digitized by Google